Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 3. Octbr.	Inhalt: Ostern in Rom. 1. Im Collegium. 2. Pater Lorenzo. 3. Miserere. — Königsberger Männer. — Briefwechsel und Tagebuch: Aus Berlin. — Deutsche Verschwiegenheit. — Frau von Stein. — Berthold Auerbach. — Theater in Berlin.	2ter Band. 14. Lieferung.

Vorwort.

Dieser mein neuer Versuch zur Leitung einer deutschen Zeitschrift entspringt aus der Überzeugung daß Blätter der Art, die man belletristische zu nennen pflegt, noch immer ein Bedürfniß sind. Sie finden Zutritt zur Gesellschaft, zur Familie; sie eröffnen sich Kreise in welche das politische Blatt trotz seinem Feuilleton nicht dringt; sie würden zum wenigsten nachhelfen müssen, wenn wir die Politik lediglich für die locomotive Kraft unsres Zeitalters hielten. Gönner und Freunde, die mich früher acht Jahre lang in der Leitung der »Zeitung für die elegante Welt« unterstützten, haben mir bereits für die »Europa« ihre Betheiligung zugesagt.

Deutschland ist seitdem ein anderes geworden; die literarische Debatte ist von der politischen wie von der religiösen fast verdrängt; belletristische, zu deutsch: schönttraurige Gemüther klagen über die Verwüstung auf dem »reinen« Gebiet des Schönen. Als wenn dies Gebiet jemals so ganz »rein«, will sagen der Entwickelung der Nation entlegen gewesen wäre! Diese Furcht ist mindestens kränklich. Die Literatur wird nur reicher je mehr sie im Schooß des lebendigen Lebens nistet. Selbstständig, sich selbst Zweck war sie nie; sie kann nur wollen was die Nation will.

Politik und Theologie sind freilich keineswegs die Felder auf die ich meine Leser führe; aber die Betheiligung der Gesellschaft an den allgemeinen Fragen der Zeit kann vom Gebiet einer Zeitschrift, die sich eine Chronik der gebildeten Welt nennt, nicht ausgeschlossen sein. Eben diese Betheiligung der Gesellschaft an der Welt, ihre Fähigkeit und Unfähigkeit dazu, mithin eine Kritik unserer alten Bildung und unserer jungen Kräfte die uns Bahnen für die Zukunft eröffnen möchten, wird uns hier beschäftigen. Stille Zufluchtsstätten gibt es nicht mehr für Literatur und Kunst, selbst der Heerd der Familie ist nicht um deswillen sicher, wenn man sich hinter ihn flüchtet; nur der Vogel Strauß hält sich für gedeckt, wenn er den Kopf ins Gebüsch steckt und meint nicht gesehen zu werden, wenn er selbst nicht sieht. Es gibt keine Vollwerke mehr gegen die Macht der Öffentlichkeit und der Gemeinsamkeit Aller mit Allen. Es gibt keine Treibhäuser mehr für Künste und Wissenschaften, schon ihre Blüthen suchen nach dem Thau vom allgemeinen Himmel, ihre Früchte reifen nur an der Sonne die Allen gemein ist. Die Literatur darf nicht populär, darf nicht exclusiv sein wollen, die Sache der Nation ist ihre Sache.

Neben novellistische Darstellungen wird sich in unserem Blatte vor allem die Skizze stellen die uns deutsches Land und Volk schildert. Der Deutsche ist noch sehr fremd in seiner Heimath; es ist noch jeden Tag möglich Entdeckungsreisen unter uns zu machen; wir kennen noch zu wenig unsere Tugenden und unsere Gebrechen, und wenn plötzlich an ferner Grenze ein Brudervolk seine Hand nach uns ausstreckt, so wissen wir diese Hand oft nicht zu fassen, zu drücken, verstehen die Bewegung nicht, wissen nicht wie tief sie greift, wie lange schon dies Feuer unter der Asche glimmt. Schilderung deutscher Stämme und Länder, deutscher Städte und Menschen, finden wir die Kräfte dafür, wird in unserem Blatte vorzugsweise gepflegt werden. Womit nicht gesagt ist, daß wir den übernommenen Titel dieser Wochenschrift nur dem Namen nach fortführen wollen. Den Deutschen ist soviel von Rom, von Frankreich überkommen, daß wir uns in Europa zurecht finden müssen, schon um die Quellen unserer verworrenen Entwickelung zu kennen. Wächter sind der deutschen Presse so heute wie vor zehn Jahren als ich zuerst die Leitung eines Blattes übernahm, hinreichlich gestellt, Wächter voll Mißtrauen und scheeler Sorge, die das ernten was sie säen. Wir können das Unkraut der Zwietracht das sich immer wieder von selber säet, den in Deutschland wuchernden Argwohn Aller gegen Alle, der dadurch verschuldet wird, nicht ausjäten; wir wollen nur daran arbeiten, daß trotzdem mitten hindurch die Sache der Nation gedeiht.

Während ich von ungefähr dem Gedanken an Gründung eines Blattes von solchem Inhalt nachhing, reifte im Verleger, Hrn. Georg Wigand, fast gleichzeitig ein ähnlicher Plan. Wir waren uns auf halbem Wege entgegengekommen als das Anerbieten zum Ankauf der »Europa« uns schnell zusammenführte. Wir bitten um der guten Sache willen das Publicum, in diesem Bunde der Dritte sein zu wollen. Mit der typographischen Änderung die wir uns schon mitten im Jahrgang erlauben, wird der Leser zufrieden sein, da ihm damit in jeder Wochenlieferung ein Viertheil mehr Text als bisher gegeben wird. Außerdem haben wir den ursprünglichen Titel des Journals, dessen Abänderung wohl nur äußerliche Beweggründe hatte, wiederhergestellt.

Dölitz bei Leipzig, d. 29. September 1846. **Dr. F. Gustav Kühne.**

Ostern in Rom.

Nach den Papieren eines Novizen der Gesellschaft Jesu. Aus den Funfzigern des vorigen Jahrhunderts.

1.
Im Collegium.

So hält mich denn die ewige Roma mit ihren Mauern umschlossen und ich sitze hier im Mittelpunkte des Christenthums. Das ist die Stadt der sieben Hügel und der sieben Könige, dieselbe, die das Königthum schuf und absetzte, der Sitz jener kriegerischen Republik, deren siegreiche Adler über den Erdkreis flatterten. Hat dies Rom ein unsterbliches Leben? Dem Adler folgte die Tiara. Als das Schwert nicht mehr die Welt bezwang, erfand sich Rom das Wort des Priesters und die Barbaren beugten sich auch dieser Herrschaft. Die germanischen Kaiser stiegen mit rasselndem Harnisch über die Alpen, sie legten die kriegerischen Bürgerstädte der Lombardei in Asche, sie stürzten Reiche und Staaten, vernichteten ganze Geschlechter, schlachteten in ihrer Wuth ganze Völker hin, und wenn diese Löwen vor den Statthalter Gottes traten, warfen sie sich in den Staub und fügten sich wie Lämmer zahm und scheu dem Zügel des Priesters. Dies Rom hat seine geheimnißvollen Zaubergaben. Aus Schutt und Asche hat es immerdar ein neues Leben entfaltet; selbst seine Ruinen hat es um sich her wie Trophäen aufgestellt. — Vor Staunen bin ich noch nicht zur Bewunderung gekommen. Es beschleicht mich zugleich ein leises Grauen; mir ist, als fühlte ich unter dem Glanz der obern Erdschicht den Athemzug der unten beigesetzten Leichen. Jedes Jahrhundert der Menschheit ist hier als Mumie eingesargt; mir schaudert vor den neben und untereinander aufgeschichteten Reichthümern in diesem »Mittelpunkt der Welt.« Ich finde ein Geschlecht, das sinnlos mit diesen Schätzen spielt. Wenn sie wüßten, auf welchem Moder die Früchte wuchsen, an deren Pracht ihr Stolz sich weidet, sie würden vor Wehmuth zusammensinken, in ihrem Nichts verschwinden.

Gestern hielt ein Kapuziner vom Berge Carmel vor meinem Fenster eine Rede an's Volk; er beschwor die gutmüthige Menge beim Blut des Erlösers und sammelte dann Almosen. Betet vielleicht das christliche Rom zu einer Juno Moneta so gut wie das heidnische? Der Stein, der dem Kapuziner zur Kanzel diente, war ein Säulenstumpf vom Tempel der Minerva. Wo Pompejus der Minerva opferte, steht jetzt eine Madonna, zu der das Volk wallfahrtet, weil sie Glücksgüter und Verstand gibt. Die alten Götter gehen hier Hand in Hand mit den christlichen Heiligen. Jener marmornen Santa Maria sopra Minerva sind die Füße durch vieles Küssen so abgenutzt, daß man der Bildsäule neue Überschuhe von Metall machen ließ. Auch der heilige Petrus von Erz mußte schon mehrmals vorgeschuht werden und man weiß, daß sein metallines Fußgestell ein heidnisches Meisterstück, vielleicht das Postament zu einem Jupiter war. Die drei Gestalten in der Sakristei der Paulskirche waren ehedem drei antike Grazien. Aus dem Antlitz der Mutter Gottes in San Loretto, die so viel Wunder thut, blicken, wie die Kenner mir zuflüstern, Züge eines heidnischen Venusbildes hervor. — Ich zittere, indem ich das denke und finde mich nicht mehr aus dem Gewirr heraus. Habt Ihr Euch vielleicht die Religion Jesu nur zu einer neuen Fortuna Publica gemacht? Ist die alte Göttin Roma, die weltbeherrschende, noch immer Eure oberste Gottheit und habt Ihr immer noch Eueren Jupiter Capitolinus? Ja, Ihr habt noch etwas von den alten Römern; die Macht ist Euer Abgott, die Herrschbegier Eure vornehmste Virtus und die Völker der Erde sollen noch immer Eure Sklaven sein. Rom ist ewig, denn es lebt noch der alte Olymp!

Meine Gedanken kriechen scheu in den Winkel meiner Seele zurück. »Nicht Alles für Alle!« ist der

Grundsatz meines Ordens. Auch bin ich niemand Rechenschaft von meinen Empfindungen schuldig, niemand als Gott. Begrabt euch also, Gefühle, in dieser meiner Brust! —

Das Profeßhaus Gran Gesu, in dessen Seitenflügel ich wohne, ist ein Gebäude von überhäufter, geschmackloser Pracht. Es rührt aus dem letzten Jahrhundert her, wo man den römischen, schon an sich mit schweren Ornamenten beladenen Styl noch mit Blumen und Guirlanden überdeckte. Wie ein Zeitalter denkt, so bauen und bilden seine Künstler. Was der Orden jetzt aufführt, verräth die gesuchte Absicht, jene finstere Strenge des mönchischen Dienstes hinter lockenden Prunk zu verstecken. Da ist keine Säule, der nicht die Aufgabe, das Gebälk zu tragen, durch zierliche Rosenketten erleichtert wird, kein Architrav, dessen Schwere nicht durch allerlei in Stein gehauene fliegende Vogelgruppen den Anschein der Leichtigkeit erhalten sollte. Jene einfache Größe, jene gesunde Kraft, jene offene Einfalt, die Tugenden des alten heidnischen Roms, hat das christliche Rom von heute verlernt!

Im Mittelstück des Gebäudes wohnen die Professen, die Väter von vier Gelübden, die den eigentlichen Kern der Gesellschaft Jesu bilden. Zweck und Ziel des Ordens ist nur ihnen bewußt und auch unter ihnen ist nur eine geringe Anzahl in die geheimen Maximen eingeweiht. Daß der Zweck die Mittel heiligt, hat wohl noch keiner von jenen Vätern eingestanden, welche an die unteren Brüder die monita secreta erlassen. Im unteren Stock des Hauses wohnen die Scholastici approbati, die den Unterricht ertheilen. Der lange Flügel, der den Garten durchschneidet, enthält die Hörsäle, zu denen ich unbedingten Zutritt habe, und die Zellen der rothgekleideten Novizen. Diese stehen unter geistlichen Coadjutoren, welche als Priester die drei gewöhnlichen Gelübde: Gehorsam, Armuth, Keuschheit, abgelegt haben. Den eigentlichen Stamm der Gesellschaft bilden, wie gesagt, nur die Väter von vier Gelübden. Ich habe noch nicht ergründen können, welches dieses vierte Gelübde sei. Der Überlieferung nach ist es eine unbedingte Ergebung in den Willen des heiligen Vaters. Aber nach Allem was ich höre und mir enträthsele, kann der heilige Vater nicht mehr auf den unbedingten Gehorsam des Ordens zählen, wenigstens nicht Benedict XIV. Die Gesellschaft Jesu scheint aufhören zu wollen, die Soldateska des Statthalters Christi zu sein. Das vierte Gelübde scheint der General des Ordens nach seiner Einsicht umzugestalten. Besteht es vielleicht für die Eingeweihten in der Erlaubniß, sich mit der Aufklärung des Jahrhunderts zu verbrüdern? Von den andern Orden der römischen Christenheit fühlt eben nur die Gesellschaft Jesu das Bedürfniß, die fortschreitende Bildung der Völker nicht aus der Hand zu geben, den Geist eines neuen Jahrhunderts sich nicht selbst zu überlassen. Dann muß ich denken, Pater Eusebio, mein Jugendlehrer der mich aufnahm, sei ein Jesuit des vierten Gelübdes. Man will sogar wissen, dieser feine, milde, kluge Mann nähme Theil an den Versammlungen jener Freimaurer in Genua und Turin, welche an einem unsichtbaren Tempel für die gesammte Menschheit arbeiten. Ich weiß nicht: wird ihm das ausnahmsweise gestattet, oder faßt der Orden absichtlich im Stillen Fuß in den Bestrebungen aufgeklärter Köpfe?

Zu welcher Klasse des Ordens ich selbst mich zählen soll, ist wohl noch unbestimmt. Die weltlichen Coadjutoren, die sämmtlich Laien sind, theilen sich in Adjunkte, die im Seitenflügel des Profeßhauses wohnen und in Affiliirte, die zerstreut in der Welt leben, ohne daß man weiß, ob und wie sie zur Gesellschaft gehören. Einige sind wie Zugvögel, gehen ab und zu, bald in weltlicher, bald in geistlicher Tracht. Alle diese heißen Jesuiten von der kurzen Robe und haben nur nach dem Maaß ihrer Verdienste Theil an den geistlichen Gnaden des Ordens. Zu diesen Gnaden gehört außer der Vergebung der Sünden und der Zusicherung der ewigen Seligkeit, Unterstützung und Beförderung weltlicher Macht. Das Gelübde des Gehorsams gegen den Obern, der sie aufgenommen hat, müssen auch diese unbekannten und unsichtbaren Hülfstruppen ablegen. — Mich regiert der Wille meines Lehrers, der da weiß, daß ich unfähig bin, den Instinkt meiner Seele zu verläugnen.

Mein Empfang im Profeßhause »zum großen Jesus« glich einem Feste. Das Bewußtsein meines zweifelhaften Verdienstes um den Gewinn einer Seele drückte mich zu Boden; während man mich als einen Sodalen begrüßte, der seine Laufbahn »zur größern Ehre Gottes« glorreich eröffnet habe. Im großen Saale empfing mich der Vicar des Generals, umgeben von sämmtlichen Professen des Hauses. Scholaren standen im Hintergrunde, der Chor sang Danklieder zur Orgel. Wer noch überrascht und hingerissen sein kann, für den muß jede feierliche Aufnahme in eine große Gemeinschaft eine Erhebung sein. Wer sein Lebensglück, den Inbegriff seiner liebsten Wünsche auf

dem Altar des Schicksals dargebracht hat, kennt bei solcher Feier nur das Gefühl beschämender Demuth. Die Ceremonie bei meiner Aufnahme schien ohnedies Allen sehr geläufig. Die Frömmigkeit ist zur bloßen Sitte, der Dienst des gläubigen Gemüthes zu einer gedankenlosen Gewohnheit geworden. Was mich in die Gemeinschaft mit dem Orden treibt, weiß hier vielleicht Niemand. So überkömmt den Menschen Alles nur als Überlieferung von außen; der Sinn und die geheime Wahrheit der Tradition bleibt ihnen fremd. Das blasse Antlitz des leidenden Erlösers sah vom Altar wehmüthig lächelnd auf mich herab, als sie mich umringten und der Chor ein Loblied der Mutter Maria sang.

Der Flügel des Hauses, in dem ich wohne, heißt unter dem Volke in Rom der Palast der Eccellenzen. Er ist von dem eigentlichen Collegium durch hohe Mauern geschieden. Schöne weite Hallen bieten hier allen Luxus der Weltlichkeit; die anstoßenden Gärten, in französischem Styl mit steilen Taxuswänden, haben auch ihre lauschigen Boskets, in deren schattigem Dunkel lachende Nymphen von weißem Marmor die Gedanken an das alte heidnische Rom erwecken. Man ging sonst in einen Orden, um die Welt und ihre Reize von sich abzuthun. Man geißelte sich im härenen Gewande, trat man in seine einsame Zelle, in die durch das gewölbte Bogenfenster nur das Auge Gottes auf den Büßer herniedersah. War ein Schuldbewußtsein der Beweggrund, das Kloster zu suchen, dann mochte der mit der Welt zerfallene Geist die geweihte Stille wie eine Wohlthat begrüßen. — Die strenge Zucht scheint die Gesellschaft Jesu nur ihren eigentlichen Zöglingen vorzubehalten, in denen sie sich von Jugend auf willenlose Werkzeuge heranbildet. Unter den rothgekleideten Scholaren sehe ich bleiche Gestalten dumpf und still herumwanken; sie haben die Welt abgeschworen ohne sie zu kennen, sie thun Buße ohne Reue, sie tragen den Stempel der Knechtschaft auf ihrer Stirn. Aber die Gesellschaft Jesu braucht auch gewandte Weltleute, verschmitzte Cavaliere, geschmeidige Talente, die der Welt die Herrschaft des geistlichen Willens in nicht so abschreckender Gestalt zur Erscheinung bringen. Die Gesellschaft hat auch die Wissenschaften in ihren Dienst genommen; die Benedictiner sind nicht mehr die alleinigen Träger der katholischen Gelehrsamkeit. Die Zungen aller Völker tönen in unseren Hörsälen, alle Nationen haben in der Anstalt ihre Vertreter und die Propaganda des Glaubens wählt aus dem Collegium ihre tauglichsten Organe. Ich denke, ich werde, wo nicht in göttlichen Dingen, doch in menschlicher Kenntniß um Vieles bereichert aus diesem großen Erziehungshause hervorgehen.

Es hat mich überrascht, daß selbst mein weltlicher Titel mir in die Anstalt gefolgt ist. Den Leuten in meiner Heimath hieß ich in meiner halbgeistlichen Tracht Domine. Hier bin ich wieder zum Signor geworden und die Cavaliere, die mit mir im Hause der Eccellenzen wohnen, haben in der That wenig Anstrich von geistlichen Herren. Der neue Anbau des Hauses hat nach einer Seitenstraße seine Eingänge. Dort rollen die Equipagen bis Mitternacht auf und ab. In den Höfen tummeln geschickte Reiter ihre Pferde, die Vorsäle wimmeln von galonirten Dienern, auf der Terrasse empfängt man Gesellschaften, wo sich auch Damen hoher Abkunft einfinden. Man lebt hier wie in einem glänzenden Hotel, und der Name meiner Familie hat mir einige Besuche zugezogen, die ich aus Anstand erwiedern mußte. Ich finde hier junge Cavaliere, die vielleicht später als Diplomaten in der Politik glänzen wollen und es scheint mir, als ob die Collegien des Ordens die Absicht hätten die alten Universitäten zu verdunkeln, indem sie junge Nobili für die Welt bilden. Ich werde schwerlich unter diesen einen Genossen finden. Weit mehr zieht es mich zu den eigentlichen Scholaren der Anstalt hin, welche drüben im Profeßhause in um so strengerer Zucht für den schweren Dienst der Missionen heranreifen. Aus den blassen Gesichtern blitzt hier und da ein dunkles, feuriges Auge auf, das sich rasch wieder in seine Höhle verkriecht. Aber die Scheidewand der Stände trennt mich von ihnen, denn ich gehöre hier zu den Eccellenzen.

2.
Pater Lorenzo.

Der Generalvicar des Ordens empfing mich in seinem Privatzimmer zu einer besondern Audienz. Ich sprach ihm meine Verwunderung aus, daß der Orden den Unterschied der Stände auch innerhalb dieser Mauern so streng anerkenne. Ich habe es, sagte ich ihm ohne Scheu, für einen Grundpfeiler des großen Gebäudes der Kirche gehalten, daß auf ihrem Gebiet der Sohn des Fürsten nur eben so sehr wie der Sohn des Hirten sich die Berechtigung zu einer Würde erringt, wie jener Sixtus lediglich kraft seines Geistes sich bis zur höchsten Staffel hinaufarbeitete und mit der Tiara das Haupt bedeckte, das in einer Hütte das Licht der Welt erblickt hatte. Dem weltlichen Herkom-

men, der Rangordnung des feudalen Kastenwesens gegenüber eröffnet die Kirche, dünkt mich, diese Laufbahn, auf welcher nur die geistige Befähigung gilt. Es lag eine Demokratie in dieser Nichtanerkennung der weltlichen Ordnung. Erkennt der Orden diese Anwartschaft Aller zu den höchsten Würden nicht an? Mich dünkt, die Priesterschaft der heiligen Kirche mußte blühend sein, so lange sie sich aus dem Kern des Volkes mit immer frischer Kraft ergänzte!

Der Generalvicar sah mich mit einem Blicke an, der mehr Unwillen, mir antworten zu müssen, als Befremden über meine Aeußerung verrieth. Er wußte im Augenblick nicht, ob es bequemer sei, über diese Weisheit eines Neulings geheimnißvoll zu lächeln als sie einer ernsthaften Erwiederung zu würdigen. In seiner Unsicherheit verrieth sich, wie wenig er mich kannte; ich entnahm auch daraus meine zweifelhafte Stellung zu den Lehren und Maximen des Ordens.

Pater Lorenzo scheint mir ein Mann in den mittleren Jahren, gehört aber wohl zu denjenigen Menschen, die nie altern, weil sie nie jung waren. Hager und dürr wie sie sind, immer voll Bedürfniß und Begierde ohne eine Sättigung zu kennen, scheinen sie in der That alt auf die Welt gekommen zu sein, weil ein scharfer, ätzender Wille, dem sie sich und die Welt unterwerfen, alle Behaglichkeit eines Wohlgefühls in ihnen verscheucht. Es ist nicht gestattet, Menschen- und Thierwelt zum Vergleich nebeneinander zu halten; sonst würde diese Klasse vernunftbegabter Wesen am meisten von der Natur jenes Thieres der Wüste verrathen, dem ein unersättlicher Heißhunger eigen ist. Habgier und Herrschsucht haben in der Menschenwelt die gleiche Unersättlichkeit. Sie graben nach Schätzen, die sie nicht genießen, sie sind unfähig, Speise und Trank, leiblich wie geistig, wohlthätig in Saft und Blut zu verwandeln. Der Besitz macht sie nicht glücklich, er stachelt sie nur zu neuen Erwerbungen und dieser Drang ist zerstörender Art. Sie sammeln und ordnen nicht, sie zermalmen und verwüsten nur. Ihre angeborene Wildheit würde keine Schranken kennen, wenn nicht zugleich ein geschulter und durchgebildeter Verstand sie bändigte. Der Pater Vicar gehörte zu den Unersättlichen, die kein erfüllter Wunsch befriedigt, kein Glück überrascht, denen der dürre Verstand immer neue Ziele steckt und deren Wissensdurst zugleich Hand in Hand geht mit einer verzehrenden Gier nach den materiellen Schätzen der Welt*). Lorenzo leitete damals bei der Krankheit seines Vorgängers als dessen Stellvertreter den großen geistlichen Staat der Gesellschaft. Die Assistenten des Ordens für Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien und Portugal waren ihm zur Seite gesetzt, aber er war im Grunde seit lange schon unumschränkter Monarch. Diese Monarchie der Jesuiten mit ihren 22,000 Unterthanen war damals im Stande, selbst bedeutenden Staaten mit bewaffneter Hand gegenüber zu treten. Paraguay, eine Republik die der Orden ganz nach seiner Willkür leitete, offenbarte plötzlich dessen gefahrdrohende weltliche Macht. Vor Kurzem hatte Spanien in Folge eines Tauschvertrages einen Strich dieses Landes an Portugal abtreten wollen; die Provinz widersetzte sich mit den Waffen in der Hand und zum Staunen der Welt trat der Orden plötzlich als politische Macht auf und überraschte durch das Schauspiel eines glänzend geführten Krieges. Dem Orden ist so Vieles geglückt, daß er für seine Herrschsucht die Maske der Klugheit nicht mehr nöthig zu haben glaubt. — Mich dünkt, in Pater Lorenzo's Zügen spiegelt sich dieser Verstand, der plötzlich im Gefühl langgewohnter Sicherheit die Stätigkeit seiner Berechnungen aufgibt und aus Übermuth ein tollkühnes Spiel wagt. Dieser Mann sah aus als habe die Klugheit nicht mehr nöthig, die wilde Gier nach Beute zu zügeln; das Glück hatte ihn so verwöhnt, daß er an die Richtigkeit seiner Berechnungen felsenfest glaubte; für ihn und den Orden schien der Augenblick nahe zu sein, wo man ertrotzen wollte, was man bisher mühsam und heimlich nach tausendfältigen Erwägungen und mit allen Künsten geschmeidiger Fügsamkeit errungen. Lorenzo Ricci gehörte seiner Geburt nach zu den Menschen aus der untern Sphäre, die mit der Kraft eines eisernen Willens keine Anstrengung scheuten, um den Gipfelpunkt der Macht zu erreichen und nach dem Augenblick dürsten, wo sie sicher genug sind, um Trotz und Anmaßung zu entwickeln. Sein Gesicht war ein Widerstreit von Klugheit und gewaltsamem Trotz; in den struppigen Augenbrauen, die fast zusammengewachsen ineinanderliefen, verrieth sich die Kraft der starken Ausdauer; sein Blick war scharf und kalt, durchdringend und besonnen, er ließ auf Enthaltsamkeit und auf Beherrschung seiner Lieblingswünsche schließen; aber die zusammengedrückte niedere Stirn mit ihren mühsamen Gedankenfalten erwies sich nicht als ein Sitz jener höheren Weisheit, die zugleich frei und harmlos macht. Die aufgeworfene Unterlippe und die unteren Muskeln des Gesichts ließen fürchten, er scheue zur Erreichung seiner Zwecke auch

*) Die Geschichte kennt ihn als den letzten General des Ordens vor dessen Aufhebung durch Clemens Ganganelli.

die härtesten Mittel nicht. So scharf, fest und sicher der Blick seines Auges und seines Verstandes schien, so beschränkt war vielleicht der Kreis seiner Empfindungen, und so war es möglich daß das Gefühl der Sicherheit, das auf plumpen Voraussetzungen beruhte, ihn um die Früchte seiner besten Berechnungen brachte. Die Schlauheit des berechnenden Verstandes sollte es nie verschmähen auch bei der Güte des rücksichtsvollen Herzens in die Schule zu gehen, um jene höhere Klugheit zu lernen, die auch die Forderungen des Gemüthes, wo nicht bei sich, doch bei Andern, mit in Anschlag bringt. Pater Lorenzo machte mir je länger ich mit ihm verkehrte, desto mehr den Eindruck eines Wandrers der an die geebnete, wenn auch steinichte Straße gewöhnt, plötzlich zur Abkürzung des Weges einen Waldpfad einschlägt. Dieser Pfad verläuft sich immer tiefer in's Dickicht. Die Berechnung ihn zu wählen war richtig, weil er das Ziel in gerader Linie trifft; aber er ist seit lange nicht mehr betreten, das Gestrüpp hat ihn überwuchert. Der Wandersmann tritt mit scharfem Fuß die Hindernisse nieder, er schlägt sich mit beiden Armen durch, aber das Dickicht wird immer verstrickter und die Ruthen der Gesträuche zerfleischen sein Gesicht. Mit der Verwundung wächst sein Eifer vorzudringen bis ihn ein störriger Ast, dessen Splitter seinen Schädel treffen, plötzlich zu Boden wirft. — In den Zügen seines Angesichtes stand diese Klugheit geschrieben die mit ihrem starken Eigensinn sich plötzlich in ihr Gegentheil verwandelt. Es schien als habe Lorenzo die Bedürfnisse der Menschen auf die er doch rechnete, nicht gekannt. In seiner ganzen Haltung war dieser plötzliche Wechsel ersichtlich. Wie weiland Papst Sixtus hatte er gebückten Ganges sein Ziel erreichen wollen; aber er hielt sich schon zu früh auf dem Gipfel der Macht, er warf zu früh die Krücke von sich, um seine Gestalt frei in die Höhe richten zu können; seine Klugheit endete in Anmaßung und Dünkel.

Dies stand in seinem Gesicht zu lesen, als er halb lächelnd, halb abweisend meine Verwunderung entgegennahm, daß der Orden den Unterschied der weltlichen Stände selbst innerhalb der Mauern des Collegiums anerkenne. Man bezwingt die Welt am leichtesten, sagte er, indem man ihr läßt was sie verlangt. Legt Ihr, Herr Graf, kein Gewicht auf den Genuß weltlicher Dinge, so werdet Ihr um so schneller unsern Zwecken zur Ehre Gottes entgegenreifen. Innerhalb unseres Ordens herrscht allein der Geist. Und brächte Jemand bei seinem förmlichen Eintritt in unsere Gesellschaft die Schätze eines Crösus zum Angebinde, er würde nicht um deshalb unter uns steigen. Die Person stirbt ab, sobald Du ein wirklicher Schüler Loyola's bist. Der Orden ist dann Deine Seele, Deine Ehre, Dein Verdienst und Deine Macht.

Das war nun freilich schon mehr als bloße Widerlegung meiner Vorwürfe; es war eine Andeutung, daß der Orden die Welt nicht mehr achte, sobald es ihm gelungen sie sich unterthan zu machen, daß er weltliche Schätze sehr gern in Empfang zu nehmen pflege, aber ohne dem Geber dafür Dank zu wissen. Andere fromme Brüderschaften, dacht' ich bei mir, ehren wenigstens das Andenken des Wohlthäters und lesen für sein Seelenwohl Messen.

Ihr sollt, fuhr Lorenzo fort, in unserer Gemeinschaft die Demokratie nicht vermissen, sobald es Euch, Graf La Torre, gefällt, Euern weltlichen Rang ganz mit einem geistlichen zu vertauschen. Erst nach mehreren Graden werdet Ihr das System unseres Ordens kennen lernen; nur wenn er das Alter des gekreuzigten Heilandes erreicht hat, wird der Jesuit Mitglied der inneren Gesellschaft und dann verschwindet für ihn die Welt mit ihrer selbstständigen Gültigkeit. Wir erkennen ihre Berechtigung nicht an, aber wir lassen ihr das Spiel, das sie mit sich selber treibt. Die römische Curie kennt Rücksichten gegen weltliche Hoheit, sie bevorzugt den fürstlich Geborenen und geht in ihrer Nachgiebigkeit so weit, selbst mit abtrünnigen Königen und Fürsten Verträge zu schließen. Das heißt die Welt und ihren Bestand nicht blos zulassen, sondern auch anerkennen. Zur Herrschaft in der Welt ist aber nur der Geist berufen. Der Geist geht in die Welt ein, aber nicht um sie sich selbst zu überlassen, sondern um sie sich unterthan zu machen. Das Christenthum von ehedem hatte eine Scheu vor dem Thun der Menschen; deshalb haben sich die Staaten eine Selbstständigkeit von der Kirche errungen und selbst die Wissenschaften glauben auf eigenen Füßen zu stehen. Diese Vorurtheile haben sich unter den Menschen festgesetzt und wir müssen sie so lange achten, bis Alles wieder im Dienste des Geistes ist. Wir gehen auf die Bedürfnisse der Völker ein, so lange sie diesen Schein einer angemaßten und gefährlichen Selbstständigkeit zur Schau tragen. Niemand erntet bevor er gesäet und der Halm will noch seine sorgfältige Pflege, bevor er reift. Die Welt muß erst wieder empfänglich gemacht werden für die Herrschaft des Geistes. Deshalb sind wir in unserer Thätigkeit so vielseitig und scheinbar so weltlich. Alles unter den Menschen beruht auf Vorurtheilen und diese muß man schonen, will man sie überwinden. Wir

haben in China am Hofe des Kaisers unsere Mathematiker, unsere Geographen, unsere Aerzte, selbst unsere Uhrmacher und Opiumdreher. Nachdem das Christenthum aufgehört hat wie eine Eule in den alten Höhlen zu nisten, darf es nicht mehr spröde sein, es muß eingehen in das Thun der Welt. Der Geist muß die Materie bearbeiten, will er sie beherrschen; deshalb, mein Freund, sitzen Mitglieder unseres Ordens bald am Ruder des Staates, bald sind Handel und Gewerbe in ihrer Hand. Wir haben in Westindien und Südamerika unsere merkantilen Staaten, wir haben an allen Ecken und Enden der Welt unsere Commanditen. Wir nennen sie unsere Missionen, aber sie sind für uns was die Colonien für das Mutterland sind, die Quellen unserer Macht. Zur Ehre Gottes, zur Herrschaft des Geistes auf Erden wird Alles verwendet. Ist es nicht wunderlich, daß die römische Curie zum Besten der Völker und Fürsten und zum Nachtheil der Kirche Gottes unsere Thätigkeit hemmen will? Die Bulle In mensa pastorum verbietet uns den Sclavenhandel und die Unterjochung der Wilden. Als ob sich die Kirche für zu vornehm halten dürfte, um sich mit der Welt zu befassen! Wir können nur herrschen, wenn wir den Mächtigen der Erde das Scepter aus der Hand entwinden und den Völkern die Quellen ihrer Wohlfahrt selbst eröffnen. Der Geist muß aufhören als Gespenst unter den Menschen zu wandeln; das Christenthum muß eingehen in das Fleisch der Welt, um es sich dienstbar zu machen!

Pater Lorenzo stand mit ausgebreiteten Armen vor mir, als wollte er sagen: siehe, das ist das große Reich unserer Entwürfe! Sein Auge blitzte mit der ganzen Verwegenheit eines übermüthigen Träumers. Es lag nichts Erhabenes im Gedanken dieser Herrschsucht; dieser Traum war nüchtern; und doch befiel mich die Furcht, ein Nachtwandler stehe vor mir und enthülle mir das ganze Gewebe qualvoller Begierden. Das war kein Christenthum mehr, das die Welt einem dunkeln Wahne opfert, kein Irrthum, der die Menschen flieht, um in der Wüste ein einsames Grab zu finden; das war mit allen seinen Schrecken der Geist der Unterwelt selber, der in den Eingeweiden der Erde nach Gold wühlt, nicht um es zu genießen, sondern weil er Niemanden den Genuß dieser Schätze gönnt.

Ich fand in meiner Betäubung kaum ein Wort der Erwiederung, als Lorenzo auf meine eigenen Angelegenheiten überging. Er machte mir das Anerbieten, in das Wohnhaus der Professen zu ziehen, wo ich, wie er sagte, klösterlicher leben könne. Ich äußerte ihm in kurzen Worten meine Zufriedenheit mit dem bisherigen Aufenthalt und bat nur um den ungehinderten Gebrauch der Bücher des Collegiums. Er gestattete mir willfährig die Benutzung der Bibliothek. Ich hatte neben meinen sprachlichen Studien mir die Bekanntschaft mit den Schriften der deutschen und französischen Ketzer eröffnet; ich hatte das lebhafte Verlangen, zu wissen wie weit die menschliche Forschung in der Deutung des göttlichen Wortes reichte. Lorenzo hatte kein Arg meinen Wünschen bereitwillig entgegen zu kommen; er war der Meinung, ich würde auf diesen Umwegen am sichersten in Erfahrung bringen, was der Welt noththäte und wie die Kirche Gottes auf Erden zur unumschränkten Herrschaft gelangen müsse. Alle Verordnungen der Ketzer, alle Abwege der Philosophie sind in der That unschuldig gegen das, was Lorenzo mir als sein Christenthum, ich meine als das System seines Ordens, erläuterte. Von dem Zwiespalt der Gesellschaft Jesu mit dem obersten Bischofe der Christenheit hatte ich früher schon gehört, aber es war mir neu, zu erfahren daß der Orden des Papstes beinahe entbehren zu können schien, um neben ihm, wo nicht gar über ihm eine selbstständige Macht zu behaupten.

3.

Miserere!

Dieser ganzen Welt um mich her ist der Geist Gottes abhanden gekommen. Wo sich Kraft und Selbstbewußtsein zeigt, da ist es die Gier nach äußerer Macht, die entweder ganz offen nach der Gewaltherrschaft strebt, oder heimlich Minen anlegt, um das Leben der Menschen zu unterwühlen. Alles Andere was in die Räder dieser Maschine nicht eingreift, ist todte Gedankenlosigkeit. Man sündigt ohne inneren Antrieb, man büßt es wieder ab ohne Reue. Auf die Fastenzeit folgt jetzt in Rom die Reihe kirchlicher Schauspiele. Sie erscheinen mir wie ein glänzender Rahmen, der keinen Inhalt mehr umschließt. Im Zeitalter der christlichen Begeisterung kam ein Raffael und malte seine göttlichen Gestalten in diese Rahmen hinein und die große Menge die Gott nicht sieht, nahm diese erleuchteten Werke der Kunst für seine sinnbildliche Erscheinung. Der Schein galt dann für das Wesen, aber der Schein hatte vom Wesen einen Abglanz seiner Herrlichkeit. Jetzt ist der Schein der Wahrheit keine Glorie mehr, er ist nur ein Aushülfemittel, denn dieses Zeitalter ist nüchtern geworden und doch nicht einfach und klar. Ein geheimes Grauen wandelt

mich an, daß ich so den Mittelpunkt der Christenheit finde. Ich möchte in den tiefsten Abgrund flüchten, um die Qual dieser Entdeckung loszuwerden. Entweder bin ich ein unglücklicher Träumer, oder diese ganze Welt um mich her ist nur ein lebloses Schattenspiel. Die Gestalten bewegen sich noch wie Menschen, aber sie sind seelenlose Maschinen, und wenn sie die kalten Hände nach mir ausstrecken, fahre ich entsetzt zurück.

Die heilige Woche ist angebrochen. Alle Mönchsorden und Pilgerschaften sind auf den Beinen und durchziehen in endlosen Processionen mit dumpfem Gemurmel die Straßen der Stadt. Wo sie vorüberkommen, stürzen die Leute aus den Häusern hervor, gaffen und schwatzen, knieen nieder, beten rasch ihren Rosenkranz ab und eilen zurück an ihr Gewerbe. Die Weiber und Buben folgen dem Zuge, für sie scheint die ganze Feierlichkeit ersonnen zu sein. Der Müßiggang ist hier sacrificirt, die Bettelei ein religiöses Geschäft; zur Andacht, die eine werkelmäßige Gewohnheit geworden ist, sucht man die trägen Sinne durch Prunk und Flitter aufzustacheln. Auch die Coquetterie mischt ihr Spiel in die alten Gebräuche und treibt in heiligen Lumpen allerlei Kurzweil. Auf Eseln ziehen ganze Haufen angeblich bußfertiger Frauen und Mädchen, von Mönchen geführt die Via flaminia entlang, halten dann vor der Piazza del popolo, werfen dort Schuh und Strümpfe ab und treten barfuß in die Kirche. Links und rechts machen Cavaliere Spalier und aus den Palästen der Nepoten des verstorbenen Papstes schaut die elegante Welt, mit Operngucken bewaffnet, scherzend und witzelnd auf die bußfertigen Schönen herab. — Das alte heidnische Rom war in seiner Sinnlichkeit naiv. Das christliche Rom hat die natürliche Einfalt verloren, ist aber umdeswillen nicht tugendhafter geworden. Auf den antiken Architraven steht noch zu lesen: Senatus Populusque Romanus. Aber dies S. P. Q. R. ist heutzutage wohl anders zu deuten. Sancte Pater Quid Rides? ruft der Witz des Pöbels. —

Und der heilige Vater? — Er schreibt zu viel und regiert zu wenig! lautet die Klage über ihn im Volke. Papst Benedict hat Akademien gestiftet, ließ einen Grad des Meridians messen, baute die Kirche San Marcellino nach seinem eignen Grundriß und veranstaltete eine Übersetzung der besten französischen und englischen Bücher. Er ist ein Mann von französischer Bildung; er hatte sich als Kardinal Lambertini zu Paris in den bureaux d'esprit der Dame Tencin gefallen. Es hatte für die Römer eine Zeit gegeben, wo sie ganz entzückt waren von Benedict's geistreichen Einfällen, die man sich Nachmittags im Gartensaale des Quirinal beim Glase Kaffee erzählte. Diese Zeiten sind längst vorüber; die Römer nennen ihren Herrn jetzt den guten Alten, weil er fromm und einfach lebt, oder sie schelten ihn mit spöttischem Bezug auf seine Vaterstadt »das gelehrte Bologna«, weil seine gelehrten Bücher so corpulent sind und einen Umfang haben wie die dicken, massiven Häuser der Grassa Bologna. Papst Benedict ist aber ein Mann der mitten in der Verlorenheit dieser römischen Welt als ein Muster seltener Tugenden des Geistes dasteht. Er ist fromm geworden, ohne aufgehört zu haben duldsam und menschlich zu sein. Er sieht in den guten Sitten die besten Wirkungen des Glaubens; seine Rechtschaffenheit ist versöhnlicher und liebevoller Art. Unter seinem Regiment hat das wüste Treiben des Nepotismus aufgehört. Aber sein Hofhalt ist kärglich und die Müßiggänger klagen über die schmahlen Zeiten. Er suchte Aufklärung zu verbreiten und das Christenthum der Dominicaner eiferte gegen ihn. Er war bemüht der Verweltlichung der Kirche Schranken zu setzen, und der mächtige Orden der Schüler Loyola's arbeitet mit allen Kräften gegen ihn. Er gab strenge Gesetze gegen den Wucher und hat sich die Reichen verfeindet. Er verminderte die Zahl der Festtage und das Volk murrt über die Schmählerung seiner heiligen Spiele. Diesen Römern thut vielleicht die starke Faust eines Sixtus noth; die sanfte Hand eines freundlich milden Greises, die nur Segen spenden will, richtet die verworrene Welt nicht wieder in ihre natürlichen Fugen. Heilige Mittel wirken nicht mehr und das ganze Christenthum ist den Menschen dieser Zeit zu einer alten Mythe geworden, die man den verwahrlosten Kindern nur noch durch bunte Bilder und Schaugepränge vor Augen führt.

Am Aschermittwoch wird in der Sixtina Allegri's Miserere aufgeführt. Ich bereitete mich dazu vor wie zu einem hohen Festtage, dem man nur mit Gebet und mit innerer Sammlung entgegengeht. Allegri's Musik, wie man mir sagt, gehört zu den geheimen Schätzen der Kirche. Man bewahrt sie mit einer neidischen Sorgfalt. Seltsame Mährchen sind darüber in Umlauf. Es heißt, diese Musik zum Miserere sei immer noch die alte und werde doch alljährlich erneut; immer sei sie für die Sänger eine neue Offenbarung und wachse ihnen unter den Händen unerschöpflich fort. Ächte, gottgeweihte Kunst aus alter Zeit ist also doch wohl noch eine Brücke, auf der man über dies

Zeitalter hinweg in ein Allerheiliges dringt! Die Kunst versetzt uns auf Augenblicke in eine Vorhalle zum Himmel; aber sie vermag nicht mehr den ganzen Menschen zu durchdringen; sie ist nicht mehr mächtig genug, den ganzen Schauplatz der Welt zu erfüllen und ihn aus seinen Trümmern wiederherzustellen.

Ich wollte ungesehen, ungestört Allegri's Miserere auf mich wirken lassen. Deshalb entzog ich mich der Einladung des Generalvicars, seine Loge in der Sixtina zu besuchen. Es war drei Uhr Nachmittags, als ich zu Fuße durch die Via Tinta nach der Engelsbrücke eilte. Der Strom der Menge trug mich an's Ziel. Vor der Sala intima ward das Gedränge stärker; die riesigen Schweizer, mit Spontons bewaffnet, hatten Mühe den gewaltsamen Eindrang zu ordnen. Endlich stand ich mitten im Raum der Sixtina.

Im Presbyterium, durch die marmorne Ballustrade geschieden, saßen längs der Mauer auf erhöhten Polstern die greisen Kardinäle. Ihr Gefolge, die Caudatarien, lauter blühende Schwarzköpfe, ein sorgfältig gewählter Gegensatz zu den silberhaarigen Vätern der Kirche, kauerte zu ihren Füßen und legte die langen Schleppen der Abiti Pavonazzi, die reichen Falten der violetten Gewänder, zurecht. Der Thron zur Rechten des Hochaltars war für das Haupt der Christenheit bestimmt; unten im Raum war das regellose Gewühl des Volkes; oben ringsherum in den schönen Hallen war die weltliche Herrlichkeit und die eben so weltliche Pracht der Kirche vertheilt; hinter dem Gitter der Tribune standen die Sänger. Die funfzehn Kerzen auf jedem funfzehnarmigen Leuchter brannten schon auf dem Altar, als der heilige Vater durch die Hauptthür hereintrat und sich niederließ. Dieser Glanz war im Stande, in eine andere Welt zu versetzen, aber es war nicht die Vorhalle des Himmels, in die man sich durch so viel stolzen Prunk entrückt fühlte. Wildfremd erschien mir diese andere Welt und es dünkte mich, China habe sein ganzes Hofceremoniel entfaltet, als die Begleiter der Prälaten den Mandarinen gleich mit ihren Pfauenwedeln sich links und rechts geschäftig machten.

Ein allgemeines Schweigen verkündete den Beginn der Feier. Psalmen ertönten vom Chor; in jeder Pause murmelte der Clerus sein Gebet; nach jedem Gesang erlosch eine von den Kerzen. Mit dem Erlöschen der letzten begann Allegri's Kyrie. Papst und Kardinäle lagen in der Dunkelheit auf den Knieen.

Langsam und einfach, schwer und ernst begann die Musik ihre großen Tonmassen zu entfalten. Es war, als wenn das rauschende Meer die Nähe des Allerhöchsten verkündete und plötzlich Gott Zebaoth selber aus der Tiefe stiege, um auf dem dunkeln Mantel seiner Wolken über die Welt Gericht zu halten. Mich überkam der ganze strenge Ernst des alten Testamentes. Hat Allegri in seinen Tönen über die eitle Pracht der Menschheit, die sich hier so hoffärtig versammelt zu haben schien, eine schwere Anklage erheben wollen? Dann mochte die gesammte Klerisei nur rufen: Herr! Herr! mein Herz ist jämmerlich vor Elend und ich liege in der Finsterniß vor Dir! — Die Wogen der Musik wälzten sich immer höher heran und in der bangen Schwühle fühlte ich meine eigene Seele ächzen und zittern. Die Erde schien mir vernichtet vor dem Zorn des Himmels und die Töne predigten mir Salomo's Worte: Herr, Herr, Dein Grimm kommt über mich und Deine Schrecken drükken mich zu Boden! Meine Seele ist voll Jammer und unser Aller Leben nahe bei der Höllen! Mein Heiland, ich rufe zu Dir, wirst Du nicht die Gräber öffnen und die Todten auferwecken? denn die Lebenden sind voll eitlen Truges, der Tag ist zur Lüge geworden und die Wahrheit ruht in der Nacht an dem Grabe. — Du selbst, Herr, bist uns gestorben, aber Du bist noch nicht für uns wieder auferstanden, Dein Geist ist uns abhanden gekommen und wir sind Alle in der Irre. Wirst Du nicht wiederkommen und unter uns wandeln?

Die Töne sprachen das nicht, die Worte der Bibel sagen das nicht ganz so wie ich es fühlte; aber es waren schmerzlich wahre Gedanken die Allegri's Miserere in mir aufrief.

Wie die Musik plötzlich verstummte, erhob sich der Papst mit der gesammten Klerisei. Die Kerzen brannten wieder, die Kardinäle schüttelten ihre prunkenden Kleider, die Schleppenträger legten die Falten zurecht. Die ganze Christenheit erhob wieder stolz ihr Haupt und schaarte sich zu neuem Gepränge. Der Stellvertreter Christi saß wie ein Nabob im Tragsessel, die Schweizer, mit den kolossalen Flambergen, zogen vor ihm her, die seidenen Kämmerlinge mit den Fliegenwedeln fächelten rechts und links. — Die Christenheit hatte auf einen Augenblick Buße gethan und in dieser Buße nur neue Kraft geschöpft zu weltlichen Gelüsten. Christus scheint in die Welt gekommen zu sein, um wieder zu verschwinden. Ich fürchte er ist uns hier in Rom eine bloße Erscheinung gewesen.

Königsberger Männer.

Aus Ostpreußen.

Sie fordern mich auf Ihnen hiesige Männer der Gegenwart zu schildern, um durch solche Kenntnißnahme der Persönlichkeiten die Ereignisse der Zeit besser verstehen zu lernen. Ihr Blatt will auf diese Weise die politischen Zeitungen die sich mehr mit den Sachen und den Vorfällen als mit den Menschen beschäftigen, ergänzen. Sie geben mir damit ein Programm — und ich unterzeichne es, denn ich halte diese Art der Betheiligung an den Erscheinungen des Tages wie Ihr Blatt sie bezweckt, für die richtige. — Erwarten Sie jedoch keine Porträts von mir, denn die Persönlichkeiten über die ich hier Buch führen will, sind, selbst wenn sie reif sein sollten, doch noch nicht übersichtlich fertig. Daß man mit der Porträtirung von Menschen nicht erst warten soll bis man ihnen die Todtenmaske abnimmt und nach dieser mit Hülfe der Erinnerung die Mitgenossen unseres Lebens im Bilde hinstellt, räum' ich sehr gern ein. Allein man muß zum mindesten die Gestalt einen festen Boden gewinnen sehen ehe man sie schildert; davon abgesehen daß man für sich selbst, um richtig beobachten zu können, in dem weichen nachgiebigen Lehmboden der Gegenwart eine sichere Stelle finden mußte.

Wir haben hier, ob wir schon nach den Bestimmungen des deutschen Bundes nicht zu Deutschland gehören, einen um so deutscheren Sinn als wir vom geistigen Mutterlande fern sind. Man weiß daß Deutsche sobald sie die Heimath verlassen haben, für das große Ganze um so patriotischer fühlen. Erklären Sie sich den höheren Grad unserer vaterländischen Empfindungen aus unserer Ferne und Abgeschiedenheit, zum Theil aber auch aus der festen Treue unseres Naturells. Wir sind fast mehr noch deutsch als preußisch, obgleich unsere Stadt die zweite Residenz eines Königreichs heißt, das nach uns sich nennt. Jeder neue polnische Aufstand überzeugt uns freilich daß wir gern mit Leib und Seele Preußen sind so lange die Sache Preußens die Sache Deutschlands führt.

Was unsere Geisteseigenthümlichkeit vorherrschend bezeichnet, ist der Geist jenes Mannes der von hier eine ganze große Epoche hindurch den Deutschen, wenigstens den Nord- und Mitteldeutschen, sein Gepräge gab. Ich meine Kant. Was Wunder, wenn hervorragende Naturen unter uns wie Staatsminister v. S c h ö n recht eigentlich in ihrem ganzen Gebahren die Schule Kants an sich tragen! In Schön's Walten hatten wir für unsere Epoche den einfach klaren, scharfen und festen, soliden und gegen jede Täuschung verschlossenen Weltverstand der Kant'schen Periode. Dieser philosophisch praktische Staatsmann hatte politische Umsicht genug um auf jede blos phantastische und schönrednerische Betheiligung an unserer Fortbildung zu verzichten. Vom frühern Regiment her war Schön Oberpräsident beider Provinzen Preußen. Seit 1840 hieß er Minister, stieg in Ehren, wurde hoher Gunstbezeugungen theilhaftig und alle diese Ehren verblendeten ihn nicht; trotzdem er e r h o b e n wurde, konnte er sich nicht e r h a l t e n. Er ließ sich als Burggraf von Marienburg beseitigen. Die Schrift: »Woher? wohin?« kann man ihm nicht förmlich mit Fug und Recht zusprechen, aber sie enthält so ziemlich die Summe seiner Ansichten und Maximen. Ein ächt moderner Kopf, beendete er seine Laufbahn mit einem mittelalterlichen Titel und Ruheposten. Die Frage: Wohin? beantwortete man ihm mit der Gegenfrage: Woher? — Der edle Mann arbeitet auf seinem Landgute Arnau, das im Sommer durch Brand heimgesucht wurde, unausgesetzt an seinen Denkwürdigkeiten.

Doch das ist auch schon sammt allen Folgen der Schön'schen Entfernung Vergangenheit und ich will Männer der Gegenwart vorführen. Wir sind seitdem nicht mittelalterlich geworden und der Geist Kant's, denk' ich, hat uns noch nicht ganz verlassen, wie unser Albertusjubiläum bewies. Ich will nicht von Burdach, nicht von Lobeck, nicht von Rosenkranz sprechen, obschon auch dieses Mannes persönliche Haltung uns und sich selbst zur Zierde gereicht. In seiner Wissenschaft ist Rosenkranz ein geistvoller Vermittler zwischen Christenthum und Philosophie, zwischen der überlieferten Offenbarung und der Spontaneität des menschlichen Geistes. Ich für meinen Theil bekenne mich, sobald es Vergangenes zu begreifen gilt, gern zu diesem historischen Standpunct, von dem aus das Gewordene sich als gedanklich richtig nachweisen läßt. Aber im Werden der Dinge entwickelt sich e i n Äußerstes aus dem andern, die Gegenwart schweift von Pol zu Pol und hört nicht auf das vernunftgemäße Ausgleichen der Gegensätze zu einer richtig herauscalculirten Mitte. Mir sind auch in einem Philosophem die Extreme lehrreicher als das Centrum an das sich Rosenkranz hält. Göschel und Baader auf der einen, Strauß, Bauer und Feuerbach auf der andern Seite greifen in die Entwicklung der

Epoche schärfer ein, obwohl beiden Parteien, den speculativen Theosophen und den speculativen Radicalen, gegenüber Marheineke und Rosenkranz Recht haben. Jedenfalls aber muß man die Endpole kennen um auf der Axe die sie verbindet den Punkt zu finden, den wir als den Mittelpunkt der Wahrheit anerkennen wollen.

In Gegensätzen hat sich auch bei uns, die wir für durchaus rationalistisch gelten, das Leben entwickelt. Neben Kant entfaltete sich Hamann, der Magus des Nordens. Und ging unserer neuesten Parteinahme für die politische und religiöse Verstandesaufklärung nicht eine kleine Epoche der Mucker voraus? Wir verdanken in der That den Muckern das entschiedene Zusammennehmen unserer bessern und hellern Geisteskräfte.

Seit der Albertusjubelfeier constituirten sich unsere Bürgervereine, unsere religiösen Gesellschaften, datirt sich das klare und feste Hervortreten entschiedener Religionsansichten. Und so kann ich denn in der That hier von dem fernen deutschen Punkt aus ein erfreuliches Einwirken der Wissenschaft auf das Leben der Gesellschaft bestätigen. Wissenschaft und Leben gehen jetzt unter den Deutschen mehr als je Hand in Hand.

Dr. Rupp legte schon vor der Jubelfeier der Hochschule, schon 1842 am 15. October in einer für ihn verhängnißvoll gewordenen Rede »über den christlichen Staat«, die er in der königlichen Deutschen Gesellschaft hielt, sein Glaubensbekenntniß ab*). Er schilderte mit klarem, bündigem Wort den christlichen Staat des Mittelalters als eine Knechtschaft alles Weltlichen und Menschlichen unter der Hoheit einer Priesterschaft, deren Hierarchie vorgab die Kirche Christi zu sein und Fürsten und Völker in ihrem Dienst zu haben. Angeblich um den Himmel zu gewinnen wurde die Erde, der Schauplatz des göttlichen Waltens, verwüstet, um des Jenseits willen das Diesseits in einen Todtenacker verwandelt. Das Gespenst dieser Tyrannei ging auch in der modernen Welt lange Zeit um; das Wölnersche Religionsedict war seine letzte Manifestation. Der heitere, lebendige Geist des ächten Christenthums will aber die Erlösung von dieser Knechtschaft. »Der Staat des neunzehnten Jahrhunderts, sagt Rupp, ist ein christlicher Staat, d. h. er wird keine Glaubensansichten und keinen Symbolzwang kennen, er wird bei seinen Bürgern nicht nach der Taufe fragen, er wird mit der christlichen Kirche in keiner unmittelbaren Verbindung stehen — und doch wird er ein christlicher Staat sein.« Rupp gefällt sich mitunter in abrupten Wendungen und fuhr fort: »Das Verständniß dieser Wahrheit hindert am meisten ein Vorurtheil, ein Vorurtheil das in der Gelehrsamkeit viel tiefer als im Gefühl und Bewußtsein der Völker wurzelt, das Vorurtheil daß das Christenthum Religion sei. Das Christenthum steht aber zur Religion ganz in demselben Verhältniß als zu Staat, Kunst und Wissenschaft, es ist eben so wenig Religion als es Staat, Kunst oder Wissenschaft ist; aber es ist das Princip und die Seele unseres politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens. Es ist mit dem Christenthum wie mit dem Hellenismus und dem Mosaismus.«

Diese Äußerungen erschreckten durch ihre Paradoxie und doch sind sie weniger gefährlich als sie scheinen. Rupp stellt die Dogmen der Theologen, die Glaubenswahrheiten der Kirche ganz außer Frage und hält sich an die Lebenswahrheiten des Christenthums. Was in Sachsen der alte würdige Ammon zu beweisen gestrebt hat, die Nothwendigkeit der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion, ist nur ein weniger scharfer Ausdruck dessen was Rupp keck und entschieden, zugleich freilich etwas gewaltsam hinstellte. Es konnte nicht fehlen daß Rupp Anstoß erregte. Seine Wahl zum Director des Kneiphöf'schen Stadtgymnasiums wurde nicht bestätigt, und während sich viele an der frischen Kraft seiner Rede erbauten, feierte ihn die Journalistik in einer Weise die er selbst mißbilligte. Es erfolgten von Seiten der geistlichen Behörden Ermahnungsschreiben an den Divisionsprediger; endlich trat das Colloquium vor dem Generalsuperintendenten zusammen, in welchem Rupp über zwölf Anklagepunkte Rede stand. Man nannte seine Äußerungen unvereinbar mit den Pflichten eines christlichen Religionslehrers. Er entgegnete daß seine Berufung zum Kanzelredner die Symbole nicht erwähnt habe, das Landrecht die Ansichten eines Predigers keinem Zwang unterwerfe. Nur auf die Bibel sei er verpflichtet und ihr Geist sei für ihn Richtschnur. Wenn er den Begriff »Religion« nicht hochhalte, so geschehe das weil dieser Begriff zum Convolut menschlicher Leidenschaften, zum Deckmantel finsterer Verdammung geworden sei; es geschehe das weil er das Christenthum für etwas Höheres achte; das Wort »Religion« komme in der Bibel nicht vor; Christenthum sei ein Wandel vor Gott, kein System von Menschensatzungen. Man hielt

*) Nachdem Rupp in Berlin mit 39 gegen 31 Stimmen vom „protestantischen" Gustav-Adolfs-Verein ausgeschlossen werden, wird es um so mehr von Interesse sein auf die Ansichten dieses Excommunicirten einzugehen. Wir bemerken nur daß die obige Mittheilung über Rupp vor jenem berliner Ereigniß geschrieben wurde. D. Red.

jetzt Rupp für einen Hegelianer, für einen Communisten; d. h. man nahm mißliebige Kategorien und steckte ihn hinein um mit ihm fertig zu werden. In einem Schreiben an den Minister Eichhorn erklärte er bescheiden und offen Schleiermacher für seinen Lehrer; Schleiermacher habe ihn unterwiesen wie man eine »die Geschichte verachtende Philosophie« (?) und zugleich einen »gedankenlosen Traditionsglauben« zu überwinden versuchen müsse.

Dies ist die Stellung die Rupp sich selbst gibt. Er meinte, man könne Schleiermacher's ganzen Anhang nicht mehr im Amte dulden, wenn diese an ihm eingehaltene Richtung verpönt sei. — Dazu kam freilich, daß seine Ausdrucksweise, zumal in Vorträgen die nicht auf der Kanzel gehalten wurden, seine Wendungen der Rede oft genug ohne jene Übergänge sind, mit denen Schleiermacher nicht blos die Gemüther gewann, sondern auch die Härte der aphoristischen Sätze erläuterte und sühnte. Die Welt ist voll Argwohn, Zagheit und Furcht. Das königl. Consistorium machte Rupp sogar den Vorwurf einer »paradoriensüchtigen Effectmacherei.« Diesen Vorwurf machte man ihm in einem Verweise über seine in der Deutschen Gesellschaft zwei Jahre darauf gehaltenen Rede über Hippel. Rupp schilderte Hippel als denjenigen, der ob er schon vom Gottesbewußtsein ausgegangen sei, doch im sittlichen Thun das Wesen des Christenthums gefunden, mithin Himmel und Erde, zwischen denen die Theologie einen Zwiespalt hervorgerufen, wieder versöhnt habe und so auf den Begriff eines christlichen Staats gekommen sei. Diese Rede war am Krönungsfeste (18. Januar 1844) gehalten*). Der commandirende General Graf Dohna forderte den Tag darauf die Handschrift ein und obschon Rupp das rechtliche Verfahren in dieser Militärmaxime nicht einsah, mußte er sich dazu verstehen sein Concept in Abschrift nehmen zu lassen. Er wandte sich an den Kriegsminister, empfahl sich seiner Huld und gab in Erinnerung, ein literarhistorischer Vortrag sei ja doch keine Predigt. Gegen das Consistorium suchte er seine Sätze zu erläutern, ohne für seine Ansicht vom Christenthum Glauben zu gewinnen. Man klagte ihn des Versuchs an, die Religion ganz abzuschaffen, während er geglaubt sie statt im blinden Glauben, im lebendigen Thun suchen zu müssen und das Christenthum für höher zu halten als eine Summe von Wahrheiten, welche Menschen in diesem und jenem Zeitalter zu ihrem jeweiligen Bedürfniß aus dem lebendigen Worte Christi feststellten. Rupp's Sprache liebt es sich sprungweise zu entwickeln; ich weiß nicht ob darin der Grund zu suchen, daß man ihn verkannte. In einer Broschüre »über den Symbolzwang« sprach sich Rupp dahin aus, daß die symbolischen Bücher in keiner Weise ein für alle Mal bindend für uns sein könnten, da ja der Autoritätsglaube an die Meinungen der Reformatoren einem ächten evangelischen und protestantischen Christenthum widerspräche. In einer seiner Predigten erklärte Dr. Rupp, daß das Athanasische Bekenntniß ein unchristliches sei; es heiße gegen den Geist des wahren Christenthums verstoßen, wolle man von einer Glaubenssatzung die ewige Seligkeit abhängig machen. Diese Predigt gegen den »Vater der Orthodoxie« machte Rupp zum populären Führer des aufgeklärten Königsberg's. Rupp verlegt das Wesentliche des Christenthums aus dem Glauben in das Leben; nicht der Glaube, sondern unser Thun entscheide ob wir Christen seien und so lange das Athanasische Bekenntniß sich als Bevormundung aufdränge, hätten wir nur dem Namen nach, nicht in der That eine christliche Kirche, d. h. eine Gemeinschaft der Geister in Gott. Rupp's Predigt am Sonntage nach dem Weihnachtsfeste des J. 1844, worin er auseinandersetzte, daß der wahrhaft christliche Glaube der Glaube der Mündigen, und Christus in die Welt gekommen sei um die Geister für mündig zu erklären, nicht sie zu binden, sondern zu lösen, diese Predigt ist vielleicht der entschiedenste Ausdruck der rationellen Aufklärung unserer Tage. Der Generallieutenant v. Esenbeck machte am nächsten Tage an Rupp schriftlich die Mittheilung, seine Predigt habe bei Vielen Anstoß erregt. Rupp bat um das Verzeichniß Derer die seine Rede anstößig gefunden. Das Verzeichniß konnte nicht geliefert werden; der Generallieutnant selbst zählte sich nicht zu den Engherzigen. Dem Vorwurfe des Consistoriums, die Rede sei unbiblisch, begegnete Rupp mit der Äußerung, was er unter der »Mündigkeit« verstehe, begreife die Bibel unter der Beziehung der »Freiheit der Kinder Gottes«. Auf Rupp's Beschwerdeschrift gegen den Generalsuperintendenten Sartorius erfolgte die Absetzung Rupp's vom Amte. Man hat Rupp nicht des Unchristenthums überweisen können, aber man findet die Verbreitung seiner Ansichten mit den Pflichten eines christlichen Seelsorgers unverträglich. Staat und Kirche gerathen hier wieder in denselben Fall eines scheinbar unübersteiglichen Dilemma's. Die Wissenschaft konnte Bruno Bauer nicht widerlegen, aber der

*) Das literarhistorische Taschenbuch von Prutz brachte sie uns im Jahrgang 1845.

Staat ihn nicht als akademischen Lehrer dulden. Rupp konnte nicht widerrufen und mußte sein Amt niederlegen. Will der Staat eine Staatskirche, so müßte er sich doch auch entschließen die Secten anzuerkennen. — Es hatte sich inzwischen bei uns die »freie evangelische Gemeinde« festgestellt, deren Prediger Rupp ist. Bei der ersten Taufhandlung in dieser Gemeinde sprach Rupp, daß jetzt der zweite Zeitraum des Gottesreiches auf Erden beginne, weil man anfange den Bund der Christenheit als den ewigen Bund zur Versittlichung der Menschheit zu begreifen. Bei der Benetzung des Kindes waren seine Worte: »Rein wie der Quell der aus den Bergen rinnt, sei deine Seele!« Dann weihte er es ein zu dem großen Bunde im Namen des Vaters der seine Sonne aufgehen lasse über Gute und Böse; im Namen des Erlösers, der sich Gottes Sohn genannt, um alle Menschenkinder aufzufordern Gotteskinder zu werden und zu sein wie Er; und im Namen des heiligen Geistes, des Geistes der zur ewigen Wahrheit leite. — Dies die neueste Fassung des Christenthums, die neueste Deutung alter heiliger Gebräuche. Mich dünkt, hierin sei dem Inhalt nach nichts unchristlich, der Form nach nichts parador. Auch hat die freie evangelische Gemeinde auf Rupp's Antrag dem Ministerium erklärt sich noch innerhalb des protestantischen Christenthums zu fühlen. Sich vom Christenthum loszusagen ist überhaupt nicht die Aufgabe des Zeitalters, vielmehr: das Christenthum zu begreifen und zu deuten.

Vielleicht noch mehr von jenem fügsamen Schleiermacherschen Geiste der nicht blos das Was, sondern auch das Wie der religiösen Aufklärung übersieht und beherrscht, verräth sich in dem Präsidenten der Gesellschaft der protestantischen Freunde die sich zur Zeit unserer Albertusjubelfeier bildete. Dies ist Detroit, der Prediger unserer französisch-reformirten Gemeinde, ein geborner Magdeburger. Er bildet persönlich einen Gegensatz, nach den Maximen seines Wirkens eine Ergänzung zu Rupp. Ist Rupp als Mensch ernst, schweigsam, in sich gekehrt und verschlossen, nicht immer für Andersdenkende zugänglich, nicht selten jeden Versuch zur Vermittelung als Schwäche abweisend, so hat Detroit bei eben so viel innerer Entschiedenheit und Verstandeskraft etwas von jener französischen Beweglichkeit des Geistes, die im Verein mit der deutschen Sinnigkeit des Gemüths doppelt anziehend wirkt. Rupp macht ohnedies vielleicht zu gern den rechthaberischen Hierarchen der den Fortschritt an sich und seine Haltung knüpft, während Detroit hingebender mehr die Sache selbst walten läßt und ihr dient. Detroit's Predigten üben auch durch die freundliche Äußerung seiner Humanität, wie durch die Kunst der gewandten Rede und den Reiz eines angenehmen Organs einen außerordentlichen Einfluß auf die gebildete Menge*). Wo Rupp durch die frühere Aphoristik seiner Gedanken manchem parador erscheint, weiß Detroit zu gewinnen, indem er auch den Schwankenden und Zweifelnden bei seiner Kenntniß des menschlichen Gemüthes zu Hülfe kommt. So hat er namentlich auch die mitunter stürmischen Versammlungen der protestantischen Freunde musterhaft zu leiten gewußt und ist im Stande die dissentirenden Ansichten Aller zu vereinigen, für ein gemeinsames Ziel zu erwärmen. Man weiß von Schleiermacher daß er es durch seine Dialektik auszugleichen vermochte, alte Sätze des überlieferten Dogmas für die Kirche stehen zu lassen und dabei seine innere Freiheit ungefährdet zu sehen. Detroit sagte sich in der Neujahrspredigt von den Symbolen los und erklärte vor dem Consistorium daß er dem Christenthum unbedingt angehöre. Mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes erklärte sich die französisch-reformirte Gemeinde mit ihrem Prediger einverstanden. Es läßt sich noch nicht überblicken welche Wirkungen Detroit in seinem weitern Verhalten hervorzurufen im Stande ist.

Der vierte Königsberger den ich Ihnen hier vorführe, ist derjenige den Sie selbst einmal »einen Börne im speciellen Falle« genannt haben. — Wenn schlichte Reinheit der Sitten, nüchterne Verstandesschärfe und unerschütterlicher, kaltblütiger Gleichmuth ein Erbtheil von Kant sind, so haben wir dies unter den Vorfechtern des modernen Königsbergs auch an dem Verfasser der »Vier Fragen« anzuerkennen. Der Mann im unabänderlichen schwarzen Frack und schwarzen Beinkleidern, der zur Mittagsstunde im Siegelschen Kaffeehause erscheint, stumm und wortkarg als wenn er nur nach Thatsachen suchte, an der Gesellschaft hastig vorübereilt, ein Feind des Räsonnements und der Phrase sich in den Winkel schiebt und um alle Debatte neben sich her unbekümmert die Zeitungen verschlingt, ist Dr. Johann Jacoby. Sein blaues Auge ist nicht menschenscheu, seine offne Stirn flößt Zutrauen ein, aber der Mann der nur vier Fragen hat und von den Thatsachen die Antwort verlangt, fragt

*) Öffentlich erschienen von L. Detroit unter anderem seine Predigten über des Mannes und des Weibes Wesen und Beruf; ferner: der Kampf und das Bekenntniß derer welche im neuen Wesen des Geistes dienen und nicht im alten Wesen des Buchstabens.

nicht viel und hat noch weniger Antworten wenn die Frage abschweift von dem vorliegenden »speciellen Falle«. Vom Juden hat er nicht einmal den Witz der von der Sache abführt und Späße macht, um nicht zu verzweifeln. Der kaltblütige Verstand der immer zweifelt, verzweifelt nie und wer nur »vier« Bedürfnisse kennt, ist an Entbehrung gewöhnt. Dieser »Börne im speciellen Fall« ist Arzt. Man kennt hier allenthalben die strenge Gewissenhaftigkeit seiner Krankenpflege. Er hat ungewöhnliche Kenntnisse in der Gesetzgebung des Landes, er beherrscht mit seinem Wissen auch manche andere Gebiete. Er könnte sehr wirksam sein für ganz Deutschland wenn er Humor genug hätte sein Zeitalter als einen Patienten zu behandeln. Aber er beschränkt sich auf das Nächste was noth thut und als Anwalt der nächsten Fälle ist er musterhaft klar, sicher, einfach, fest. Das erste Nothbüchlein das er schrieb, war in den dreißiger Jahren eine Darlegung wie man damals hier zu Lande censirte, bevor 1840 das königliche Wort die Presse erleichterte und die Beamten zwang nicht nach schematisirten Formeln, sondern mit selbstthätigem Judiz zu verfahren, nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geist zu censiren. Jacoby hatte in der politischen Zeitung einen wissenschaftlichen Streit über die Behandlung der Cholera eröffnet; er war gegen das Absperrungssystem als Heilmethode, er eiferte namentlich gegen den seligen berliner Rust, den der Witz der Berliner als passer rusticus, d. h. als »gemeinen Sperrling« dem Gelächter preisgab. Man versagte Jacoby die Entgegnung im Streit mit einem Collegen. Er ging mit seiner Beschwerde wie ein Altgläubiger stationsweise von Instanz zu Instanz, bis die höchste Stelle ihm auch keine Gnade gab. Dieser kleine Beitrag zur Geschichte der damaligen Censur mußte, nachdem Leipzig und selbst Zürich die Hand zur Veröffentlichung nicht bieten wollten, in Paris schlecht gedruckt werden. — Im Februar 1841 erschien die stürmisch aufgenommene, lebhaft angefochtene und bestrittene Broschüre über die vier Fragen. Jacoby war einfach und naiv genug, diese Fragezeichen an höchster Stelle durch Übersendung des Schriftchens zu erheben. Der König überwies die Schrift dem Justizminister mit dem Befehle streng zu untersuchen ob sie strafbar sei. Erst zu Anfang 1843 ward der criminalistisch Angeklagte freigesprochen. Seine »Beschränkung der Redefreiheit, eine Provocation auf rechtliches Gehör«, erlebte eine zweite Auflage. Ein Jahr vor seiner Freisprechung waren, in Folge des Ministerialerlasses wegen freierer Handhabung der Censur vom December 1841, in unserer politischen Zeitung die später auch selbständig in drei Heften erschienenen »Inländischen Zustände« ins Leben getreten. Man hat über den Verfasser dieser Aufsätze nichts Bestimmtes ermitteln, eben so wenig Jacoby's Autorschaft derselben nachweisen können. Sie haben ohne Zweifel mehrere Verfasser und können um so mehr die Gemeinsamkeit der hier herrschenden Ansichten belegen. — Das ist aber die entschiedene Eigenthümlichkeit unserer Zeit daß ihre einzelnen Organe die Massen, wenigstens eine Secte und eine Gemeinschaft Mehrerer vertreten. Man wird später von manchen Schriften und Broschüren gar nicht mehr die Verfasser angeben können, da diese in ihren Beiträgen zur Geschichte der Zeit gar nicht sich, sondern eben die Zeit selbst gemeint.

Briefwechsel und Tagebuch*).

Aus Berlin, d. 21. September.

Der unendliche Sommer dieses Jahres schien bis aufs Äußerste den sich vorbereitenden winterlichen Vergnügungen das Thor verschließen zu wollen, das schöne Wetter siegte über jede Sitte und die Lustbarkeiten behielten ihren sommerlichen Charakter; die öffentlichen Gärten waren nach wie vor voller Gäste, Herr Kroll hielt seinen Prater, Herr Green seine Luftfahrten dem Publicum mit Glück als Köder vor. Die Montgolfiere entführte uns zu Anfang Septembers den schwedischen Gesandten gen Himmel und es war ein Glück, daß während dieser Zeit der Polizeirath Hofrichter nicht Befehl hatte einige Schweden auszuweisen, diese wären sonst alles Schutzes beraubt gewesen und recta via in die Heimath befördert werden. Und doch wäre dies sehr schmerzlich gewesen für Fremde, denn es lösen sich zur Zeit die höchsten gesellschaftlichen, politischen und religiösen Fragen hier in Berlin. Von den wissenschaftlichen kann man leider nicht Gleiches sagen, denn der Luftdruck des Herrn von Drieberg steht noch immer als eine schöne, mit keiner Antwort zu verrathende und zu widerlegende Sphinx da und wirft die Gegner in den Abgrund der Insertionscasse der Mama Voß. Dagegen erklärte ein Wirth auf dem Wollankschen Weinberge kategorisch daß er in seinem

*) Unter diesem Titel verstehen wir unsere Correspondenz und den Ertrag unserer Lectüre. Correspondenzen welche selbständig schildern, Kritiken welche ganze Richtungen oder größere Leistungen umfassen, geben wir im Haupttheil des Blattes.

Der Herausgeber.

Locale den Rock auszuziehen für unanständig halte und eventualiter den unberockten Gast hinauswerfe. Da gegen diese Erklärung keine Reaction sich zeigte, so schien diese gesellschaftliche Lebensfrage mit Glück bis zum nächsten Sommer, wenn er sehr heiß ist, entschieden zu sein. Dergleichen Dinge hindern aber auf politischem Gebiet nicht daß die alte Seeschlange, die am 15. October zu gebende Constitution, wieder auftaucht. Die Ereignisse werden nach Beaumarchais nicht prophezeit weil sie eintreffen, sondern sie treffen ein weil sie prophezeit werden und so könnte es denn auch mit der Reichsverfassung geschehen, meinen die Propheten. Die Mosen freilich haben Ernsteres zu bedenken und da regnet es denn Bankbroschüren um die Wette und unter den Schriftstellern werden diejenigen welche nicht über die Bank und die Geldklemme geschrieben haben, jetzt so selten wie unter den Menschen überhaupt die Pockennarbigen. Der Abschluß welchen die Kölner Ereignisse vorläufig durch die königliche Antwort an die Bürgerschaft bekommen haben, macht auf die meisten unserer Politiker nicht den günstigsten Eindruck. Dagegen wird die Weisheit der Regierung wohl gewußt haben daß ein solcher Erlaß am ehesten deutsche Bürgersleute ihr Unrecht einsehen läßt. Die guten Kölner wollen es nicht einsehen daß der Soldat nicht Mensch zu sein brauche, eine Uniform nicht Unrecht haben könne. Der Architekt des jetzt beinahe fertig restaurirten Kriegsministeriums hat über den Fenstern zur Charakteristik des Gebäudes eine Menge leerer Helme ohne Kopf angebracht. Freilich, wo keine Köpfe, da um so weniger viele Sinne! Daraus darf man aber nicht folgern daß bei vielen Köpfen stets viel Sinn sein müsse, vielmehr dürfte häufig in solchem Falle viel Unsinn vorhanden sein. Siehe die würdige Gustav-Adolf-Feier in Berlin! Wahrlich, wen soll man mehr bemitleiden, die 39 die gegen, oder die 31 die für Rupp gestimmt haben? Feinde wie Freunde haben sich gleich verkehrt benommen. Gott schütze jede Sache vor solchen Vertheidigern! Halbheit ist schlimmer als böser Wille. Dies Princip erkennt, um von der Kirche zum Theater überzugehen, die Familie Cerf sehr wohl an. Anstatt uns mit einer mittelmäßigen ital. Sängerbande in dieser Saison zu beglücken, hat sie eine ganz schlechte engagirt und das Publicum hat wenigstens Vergnügen an seinen eigenen Leistungen, am Auspfeifen. Ueberhaupt kann man den Damen Cerf die äußerste Umsicht nicht absprechen, sie scheinen noch besser als ihr verstorbener Gemahl und resp. Vater zu wissen, wie viel Erbärmlichkeiten man dem Publicum bieten darf, bis zu welcher Naivetät im Lobhudeln Recensenten selbst in einem politischen Blatte es bringen können, wobei es mir zweifelhaft bleibt, ob dies Lobhudeln eine Folge kindlichen Sinnes oder eherner Stirn ist.

Wenn ich auf die Leistungen der königlichen Bühne eingehen soll, so muß ich mit Ferdinand Cortez beginnen. Es war die neueste Leistung der Oper und mehrmals wiederholt übte dies geniale Werk trotz der durchgängig etwas schwachen, wenn auch nicht schlechten Besetzung seinen alten Zauber aus und erfreute sich großen Beifalls, der sich auch auf den Darsteller des Cortez, Herrn Pfister, übertrug. Im Schauspiele zieht die schlechte Uebersetzung des guten Viennetschen Stückes „Michel Bremond" noch immer Leute an. Seit vorgestern aber ist Struensee von Michael Beer der Löwe des Tages. Das Schauspielhaus war gedrängt voll; nicht sowohl das Stück selbst als die Musik von Meyerbeer, sowie die Anwesenheit des Kronprinzen von Schweden und des Herzogs von Upland mußte magnetisch wirken. Der Struensee von Michelbeer ist der Lesewelt zum Theil bekannt. Es ist ein Stück in welchem ein gut Theil lyrischer Romantik nebst poetisch nicht unwirksamen Situationen steckt, aber es rührt mehr als es reizt und die Schnupftucheffecte fehlen wie billig nicht, ja sind vorwaltend. Kommt zu der schönen Sprache des Stückes eine geistvolle originelle Ouvertüre, wie sie Meyerbeer noch nicht geschrieben, eine glückliche Unterstützung durch Musik in den Zwischenacten, so wäre das genug, um das Ganze als geglückt zu bezeichnen. Die melodramatische Behandlung einiger Hauptscenen dagegen that wohl zu viel und konnte nur störend wirken, der Stimmung mehr schaden als aufhelfen. Sehr anregend wirkte das durch alle Acte angewandte Volkslied „Held Christian" das meisterhaft und auf das mannigfaltigste behandelt war. So ausgestattet wird sich das Stück wohl eine Weile auf dem Repertoire halten. — Die Kunstausstellung, welche sich jetzt erst vervollständigt hat, erfreut sich noch nicht sehr zahlreichen Besuches, von einzelnen Bildern, welche so bedeutend wirkten, daß um ihretwillen schon die Menge sich in die Säle der Akademie drängte, ist freilich nicht viel vorhanden. Horaz Vernet, Riedel, Schorn, letzterer vielleicht blos der Dimension halber, sind diejenigen Künstler, vor deren Werken sich das Publicum sammelt. Im Genre ist von Hasenclever, Meyerheim, Jordan Vortreffliches geleistet, im Porträt von Magnus namentlich Staunenswerthes sowie von Krüger, die Landschaft ist auf's Verschiedenartigste und wohl am besten vertreten. Vielleicht nächstens ein Mehreres über diese Ausstellung, welche auch darin eigenthümlich ist, daß die Professoren der hiesigen Akademie wegen ihrer traurigen Leistungen ein bedenkliches Kopfschütteln veranlassen. +.

[Deutsche Verschwiegenheit.]

Droysen in Kiel hielt vor drei Jahren seine mit Begeisterung aufgenommenen „Vorlesungen über die Freiheitskriege" welche jetzt im Druck erscheinen. Der Titel entspricht weniger als das Werk liefert. Der Verfasser begreift unter den Freiheitskriegen auch die Revolutionskriege, auch die Kriege gegen unsere Freiheit; er schildert die ganze europäische Entwickelung im Wendepunkte beider Jahrhunderte. Der erste Band führt bis zu Robespierre's Sturz. Im Vorwort gibt uns Droysen einige Blicke auf die Quellen die dem deutschen Geschichtschreiber zu Gebote stehen. Für französische und englische Geschichte fließen diese Quellen reichlich genug; der Mangel auf deutscher Seite ist um so empfindlicher. Wir haben eine Masse unbedeutender Flugschriften, einige treffliche Regimentsgeschichten, einige Denkwürdigkeiten, Denkschriften und Briefwechsel die wir einer glücklichen „Indiscretion" verdanken. Sie werfen nur schwache Lichtblicke in die dunkele Verworrenheit des untergehenden alten Deutschlands. Umsonst späht man nach deutschen urkundlichen Darstellungen des Baseler, des Lüneviller Friedens, umsonst nach Berichten über die letzten Zuckungen des alten Reiches, dessen Formen Kaiser Joseph vergeblich zu beseelen strebte. Wir sind, sagt Droysen, aus jener wüsten Zeit, gleich Auswanderern aus der Heimath ihrer Väter, freilich leicht und rührig, aber auch um tausend sittliche Bande, um tausend rechtliche Wehren ärmer in unserer Gegenwart angelangt. Auch die Zeit des

Rheinbundes und der späteren Entwickelung eines neuen Deutschlands muß der deutsche Geschichtschreiber sich meist aus fremden Berichten zusammenlesen als wäre auch unsere Erinnerung dazu verdammt unter der Fremdherrschaft zu bleiben, die Fürsten und Völker in hochherziger Gemeinsamkeit gebrochen. Oestreich hat gar nichts für die Geschichtsforschung jener Zeiten gethan; wir hörten vergeblich von Schwarzenbergs Briefen, in denen von seinen sämmtlichen Feldzügen getreue und ausführliche Berichte an die noch lebende Gattin des Feldmarschalls zu finden sein sollen. Aber auch Preußen läßt seine Archive schweigen, hält Hardenberg's Denkwürdigkeiten, Gneisenau's Randnoten, Scharnhorst's Entwürfe, Gruner's Papiere zurück und „der Hofrath Dorow, sagt Droysen, durfte sich an Stein's Gedächtniß versündigen ohne zurechtgewiesen zu werden." Gleich nach den glorreichen Jahren deutscher Auferstehung feierte die Jugend mit Kampfspielen und Hochfeuern auf den Bergen die Tage der Väter, an denen sie selbst betheiligt war. Der Kreis Derer die mitgekämpft wird immer kleiner; die heutige Jugend glaubt kaum noch an die Begeisterung jener Epoche. „Wahrlich es ist nicht gut daß unsere Geschichte stumm ist!"

[Frau von Stein.]

Charlotte Albertine Ernestine Baronin von Stein, geb. von Schardt, ist der volle Name einer weimarischen Frau, deren Einfluß auf die beiden großen Dichter des goldenen literarischen Zeitalters man erst würdigen wird wenn ihre mit Goethe gewechselten Briefe erschienen sind. Diese sind in Berlin, doch hat man sie sich in einem engeren Kreise am Hofe zu Weimar mitgetheilt. Ihr Gatte, Oberstallmeister des Herzogs Karl August, wurde geisteskrank. Goethe, der tägliche Gast in ihrem Hause, nahm sich des einen Knaben, Friedrich, liebevoll an; sein Verhältniß zur Familie wurde desto inniger je mehr dieselbe einer männlichen Stütze benöthigt schien. Des Dichters anfängliche Stellung zur Gesellschaft in Weimar der er nur durch die Gunst des Fürsten, nicht durch Gebuet angehörte, war eine Zeit lang so mißlich und fraglich daß seine erste italienische Reise einer Flucht glich. Gegen den Umschwung den er in Weimar hervorgerufen, waren auch moralische Bedenken laut geworden. Um so mehr Muth gehörte dazu wenn eine Frau ihren neunjährigen Knaben dem Dichter zur Erziehung und zur Aufnahme in sein Haus übergab. Es ist derselbe Friedrich von Stein der später in preußische Dienste trat, nach Schlesien ging, dort Rath in der Kriegs- und Domänenkammer, General-Landschafts-Repräsentant und Vorsitzender der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur wurde. Er starb vor zwei Jahren. Die Auswahl aus seinen Papieren, welche August Kahlert herausgab, läßt uns nicht ermessen in welchem Grade einer innigeren Beziehung seine Mutter zu Goethe in den achtziger Jahren stand. Des Dichters Briefe an sie aus der Zeit in welcher er den Egmont schrieb, hält man für richtige Ergüsse. Aus der von Kahlert herausgegebenen Briefsammlung geht weit mehr ein inniges Verhältniß der Frau von Stein zur Schillerschen Familie hervor. Sie scheint die vertrauteste Freundin von Schillers Frau und Schwiegermutter gewesen zu sein. Auch bestätigt sich was Hoffmeister in des Dichters Leben andeutete, daß die Berufung Schillers zur Professur in Jena ihr Werk war. Über Goethe erhalten wir in ihren Briefen Mittheilungen die sie ganz frei und ohne parteiische Bezugnahme, sogar als strenge Beobachterin seiner Natur erscheinen lassen. Sie tadelt an ihm unter anderem daß er alle seine Briefe dictire, mithin „doch nie ganz offen" sein könne. Sie berichtet im Jahre 1806 an ihren Sohn über die neue Bearbeitung der Stella," in welcher das „Schauspiel für Liebende" in eine Tragödie verwandelt wurde. Es habe in der neuen Gestalt keinen Beifall gefunden. „Fernando erschießt sich und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Besser, sagt sie, wäre es gewesen, er hätte Stella sterben lassen; doch nahm er mir's übel als ich dies tadelte." Aus demselben Jahre schreibt sie über Goethe's Mittwochsgesellschaften. Ein Viertelstündchen werde an diesen Abenden der Politik gewidmet; doch „habe er das nicht gern." Goethe hielt dann seine Vorträge über die Farben und setzte seiner Gesellschaft die Entdeckung auseinander daß die Farben im Auge liegen und deshalb das Auge die Harmonie der Farben verlange wie das Ohr die der Töne. Beim Tode einer Verwandten aus der Familie Vulpius äußert Frau von Stein, Goethe lasse sich alle Todesfälle in und außer seinem Hause so lange wie möglich verheimlichen. „Der arme Goethe!" sagt die kühne Frau, „der lauter edle Umgebungen hätte haben sollen! — Doch hat auch er zwei Naturen." — Aus einer frühern Zeit, der Zeit eines engeren Verkehrs mit dem Dichter, kennen wir noch keine zwischen Beiden gewechselten Briefe.

[Berthold Auerbach.]

In dem deutschen Jugendkalender für 1837 (Leipzig bei G. Wigand) finden wir Auerbach's neueste Dorf- und Waldgeschichte, „des Waldschützen Sohn" überschrieben, mit kleinen Vignetten illustrirt. Die Erzählung als solche ist vielleicht einem größern Zusammenhange entnommen, denn die Lebensgeschichte des „Wilderers" hat Motive die sozusagen hinter den Coulissen liegen. Zugleich ist die Erzählung doch wieder reich an jenem Naturleben dessen frische Waldluft erquickend wirkt. Auerbachs Romantik schreckt nicht mit den mitternächtigen Schauern einer Geisterwelt wie sie die älteren deutschen Romantiker vor uns aufrufen; sie ist gesund wie Morgenluft, frisch wie Thau, eben so innig wie kindlich. In kindlichen Gemüthern erhält sich der Naturgeist rein und stark.

[Theater in Berlin.]

Ein Bericht in der Deutschen Allg. Zeitung über Michael Beer's Struensee in Berlin spricht von der großen Wirkung die eine Stelle über Preßfreiheit hervorgerufen. Bei den Zeilen: „Ich kann dem Volk das Denken nicht verwehren, so sag' es frei und offen wie es denkt!" brach ein wahrer Sturm des Beifalls aus, der sich gar nicht beschwichtigen ließ, sondern in immer erneuten Ausbrüchen fortdauerte. „So bildet das Theater — sagt der Berichterstatter — einen sehr merkwürdigen und beachtungswerthen Barometer unserer politischen Zustände."

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 10. Octbr. | 2ter Band. 15. Lieferung.

Leibnizens Unionsversuche.

Es ist längst widerlegt, daß Leibniz heimlich Katholik gewesen sei. Er hatte bei seinem Aufenthalt in Paris das Anerbieten, der französischen Akademie als Pensionär beizutreten, eben umdeswillen ausgeschlagen, weil daran die Bedingung des Übertrittes zur römischen Kirche geknüpft war. Er wechselte auch später nicht sein Bekenntniß ob ihn schon fortgesetzt die Hoffnung und die Zuversicht erfüllte, »Gott werde dermaleins über lang oder kurz die Christenheit zur Einigkeit bringen.« Über seine Bestrebungen und Versuche, dieser von ihm ersehnten Einigkeit Bahnen zu eröffnen, sind noch mancherlei Unsicherheiten im Schwange. Wir fassen hier zusammen was sich aus den neuesten Nachforschungen darüber erledigen läßt.

Um den geehrten Leser gleich mitten in den Stand der Sache zu versetzen, theilen wir zuvor aus Pfister's neuester Geschichte der Deutschen (in der Heeren und Uckert'schen Sammlung. 1835. V. 200) folgende Stelle mit, welche die deutschen Unionsversuche des Jahres 1660 betrifft. »Es fehlte nicht an Männern welche die Gebrechen der deutschen Staats- und Kirchenverfassung mit redlichem Eifer zu verbessern suchten. Der Erzkanzler Johann Philipp von Schönborn, der erste deutsche Fürst der bei der Rheinischen Allianz keinen Unterschied der Religion machte, traf zugleich (1660) bei dem Papste durch seinen Rath Boineburg Einleitung zur wirklichen Vereinigung der beiden Religionen. Sein Vorschlag war: durch eine Synode von 24 Männern, von beiden Theilen in gleicher Zahl, welche feierlich zur Mäßigung verpflichtet werden müßten, einen Entwurf heiligen zu lassen, nach welchem die beiden Kirchen, die Alt-Katholischen und die Reformirt-Katholischen, wie er die Protestanten nannte, nur Eine Kirche unter dem Papste ausmachen sollten, der von beiden Seiten Räthe um sich haben müßte, und nicht mehr Richter, sondern nur Oberhaupt der Geistlichkeit wäre und in schweren Gewissensfällen allein der heiligen Schrift gemäß zu entscheiden habe. — Wenn diese Bedingungen (urtheilt der Geschichtschreiber) auch zum Theil in sich selbst widersprechend gefunden werden mochten, so hat der Vorschlag doch die gutgemeinte Absicht gezeigt, unter Festhaltung einstiger Vereinigung der Religion die Quellen der vielen Zänkereien zu verstopfen, welche dagegen durch die jesuitischen Bekehrungen aufs neue eröffnet wurden.«

Es war damals in der That das Zeitalter ränkevoller Bekehrungen. Seitdem die Reformirten im Religionsfrieden als gleichbetheiligt und gleichberechtigt anerkannt waren, fühlten sich aus bloßem Haß gegen diese viele orthodoxe Lutheraner dem Schooß der alten Mutterkirche zugeneigt. An den Höfen zu Dresden, Cassel, Braunschweig, Hannover, Stuttgart u. s. w. waren durch jesuitische Bestrebungen eine nicht geringe Anzahl von Prinzen römisch geworden. Es war in Folge der Nachwehen des dreißigjährigen Krieges hier und da in deutschen Landen eine starke Sehnsucht rege nach dem mächtigen Zusammenhalt und Trost den die alte Kirche schwankenden Gemüthern bot. Um so eigenthümlicher muß der Plan eines aufgeklärten katholischen Kirchenfürsten erscheinen, diese Sache so vieler Einzelnen zur allgemeinen

Angelegenheit zu machen und von beiden Seiten Zugeständnisse zu erhalten die eine Versöhnung im Ganzen und Großen möglich werden ließen. Jener Entwurf nun, den der Kurfürst von Mainz Johann Philipp (v. Schönborn) durch seinen Rath Boineburg dem päpstlichen Hofe habe vorlegen lassen, sollte, wie es lange Zeit hieß, von Leibniz abgefaßt sein. Von Leibniz selbst (Opp. I. 559.) wissen wir daß das Tridentinische Concil in den Ländern des Erzkanzlers schon von dessen Vorgängern anerkannt worden war. Johann Philipp stand sogar mit dem päpstlichen Hofe in fortgesetzter Spannung; er hatte die Stiftung des rheinischen Bundes dem zelotischen Alexander VII. zum Trotze und ohne auf den Einspruch des Nuntius Rücksicht zu nehmen, erneuert; er ließ in Mainz eine deutsche Bibel drucken; er schien der Mann dazu ein Concil von Bischöfen über den Papst zu stellen und sein Rath Boineburg äußerte sich in Betreff des päpstlichen Supremats ganz als Anhänger der gallicanischen Kirche. Bei alledem und eben dieser offenkundigen Spannung mit der römischen Curie wegen wollte man bezweifeln daß Johann Philipp dem Papste friedlich und freundlich einen Entwurf obiger Art vorgelegt habe, und der kurmainzische Rath desavouirte einen solchen. Aber man fand nach Leibnizens Tode diesen Entwurf unter seinen Papieren, von seiner eignen Hand geschrieben und man wußte daß Leibniz für Boineburg mehrere publicistische Schriften gearbeitet hatte. Gruber theilte den Entwurf zuerst mit in seinem Commercium Epistolicum. Ihm folgte Moser in seinem Patriotischen Archiv für Deutschland, hielt aber nicht unsern Philosophen, sondern den kurfürstlichen Rath für den Verfasser. Schröckh in seiner christlichen Kirchengeschichte der neuern Zeit ließ es unbestimmt ob Boineburg oder der Kurfürst selbst den Entwurf ausgeführt habe. Alle diese Annahmen verstoßen jedoch gegen die Chronologie. Der Entwurf gehört dem Jahre 1660 an und Leibniz, 1646 geboren, wegen allzu großer Jugend in seiner Vaterstadt Leipzig zum juristischen Doctorexamen nicht zugelassen, promovirte 1666 in Altdorf und kam erst ein Jahr später an den Hof zu Mainz, zu einer Zeit, wo Boineburg nicht mehr Rath des Kurfürsten war. Der Kirchenhistoriker Schröckh theilt mit seinen Vorgängern den Irrthum, unser Philosoph sei Boineburgs Secretär gewesen und habe, wo nicht Theil gehabt an der Abfassung des Entwurfs, doch die Abschrift im Hause und in Diensten des kurmainzischen Staatsmanns geliefert. Daß Leibniz den jungen Boineburg nach Paris geleitete, machte die Annahme einer Intimität zwischen beiden Männern um so glaublicher. Allein die Zeitfolge widerstreitet dem geradezu und der Umstand, daß der apokryphische Entwurf von Leibnizens Hand geschrieben unter dessen Papieren sich fand, wird von G u h r a u e r ganz einfach erklärt. Leibniz pflegte nämlich wie fast jeder Gelehrte in seinen Studien, wichtige Stellen seiner Lectüre, kleine Actenstücke zur Geschichte seiner Zeit eigenhändig sich abzuschreiben und zu sammeln. Der angebliche Entwurf des merkwürdigen Kirchenfürsten in dessen Dienste er gewesen, mußte, so unpolitisch und unpraktisch er schien, ihn dennoch lebhaft interessiren.

Mit Widerlegung der Autorschaft dieses Entwurfes sollen aber so wenig Leibnizens Bestrebungen, noch die Pläne des Kurfürsten von Mainz in diesem Betreff geläugnet werden. Man hat gerade von jenem Minister Johann Philipps einen Brief, in welchem einem protestantischen Freunde der Vorschlag entwickelt wird, die theologische Facultät zu Helmstädt möge mit den katholischen Theologen des freisinnigen Capitels zu Mainz über die Vereinigung, wenigstens über die möglichste Annäherung beider getrennten Confessionen in Unterhandlung treten; der Hof seines Herrn sei solchem Werke zur endlichen Schlichtung der deutschen Wirren herzlich und aufrichtig zugeneigt. Dieser Brief datirt aus eben dem Jahre, 1660, mit welchem sich die verdienstvollen Bemühungen Johann Philipps um einen wahrhaften Kirchenfrieden eröffneten, Bemühungen die bis zu dessen Tode (1673) fortgesetzt wurden und selbst durch Boineburgs Austritt aus den Diensten des Kurfürsten keine Unterbrechung erlitten. Es ist erklärlich daß Leibniz bei seinem Aufenthalte in Mainz während der letzten Lebensjahre dieses Fürsten in dessen Pläne mit Eifer eingriff; seine Briefe an Johann Philipp liefern hierüber die entschiedensten Zeugnisse. Zu Anfang des neuen, des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir Leibniz als Geh. Rath in Hannover und seine Briefe an Jablonski in Berlin, an Fabricius in Helmstädt sind wie seine frühere Correspondenz mit Pelisson und Bossuet voll von dem großen Werke einer Vereinigung der katholischen und evangelischen Welt, einem Werke an welchem sich auch Herzog Ernst August von Hannover*) sowie der Landgraf von Hessen-

*) Herzog Ernst August's Gemahlin war bekanntlich die berühmte Sophie, die Tochter des Winterkönigs. Seine Tochter war Sophie Charlotte, die Gemahlin des ersten Königs von Preußen. Das Gefühl der Freundschaft das die Mutter für Leibniz gehegt, ging auf die Tochter über und somit wurde dem Hofphilosophen von Hannover auch der königliche Hof in

Rheinfels lebhaft betheiligten. Dieser Letztere, der selbst katholisch geworden war, hoffte auf Leibnizens Uebertritt und bot alles auf ihn zu einem Schritte zu bewegen den unser Philosoph zu seiner inneren Beruhigung nicht nöthig hatte. Es sind einige seiner Briefe an diesen Fürsten vorhanden. Dem ungestümen Eifer desselben setzte er den ruhigen Entwurf entgegen zu einem ewigen Frieden in der Kirche Gottes. Leibniz wollte Katholik sein auf Grund und Boden des Evangeliums. Eine gegenseitige Übereinkunft aufgeklärter und gemäßigter Köpfe beider Religionsparteien sollte das Werk der Union durch Darlegung eines einfachen Glaubensbekenntnisses das alle »Zweideutigkeiten der scholastischen Chicane« zu vermeiden habe, feststellen. Unter seiner Theilnahme fand im Anfang des Jahres 1683 in diesem Sinne eine Verhandlung zwischen dem protestantischen Abte Gerhard Molanus und dem katholischen Bischof Spinola in Hannover statt. Protestantischerseits wollte man den Primat des Papstes anerkennen, katholischerseits ein Concil an welchem protestantische Superintendenten gleichberechtigt mit den Bischöfen ihre Stimmen hätten. Pertz stellte in seinem akademischen Vortrage über Leibnizens Glaubensbekenntniß (s. Allgem. Zeitschrift für Geschichte, Bd. 6. Hft. 1.) diesen Punkt in's Licht. Das theologische Bruchstück unter den Handschriften des Philosophen, das Cardinal Fesch, der Oheim Napoleons, sich von der Bibliothek in Hannover ausbat und nicht wieder herausgab, war ein Entwurf den Leibniz in den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts, also wahrscheinlich mit Hinblick auf die Verhandlungen zwischen Molanus und Spinola abfaßte, aber weder vollendete noch übersandte. Wie aus den Briefen an den Landgrafen von Hessen-Rheinfels hervorgeht, wollte sich Leibniz dabei des »unschuldigen Kunstgriffs« bedienen diesen Entwurf zum Ausgleich der christlichen Bekenntnisse so abzufassen daß man einen nichtkatholischen Autor nicht darin ahnte. Das einzige Vorurtheil, schrieb er, der Verfasser sei nicht römisch, vereitele den besten, noch so klug angelegten Plan. Der Entwurf blieb, wie gesagt, unvollendet. Eben so scheiterte Leibnizens Hoffnung die er auf die Fürsten setzte. Er war aufgeklärt genug die Sache des Christenthums nicht mehr lediglich für eine Sache der Kirche und der Priester zu halten, aber er war zu sehr Hofmann um die Union auf andere Weise als durch eine von den Höfen decretirte Staatsmaxime für möglich zu erachten. Leibniz appellirte an einen zukünftigen großen Kaiser der die Christenheit und ihren Zwiespalt erlösen werde. Pertz knüpft diesen Glauben an Vorgänge in der Gegenwart die nur den bloßen Schein verrathen als wolle man das Bewußtsein des Jahrhunderts sich aus sich selbst entwickeln lassen.

Berlin eröffnet. Von Sophie Charlotte lieferte Varnhagen v. Ense seine bekannte Lebensbeschreibung.

Von ganz anderer Art sind die Unionsversuche zwischen Lutheranern und Reformirten, an denen Leibniz sich mit gleichem Eifer und mit mehr Aussicht auf Erfolg betheiligte. Diese Union der Evangelischen gehört gleichsam zu den Familieninteressen des preußischen Hauses und am Vorabend des Jubeljahres der Reformation (27. Sept. 1817) berief sich König Friedrich Wilhelm der Dritte in seiner desfalls erlassenen Aufforderung auf die Bestrebungen seiner Vorfahren die er wie eine überkommene Erbschaftssache seines Hauses ansah. Zur Zeit des großen Kurfürsten war der Hader zwischen Lutheranern und Reformirten am stärksten ausgebrochen und man kennt die Verdammungsformeln der zelotischen Wittenberger auf welche hin den Unterthanen Brandenburgs der Besuch dieser Universität untersagt wurde. Zugleich berief der große Kurfürst eine Conferenz Berliner Theologen zur Schlichtung dieser Feindseligkeiten. Die Conferenz hielt siebzehn Sitzungen und mußte sich fruchtlos wieder auflösen. Erst Kurfürst Friedrich der Dritte, nachmals König Friedrich der Erste, nahm das Werk der Union der evangelischen Kirchen wieder auf. Nicht blos Duldung wurde bezweckt, sondern Aufhebung der unseligen Trennung also »daß ein Theil bei dem andern in rechter Gewissensfreiheit sich des Gottesdienstes und Abendmahls des Herrn gebrauchen könne und möge.« Zugleich sollten die »parteilichen Namen Lutherisch und Reformirt aufhören und beide Kirchen sich hinfüro allein Evangelisch nennen«; aus der englischen Liturgie unternahm man einen »solchen Extract« zu machen der beiden deutschen Glaubensparteien genüge. Im Auftrage des Kurfürsten entwarf der Hofprediger Jablonski, der auch bei der Kurfürstin Sophie Charlotte wegen seiner milden und versöhnlichen Denkart beliebt war, eine Schrift in welcher er zu beweisen suchte »daß in den wichtigsten und nöthigsten Grundwahrheiten der christlichen Religion zwischen beiden Kirchen kein Unterschied und keine Ursache sich zu trennen sei.« Gleichzeitig wurde Leibniz in Hannover vom Kurfürsten Ernst August beauftragt in Sachen der Union mit der Feder und seinen philosophischen Discussionen

lebhaft einzugreifen. Schon die Politik gebot damals ein Bündniß beider Confessionen da der Ryswicker Friede (1697) bei der Einstimmigkeit Frankreichs mit den katholischen deutschen Höfen und der Fortschritt der römischen Partei die Grundlagen des westphälischen Friedens und die Sicherheit aller Nichtkatholiken zu untergraben drohte. Bisher, schreibt Leibniz aus jener Zeit an den englischen Gesandten in Zelle, hätten die Theologen des Augsburgischen Bekenntnisses sich sehr abgeneigt bewiesen mit den Reformirten in Unterhandlung zu treten; nun aber schienen gemäßigtere Gesinnungen aufzutauchen da die gemeinschaftliche Gefahr auch die härtesten Gemüther zum Nachdenken bringe. Gemeinsam mit dem hannöverschen Geistlichen Molanus, Abt von Loccum, verfaßte nun Leibniz für das Berliner Unionswerk seinen »Weg zum Frieden«, eine lateinische Denkschrift nebst einem deutschen Nachtrag der »von der Beharrlichkeit der Heiligen« handelt. Zum Gebrauch für Theologen überschickte er sein Tentamen irenicum. Jablonski wurde nun an den Hof zu Hannover abgesandt um mündlich weiter über die Wege und Mittel zur Eintracht der evangelischen Bekenner Christi zu berathen. Man einigte sich dort festzustellen und nachzuweisen daß die Irrthümer welche ein Theil dem andern vorwerfe, den Glaubensgrund nicht berührten; in Kirchengebräuchen sollte Freiheit bleiben, dagegen die trennenden Namen in den der Evangelischen verschmolzen werden. Mit diesen hannöverschen Unterredungen eröffnete sich ein Briefwechsel zwischen Jablonski und Leibniz der zehn Jahre lang das »große Werk der Union« zum Thema hatte. Es war nicht zufällig daß beide Correspondenten statt der sonst unter Gelehrten üblichen lateinischen, sich hier der Muttersprache bedienten. »Obwohl diese Materie«, schreibt Jablonski, »vielleicht in lateinischer Sprache bequemer sich handeln ließe, habe doch unsre teutsche lieber wählen wollen, weil, wann Gott den erwünschten Seegen geben wollte, unsere Schreiben in dergleichen Hände kommen möchten welchen selbige in der Muttersprache am liebsten sein würden.« Der Leipziger Professor Kapp erhielt später diese merkwürdige Sammlung von Briefen aus der Hand eines preußischen Diplomaten und gab sie 1745 heraus. — Wie es zu geschehen pflegt, ergab sich erst nach Beseitigung kleiner Nebendinge die eigentliche Schwierigkeit der Sache. Die Lehre von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott, ob lediglich durch den Glauben, ob auch schon durch das Thun und äußerliche Werke, hielt in früheren Zeiten zwischen dem Lutherthume und dem Katholicismus die hartnäckige Spaltung fest. Jetzt war es die verschiedene Auffassung der Abendmahlslehre was die Gemüther, die nach Versöhnung strebten, besorgt machte und die Köpfe der Gelehrten in Verzweiflung brachte. Die evangelische Christenheit hatte die verschiedene Weise, die Transsubstantiation zu begreifen, polartig auseinander getrennt. Die Lutheraner waren die Orthodoxen mit ihrem: Das ist der Leib; die Reformirten erschienen ihnen mit ihrem: Das bedeutet! als leichtfertig und ketzerhaft. Sank die Feier des Abendmahls zu einem bloßen Erinnerungsfest herab, so hörte alles Mysterium auf, wie denn überhaupt eine Religion die keine Geheimnisse mehr hat in der That Religion zu sein aufhört. In der großen Masse war darüber blinde Zwietracht. Die Fürsten wollten Vereinigung und die Gelehrsamkeit mußte alle Subtilitäten aufbieten um die Aufgabe zu erledigen, für den humanen Zweck ein Auskunftsmittel und für die auf beiden Seiten noch immer erbitterten Gemüther eine ausgleichende Bekenntnißformel aufzufinden. Der Philosoph der prästabilirten Harmonie, der in der Weltgestaltung eine seit Uranfang von Gott gesetzte einträchtig schöne Ordnung sah, Leibniz, der zugleich die Freiheit des Individuums zum Grundprincip der Weltweisheit erhob, hätte bei seiner diplomatischen Gewandtheit, bei seiner gefügsamen Einsicht in die Schwächen der Menschen, füglich als derjenige erscheinen können, der diesen Streit in der Abendmahlslehre zu beseitigen im Stande gewesen. So scheint es, und doch war es nicht also. Freilich ging er von der richtigen Ansicht aus, man müsse eine zulängliche Erklärung finden. Seiner Natur nach war er allen Extremen feind, fand aber doch nicht die rechte Mitte, geschweige das höhere dritte Element, in welchem die Gegensätze als aufgehoben erscheinen. Die Einsicht in die Schwierigkeit hatte er vollkommen, aber bei seiner geschmeidigen, kaltblütig hofmännischen Haltung fehlte ihm in dieser Religionssache doch vielleicht der Muth das entscheidende Wort hinzustellen. In einer seiner Bücherkritiken aus damaliger Zeit äußert er sich: »Ich weiß nicht ob Calvinus jemals das Principium gesetzt daß je mehr man von der römisch-katholischen Kirche abgehe, je säuberer man werde. Denn auf solchen Fall würde er den Anti-Trinitariis das Wort gesprochen haben, davon er doch sehr entfernet gewesen. Im Übrigen urtheilet der Herr Autor wohl daß eine Verwirrung, allzugroße Freiheit oder Anarchie der rechte Weg sei wieder unter das Joch zu kommen; weil die Menschen der Unordnung bald über-

drüßig werden und dann von einem Extreme leicht zum andern gehen. Sonst ist gewiß daß der Reformation nichts mehr geschadet als die darinnen entstandenen Secten; allein es ist auch nicht ohne, daß man selbst durch unzeitiges Ketzermachen viel darzu geholfen.« Leibniz hätte die Union am liebsten als einen äußerlichen Staatsakt genommen. »Inzwischen«, sagt er ebenfalls als Kritiker eines Buches über die Religionsvereinigung, »ist man gänzlich der Meinung des Autoris daß diese Vereinigung nicht besser als durch den königl. preußischen Hof befördert werden könne. Was aber von dem modo negotiandi mit andern Höfen vorgeschlagen wird, lässet man höherem judicio anheim. Aber damit ist man einig daß ohne Special-Präparirung durch einen Convent oder das evangelische Corpus zu dem erwünschten Zwecke schwerlich zu gelangen. Und daß nicht wohl ein Reichs-Stand allein in seinen Landen einen Vergleich unter seinen evangelischen Unterthanen stabiliren werde.« — Die Sache bedurfte einer innern Entscheidung. Von diesem geistigen Interesse lenkte Leibniz die Untersuchung gern ab auf äußerliche Formirung und Feststellung des Ceremoniellen. In Preußen trug man sich damals unter dem Könige der das eitele Gepränge liebte, in der That mit dem Plane einer »Wiedereinführung der alten Kirchenhierarchie.« Man verstand jedoch darunter nur die Entlehnung einer episcopalen Rangordnung der Geistlichen und ihre Ordination durch ein bischöfliches Oberhaupt nach Form und Art der englischen Hofkirche. Leibniz erinnert dabei an das englische Sprüchwort: No Bishop, no King. »Es ist auch ganz gewiß, sagt er, daß wenn unsere Geistlichkeit in geringer Achtung stehet, sie weder bei den Ihrigen, noch bei den Widrigen gnugsamen Nachdruck findet. Hingegen da sie den Widrigen an Würde gleich, sie ihnen in allem besser die Wage halten kann. Denn wir haben mit Menschen zu thun, da das Äußerliche etwas wirket. Und ich finde derowegen nicht gut daß bei den Protestirenden so wunderselten Leute vornehmen Geschlechts sich in geistlichen Stand begeben und des berühmten Fürsten Georgen von Anhalt Exempel so wenig geachtet wird, welcher selbst einen Prediger abgegeben.«

Mit einer bischöflichen Form der Kirche wird aber der innere Widerstreit in den Dogmen und in den Glaubensmeinungen der Menge nicht erledigt, nicht zwischen Protestanten und Katholiken, geschweige zwischen Lutheranern und Reformirten. Der Briefwechsel zwischen Leibniz und Jablonski gibt uns nun aber in der That die innere dialektische Arbeit zum Ausgleich der Glaubenswahrheiten beider evangelischen Parteien in Hinsicht der Auffassung des Abendmahls. Und hier ist der Mittelpunkt der Sache auch noch heutzutage für Orthodoxe und Rationelle. Soll man das Brot realiter oder nominaliter als corpus Christi nehmen? Die Hegel'sche Religionsphilosophie und Marheineke's Dogmatik fanden hier die richtige Entscheidung; nicht realiter, nicht nominaliter, sondern spiritualiter ist die Wandlung zu fassen; Christus ist geistig gegenwärtig und eine andere Betheiligung des Göttlichen im Irdischen ist in der That widersinnig. Die speculative Theologie die als philosophische Anmaßung in Dingen des Glaubens erschienen ist, hat hier ganz einfach, still und schlicht, tief und ohne Gewaltsamkeit und Klügelei das einzig Wahre gefunden, aber man hat ihre versöhnende Stimme im Lärm des Parteieifers überhört und mitten unter den frommen Philosophen und den vornehmen Hoftheologen stand Marheineke verlassen und allein. — Die gelehrten Discussionen des hannöverschen Geheimderathes und des Berliner Hofpredigers stoßen nicht immer auf den Kern der Sache, streifen ihn aber oft sehr glücklich an der Seite. Leibniz behauptet eine praesentiam vere realem, will sie aber nicht local verstanden wissen und vertheidigt die Lutheraner in ihrem Festhalten am Wort. »Daß die substantia corporis Christi an Mund und an unseren labiis, unter unserer Zung und Zähnen stecke, und er uns so zu sagen labialiter, dentaliter und gutturaliter gegenwärtig sei, davon sind wir, sagt er, ganz entfernet.« Jablonski erinnert sehr richtig daran daß »derlei Opinionen nicht allzu voreilig ventiliret« werden möchten. »Denn ehe beide Parten in dieser Theologie (über den Leib des Herrn) sich vergleichen, müssen sie erst in der philosophia corporum eins werden und zwar in einer ganz neuen Philosophie deren man in thesi noch nicht gewohnet und dabei in hypothesi corporis Christi noch manche Schwürigkeiten ein und anderm Ingenio vorkommen dörften.« Man sollte meinen, Leibniz der als Philosoph die Harmonie zwischen Leib und Seele forderte, hätte hier in der Praxis den Streit schlichten können. Trotzdem ist es Jablonski der der Wahrheit näher rückt. »Wir alle, schreibt er 1699, glauben praesentiam realem, ja realissimam. Spiritualis enim et hyperphysica praesentia est magis realis quam corporalis et physica.« Hiermit war die Sache erledigt, obschon ihr damit kein Glaube, kein Zutrauen unter den Menschen gewonnen wurde. »Ich wünschte an meinem wenigen Orte, fügt Jablonski hinzu, daß das große Werk dessen glückseliger Archi-

textus mein hochgeehrtester Herr bisher gewesen, so wohl gefasset und so fest gegründet werde, damit es nicht manquiren könne: kann aber kaum glauben daß vorn Anfang beiderseits Gemüther präcise zu einer vollkommenen Übereinstimmung in ihren Meynungen oder Concepten circa praesens mysterium werden zu bringen sein. Die Möglichkeit und Hoffnung der Vereinigung bestehet auch nicht darauf daß beider Theile Meinung durchaus eins sei, sondern daß die diversitas nicht die essentia sei.«

Ein treffenderes Wort findet sich nicht in den brieflichen Unterhandlungen, noch in den Denkschriften über das Thema der Union. Nach zehn Jahren waren Fürsten und Philosophen, Theologen und Laien der Mühen, zur Eintracht zu kommen, überdrüßig und man gab die Sache auf. Leibniz äußerte, er hoffe, wie jetzt die Sachen stünden, nichts weiter von dem Friedenswerk; aber sie werde sich einmal von selbst machen *). — Es liegt in der Natur solcher Controversen daß sie ohne zu einem Abschluß gebracht zu werden absterben. Eine spätere Zeit nimmt sie dann ungeahnet von einer ganz andern Seite wieder auf. Dies, dünkt mich, wird auch das Schicksal der religiösen und politischen Debatten von heute sein.

Georg Forster in Mainz.

Ein Blick in sein Familienleben.

Von **Heinrich Koenig.**

In einem der Häuser, die gegenüber der langen Gartenmauer des Schönborn'schen Palastes von der Universität neu erbaut waren, eine Treppe hoch, saß Frau Therese Forster in einem Lehnstuhl am Fenster. Diese schlanken Fenster des mittleren Stocks warfen reichliches Licht in die Tiefe des Zimmers, das einfach aber geschmackvoll möblirt und ohne ängstliche Ordnung höchst reinlich gehalten war.

Die Einrichtung hatte etwas von den gewöhnlichen Mainzer Wohnungen Abweichendes, — etwas Norddeutsches, wenn man es nicht bestimmter bezeichnen konnte. Es lag zum Theil in den Gegenständen des täglichen Bedürfnisses und Gebrauchs. So fand man unter andern auch auf allen Möbeln Bücher, Flugschriften, Hefte und Zeitblätter ziemlich ungeordnet liegen, — Gegenstände, die in den Wohnungen der eingebornen Mainzer spärlich oder gar nicht vorzukommen pflegten.

---

*) 1708 schrieb er an Fabricius: A negotio irenico, ut nunc est rerum habitus, nil amplius expecto. Ipsa se res aliquando conficiet. — 1715, ein Jahr vor seinem Tode, schilderte er in der Schrift Anti-Jacobite des großen Kurfürsten Verdienste das Schisma zwischen dem englischen und deutschen Protestantismus aufzuheben. Son fils Frédéric, depuis roi de Prusse, était dans les mêmes sentimens; et il avait une grande estime pour l'Eglise Anglicane, dont il avait quelque disposition d'introduire la Liturgie dans sa Chapelle Royale. Des Théologiens, modérés insignes, autorisés de part et d'autre, sont convenus que le schisme pouvait être levé par des éclaircissemens très-naturels; et qu'au besoin, et dans les dispositions convenables, l'on pouvait être admis à la communion de l'autre, sans avoir besoin de se retraiter, ni mêmes d'entrer dans certains sentimens particuliers contestés entre les Théologiens qu'on ne jugea point essentiels. — Die Nutzanwendung in einer Parallele mit den Bestrebungen unserer Tage in Preußen kann sich der geneigte Leser selbst machen. — Daß es auf éclaircissemens très-naturels ankomme, sah Leibniz ein; nur fand, wie mir schien, nicht er, sondern Jablonski dafür das rechte Wort. Äußerungen solcher Art mochten aber schuld sein daß Leibniz in Hannover bei der großen Menge für einen Ungläubigen galt. „Glüw nix!“ sagten die Leute von ihm. Auch mit dem Hofe gerieth er in ein gespanntes Verhältniß. Er starb ziemlich verlassen; seiner Leiche folgte Niemand als sein Amanuensis, Rath Eccard, in der That ein getreuer Eckhart.

**) Aus einem Roman: Die Klubbisten in Mainz, an welchem Koenig gegenwärtig arbeitet. Die Residenz des Kurfürsten von Mainz war nach den Lütticher Ereignissen der erste deutsche Punkt auf welchem der Geist der französischen Umwälzung Fuß faßte. Diese Mainzer Revolution, eine Travestie auf die große französische, schildert der Roman. Der Weltumsegler Georg Forster, der Geschichtschreiber Johannes v. Müller, der Naturforscher Sömmering, Heinse-Ardinghello u. A. waren bekanntlich vom Kurfürsten Karl Friedrich (von Erthal) an seinen Hof und seine Universität berufen. Ferdinand Huber war in Mainz sächsischer Gesandtschaftssecretär. Auch die übrigen Personen die uns die hier mitgetheilte Scene aus Forster's Häuslichkeit vorführt, sind geschichtlich und bis auf die kurfürstliche Livree dem Leben entnommen. Nur der junge Baron der sich an Forster zum Helden des Romans heranbildet, ist erdichtet. — Diese kleine Skizze entwikkelt uns vornämlich das Verhältniß in welchem Therese, Forster's Frau, schon damals zu Huber zu stehen schien. Die peinliche Wirthschaft eines deutschen Gelehrten der sich mit seinen Gedanken an den großen Stürmen der Weltgeschichte betheiligt fühlt, wird uns hier recht anschaulich. D. Herausg.

Einiges von diesen umherfahrenden Sachen hatte sich auch auf dem kleinen Arbeitstische versammelt, vor welchem Frau Therese saß. Ihr Strickzeug lag darauf, ein Kinderstrümpfchen aus Kümmel und Salz, wie die Strickerinnen den weiß und schwarz gedrehten Faden zu nennen pflegen. Sie saß noch in einem Morgenüberkleide, obschon es Nachmittag war. Freilich saß der Arzt Wedekind vor ihr, seine Hand um ihre pulsirende Handwurzel geschlagen. Dann verschrieb er, dann gab er mündliche Vorschrift, unter andern daß sie morgen wieder ausgehen und damit täglich fortfahren solle, um ihre reizbare Brust an der noch milden Octoberluft zum Winter überzugewöhnen.

Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit versetzte Frau Forster, indem sie einen Blick durch das Fenster nach dem großen Garten gegenüber warf:

Brauche ich denn der freien Luft so absolut nachzulaufen, lieber Hofrath? Der Graf Schönborn ist so gnädig, mir die beste Gartenluft in Überfluß zu überlassen.

So? Und können doch dabei auch hübsch lesen, nicht wahr? fuhr Wedekind etwas unzufrieden heraus. Mit Euerm ewigen Lesen und Lesen! Bedenkt denn aber unsere kluge Frau nicht welch' großen Unterschied es macht, ob eine schwache Brust lesend, oder ob sie laufend ihre Portion Luft schöpft? All' dies Lesewerk da umher und Ihre leidenschaftliche Theilnahme an allem und jedem — beste Frau —!

Er hob den drohenden Zeigefinger und wendete sich zu gehen. — Beruhigen Sie sich, Hofrath! lächelte Therese. Ich will nun oft und viel in's Freie laufen und auch nur — Lustiges lesen, z. B. Declamationen über Freiheit und Gleichheit, die man jetzt so gut und wohlfeil haben kann. Nicht wahr, bester Hofrath, gegen solches Lesen haben Sie nichts? Ich weiß schon die Ärzte verbieten ihren Patienten nicht leicht was sie selber gern essen und trinken!

Sie sind eine allerliebste lose Frau! versetzte Wedekind, mit einem sanften Schlag auf ihre Schulter, worauf er nach seinem Hute ging.

Eilen Sie nicht so, Hofrath! rief sie ihm zu, ich habe nun auch erst ein wenig zu schelten. Wo bleibt denn noch immer Ihre Rechnung vom ersten halben Jahr?

Wedekind schüttelte lachend den Kopf und verneigte sich zu gehen.

Nein, bester Herr Hofrath, so geht es nicht! Ich weiß, Sie sind der uneigennützigste Arzt von der Welt, aber in unsern knappen Verhältnissen muß ich sehr pünktlich sein.

Was? Uneigennützig? versetzte er. Glauben Sie, ich wisse das Geld nicht zu schätzen? Im Gegentheil! die Kunst mit dem Geld umzugehen ist mir höchst wichtig. Ich halte sie für das erste Hauptstück einer wahren Aufklärung. Sie lächeln? Das soll kein Witz sein. Das nenne ich nicht Aufklärung, wenn man sich aus der Volksreligion nichts macht, oder sich nach Lust und Vortheil über die allgemeine Moral hinaussetzt. Wissen Sie was ich unter Aufklärung verstehe? »Die vernünftige Erkenntniß all' derjenigen Dinge, welche ohne Rücksicht auf unseren besonderen Beruf oder Metier zu unserer Glückseligkeit unentbehrlich sind.« Und dazu ist richtige Geldwirthschaft Nummer Eins. Geld ist das Scepter der Herrschaft im Staat wie im Hause. Aber das Scepter wird unser Tyrann, sobald wir es nicht zu behandeln wissen. Was hat in Frankreich die Revolution herbeigeführt? Nicht die Freigeisterei der Schriftsteller, nicht die scharfe Spottlust der obern Regionen der Gesellschaft; nein, die entsetzlichen Verschwendungen der herrschenden Macht, wodurch das Volksleben gestört ward. Geld ist das Blut des Staats; Revolution das Fieber aus zu starkem Blutverlust. Was macht das Unglück von Mainz? Daß unser alte Kurfürst nicht mit dem Geld umzugehen weiß. Mit der einen Hand gibt er den Unterthanen seinen Segen, mit der andern fegt er ihre Taschen. Wir beide wollen richtig wirthschaften, Frau Hofrath Forster, und ich schicke Ihnen meine Rechnung!

Lachend eilte er fort, ohne Ahnung des erschütternden Eindrucks, den seine Worte zurück ließen. Therese sank nachdenklich in ihren Armstuhl, den Kopf in die Hand gestützt. Ihr Söhnchen weinte drüben in der Kinderstube; aber diesmal überhörte sie es. Trübe Betrachtungen, eine bittre Unzufriedenheit mit sich selbst regten sich in ihrer leidenden Brust. Sie dachte an ihren Mann und an seine großartigen Bedürfnisse, an sich und ihre bürgerliche Hauswirthschaft. Ein unaussprechlicher Kummer beschlich ihr Herz.

Da klopfte es hart an die Hausthüre. Sie erschrak; sie dachte an ihren Freund Huber und sprang auf. Sie wollte ihn abweisen lassen, und eilte nach der Stubenthüre. Aber — er war so lange nicht da gewesen? Nun wollte sie hinauf eilen zu ihrem Manne und ihn dort empfangen. Da trat Baron Franz Karl herein.

Sie wären krank, beste Frau? rief er, und maß ihr Aussehen.

Ach nun, sagte sie, man kann krank und wieder gesund werden oder auch sterben, ehe Sie kommen.

O nein doch! erwiederte er und reichte wie um Vergebung seine Hand.

Diesmal ist es bei einem Fieberchen geblieben, lächelte sie, und wies sich setzend nach einem Stuhl. Sie scheinen sehr aufgeräumt?

Nun ja, rathen Sie einmal wo ich zu Mittag gegessen? fragte er, mit beiden Armen auf die Knie vorgebückt und ihr zutraulich in die Augen blickend.

Erheitert von dem frischen, fröhlichen Wesen des glücklichen jungen Mannes ließ Frau Therese sich auf den Scherz ein und rieth vom Hofe abwärts durch eine Reihe der ersten Häuser.

Alles nichts! lachte er. Sie müssen auf eine zinnerne Suppenschüssel rathen.

O Ihr Götter! rief sie. Da sehen Sie wieder meine Kurzsichtigkeit! Ich hätte Ihnen gleich ansehen können, daß Sie mit Fides gespeist: denn so fidel habe ich Sie noch nicht gesehen. Also stehen Sie schon mit ihr beim Suppenlöffel!

Ei nun! antwortete er mit einem Erröthen der Verlegenheit. Ich weiß beinahe selbst nicht wie ich zu dieser Einladung gekommen bin. Meine Mutter ist eben auf unserer Hattenheimer Besitzung —

So? Die Frau Baronin ist verreist?

Ja, es ist ihre Liebhaberei, dort einige Herbstwochen zuzubringen. Sie glaubt die Früchte fielen reichlicher, wenn unter ihren Augen geherbstet wird. Ich lasse ihr daher auch gern noch das Gut das eigentlich mein ist. Diesmal will sie auch einige neue Einrichtungen treffen; ein etwas entlegenes Stück Weinberg verkaufen, Bauereien für nächstes Frühjahr veraccordiren u. dergl.

Und da wollten Sie es einmal an einem bürgerlichen Tische versuchen? versetzte schalkhaft Frau Forster.

Eigentlich galt Herrn Lenings Suppe dem Sohn meines seligen Vaters! lachte der Baron.

Aber — das Dessert?

O alle Süßigkeit der Welt liegt in solchen Augenblicken! rief Franz Carl. Welche Zufriedenheit empfindet man in solchen Momenten, — welche unbegreifliche Genüge! Erklären Sie mir doch, theure Frau, das Geheimniß solcher Augenblicke, da man nichts verlangt und doch nichts besitzt, — eine Ewigkeit empfindet, indem man der Minuten vergißt, — eine Seligkeit empfängt, ohne zu wissen woher man sie schöpft.

O fragen Sie das auch nicht, mein edler Freund! sagte Therese. Forschen Sie auch nicht darnach! Die erste Liebe fällt wie ein unsichtbarer Thau mit leisen Schauern vom reinen Himmel. Das ist eben diese unnennbare Seligkeit. Aber der Hauch gerinnt auf der kalten Erde und man weiß nicht ob die Tröpfchen in einen Becher des Glücks zusammen fließen oder in Thränen auseinander fallen.

Eine Stille entstand, denn Therese hatte im Ton eines eigenen tiefen Leides gesprochen und dadurch den Baron ein wenig befremdet. Sie ward dessen auch bald inne, und fuhr, sich selbst und den jungen Freund ermunternd, fort:

Erschrecken Sie nicht, lieber Baron! Sie haben mich zu Ihrer Vertrauten gemacht und müssen nun auch meine trüben Stimmungen mit hinnehmen. Es ist aber nur eine kränkliche Betrübniß, nichts weiter, durchaus nichts Tieferes. Sagen Sie mir lieber wie nimmt sich denn Papa Lening bei Ihren Besuchen?

Ach der gute Mann nimmt mich immer etwas feierlich als den Sohn seines alten gnädigen Freundes auf. Von meiner Begegnung mit Fides scheint er nichts zu wissen. Sollte sie ihm wirklich nichts davon gesagt haben?

Ich glaub's.

Sie glauben's? Fides schien doch nicht so gleichgültig dabei —.

Nein, lieber Baron für Gleichgültigkeit dürfen Sie dies Schweigen nicht nehmen. Im Gegentheil! das verstehen wir Frauen besser. Jene Begegnungen sind eben die ersten wunderthätigen Bilder im Herzensheiligthume des Mädchens, die man als hohe Geheimnisse verschleiert hält. O wie gern möchte man davon reden! Aber, indem man den Mund öffnet und Worte sucht, erschrickt man, daß unsere hohen Empfindungen nicht anders erscheinen können, als wie das andre Alltägliche, und man verschließt sie, um sie unentweihter zu halten. Aber, nicht wahr, ich habe heut meinen schwärmerischen Tag? Und die Mutter Lening?

Ist eine sehr fromme, aber ganz verständige Frau, antwortete der Baron. Wenn sie nur nicht so unterwürfige Manieren hätte! In Gegenwart von Fides ist es mir recht unangenehm. Bei Tische hat sie fast nichts gegessen. Ich glaube sie hält es für eine Bürgersfrau zu revolutionär vor einem Baron ein Stück Braten in den Mund zu stecken. Dafür behielt sie desto mehr Zeit übrig, mich mit Zuspruch und Schüsseln zu drängen und zu beklagen, daß die Sachen mir nicht gut genug schienen. Der Vater ist schon unbefangener; wir sprechen von Geschäften, von Deutschland —

Ha, ha! Sie Schalk! lachte Frau Forster, mit dem Finger drohend.

Nein, nein, liebe Frau! diesmal meine ich es ernstlich. Von der Politik hat er freilich wunderliche Begriffe; ich weiß auch nicht recht was er unter deutscher Nation versteht. Über Mainz aber höre ich ihn gern; er weiß manches von meinem Vater und erklärt mir manches aus der Vergangenheit was an unserm Hofe bald in's Gelbe, bald in's Blaue schillert.

Ganz recht! rief Frau Forster. Blau und gelb, — geistliche und weltliche Macht in einander gewebt! das ist der Schillertaffet solcher Höfe.

Eben klopfte es wieder an die Hausthüre. Therese ward unruhig. — Vergessen wir meinen Mann nicht! sagte sie. Gehen Sie doch hinauf, Herr Baron, in die Studierstube und bringen George mit herab!

Der Baron eilte hinauf.

Therese lauschte gespannt nach der Thüre als ob sie den Ankommenden an seinen Schritten errathen wollte. Sie errieth ihn auch und ging ihm blaß und bebend bis in die Mitte des Zimmers entgegen.

Ferdinand! begrüßte sie ihn mit einem Ausrufe der weniger laut als innig war.

Ferdinand faßte die dargereichte Hand, er blickte der Lächelnden in's Auge, sie ihm. So standen sie ein Weilchen und schienen Eins das Andere ohne Worte zu verstehen.

Therese ist doch noch ein wenig blaß!

Sieht Ferdinand nicht etwas kummervoll aus?

Bei dieser wechselseitigen Besorgniß legten beide in die Namen alle Zärtlichkeit und Theilnahme, für welche sie, wie es schien, sich das vertrauliche Du nicht erlaubten.

Ich fühle mich aber wieder recht wohl! antwortete Frau Forster.

Mein Kummer ist nur noch wie ein Nebel, der eben vor der Sonne sinkt und sich in Perlen des Thau's verwandelt, rief Huber, wobei er Theresens heiße Hand an seine Stirne pressend niederkniete, entweder um den sinkenden Nebel anschaulich zu machen oder vielleicht auch um ein inneres Ungestüm zu bewältigen, indem er sich selbst niederwarf.

Therese zog ihn sanft empor; er sprang auf, seine Arme gegen sie ausbreitend: aber rasch mit abwehrender Bewegung des Armes wendete sie sich und nahm ihren Sitz am Fenster wieder ein. Der Freund setzte sich zu ihr. Beide eilten über Erlebnisse der letzten acht Tage, die Frau Forster im Bette zugebracht hatte.

Ich habe recht empfunden, sagte er, wie wesentlich Therese in meinen Lebenskalender gehört. Ich war so zerstört in diesen Fasttagen meines Herzens, in dieser stillen Woche meines Kummers daß keine Arbeit recht gehen wollte. Und doch war so Wichtiges zu thun. Die Pillnitzer Convention, Mißverständnisse zwischen Östreich und Preußen, die Relationen mit dem französischen Kabinet bringen einen außerordentlichen Notenwechsel. Mein Minister erhielt Depesche auf Depesche aus Dresden und konnte seinen Gesandtschaftssecretär nicht begreifen, der keinen Sinn für wichtige Staatsminen und für so erstaunliche Weltgeheimnisse hatte.

Therese dankte mit Hand und Blick für solche Theilnahme; wobei sie lächelnd sagte:

Der gute Herr von Bünau! Ich sehe ihn lebhaft vor mir wie er in seiner durchwühlten Frisur mit unruhigem Finger Gedanken sucht die der Friseur einzupudern vergessen hat. — —

Ein tief inniges Verhältniß beider war in ihrem ganzen Thun und Lassen unverkennbar. Das Wort Freundschaft erschöpfte vielleicht solche Sympathie nicht oder war auch zu entweiht dafür. Wenigstens lag dieser Verkehr zweier edeln und hochgebildeten Menschen dem Kreis jener Berührungen fern die im damaligen Mainz zwischen Prälaten und Frauen Freundschaft genannt wurden.

Angezogen von den ausgezeichneten Persönlichkeiten Forsters und seiner Frau, sowie von der geistigen Atmosphäre die sie um sich gebildet hatten, war der sächsische Gesandtschaftssecretär Huber in kurzer Zeit der eifrigste Hausfreund geworden. Das Vertrauen des jungen Mannes nahm einen sonst nicht gewöhnlichen Weg zu Theresens Herzen. Es war nicht Huldigung des Höflings für das was sich an der ausgezeichneten Frau bewundern ließ, sondern ehrliche Theilnahme des verständigen Freundes an dem was ihr gerade abging um für sich und ihren Mann ein ganz ungetrübtes Hauswesen zu schaffen. Therese hatte nämlich zu wenig wirthschaftlichen Sinn und dabei zu viel wunderliche Delikatesse, sich darüber mit ihrem Manne zu verständigen, dem eben auch Geld eine zu geringfügige Sache war, um es mit mehr Überlegung auszugeben. So entstand bei ganz angemessener Einnahme eine häusliche Verlegenheit auf die andere. Dieser Zustand blieb dem zartfühlenden Hausfreunde nicht lange verborgen und der Gesandtschaftssecretär hatte diplomatische Gewandtheit genug einzugreifen ohne zu verletzen. Er erwarb sich das zarteste Vertrauen der Hausfrau, indem er ihr theilnehmend und beiräthlich die fehlende Seite ihres Mannes ergänzte. Mit ökonomischem Sinne, den er als unvermählter junger Mann

vielfach geübt hatte, stand er der geistreichen Freundin bei, um ihr, wie er sich artig ausdrückte, ein Stückchen ihres Werketags abzunehmen der zu gering und lästig für ihre hohen Geistesgaben sei. So gewann er ohne Absicht und Überlegung einen bedenklichen Sieg über die ökonomische Delikatesse der Hausfrau gegen den Mann. Hierin begünstigte ihn sein gleiches Alter mit Theresen, in deren Augen er wie ein Bruder erschien, den man in manche Schwächen und Verlegenheiten leichter blicken läßt als den Mann. Beide waren siebenundzwanzig Jahre alt, und Forster zehn Jahre älter. Dabei hatte Frau Therese auch ihren kleinen Stolz; es drückte sie, gerade in ihrem häuslichen Beruf so unfertig vor einem Manne von so bedeutender Persönlichkeit zu erscheinen. Auch hierin stand Huber zurück. Glücklicherweise war es ein edler Sinn der hier in das Geheimniß des Hauses, zum Diakon der Priesterin desselben eingeweiht wurde. Huber beruhigte Theresen, wenn sie sich der eignen Ungeschicklichkeit für die Wirthschaft anklagte und ließ es stillschweigend gelten, wenn sie ihren Mann seiner unvernünftigen Ausgaben halber entschuldigte. Eben hatte wieder Forsters letzte Sommerreise eine Lücke bis in's vierte Besoldungsquartal gemacht. — Aber, rief Therese aus, mein Mann bedarf solcher Zerstreuung und Erholung, er kann sie nicht entbehren. Wie er sich abarbeitet muß er doch wieder Ersatz suchen. Was hat er aber in Mainz? Im Amte überall Hemmniß; an der Bibliothek stockt alles und was er mit dem besten Willen beginnt, erlahmt unbegreiflicher Weise an der Mainzer Confusion. Und außer seinem Amte? Gar wenig. Der Fürst schafft nichts Großartiges, sondern vergeudet die schönen Einkünfte des Landes an Luxus und begünstigte Familien; die Gesellschaft zerbröckelt sich; der hochmüthige Adel sucht nur exclusiven Genuß; das Volk rennt in die Kirchen und in die Weinhäuser; was geht Öffentliches vor? Virutschaden und Wallfahrten. Geistige Interessen finden keine Theilnahme, der Mann von Bedeutung keine Anerkennung und der Protestant kein Vertrauen. Das alles muß George durch Reisen zu ersetzen, durch Correspondenzen zu unterhalten suchen und beides kostet Geld.

Ich werde ihm rathen, versetzte Huber, einen Theil der Honorare für seine kleinen Arbeiten v o r der buchhändlerischen Abrechnung einzuziehen. Wenn mir Therese die eingelaufenen Rechnungen übergeben will, so kann ich vielleicht einiges mit George in Ordnung bringen.

Er versteckte unter diesem Vorschlage die Absicht einen Theil der häuslichen Verlegenheiten aus eigenen Ersparnissen zu decken. Es that seinem Herzen wohl, die theure Freundin heiter und sorglos zu sehen und sich zugleich auf stille Weise dankbar gegen das Haus zu zeigen, dessen geistreiche Geselligkeit er so reichlich mitgenoß. Forsters großartige Vergeßlichkeit und Theresens Zartgefühl gegen ihren Mann begünstigten diese Diplomatie des Hausfreundes, die er mit der Zuversicht übte daß bezahlte Rechnungen zwischen beiden Eheleuten niemals zur Sprache kamen.

Wie seltsam es sich doch fügt, lieber Huber! sagte Frau Therese, indem sie dem Freund einige Rechnungen aus einem Wandschränkchen überreichte. Einst schwärmte das Mädchen für den Weltumsegler, ehe es ihn kannte. Und als er dann in unsern Kreis trat, dieser berühmte Mann, den Alles anstaunte, da fühlte ich bald daß ich ihm angehören sollte, bis er wirklich mit der Naivetät die er selbst an den Südsee-Insulanern so reizend beschreibt, um meine Hand warb. Sehen Sie, lieber Huber, um diese Hand da, die nun so schlecht in dem stillen Kreise wirthschaftet, den die großen Bedürfnisse des Weltumseglers ein wenig zerstören und verwirren. Und nun bezeichnete mir vorhin mein Arzt gerade was mir fehlt als das Hauptstück wahrer Aufklärung und rückt mir so entsetzlich nahe an das kleine Gebiet, das meine grünseidene Börse bedeckt, das Unglück der Staaten. Es hat mich ganz durchschüttert. Eine Angst ist über mich gekommen und eben wie ich Ihnen diese Rechnungen übergebe, wird mir klar und quält es mich, daß es — so nicht gut ist, wie wir's machen, Huber, und was diese elenden Sorgen zu zerstören und anzurichten drohen. Ach, meine Ungeschicklichkeit kann zu einem entsetzlichen Unrecht werden! — Nein, nein, ich bin die Frau nicht die einen edeln Mann wie Forster beglükken an! O Gott, o Gott!

Leidenschaftlich, wie sie alles nahm, warf sie sich händeringend auf das Kanapee.

Huber, betroffen von dieser plötzlichen Wendung, kniete in peinlicher Verlegenheit vor ihr nieder, faßte befangen ihre Hand und suchte die weinende Freundin aufzurichten. Er sprach verständig und mit Wohlwollen und brachte sie mehr durch Zuspruch als durch Widerlegung ihrer Bedenklichkeiten dahin, daß sie zu ihrem Fenstersitze zurückkehrte. Hier saß sie ein Weilchen stumm, die Augen in ihr weißes Tuch gedrückt, und Huber, im Vertrauen auf ihr muthiges Herz, störte sie nicht. —

Verkennen Sie mich nicht, mein Freund! rief sie

dann aus. Mißachten Sie mich nicht, lieber Huber! Aber helfen Sie mir unsern George beglücken!

Sie reichte ihm ohne ihn anzusehen die Hand und fuhr fort:

Ach, daß ich gerade in dem so ungeschickt bin was einer Frau vor allem andern zusteht! Aber bedenken Sie, bester Huber, wie ich auch erwachsen bin! Meine Mutter war viele Jahre leidend und schwermüthig, ich von Kindesbeinen auf mir selbst überlassen. Das Gärtchen unseres kleinen Göttinger Hauses, mir zum Spielen angewiesen, war so öde und unbestellt, daß mich Luft und Himmel mehr anzogen als die verwilderten Beete, auf denen ich Petersilie und Lattig hätte studiren sollen. In der Ecke des Zimmers aber wo ich für mich allein spielen mußte, vergaß ich der Puppen und kleinen irdenen Küchengeräthe, lauschend, wenn Herder am nahen Tische meiner Mutter Klopstocks Messias vorlas oder Freund Balle ihr den Homer übersetzte. Die lebhaften Reden beschäftigten mich die der junge Bürger, die Grafen von Stollberg und andere mit Vater und Mutter führten. Ich war erst zwölf Jahre alt, als die Mutter starb. Der Vater traurig und niedergeschlagen, lächelte nur, wenn ich mich fest an ihn schmiegte und ihm Geschichtchen oder Reiseberichte vorlas. Auch meines Vaters zweite Frau ward mir, wenn gleich eine liebevolle Freundin, doch keine Mutter. Ich ging nun nach der Confirmation mit in die Gesellschaften und ließ von den jungen Männern meinen unabhängigen Sinn, meine vorlauten Einfälle und mein rücksichtsloses Denken und Thun bewundern, statt daß ich hätte gehorchen und kochen lernen sollen. Und als Forster zuletzt das für ihn schwärmende, enthusiastische Mädchen an sein Herz zog und mit in sein Haus nach Polen nahm, da war ich durchglüht von seinem Geist, aber unbedacht, ob er selbst nicht an meinem Herdfeuer fröstle. Nun endlich hier in Mainz —. Lieber Huber, dieser umfassende Geist, dieser erhabene Sinn und goldne Charakter unsers George — müssen wir ihn nicht bewundern?

Seltsam bewegt, wie vor innern Widersprüchen scheu, lehnte sie den Kopf zurück an den Arm, den Huber neben ihr stehend auf die Stuhllehne gelegt hatte und sah mit schmerzlichem Lächeln zum Freunde auf.

O er ist der herrlichste Mensch, unser Forster! rief Huber mit etwas zerstreutem Ausdruck in Ton und Blick.

Huber, fuhr Therese fort, sich aufrecht setzend, Eins geloben Sie mir, Ferdinand, in dieser Stunde unserer Erkenntniß! Es sei das Weihgeschenk meiner Genesung! Stehen Sie mir bei, George zu beglücken! Ach! ich fühle mich mehr als je so ohnmächtig, so abwelkend an seinem großen umfassenden Herzen. Stehen Sie mir bei! Geben Sie mir Vertrauen zu mir selbst; vermehren Sie als Freund das Gewicht meines geringen Werthes. Manchmal kömmt es mir vor, als ob ich glücklicher sein würde, wenn Forster — wie soll ich sagen? — unbedeutender, untergeordneter wäre. Sein Herz, sein Blick sind eines Weltumseglers: er übersieht mich und meine verzagte Seele; ich kann ihn nicht erfüllen. Ach! ich wäre mit einem engeren, innigeren Manne —. Huber, stehen Sie mir bei!

Sie streckte, wie ein Versprechen fordernd, ihre Hand nach dem Freunde. Huber ergriff sie mit Lebhaftigkeit und indem er sie feurig an seinen Mund drückte, betheuerte er:

In dieser Anerkennung unseres Freundes sind wir von je Eins und einig, meine theure, edle Therese! Ich weihe mich mit allem was ich bin und vermag Ihrem reinen Dienst. Es sei die Aufgabe meines Lebens Ihnen anzugehören! So wahr mir —.

Man kömmt! rief Therese und nahm ohne Überlegung ihr Strickzeug auf. Huber kreuzte die Hände über dem Rücken und wandelte das Zimmer entlang.

Forster trat mit Franz Karl ein, im Gespräch über einige Naturkörper von den Südsee-Inseln, über die sich eben der junge Freund hatte belehren lassen. Huber sprang rasch in die Unterhaltung, von der sich Therese fast auffallend zurückhielt. Eine Befangenheit gegen ihren Mann, eine ihr selbst unklare Scheu trieb sie an, die Vorbereitungen des Theetisches mit ausschließender Sorgfalt zu machen, — sie, die sonst ein solches Gespräch nicht ungetheilt gelassen hätte.

Forster war in seiner gehobenen Stimmung. Gewöhnlich schweigsam, oft zerstreut schien er nur die Anregung einer Idee oder Persönlichkeit zu erwarten um leicht, klar und im Zusammenhang zu sprechen. Bedeutende Gedanken strömten ihm zu; er erhob sich leicht auf die höchsten Standpunkte der Betrachtung und führte seine Zuhörer mit sich empor. Manche Gegenstände und Interessen fanden an dem geistesstarken Manne noch den alten Schwärmer, so sehr er sich von ehemaligen Träumen und Zeitbestrebungen losgemacht hatte. Denn einst stand er den Illuminaten

nahe genug, glaubte an die Zeichen und Schurzfelle der Rosenkreuzer; das Geheimniß des Goldmachens, der Stein der Weisen hatten ihn beschäftigt und eine religiöse Schwärmerei ihn lange beherrscht. Sein Herz durch Kämpfe mit Sinnlichkeit und Schicksal veredelt, war noch reizbar und empfindsam geblieben. Er entflammte leicht für hohe Gedanken und edle Gesinnungen, fand gern Bedeutendes, Ungewöhnliches in einer neuen Bekanntschaft und entzückte sich für Freundschaft und Liebe.

Jetzt war die französische Revolution in den Horizont seiner schwärmerischen Theilnahme getreten. Er hatte vorigen Jahres auf einem Ausfluge nach Paris die ersten begeisternden Bewegungen derselben mitgelebt, und diese Eindrücke siegten bei ihm noch lange über manche spätere, abstoßende Entwickelung.

Freund Huber theilte dies Entzücken nicht. Der diplomatische Kreis in welchem der junge Mann verkehrte, hielt ihm die Interessen und Ansichten der Höfe zu dicht vor das geistige Auge, als daß er über dieselben hinaus den menschlichen Standpunkt für die neu auftauchende Zukunft hätte gewinnen können, den Forster, reifer an Jahren, viel gereist und weit umschauend einnahm. Beide vermieden daher gern unter sich diesen Gegenstand und sprachen über Literatur; wo denn seltsam genug gerade Huber sich für die von Kant und Lessing angeregte deutsche Revolution entzückte, deren Ausgangspunkte für Forster nicht recht begreiflich waren.

Heut brachte Baron Franz Karl die Unterhaltung doch wieder auf die Politik. Diese zog ihn jetzt nicht weniger lebhaft an, als noch vor kurzem die Poesie. Er war eben jung und mehr empfänglich als schaffensbegabt. Von Natur zum Edeln getrieben, aber auch durch frische Jugend zum Ausschweifenden geneigt, sobald es nur nicht in abstoßender Gestalt des Gemeinen erschien, durfte Franz Karl sich Glück wünschen, mitten im leichtfertigen Mainz gerade in den versteckten Kreis Forsters gerathen zu sein. Dies war durch die Gräfin Coudenhove gekommen. Diese stolze Frau gab, besonders vor ihrer jetzigen politischen Unruhe, kleine literarische Abende zu denen sich auch der Kurfürst manchmal einfand. Dies war im Geschmack ihres fürstlichen Freundes und sollte zugleich an die berühmten literarischen Kreise erinnern, die einst in Paris eine Frau Geoffrin, eine Deffant, eine L'Espinasse um sich gezogen hatten. Hier interessirte sich der junge Baron besonders für Forster. Die Frau des berühmten Reisenden galt ihm anfangs nur als Tochter Heyne's, den er in Göttingen kennen gelernt, bis sie sich bei wiederholten Besuchen durch ihr geistreiches Wesen persönlich geltend machte. Mann und Frau wirkten bildend auf ihn, indem sie seine aristokratische Beschauungsweise durch rein menschliche Gesichtspunkte erweiterten. Forster stellte sich ihm als einen bürgerlichen Mann dar, der mit dem feinen und sichern Benehmen der besten Mainzer Gesellschaft eine dort ungewöhnliche geistige und sittliche Bildung verband und als Gelehrter selbst in seiner Studirstube sich im Äußeren nie vernachläßigte, gegen die Seinigen sich nie gehen ließ, gegen Untergeordnete nie roh und im Verkehr mit Frauen nie unzart erschien. Wäre der junge Baron zum Helden verhängnißvoller Tage bestimmt gewesen, wie jedes Ereigniß sie herbeiführen konnte: er hätte kein besseres Vorbild finden können sich zu bilden und zu befestigen, um einst das Geschick allein zu tragen, wenn der Musterheld vielleicht den Kampfplatz zu frühe verlassen müßte.

Einige Freunde fanden sich wie gewöhnlich zum Thee ein. Hofrath Sömmering und der Geschäftsträger von Hessen-Cassel, Harnier. Man kam wieder auf die Vorgänge der Revolution, die freilich einem Jeden auf die Füße traten, ihn zu wecken oder zu ärgern. Harnier brachte eine Besorgniß für Mainz zur Sprache. Daß der Kaiser von Östreich und der König von Preußen in ihren Ländern die Werbungen und Rüstungen der Emigranten verboten, fand er den Pillnitzer Verabredungen entsprechend; um so bedenklicher aber erschien es ihm, daß gerade der Kurfürst von Mainz diesen französischen Flüchtlingen noch immer große Nachsicht schenkte, besonders bei der jetzigen Stimmung der gesetzgebenden Versammlung in Paris. Die Erlasse dieser Versammlung gegen die Emigranten und gegen die eidweigernden Priester wurden heftig getadelt; Harnier besonders war stark in bittern und witzigen Bemerkungen und Einfällen. Sömmering von ruhigem bedächtigem Geist und als Naturforscher mit den gelassenen Entwickelungen des Lebens einverstanden, hielt sich in einer gewissen Mitte, die Revolution als eine große Erscheinung beobachtend und nur mit den heftigen Ereignissen unzufrieden. Franz Karl aber war natürlich ganz eingenommen vom politischen Dunstkreise seines Kurfürsten. Er, der jüngste, aber im Bewußtsein des Mainzer Kabinets, sprach zuweilen etwas zu sehr entschieden und ausschließend, unbekümmert um die verwunderten Blicke Sömmerings. Dies steigerte Forsters Eifer, wenn er sich einmal in seiner Ansicht von Allen verlassen sah. — Soweit bist Du

mit mir einverstanden, Sömmering, sagte er, daß Frankreich höchst merkwürdig für den Beobachter ist und bleibt. Es ist ein interessanter Anblick, nicht daß es kämpft, sondern wie es kämpft. Dieser Strauß des Despotismus mit der Volkskraft ist noch keinem vorigen ähnlich. Die Minen und Gegenminen sind von eigner Art und haben das Gepräge des Jahrhunderts der ausgebildeten Vernunft. Nun geb' ich aber zu daß Schurken in der Nationalversammlung sitzen, daß die Volkspartei viele Schurken zählt. Allein entweder darf man über die Ereignisse im Großen und Ganzen gar nicht räsonniren oder diese Basis reicht nicht zu. Kein Fehler, kein Irrthum, kein Mißbrauch ist, dessen die gesetzgebende und die Nationalversammlung beschuldigt werden kann, wovon nicht der Fluch auf den vorausgegangenen Despotismus zurückfällt. In der Welt kann nie von absoluter Vollkommenheit die Rede sein, nie zu erwarten daß Menschen anders als menschlich handeln; wenn aber die Sachen mit einer gewissen Form auf's Äußerste gekommen sind, wenn Mißbrauch, Verderbniß, Infamie, Charakterlosigkeit, kurz die völligste Unsittlichkeit durch diese Form alles zerrütten; so darf man um der Paar Unvollkommenheiten willen die man an der neuen, jener nachfolgenden Form bemerkt, nicht die Dauer jener Abscheulichkeiten wünschen. Man hat die Menschen als freie, unmündige Wesen lehren, erziehen, zu reifen Wesen bilden sollen, und man hat sie schändlich gemißbraucht, sie dumm und blind zu machen gesucht, sich Herrschaft über freie Intelligenzen angemaßt und seine Leidenschaften dabei befriedigt. Ist es ein Wunder daß die Ausbrüche des endlich entrüsteten Gefühls und der Empörung gegen die elendesten Despoten und gegen einen alles innern Werthes beraubten Adel nun nicht ganz rein und ungetrübt sein können?

Die heftige Rede wurde durch den Eintritt Stadions abgebrochen.

— Ach! hätte ich Sie hier gewußt! rief er beim Anblicke Franz Karls. Ich komme von drüben, dem Schönborn'schen Hof. Baronin Cäcilie war dort; wir gingen eine Weile im Garten und sahen hier herauf. Sie hätte gern einmal Ihre Sammlungen besehen, Herr von Forster. Doch konnte ich sie nicht überreden, mit mir zu kommen. Ich glaube sie fürchtet die Frau Hofrath —.

O es ist eine liebenswürdige Dame! rief Forster mit Lebhaftigkeit, — eine Dame voll Seele, liebe Therese. Ich halte sie tiefer, leidenschaftlicher Empfindungen und einer schwärmerischen Hingebung für fähig. Diese langen Wimpern, dieser Aufschlag der dunkeln Augen und ein Mund —.

Frau Therese, was sagen Sie dazu? rief Stadion. Sehen Sie nur, wie seine Miene die Seelen-Illumination wiederstrahlt. Wie schnell er seinen politischen Eifer in Quiescentenstand gesetzt hat!

Ich kenne das schon, Herr Graf! versetzte Therese heiter lachend, und dem Kapitular eine Tasse hinreichend. Ich kenne schon meines Mannes Glück bei Frauen, und wie gern sein empfängliches Herz ein zartes Verhältniß zu schwärmerischer Freundschaft zu steigern weiß.

Das ist eine charmante Nachsicht! rief mit seinem etwas gemessenen Tone Hofrath Sömmering. Wenn ich nicht verlobt wäre —!

Sind Sie Bräutigam, Herr Professor? fragte Stadion.

Ja, Herr Graf, Sie können gratuliren! versetzte Therese. Mit Jungfrau Margarethe Elisabeth Grunelius in Frankfurt. Ist es nicht Zeit mit sechsunddreißig Jahren?

Sehr schön! rief der Kapitular. Nun erst kamen Sie an den schönsten Zweig der Naturforschung. Nehmen Sie den herzlichsten Glückwunsch von meiner Hand, wenn diese auch keine Valuta einer Kußtratte des Hauses Grunelius ist.

Sömmering dankte, kam aber mit seiner liebenswürdigen Beharrlichkeit auf den unterbrochenen Satz zurück. — Ja, wenn ich nicht verlobt wäre, sagte ich eben — !Allein es sind ja noch angenehme Männer hier. Ich denke, meine Herrn, wir dürfen die Frau Hofräthin nicht zu kurz kommen lassen gegen ihren Gemahl. Wie meinen Sie denn, Herr Legationssecretär?

Das schalkhafte Wort galt Hubern. Doch war es vielleicht etwas zu scharf betont, um für schalkhaft aufgenommen zu werden. Wenigstens fand es keine Zustimmung. Eine Stille entstand die Forster mit den warm gesprochenen Worten unterbrach:

O wir verstehen uns, meine Frau und ich! Gewiß fühlt Therese wie ich. Ich bin nie glücklicher, lieber Sömmering, als wenn ich denke daß meine Therese sich aufgemuntert fühlt, alles was lieb und gut ist, wo sie es immer antreffe, zu lieben. Sie müßte nicht den Sinn für Schönes, Gutes, Edles haben, wenn sie sich nicht interessirte, wo sie eines oder alle diese Dinge fände. Ich bin glücklich so oft sie irgend Jemand, den ich für gut und edel halte, recht herzlich liebt; jede sympathetische Regung ihres Her-

zens macht mir Freude. Allein ich weiß daß sie mich mehr als alle andre liebt, daß sie Niemand als Mann so lieben könnte wie mich und daß sie bei mir überzeugt ist, sie könne mit keinem Andern in dem Verhältniß worin wir stehen so glücklich sein wie mit mir.

Er schwieg mit dem Ausdruck einer tiefen innern Bewegung. Seine bedeutenden Gesichtszüge waren belebt; das tiefe Auge, dessen Weiß von dem auf seiner Fahrt nach Otaheiti überstandenen Scorbut dunkel gefärbt war, ruhte mit dem Ausdruck inniger Liebe auf Theresen.

Eine befangene Stille war entstanden. Nur Franz Karl nahm diese Erklärung für reinen, rücksichtlosen Erguß des liebenden Herzens; die Andern suchten eine versteckte Abwehr und Verwahrung des Gatten gegen falschen Verdacht dahinter, woran Forsters unbefangenes Herz nicht gedacht hatte. Therese fühlte diesen Argwohn; daher diese Stille peinigend für sie geworden wäre, hätte nicht Huber im rechten Augenblicke und mit großer Unbefangenheit ein Buch unter seinem Hute hervorgeholt und vorgewiesen. Es war der erste Band der geheimen Memoiren des bekannten französischen Schriftstellers Dúclos, — von Huber selbst übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben. Der erste Band war eben von Berlin aus der Presse gekommen. Huber mußte über den Inhalt berichten und der Abend nahm noch die gewöhnliche heitre Unterhaltung, bei der sich besonders auch Sömmering betheiligte, um die Schuld eines mißlungenen Scherzes in Vergessenheit zu bringen.

Rheinweingeister.

Von **Wolfgang Müller***).

Motto: Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen. — —
Denn das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.
Goethe.

Kennt ihr des Kellers hohe Poesie?
Sie zu verstehn, bedarf's der Dichterader.
Zu Häupten sah ich schönern Himmel nie,
Als Wölbungen von festgefügtem Quader,
Drin einfach ruhig Faß an Faß gereiht,
Ein starkes ritterliches Kampfgeschwader
Im Panzerhemd von braunem Eichenkleid;
Sie fordern dich heraus mit ernsten Mienen,
Als ob sie Zauberkraft zum Sieg gefeit,
Als wollten sie an dir den Sporn verdienen.

Ich weiß es wohl, daß manche Lanze brach
Im Kampf mit euch; doch tret ich euch entgegen.
Mein blonder Knappe, komm dem Worte nach!
Ich ziehe fort auf kühnen Kriegeswegen.
Auf, fordre mir die ganze Schaar heraus,
Es stürzt sie alle meiner Zunge Degen!
Die kleinen Krieger laß mir aus dem Strauß,
Ich will mich an die ersten Helden wagen!
Und bleib' ich hier, so trage mich nach Haus,
Mein schönes Loos braucht Keiner zu beklagen!

Wen bringst du, schlanker Schenke, da heran?
Von Rüdesheim ists der berühmte Ritter;
Ich weiß, er rang zu Boden manchen Mann,
Der mächtig schlug den Degen und die Zither.
Gott! welche wilde starke Feuergluth!
Du schlügest beßre Waffen auch in Splitter;
Ha, deine Kraft, sie trifft mich bis ins Blut!
Jedoch getrost, und gält' es auch mein Leben,
Mir in der Kehle sitzt ein trockner Muth: —
Die Garde stirbt, sie wird sich nicht ergeben!

Ein Andrer naht. Zu Hochheim wuchs der Held,
Ein Priester ists, hör ich den Schenken raunen,
Als Dombechant so rückt er in das Feld,
Man sagt, er ist ein Pfaff von prächt'gen Launen.
Und wie er scharf die goldne Klinge führt,
Wer will die Fechterkünste nicht bestaunen?
Nie hab' ich so des Krummstabs Macht gespürt.
Hätt' ich mich erst des Teufelskerls entledigt!
Ich gebe gern den Preis, wem Preis gebührt:
Niemals noch hört' ich solche gute Predigt.

Da kommt ein Dritter schon heran zum Strauß,
Es heißt, zu Markobrunn ist er geboren,
Ein Minnesänger, recht ein Hochhinaus,
Er scheint verliebt dazu bis an die Ohren;
So duft'ge Redensarten hört ich nie,
Und doch hat er mir wild den Tod geschworen.
Ei, wem der Durst den rechten Muth verlieh,
Läßt sich nicht weit vom Weg zum Ziel entfernen!
Ja, prunke nur mit deiner Poesie,
Du sollst den würd'gen Gegner kennen lernen!

---

*) Von Wolfgang Müller, einem ächten Rheinlandssohn, kennt man einen Band Balladen und einen Band „Junge Lieder." Besonders in diesen athmen die freien, fröhlichen Lebensgeister des Vater Rheins; diesen Rausch einer frischen seelenvollen Lust am Leben, diesen elastischen Schwung der sanguinischen Natur finden wir in neuerer Zeit bei keinem Dichter so entschieden rheinisch ausgeprägt wie in den siebzig „jungen Liedern." — In kurzem erscheint in Frankfurt a. M. (Literarische Anstalt von Dr. Löwenthal und Rütten) ein längeres Gedicht: Rheinfahrt von Wolfgang Müller. Aus diesem sendet uns der Dichter als Probe den sechsten Gesang, dem wir seiner Natur nach die obige Aufschrift geben. D. Herausg.

Und wieder Einer! Seht, im Herzogsglanz
Rückt der von Steinberg an, bewußt, bedächtig;
Den Helm umblüht ein stolzer Siegerkranz,
Sein Wesen ist wie eines Fürsten prächtig,
Sein Wort erklingt, als hätt' er stets gesiegt,
Sein Auge glühet herrschend, dunkel, nächtig.
Ob dich die Fürstenamme auch gewiegt,
Dein Gegner ist ein Mann, ein schlechter, rechter:
Ich stehe dir, wie oft du auch gekriegt!
Gewahr' am Streich, ob ich ein guter Fechter!

Schau her, der Fünfte naht, apostelgleich:
Er kommt ein Sühnungsbote hergeschritten,
Ein Insaß aus dem tausendjähr'gen Reich,
Mit ew'ger Stärke, wunderbaren Sitten.
Sein göttlich Auge strahlt so mild und stark;
Vom Jünger, der für Liebe nur gestritten
Trägt er den Namen. Ha, mir glüht das Mark!
Held von Johannisberg, so süß, so sonnig!
Zu dir gesellt, verweht der Erde Quark,
Zu Lied und Lust erglüht der Geist mir wonnig!

Fort von den Waffen nun zur Brüderschaft!
Heran, heran, ihr herrlichen Gesellen!
In euren Reihen wächst mir Muth und Kraft,
Da Weltenfeuer eure Adern schwellen,
Da eurem süßen dichtungsvollen Mund
Duftmeere üppig, balsamhold entquellen,
Da aus der Sonne und der Erde Bund
Ihr stark und kühn als Söhne seid entsprossen,
Und da euch auf der Berge heil'gem Grund,
Wo ihr gewachsen, Freiheitluft umflossen!

Gottvolle Fässer! ritterlich Geschlecht!
Euch, Rheinlands Weinen, gilt mein Lied zum Preise,
Ich rühm' euch hoch als Helden im Gefecht,
Im Frieden rühm' ich euch als Weltenweise.
Was will, mit euch verglichen, Rosenduft,
Zu euch gestellt, die Gluth der Sternenkreise?
Ihr hauchet wonnig süße Lebensluft,
Ihr strömt mir holde Flammen durch die Glieder;
Es jauchzet, lag er trüb in tiefer Gruft,
Der Geist bei euch durch Scherz, Humor und Lieder.

Wie pocht bei euch dem Freunde zu das Herz!
Zu allen Opfern ist es hochgemuthet,
Im Leid so weich wie Wachs, im Kampf wie Erz,
Und im Genuß von Lustgefühl durchfluthet!
Wie blüht bei euch die Lieb in tiefer Brust,
Als wäre sie von Sonnenfeu'r durchgluthet!
Da strahlt das Bild der Jungfrau, die voll Lust
Sur Herz erkor in linden Frühlingstagen,
Ob aller Reize, die Natur bewußt
Zu ihren holden süßen Leib getragen.

Wie hebt bei eurem Duft, bei eurem Glanz
Der Busen für die Freiheit an zu klopfen!
Wer ließe nicht für sie beim Schwertertanz,
Für sie, für sie des Blutes letzten Tropfen?
Wer mag die Herzen der Begeisterung,
Die Ohren noch dem Kriegesruf verstopfen?
Die Schlachtenhymnen muthig, ewig, jung,
Ertönen rings, die Trommel mit dem Horne
Sie werfen in das Herz den höchsten Schwung:
Frischauf, frischauf, geht auch der Pfad durch Dorne!

Goldfluth'ge Tränke! Ist der Sieg erkämpft,
Bei euch laßt uns das letzte Reich erbauen,
Das Reich, das Neid und Zank und Mißmuth dämpft,
Und das nichts kennt als Liebe, Lust, Vertrauen,
Das Friedensreich, das jede Tyrannei
Vergessen hat, das in die Erdengauen
Hinsät der Lieb und Freiheit grünen Mai.
O wie berauscht der duft'ge Trank den Zecher!
Die ganze Menschheit selig, gleich und frei!
So trink' ich dieses Tages letzten Becher.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Berlin, Anfangs October.

Auch Politisches hab' ich Ihnen zu melden, Politisches von der äußersten Wichtigkeit. Aufgemunterter Volksgeist, Drang nach Öffentlichkeit, jubele! Berliner Patriotismus was willst du mehr? Der hiesige Magistrat hat den Bezirksvorstehern zur Pflicht gemacht sich mehr als bisher geschehen um die Wünsche und Stimmungen der von ihnen vertretenen Bürger zu bekümmern. Demgemäß ist vor einigen Tagen eine Versammlung von 68 Bezirksvorstehern, den Tribunen für eine Bürgermenge von siebenzehntausend Mann, anberaumt gewesen und man hat sich einstimmig dafür erklärt die Stadtverordneten zu ersuchen, sie möchten es einrichten daß ihre berathenden Versammlungen **öffentlich** seien. Bekommen wir Mitte October die Constitution, die wenn sie kommt, gewiß ein ausgetragenes Kind ist: Zeitgeist, was willst du dann mehr?

Einstweilen indessen freut man sich **himmlisch** auf den **göttlichen** Müsard der diesen Winter bei Kroll die Berliner Beine in Pariser Raserei versetzen soll, und der umsichtige Rellstab macht bedeutsam bekannt daß der Tanzmusikgott für jeden Abend bekanntlich 1000 Francs bekomme, der Berliner also ihm durch fleißigen Krollbesuch das Honorar zu ertanzen habe. Hat Jenny Lind Rellstab einen silbernen Leuchter verehrt, was wird nun Müsard thun müssen? — Pauline Garcia weilt in unserer Mitte und wir hoffen sie in der sogenannten italienischen Oper der Königstadt, eine weiße Taube in der Krähenschaar, bewundern zu können, falls ihre Stimme wieder ganz hergestellt ist, die durch Krankheit gelitten hatte. Das sind alles zu erwartende Genüsse. Was die gehabten anbetrifft, so hatten wir mehrmalige Wiederholungen von Struensee und Gastspiel des Tenoristen Kraus von Wien im Othello von Rossini. Mit tüchtiger Stimme begabt, weiß dieser Sänger seinen Schatz noch nicht recht zu nutzen, sonst müßte er viel mächtigere Wirkung machen als es der Fall ist. Er ermangelte indessen des Beifalls nicht und wird wohl noch öfters sich hören lassen. — Der Kölner Cassettendiebstahl, ob

ritterlich oder unritterlich, hat einen Eingesandtskampf in unserer Vossischen hervorgerufen, bei welchem wir zu unserer Verwunderung auch den Verf. der neuen Hosen des Herrn von Bredow mit seiner Namensunterschrift figuriren sehen. Dies geldaristokratische Ritterstück zu vertheidigen oder nur nicht abgeschmackt zu finden, ist für den der die Verhältnisse und die Personen kennt, sehr schwierig. Solche ungeschickte Streiche der jeunesse dorée erregen Mitleid wie die — um zu einem andern Gegenstande überzugehen — nun leider nicht zu Stande kommen sollende sogenannte Geheimerathszeitung, nach der ich so lüstern war und nun schmachten muß. Dagegen ist von Julius' Zeitungshalle ein zweites Probeblatt ausgegeben worden und einem Gerüchte zufolge soll es an Bestellungen nicht fehlen. Ist uns dies Blatt und seine Richtung gerade nicht an's Herz gewachsen, so müssen wir das am 6. October in's Leben tretende Leseinstitut des Hrn. Julius, gleichfalls unter dem Titel Zeitungshalle, mit dem allerhöchsten Interesse erwarten, denn es verspricht eine der großartigsten Unternehmungen zu werden, deren sich eine Hauptstadt zu rühmen hat. Und sollte zu letzterem Institute das Ministerium Rother, wie gewisse Leute meinen, erkleckliche Fonds hergeschossen haben, so wollen wir oppositionellen Leute, da es zu unserem Nutzen und dem des allgemeinen Besten ist, weder dem Minister noch Herrn Julius böse sein, sondern das Gebotene dreist benutzen.

+.

[Ein Lustspiel von Levin Schücking.]

Mit den jüngern deutschen Dramatikern ist also wirklich die Epoche hereingebrochen wo die Poesie sich der Politik zum Opfer bringt? Es ist dabei nur zu bedauern daß unsere ehedem so schüchterne Muse nicht mächtiger ist, sich der politischen Stimmung der Zeit nicht bemeistert, um sie zu einer poetischen Höhe, Übersicht und Versöhnung zu führen; es ist Schade daß unsere Poesie sich von der Politik nur eben als Opfer abschlachten läßt. — Der sonst so sanfte, zarte Romantiker Schücking hat ein Lustspiel geschrieben das einem politischen Fastnachtsschwank sehr ähnlich sieht. Die Leipziger Bühne führte es den Meßfremden bei gefülltem Hause und unter einem Beifall auf, der sich fortgesetzt in einem schallenden Lachen kund gab. Diese Posse, die am alten Reiche die verworrene Vielstaaterei und den erlauchten Hochmuth eines souverän gewordenen Reichsadels geißelt, ist an sich sehr glücklich erdacht und entworfen. Das Stück führt die Jahreszahl 1760 als Titel und nennt sich zugleich die Belagerung von Graslingen. Auf einem Kreuzwege, wo ein Wirthshaus steht, stoßen die Gebiete dreier reichsunmittelbarer Herren zusammen. Der dreifach bearmte Grenzpfahl und Wegweiser scheidet reichsgräfliches, hochstiftliches und reichsstädtisches Gebiet; hinten im trüben Nebel der fernen Berge — wie Michel der Wirth sagt — liegt Deutschland. Zwei Italiener, der Eine voll Sympathie für deutsches Leben, der Andere voll jovialer Spottlust, kommen des Weges. Der Lustige von ihnen macht sich den Spaß die Bildnisse der drei ländergebietenden Herren an die drei Arme des Wegweisers zu nageln. Die drei Perrücken, eine fürstliche, eine geistliche, eine bürgerliche, hangen nun oben wie am Galgen und die von der Hetzjagd zurückkehrenden regierenden Herren erblicken sich in dieser nichtswürdigen Höhe in effigie. Darauf wird Lärm und Halloh; aber man erwischt nicht den rechten Thäter, sondern den Unschuldigen von den beiden Italienern. Sofort entspinnt sich unter den drei deutschen Souveränen ein Streit um den Besitz des vermeinten Verbrechers; sie verhöhnen sich, lachen sich systematisch aus, aber der Reichsgraf triumphirt über die Nebenbuhler, denn seine Jäger haben den Inculpaten gepackt und stecken den schönen großen Burschen unter seine Soldaten. Eine schwächliche Romantik mischt sich nun mit der Neigung der jungen Reichsgräfin in das Schicksal des Gefangenen; aber die Scene zwischen Beiden gibt Veranlassung zu glänzender Dialektik über Menschenrecht und Despotie, über ächten und falschen Adel. Diesen wirklich warm gefühlten und schön gesetzten Reflexionen wurde rauschender Beifall zu Theil. Die Hochstiftler und die Reichsstädter sinnen inzwischen auf Rache; sie fangen sich wechselsweise die beiden Italiener ab und jeder Reichsstand meint den Rechten zu haben, bis sich plötzlich ergibt, der lustige Schalk von ihnen sei des Reichsgrafen abhandengekommener Sohn. Der Reichsgraf überzieht nun die Spießbürger von Graslingen mit Krieg und holt sich seinen verlornen Sohn bittweise wieder, nachdem sein Heer vor der großen Karthaune der Reichsstadt davongelaufen. — Diese Anekdote wäre nun als Anekdote ganz gut, um aber eine wirkliche Schöpfung zu sein, müßte dieser rohe Stoff was man sagt ausgetragen, zu einer Geschichte gestaltet sein die Menschen unter sich erleben. Diese Puppen in der Posse sind aber sämmtlich charakterlos; sie sind nur Haubenstöcke, denen der Verfasser seinen satyrischen Kopfputz aufstülpt. Einstudirt war das Stück sehr flüchtig und sorglos, gespielt sehr charakterlos; dem Hauptdarsteller, der den Reichsgrafen gibt, fehlt in seinem Naturell ohnedies die gemächliche Biederkeit der alten gutmüthig gravitätischen Zopfperiode. Eine eigentliche Schauspielkunst ist in solchen Schöpfungen der Zeitlaune nicht möglich; die Schauspieler haben keine Menschen zu spielen, sondern nur die Einfälle des Autors an den Mann, d. h. an's Publikum zu bringen. An witzigen Einfällen ist aber das lose, lustige Stück außerordentlich reich. Für den Kölner Karneval wäre die Posse wie gemacht und gerufen. — An Schöpfungen der Art nimmt man wahr wie aufgeregt jetzt in Deutschland die politische Stimmung und wie schwach die poetische Zeugungskraft ist.

[Die Germanisten in Frankfurt.]

Die Germanisten haben die Schleswig-Holstein-Frage, die Frage über gerichtliche Öffentlichkeit und Mündlichkeit wie über Geschworne zu Hauptgegenständen ihrer Berathungen gemacht. Zu Gunsten der Geschwornengerichte sprachen insbesondere Dahlmann und Mittermaier. Wilhelm Grimm, der Jüngere, hielt am 27. Sept. in der letzten Sitzung einen Vortrag über die Herstellung eines allen deutschen Staaten gemeinschaftlichen, auf den Grundsätzen germanischen Rechts und Brauchs beruhenden Gesetzbuches und über die Reinigung unserer Sprache von fremdländischer Beimischung. Auf den Vorschlag des Vorsitzenden, Jakob Grimm, und mit Unterstützung des Bremer Bürgermeisters Smidt wurde Lübeck, das ehrwürdige, gebeugte Haupt der alten Hansa, von der Versammlung unter freudigem Zuruf zum nächstjährigen Vereinigungsort erkoren. — Wir begrüßen dies alles mit lauter Freude; das alles ist allgemeine deutsche Sache, nicht blos Sache einer exclusiven Loge. Wozu also der gesuchte Name: Germanisten? Soll man Uhland weil er deutsche Vergangenheit in seinen Gedichten lebendig macht und weil er in Frankfurt war, einen germanischen Dichter nennen?

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 17. Octbr.

2ter Band. 16. Lieferung.

Auf den Schlachtfeldern von Leipzig.

Nach den Mittheilungen eines östreichischen Soldaten bearbeitet.

Es ist schon eine geraume Weile her, mein Freund, als wir von Breitenfeld aus den Baumweg der nach der Leipziger Straße führt hinwanderten um den höchsten Punkt der Wahlstatt zu erreichen, auf welcher vor zweihundert Jahren der evangelische Glaube seine Freiheit und seine Fortdauer erkämpfte. Wir standen in dem von acht Fichten gebildeten Kreise vor dem Denkstein der am Jubelfeste, am 7. September 1831, dem Schwedenkönig gesetzt wurde. Ein Privatmann, der Rittergutsbesitzer von Breitenfeld, ein Leipziger Tuchhändler Namens Gruner, ließ ihn setzen. Es ist ein Würfel von geschliffenen Steinen; auf seinen vertieften vier Feldern steht zu lesen:

> Glaubensfreiheit für die Welt
> Rettete bei Breitenfeld
> Gustav Adolf, Christ und Held.

Kein König hat den Stein gesetzt, kein Dichter diese Verse gereimt, kein Volk, der Kämpfe der Vorfahren eingedenk, dies Monument beschlossen. Aber die Bauern der Umgegend haben die Leichenhügel mit den Grabsteinen die sich über das ganze Schlachtfeld hinziehen, bis heute sorgfältig erhalten und die Höhe auf der wir standen war vielleicht für Tilly's Geschütz der Punkt von wo aus das ganze Feld beherrscht wurde. — Vergebens, mein Freund, haben wir in Magdeburg zusammen auf den Wällen und zur Umschau über die Gegend vom Thurm herab uns den alten Sturm der Stadt unter Tilly's Mordbrennern zu vergegenwärtigen gesucht. Die neuen Bastionen, die hinzugebauten Stadttheile machten es unmöglich uns zurechtzufinden. Auf der Höhe vor dem Denkstein bei Breitenfeld ist es möglich sich eine Tilly-Schlacht nachträglich zu entwerfen, zieht man herbei wie alte Berichte sie schildern.

Fassen wir die Lage der Parteien erst auf! Der Despotismus des Kaisers bedrohte den Protestantismus, das Restitutionsedict sollte mit Feuer und Schwert in Niederdeutschland festgestellt werden. Dazu war Tilly der Mann, um den zwölfjährigen Siegen der Kaiserlichen den letzten und höchsten blutgetränkten Lorbeer hinzuzufügen. Er galt für unüberwindlich; die Eroberung Magdeburgs hatte seinen Stolz gekrönt. So fiel er mit 40,000 Mann in Sachsen zerstörend und verwüstend ein. Johann Georg beschwor Gustav Adolf dem mörderischen Tilly die Spitze zu bieten und so zogen die vereinten Schweden und Sachsen ihm in die offenen Ebenen des schon so oft vom Schwert gefurchten Landes nach. Tilly zögerte sich mit dem Schwedenkönig zu messen; auch dieser war noch unüberwunden und gegen den frischen neuen Ruhm wagt sich ungern ein alter. Tilly war überlegen an Truppenzahl; die Sachsen bestanden ohnedies aus jungen Soldaten. Dennoch nahm er eine Stellung die auf bloße Vertheidigung schließen ließ. Hier also vor uns an den flachen Höhen zwischen Breitenfeld und Seehausen, vor sich sumpfige Wiesen, stellte Tilly sein Heer auf, das Fußvolk schachbrettartig in großen Vierecken, die Reiterei, wie immer damals fast ein Drittel der Heermasse, in großen unbehülflichen Schwadronen auf beiden Flügeln, links beinahe bis Breiten-

5

feld, rechts bis vor Seehausen hinaus. Hinter der Linie, auf der Höhe eben wo das Denkmal steht, hielt sein Geschütz das über die eignen Truppen hinweg den über den Bach und die Wiesen vorrückenden Feind erreichen konnte. Dies eben läßt auf einen bloßen Vertheidigungsplan schließen. Drang Tilly mit seinen Truppen vor, so gerieth er in die Schußlinien seiner eigenen Kanonen. Er durfte also nicht vorrücken, hatte sich selbst zur bloßen Vertheidigung verdammt. Das Geschütz der Kaiserlichen war damals überhaupt von der Art daß es den Bewegungen der Truppen nur selten folgen konnte. Die Schweden wirkten mit ihren bekannten ledernen Kanonen; auf die Leichtigkeit der Bewegungen, auf die Eintheilung ihrer Massen in kleinere, schnellfertige Haufen stützte sich Gustav Adolfs neue Taktik. Wie der Schwedenkönig, so war später mit rascher Vertheilung beweglicher Haufen, mit Überraschungen und kühnen Schwenkungen der preußische Friedrich der Mann des Angriffs, nur mit dem Unterschied daß dieser in den Fußtruppen seine Virtuosen und seine Macht hatte, während in alter, noch mehr rittermäßiger Kriegszeit die Reiterei die Hauptwaffe blieb. Auch Gustav Adolf hatte den dritten Theil seines Heeres wie Tilly beritten. Reiterei machte den Angriff damals; die Fußtruppen, weit schwerer als heutzutage unsere Infanterie, stand in gedrängten Haufen und taugte, Haken bildend, mehr für die Behauptung eines Postens. — Gustav Adolf griff jetzt mit seinem rechten Flügel an; Gott mit uns! war sein Feldgeschrei; Jesus Maria! tönte ihm vom linken Flügel der Kaiserlichen entgegen. Pappenheims geharnischte Reiter warfen die Schweden bis Banner mit Musketieren ihnen Stand hielt. Gegen Tilly's Befehl ging dann Pappenheim, von seinen Erfolgen berauscht, in die Offensive über. Siebenmal jedoch wurde er von den schwedischen Musketieren zurückgeschlagen; ein Prinz von Holstein der ihm mit Fußtruppen zu Hülfe kam ward verwundet und gefangen, dessen Regiment niedergemacht. Dieser unglückliche Reiterangriff verleitete auch Tilly mit seiner Mitte auf das Centrum der Feinde loszugehen, dessen nicht eingedenk daß seine Stellung sich blos zur Vertheidigung eignete. Die Sachsen wichen nach kurzem Gefecht, ihr Kurfürst floh bis Eilenburg und erhielt erst dort die unverhoffte Kunde vom Siege der Schweden. Tilly hatte seines Erfolges sicher schon einen Siegesboten nach Wien abgesendet. Nachdem er das Mitteltreffen der Schweden gesprengt, warf er sich auf deren linken Flügel, ebenfalls mit Glück. Sein Geschütz bestrich aber plötzlich seine eignen Reihen. Dies benutzend, machte Gustav Adolf in Tilly's Rücken mit seinem rechten Flügel eine Schwenkung links, stürmte die Höhen und nahm die kaiserliche Batterie, die nun erst recht fortfuhr gegen die Kaiserlichen zu spielen. Jetzt war die Verwirrung allgemein. Tilly stürmte mit den noch unbesiegten Wallonen die Höhen, aber vergeblich; ein schneller Rückzug war seine einzige Rettung. Bei Podelwitz steht noch eine Windmühle; zwischen ihr und dem Dorfe warfen sich Banners Schaaren den Pappenheimern entgegen; dort stand auch noch bis vor wenigen Jahren der Tannenwald in den sich Tilly, vom langen Fritz, einem schwedischen Hauptmann, verwundet, mit den Wallonen zurückzog. Diese fünf Regimenter, der Kern seiner alten Garde zu Fuß, bis auf 600 Mann zusammengeschmolzen, hielten sich dort bis auf den Abend; die Dunkelheit sicherte ihnen endlich mit ihrem blutenden Feldherrn den Rückzug nach Halle. Die Schweden zählten 2000, die Kaiserlichen 3000 Todte und Verwundete. Zwischen dem Schlachtfelde und Leipzig lagerte Gustav Adolf. Der Kurfürst belagerte die Stadt deren Besatzung die Flüchtlinge verstärkten. Nach einigen Tagen capitulirte Leipzig sammt der Pleißenburg.

Ist der Punkt wo das Denkmal steht, wirklich die Höhe auf welcher Tilly's Geschütz hielt, so übersieht man von hier den ganzen Gang der Schlacht. Die Leichenhügel mit ihren Steinen bezeichnen die Richtung der Linien. An der Stelle wo der letzte heiße Kampf mit den Wallonen, der letzte Moment der Verzweiflung überstanden wurde, steht ein besonders großer Stein. — Man hat gegen diese Hügel von denen mehrere jetzt die Markzeichen tragen, vielfach Zweifel erhoben. Auf den Schlachtfeldern bei Leipzig selbst, aus so naher Zeit, gibt es keine Leichenhügel mehr. Der Bauer hat die Knochen der Todten zusammengescharrt und verhandelt. Die Spuren der hundertfach größern Schlacht, die Deutschland und Europa frei machte, sind fast alle getilgt, die Dörfer frisch und neu; nur etwa das Dölitzer Schloß mit seinen Mauern, Planken und alten Linden bewahrt treulich die tausendfachen Narben des Kartätschenfeuers. Eine Schlacht vom J. 1631 die nur soviel Stunden als die von 1813 Tage dauerte, grub sich weit tiefer in das Gedächtniß der Leute ein. Die Felder auf der Wahlstatt von Breitenfeld blieben lange Jahre unbebaut; der Mensch von damals hatte nicht soviel Nachhülfe und das Unglück blieb mit seinen Nachwehen länger dem Boden und dem Andenken der Menschen eingeprägt. Die Breitenfelder Schlacht galt für eine Art von Gottesgericht für

den protestantischen Glauben und eine heilige Scheu ließ die Leichenhügel als alte Wahrzeichen stehen selbst als der Boden von neuem gepflügt ward. Auf diese Weise erklärt es sich, daß man den Gang der Tilly-Schlacht noch an den Leichenhügeln und ihren Steinen verfolgen kann.

Es war nur kurze Zeit nach unserem Besuche auf der Breitenfelder Wahlstatt als ich in Leipzig mein Quartier aufschlug und Sie, mein Freund, mir ankündigten, Professor W. habe Ihnen Hrn. Thiers gemeldet um von Ihrem Dorfe aus das Schlachtfeld von 1813 zu besuchen. Ein deutscher Schriftsteller und ein Professor der Weltgeschichte, ein östreichischer Soldat und ein französischer Exminister, der Anfangs die Journalistenfeder, dann das Portefeuille geführt und endlich wieder den Griffel der Geschichte in die Hand nahm um seine journalistischen und ministeriellen Finten zur Ehre seiner Nation dem großen Gang der Welthistorie aufzubinden: — mich dünkt das wäre ein eigenthümliches Viergespann gewesen, um sich über die Völkerschlacht bei Leipzig, die Europa von Frankreich befreite, zu unterrichten. Ich war, was man sagt, sattelfest um dem französischen Geschichtschreiber nachzuweisen daß sein großer Held auch dumme Streiche machen konnte. Napoleon schrieb dem Zufall sein Mißgeschick zu. Freilich zerstört ein kleines Ungefähr oft den sorgfältigsten Plan und es bleibt von allen politischen Wagstücken immer das gewagteste, das Schicksal der Völker auf eine Schlacht zu setzen. Auf den Abfall der Sachsen schob Napoleon sein Unglück; er hätte den Abfall der Welt von ihm wittern sollen; die sächsischen Truppen gingen ohnedies erst über als der Ausgang der Schlacht schon entschieden war. Die Büllletins des Kaisers sprachen von unausgeführten Befehlen die seinen Rückzug über die Elster störten. Aber einem Unterofficier, der zu früh die Brücke an der großen Funkenburg sprengen ließ, vertraut man nicht so Großes an und da Napoleon ortskundige Sachsen bei sich hatte, mußte er von diesen die Brücken schlagen lassen um die Straße nach Lindenau gewinnen zu können. Poniatowski ertrank beim Uebergang über die Elster und Tausende mit ihm, während Tausende das Ufer jenseits nicht erreichten. Napoleons Berechnungen stützten sich wie bei Tilly auf den Egoismus seiner Unfehlbarkeit, auf die tollkühne Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit seiner Kerntruppen. Tilly hatte keine Ahnung von der Macht des neuen gotterfüllten Glaubens der gegen ihn focht; sonst hätte er sein Schwert zerbrechen müssen statt es gegen Gustav Adolf zu ziehen. Napoleon war blind gegen den neuen Geist der Zeit, der die Völker, die lange geknechteten, lange mit Füßen getretenen, gegen ihn aufrief. Die Armeen Europa's hatte er vernichtet, Throne gestürzt und nach Belieben neu aufgerichtet, Europa, so schien es, lag zu seinen Füßen, denn die Vorkämpfer und Vertreter der Nationen knieten vor ihm. Aber nicht mehr die Fürsten und Heere, eine neue, ungeahnete, im Stillen heranwachsende Macht kämpfte gegen ihn. Seit dem Brande von Moskau wußte er nicht mehr was gegen ihn focht; er nannte es die Elemente, den Zufall, aber er stand seitdem wie betäubt vor seinem Schicksal ohne es zu begreifen, ohne es zu ahnen; er war wie vom Donner gerührt und er der den Donner der Schlachten gelenkt, verstand den heranrollenden Donner der Völkerstimme nicht, er wußte nicht daß nachdem die Fürsten besiegt, die Völker ihm jetzt im geheimen Schooß ihrer ungemessenen Kraft den Krieg bereiteten. Das war Gottes Stimme, diese Stimme der Völker und wie Tilly vom Geist eines neuen Glaubens besiegt ward, so unterlag der Held der Revolution dem Glauben der Völker, die langsam zum Selbstgefühl erwachten. — Napoleon kämpfte seit 1812 blind wie ein Stier, dem ein unsichtbarer Schlag den Kopf getroffen. Aus seiner Betäubung entsprangen seine Fehler.

Damit soll nicht gesagt sein daß auf Seiten der Völker und ihrer Führer die ihn besiegten keine Fehler vorfielen. Diese braucht man einem französischen Geschichtschreiber nicht zu läugnen. Die Verbündeten haben bei Leipzig grenzenlose Fehler begangen, und ihr Hauptfehler war, Napoleons eingeschlossenes Heer bei solcher Überzahl von allen Seiten nicht vernichtet und dem europäischen Kriege damit ein Punktum gesetzt zu haben. Diese Schuld trug Bernadotte dessen Nordarmee kaum im Feuer war und der auf die Wendung des Napoleonischen Schicksals wartete. Bernadotte, den Blücher förmlich bewachen mußte, hätte vom Norden Leipzigs aus nach Lindenau marschiren und der französischen Armee den schlecht gedeckten Rückzug abschneiden müssen. Die weiten Kreislinien der Verbündeten hatten Napoleon festumschlossen und doch ließen sie ihn auf der einzig möglichen Straße entwischen, auf der er seine Flucht nicht einmal zu sichern versucht hatte. Das Gottesgericht war also hier nur halb. Es fehlte unter den Verbündeten der umfassende Geist, der dem Dämon Napoleons die Spitze bot wie der starke, klare Glaubensheld dem finstern Tilly, den die heilige Zuversicht und die rasche schnellfertige Entschlossenheit seines Gegners stürzte.

Das klingt wie Mystik, aber dem Geschichtschreiber geziemt diese Mystik, wenn er alle die handelnden Charaktere durchschaut hat und keinen als einen Träger der großen Sache findet. Ich hätte diesen deutschen Glauben dem französischen intriguanten Exminister klar machen wollen. Aber der Franzose ließ uns im Stich; er kam nicht, er reiste über Hals und Kopf durch Leipzig. Es genügte ihm die Schlachtfelder von Jena und Auerstädt studirt zu haben; die Felder von Leipzig, die Wahlstatt auf der die deutschen Krieger Europa's Freiheit mit ihrem Blut besiegelten, hat der große Geschichtschreiber des Kaiserreiches nicht betreten mögen. Es gibt hier wenig für die gloire von Frankreich zu melden, höchstens läßt sich schildern wie die spanischen Grenadiere furchtbar im Feuer standen und das polnische Blut für Frankreich in Strömen floß. Wir sind begierig auf Hrn. Thiers Schilderung der Leipziger Schlacht und wollen uns inzwischen ohne ihn auf unsern Feldern umsehen. Lassen Sie uns, den Plan des Majors Aster in der Hand, unsere Wanderung halten wie wir sie damals machten. Zuerst aber besteigen wir die Leipziger Sternwarte und überschauen das ganze Gefilde.

Von Dresden aus, das ein französischer Heerhaufe besetzt hielt, hatte sich Napoleon über die Elbe und Mulde zurückgezogen um sich den Uebergang über die Saale und den ganzen Westen frei zu halten. Er dachte allerdings von ungefähr an den Heimweg, aber er wollte nicht ohne Triumphe aus Deutschland scheiden und vertraute trozig seinem Genius. Von Nordosten und Südosten zogen ihm die Heermassen der Verbündeten nach, von dort Bernadotte und Blücher, von Böhmen aus Schwarzenberg. Sie suchten sich zu einem Halbkreis zusammenzufassen, dessen beide Flügel dann weiter nach Westen reichen und Napoleon einschließen konnten. Einzeln waren sie ihm nicht gewachsen; deshalb suchte er ihre Vereinigung zu hindern. Er fingirte eine Wendung nach Berlin zu und Bernadotte war geneigt sich täuschen zu lassen. Aber Blücher irrte sich nicht, hielt Stand und verhinderte daß Napoleon sich allein und überwältigend auf Schwarzenberg werfen konnte. So gaben sich denn die Nordarmee und die böhmische die Hände und waren zusammen im Gefühl der Gemeinsamkeit stark. Dies war Blücher's Verdienst. Im Weiterrücken drängte sich nun Alles nach Leipzig zusammen und Napoleon wollte Friedrich August nicht aufgeben, Sachsen nicht verlassen ohne in diesem getreuen Verbündeten den Glauben an sein altes Waffenglück von neuem zu erwecken. Nicht ohne Rücksicht auf Friedrich August war der Plan entworfen, hier eine Schlacht anzunehmen. So denk' ich mir wenigstens. Nicht daß ihn die Treue dieses Verbündeten rührte: sein Stolz gebot ihm, diesem seine Macht zu beweisen; sein Vortheil rieth ihm, Sachsen das von ihm abfiel sobald er es verließ, nicht ohne eine große Entscheidung fahren zu lassen. Siegte er hier, so war der Halbkreis der Verbündeten gesprengt und Sachsen bis über Dresden hinaus wieder sein; er konnte den gedrückten König der bei ihm in Leipzig war, wieder in seine Hauptstadt führen. So nahm er also, während man ihn von allen Seiten in immer näher rückender Kreislinie umschloß, auf einem Felde ohne Höhen, ohne Befestigungswerke, auf einem Boden dessen Sümpfe ihn nicht schützten und dessen Ebenen ihn allerwärts freigaben, auf Leipzig und die nächsten Dörfer concentrirt, eine Defensionsschlacht an. Er dachte jedenfalls auf einzelnen Punkten angriffsweise durchzubrechen, denn auf Angriff ging seine Feldherrnkunst. Er hoffte auch auf die Fehler seiner Feinde und hätte sich darin beinahe nicht getäuscht. Die Verbündeten rückten sehr langsam heran, sie benutzten den ersten siegreichen Tag nicht hinlänglich; Schwarzenberg wartete am zweiten Tage auf neue 100,000 Mann unter Benningsen; Napoleon hätte am 17. noch ruhig und unbesiegt fortziehen können; erst der 18. bestimmte auf allen Punkten seine Niederlage und nun ging die Flucht unvorbereitet über Hals und Kopf.

Die Leipziger Völkerschlacht war ein System von Schlachten. Feldmarschall Schwarzenberg wollte zunächst versuchsweise die Stärke der Franzosen prüfen. Am 14. erfolgte auf der hohen Ebene zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit Mürat's Schaaren ein glänzendes Reitergefecht. Am 15. hielten die Gegner große Musterung. Der König und die Königin von Sachsen wohnten zu Wagen der Truppenschau bei. Napoleon ritt an den Wagen heran und tröstete mit Schmeichelworten die trauernde Fürstin. Tags darauf schrieb er von Wachau nach dem ersten glücklichen Treffen an den König mit Bleistift: On se cassera le nez! Er glaubte in seinem Uebermuth die Verzagten trösten zu können, die ihre Sache für verloren hielten und sie doch nicht mehr ändern, nicht mehr vom Kaiser trennen konnten. Das Glück war wirklich für Napoleon am ersten Tage der Schlacht. Östlich nach Lindenau zu stürmten die Oestreicher; Schwarzenberg wollte mit Gewalt den Übergang über die moorichte Pleiße gewinnen. Napoleon lachte dazu; in Dölitz und Connewitz schmetterten

die polnischen Batterien unter Poniatowski die Heranrückenden zurück, General Meerfeldt wurde gefangen. Südlich reichte die Linie der Franzosen an der Pleiße rechts aufwärts bis Markleeberg. Dies Dorf nahmen dreimal die Preußen unter Kleist und behaupteten es endlich. Dagegen warfen die Franzosen den Prinzen von Würtemberg über Wachau hinaus. Napoleon hatte dort in Dösen sein Hauptquartier und schickte Eilboten nach Leipzig mit dem Befehl, Sieg zu rufen und mit allen Glocken zu läuten. Gleichzeitig aber hatte Blücher die Schlacht bei Möckern gewonnen. Der Prinz Karl von Mecklenburg hatte mit dem Bajonett das Dorf gestürmt, York hatte den Sieg entschieden. Der schwedische Kronprinz Bernadotte wollte nicht vorwärts und Blücher war der leibhafte Vorwärts selber. Jener hatte die Hälfte der schlesischen Armee verlangt, wenn er vorgehen sollte. Blücher bezwang seinen Grimm, gab ihm die Truppen um ihn zur Thätigkeit zu zwingen, blieb aber bei ihnen und wankte und wich nicht. Eine Fabel ist es wohl nur, daß Blücher den geheimen Befehl gehabt, dem französischen Kronprinzen von Schweden niederschießen zu lassen sobald er Verrath witterte. Zwei Bernadottesche Generale folgten Blüchers Befehlen, Blücher selbst aber stellte sich unter Bernadotte's Commando, um ihn selbst beobachten und lenken zu können.

Nach Leipzig kam die Kunde von Blücher's Sieg mit den verwundeten Flüchtlingen die schaarenweis am Abend Obdach suchten. Napoleon hielt auf den ausgetrockneten Wiesen bei Meisdorf, unserm Wachau, seine kurze Nachtruhe. Die Garden bildeten wie gewöhnlich ein Viereck um ihn. Dort empfing er den General Meerfeldt und ernannte Poniatowski zum Marschall von Frankreich. Der Kaiser Alexander war am Abend mit Schwarzenberg nach Rötha gegangen. König Friedrich Wilhelm verließ auch erst am Abend das Schlachtfeld um die Nacht in Borna zuzubringen. Friedrich August saß im Thomä'schen Hause auf dem Markte zu Leipzig; er hörte das Glockengeläute das den Sieg bei Wachau feierte, aber er hörte auch plötzlich das wilde Geschrei der tausend Verwundeten die von Möckern aus ihr halbes Leben heimgebracht und auf dem Markte blutend lagen, vom pestartigen Fieber erfaßt oder vom Tode ereilt. Es war für Friedrich August eine schaurige Leipziger Nacht. Ringsumher auf der weiten Ebene brannten die Lagerfeuer deutscher Fürsten und Völker die er gezwungen war seine Feinde zu nennen. Die brennenden Dörfer wo die Schlachten gewüthet, wälzten ihre Lohe gen Himmel, und wenn der König das Dach des hohen Thomä'schen Hauses bestieg, sah er in der wilden Nacht das Feuermeer das ihn rings umgab. Diese brennenden Dörfer waren seine eignen, hier war der Boden auf dem Deutschlands Geschick gegen den Feind und gegen ihn selbst entschieden wurde; es war die beste Stadt seines Reichs, wo er in der Mitte der feindlichen Schaaren ein von ihnen gekrönter, halb und halb freiwilliger Gefangener war. Deutsche wütheten bei Möckern und Wachau gegen deutsche Brüder und einen deutschen Fürsten hielt das Verhängniß an seinem eignen Heerde fürchterlich gebunden. Sein Wort band ihn an Napoleon; er hielt sich aus peinlicher Gewissensenge wie in allem so auch hier auf den Buchstaben verpflichtet und sah jetzt auch keine Möglichkeit vor Augen, sein Bündniß und sein Joch abzuschütteln, wie Baiern, Baden, Würtemberg kluger Weise einige Tage vor der Schlacht. Mich dünkt, Friedrich August's Geschick in den Tagen und Nächten von Leipzig war tragisch.

Das waren die Momente der Schlachten am ersten Tage. Der siebzehnte war ein Sonntag und das Geläute der Glocken in der Stadt begleitete diesmal keinen Siegesruf mehr, es begleitete nur heiße Gebete die in Angst und Noth tausendfach gen Himmel stiegen. Die Lazarethe waren von Pestkranken überfüllt, Magazine und Kirchen wurden zur Aufnahme der Verwundeten hergerichtet, die Plätze und Straßen der schönen Stadt wimmelten von blassen Gestalten die der quälende Hunger herumtrieb; aus den Fenstern der hohen Häuser blickten tausend bleiche Gesichter die unter den Trümmern der Häuser einem nahen Tode entgegenstarrten. Draußen auf den Feldern hätte man rasch das quälerische Elend entscheiden und beenden sollen. Blücher rückte frisch bis Gohlis vor, mußte aber an sich halten. Schwarzenberg setzte einen Rasttag an; er wollte die neuen Schaaren unter Benningsen erwarten um mit ihnen abermals um 100,000 Mann stärker als der Feind zu sein. Die Russen hatten seit dem Brand von Moskau gegen Napoleon die Maxime: il faut l'user; man suchte ihn zu necken und langsam abzunutzen, um sich nicht von ihm schlagen zu lassen und ihn auf diese Weise sicher zu überwinden, indem man ihn blos abnutzte und verbrauchte. Bei Leipzig schien es fast ebenfalls als getraute man sich noch immer nicht ihn zu schlagen; man wollte ihn in den sumpfigen Ebenen der Pleiße und Elster langsam durch starke, schwere Massen zerdrücken. Und doch schnitt man ihm den Weg nach Westen nicht ab! Von Blücher's Siege bei Möckern erfuhren die verbündeten Fürsten erst am

heutigen Tage spät Abends im Hauptquartiere Schwarzenbergs zu Rötha.

Schon früh um zwei Uhr am 18. war Napoleon von seiner kurzen Nachtruhe in den Teichen von Meisdorf aufgebrochen und nach einer Unterredung mit Marschall Ney in Reudnitz zu Wagen nach Lindenau geeilt um Bertrand mit einem Heerhaufen nach Weißenfels zu schicken. Hieraus ergibt sich daß in Folge des ersten Schlachttages Besorgnisse wegen der Nöthigung eines geordneten Rückzugs in ihm aufstiegen. Bei alledem ließ er diese Rücksicht wieder fallen, die Maßregeln blieben halb. Sobald er wieder Kanonendonner hörte, stiegen die stolzen Geister der alten Siege wieder in ihm auf und sein ruhmtrunkener, aber altgewordener Sinn labte sich an Erinnerungen die doch schon mälig abbleichten. Er hielt bei Leipzig die unglückseligste aller Schlachten, eine Vertheidigungsschlacht, fest. Die Gartenmauern der Vorstädte und der Johanniskirchhof wurden mit Schießscharten versehen, mehrere Dörfer wurden freiwillig aufgegeben; Napoleon concentrirte sich noch mehr an diesem Tage. Probstheida machte den Hauptpunkt seiner Stellung. Zwischen Probstheida und dem Thonberge, östlich von Leipzig, auf einer mäßigen Erhöhung unfern einer Quelle die der Bürger der Stadt seinen Gesundbrunnen nennt, stand eine Mühle, in französischen Berichten die Mühle von Fa genannt, hier zu Lande als die Quandtsche Tabaksmühle bekannt. Von dieser geringen Anhöhe beherrscht das Auge die ganze Gegend nach allen Himmelsräumen. Wo uns jetzt von diesem Standort aus die segensreiche Fülle des fleißigen sächsischen Landmanns, ein Kranz von dichtgedrängten freundlichen Dörfern entgegenlacht, überblickte man an jenem verhängnißvollen Achtzehnten die halbe Million von Kriegern aller europäischen Völker und Zonen. Auf diesem Punkte hielt Napoleon den ganzen Tag über und lenkte von hier aus die Schlacht. Haben wir uns von der Sternwarte aus im Gefilde zurechtgefunden, um uns die Stellung der Verbündeten und ihr Heranrücken von Nord und Süd, Ost und West zu vergegenwärtigen, so ist dieser Platz, der geschichtlich denkwürdigste jener Tage, auch der geeignetste um uns hier die Ereignisse des Achtzehnten anschaulich zu machen. Man hat die Stelle mit Linden umpflanzt — der gefällige Sachse hat für alles seine Linden —, ein einfaches Denkmal, ein Sockel mit einem Würfel ohne Inschrift, bezeichnet dem Wanderer den Ort wo der letzte dämonische Held der Weltgeschichte beim Wachtfeuer auf einem Feldstuhl saß oder stehend, das Fernrohr in der Rechten, die Linke auf den Rücken gekrümmt, den Dreieckigen tief in die eisenfeste und doch schon gramgefurchte Stirn gedrückt, den schlotternden Graurock über der grünen Uniform, mit seinem starren Adlerblick das Feld übersah, die mörderischen Befehle gab die dem Schicksal trotzen sollten, und endlich den Rückzug geschehen ließ. Südöstlich war sein Blick zumeist gelenkt; er blieb dort an Probstheida haften. Hier hatte er 20,000 Mann Kerntruppen aller Gattung zusammengeballt, hier hatte er den Mittelpunkt der Schlacht bestimmt, Probstheida hielt er für den Schlüssel seiner ganzen Stellung. Und in der That, hier ist Blut geflossen wie selten im ganzen blutreichen Leben des Corsen. Auf allen Punkten schon zurückgedrängt, hielt er noch immer Probstheida fest als könne er hier die Allmacht zwingen, als hinge an diesem Besitz sein letztes Heil. Dies Dorf, an der Straße nach Grimma gelegen, ehedem wohl dem Probste des Thomasklosters gehörig, steht jetzt mit lachenden Häusern blank und nüchtern da. Es hatte auch damals viel steinerne Mauern die der Erstürmung Widerstand, den Vertheidigern Schutzwehren boten. Zahlreiche Batterien deckten es zur Rechten und Linken, in tiefen Colonnen hielten hinter ihm die Garden.

Früh um 7 Uhr hatte Fürst Schwarzenberg auf allen Punkten des ganzen großen Kreises der verbündeten Heere das Zeichen zum Angriff geben lassen. Die Nacht war dunkel und wüst gewesen, der Regen hatte in vollen Strömen gegossen, die Wachtfeuer waren erloschen nur die brennenden Dörfer blitzten hier und da von neuem trotz der Wassergewalt vom Himmel gegen eben diesen Himmel ihre Feuersäulen zuckend auf. Ein dichter Nebel hüllte am Morgen die ganze weite Ebene ein; man meinte, trotzdem es sieben Uhr war, in der Dämmerung fechten zu müssen. Der Kanonendonner aus tausend Schlünden zertheilte jedoch bald Nebel und Wolkenmassen und der heiße Tag war hell und licht. Von Norden her drang Blücher mit Bülow über die Parde, über Taucha und Schönfeld heran. Der Kronprinz von Schweden hatte auch hier wieder, man weiß nicht ob sinnwidrige, jedenfalls zweifelhafte Befehle gegeben. Blücher ging wo es ihm gut schien vor und ließ ihm melden, drüben am andern Ufer wolle er seine Befehle erwarten. Der York'sche Heerhaufe mußte auf Blücher's Geheiß die ganze Nacht hindurch gegen Halle marschiren um den Franzosen bei ihrem Rückzuge, an dem nur er nicht zweifelte, an der Saale zu erwarten. Die Russen die Schwarzenberg noch erwartet hatte um loszuschlagen, brachen von

Nordosten auf Leipzig herein. Von Süden aus drängten die Östreicher siegreich über Dölitz heran; erst in Lösnig stellte die Tapferkeit der Polen ihnen die Grenze. Von allen Punkten waren die Franzosen nach ihrem Mittelpunkt zurückgedrückt; nur in Probstheida noch hielt Napoleon mit der Auswahl seiner Truppen Stand. Immer neue Massen warf er hier hinein, sein Dämon wollte hier sich seinen letzten Triumph erringen. Von zwei Uhr Mittags ward hier bombardirt. Viermal stürmten Preußen und Russen das Dorf, drangen bis zum Kirchplatz vor und fanden zugleich ihren Friedhof daneben. Nur auf ausdrücklichen Befehl der Herrscher von Preußen und Rußland selber ließen die jugendlichen Helden das Dorf wieder fahren, das ihnen selbst wenn sie Sieger blieben den Untergang zu geben schien. Sechshundert Stück Geschütz waren hier gegenseitig sechs Stunden lang in rastloser Thätigkeit, es war als wenn ein unterirdischer Krater aus dem Dorfe heraus seine unerschöpfliche vulkanische Gewalt ausspie; die halbe preußische Garde fand dort ihr Grab. Napoleon blickte von seiner Höhe am Gesundbrunnen der Stadt Leipzig neben der Quandtschen Mühle auf den wilden Kampfplatz von Probstheida. Einige gute sanfte Leute die den verderbnißschwangern Helden recht gemüthlich vergöttern und sein Bildniß, mit Engeln und Cherubim umgeben, über ihrem Schreibtisch paradiren lassen, haben den lindenumkränzten Platz »Napoleons Ruhe« getauft. Es ist eine recht zahme Wassertaufe wo eine Feuertaufe hunderttausend Menschen von der Erde gen Himmel schleuderte. Es mag wohl »recht scheene« sein Abends »speete« über den Thonberg der kein Berg ist nach dem Gesundbrunnen zu wandern und dort zwischen den »gemiethlichen« Linden an den »kroßen Tämon des Jahrhunderts« zu denken. Ruhe aber kannte dieser Dämon nicht, der Fluch der Unruhe war ihm tief ins Fleisch und tief in die Seele gebrannt. Darin bestand eben seine Größe und seine Verwilderung, daß er keine Ruhe kannte. Wenn er im grauen Rock dastand, die linke Hand auf dem Rücken und ruhig nach Probstheida blickte wo seine Feuerschlünde spielten, so war das eine Ruhe die der Starrheit glich. Diese Starrheit lag auf seinem gelblich wälschen Angesicht, saß unerschütterlich als festgehaltene wilde Kraft in seinen fast thierisch herausgebildeten Backenknochen, thronte mit gewaltsamer Hoheit auf seiner breiten Stirn. Innerlich aber — und sein dunkles Auge verrieth es — spie wie im Schooß des Dorfes das seine Garden hielten, ein Vulcan dessen geheime Quellen unerschöpflich schienen. Wer ihn da auf dem Platze gesehen den sie Napoleon's Ruhe nennen, hat auch vielleicht den Ausbruch seiner Berserkerwuth erlebt. Er hatte seit dem Brande von Moskau still Nachts seine Stunden wo er am Heerd in der Schenke, am Kamin im Herrschersaale, furchtsam war, Augenblicke wo ihn das Knarren eines Schemels zittern machte, ihn der die Welt mit allen Schrecken der Hölle erfüllte. Es hat auch Stunden gegeben wo diesen Halbgott der Schlachten, der an den Lärm der Waffen und an wilde Gräuel von früh gewöhnt war, plötzlich die starre Eiseskälte verließ und eine ungezügelte Wuth überfiel. Wenn eine vereitelte Erwartung ihn überraschte, wenn die Tücke eines kleinen Zufalls ihn neckte und seine besten, entweder über- oder unmenschlichen Pläne kreuzte, dann sprühte die stürmische Gewalt seiner innern Natur auch nach außen hervor und sein vergilbtes Italienergesicht stand in furchtbaren Flammen. Dann stand die Lebhaftigkeit seiner Geberden mit dem alt, schwer und dick gewordenen kurzen Körper in seltsamem Widerstreit. Diese verzerrte Ungeduld mochte ihn befallen wenn sein böser Genius ihm nun doch vielleicht in seltenen Augenblicken zuraunte daß er sich in Deutschland geirrt. Mit den Kabinetten hatte er es zu thun zu haben geglaubt und dem Phlegma dieses Volks keinen Willen zugetraut. Und nun hatte er doch Deutschland zu einem Völkerkriege gegen sich aufgerufen. Es kämpften bei Probstheida junge Helden gegen ihn, die ihr Leben mit Todeslust und frohlockend in die Schanze schlugen als ständen hinter ihnen für jeden Gefallenen zwölf andere auf. Napoleon begann an eine ungemessene Volkskraft in Deutschland zu glauben. Das machte ihn wild, denn er hatte sich verrechnet, er hatte nicht an das Volk gedacht.

In solcher Verfassung einer wild hervorbrechenden Wuth sah ihn wohl auch Fürst Metternich kurz vor dem Abfall Östreichs von der Sache Frankreichs. Wer diese Scene in Düben hätte belauschen können! Diesen gewiß auch mimisch höchst ausgezeichneten Dialog zwischen dem löwenartig aufgebäumten Tyrannen der Welt und dem getreuen, ruhig festen, aber doch sehr geschmeidigen Vertreter Altöstreichs. Diese große kurze Unterredung haben uns die Geschichtschreiber nicht recht ausgemahlt, der Pinsel unserer Novellisten hat sie nicht illustrirt. In einem kleinen dörflich ordinären Zimmer empfing, die Hand auf den knochendürren Tisch gedrückt, der Kaiser der Franzosen den Abgesandten Hrn. von Metternich. Der dunkelgelbe Corse der von unten herauf, ein Mensch aus der Masse,

blutig aber genial die Stufen zum Throne bestiegen, der selbst Östreichs Eidam hieß und alle Fürsten von Gottes Gnaden zu seinen Füßen zu sehen gewohnt gewesen, — und vor ihm der Diener eines alten, vielgebeugten, aber unverwüstlichen Erbreiches, ein Mann der verschwiegenen Ruhe, einfach und kühl, lauernd, aber seiner Sache gewiß, mit blassem, aber gehaltenem Ernst, ohne Stolz auf seine Zuversicht, aber zuversichtlich auf die Zeit wo Östreich wieder stolz sein könnte. So stand Metternich vor ihm, ein Diener vor einem Herrn, aber der orthodoxe Diener eines alten ehrwürdigen Reichs vor dem Parvenü, dessen Thron wankte wenn der grausenvolle Gott der Schlachten sich von ihm wandte. Metternich war sehr zäh und zurückgehalten, er war sehr discret und fein. Aber diese sichere Bescheidenheit gerade empörte Napoleon. Er wollte daß Östreich mit der Sprache herausging, sich entschied, ob es noch sein Bundesgenosse sei. Es ging schon das Gerücht von einem Bündniß zwischen England und Östreich. Napoleon fragte barsch und trotzig, wieviel Geld Östreich von England bekäme. Fürst Metternich machte die Miene des beleidigten Erstaunens; aber er hielt an sich und das Feuer der Vorwürfe, die Blitze des corsischen Gesichts prallten ohnmächtig an seiner glatten Ruhe ab. Napoleon konnte Tausenden den Tod geben, aber diesen Mann nicht erschüttern, die Diplomatie Östreichs nicht zum Reden bringen. Er bezwang ihn nicht mit Drohungen, nicht mit dem täppischen Ungestüm seines polternden Zornes. In Metternichs Gesicht stand Napoleons Schicksal geschrieben, aber er verstand die Schrift nicht. Es war die Mahnung daß seine Zeit gekommen, die Andeutunng daß sein aufgegipfeltes Glück sich abwärts neige, die Welt ihre Bewunderung in Haß, ihre Furcht in Empörung gegen ihn verwandeln werde. Mich dünkt, dieser Zug einer kaltblütigen Zuversicht, den Löwen heimlich wo er es nicht ahnete verwundet zu wissen, dieser Zug war vorherrschend auf Metternichs Antlitz in der Scene zu Düben. Napoleon's Ungestüm brach sich an dieser Ruhe, selbst vor dem zornigen Tritt seines bestiefelten Fußes war Metternichs seidener Schuh nur mäßig zurückgewichen. Napoleon war erschöpft; sein Plan, Östreich zu schrecken, es durch Furcht an sich zu fesseln, seinem Abgesandten durch Drohungen zu imponiren, dieser Plan war gescheitert; vor der ruhigen Berechnung dieses Cunctators der die Achsel zuckte statt Rede zu stehen, schien selbst das Familienband zwischen Napoleon und Haus Habsburg kein unauflösliches mehr. Das alles untergrub leise den Stolz des Eroberers und er fühlte sich in seiner Kraft zernagt, seinen Hochmuth gebändigt. So wollte er wenigstens noch persönlich über den Gesandten Östreichs triumphiren und mit dessen Demüthigung der quälerischen Unterredung den Schlußpunkt geben. Seine Hand ließ ich weiß nicht ob aus Versehen oder absichtlich seinen Hut fallen. Fürst Metternich blickte rasch zur Seite und that als säh' er es nicht. Der Kaiser der Franzosen mußte seinen Hut sich selbst aufheben. So schied Östreichs Staatsmann vom kaiserlich gekrönten Corsen. Den Abend über saß Napoleon in dem engen Zimmer still und stumm, dumpf brütend in sich gesunken. Man fand ihn noch spät in der Nacht über den schlechten hölzernen Tisch gelehnt; er saß und mahlte gedankenlos Fracturbuchstaben auf den Bogen Papier der vor ihm lag. Eine dunkle Betäubung hielt ihn gebannt; er war wie von allen seinen Sinnen verlassen, denn alle seine Sinne, seine Macht und Herrschaft lag in seinem Glück und das Glück schien ihn verlassen zu wollen. Früh am Morgen erhielt er durch den König von Würtemberg die Nachricht, Baiern sei von ihm abgefallen und fühle deutsch mit den deutschen Brüdern.

Ich weiß nicht ob Napoleon am Achtzehnten auf der Höhe neben der Quandt'schen Tabaksmühle auch einige Momente solchen stieren Hinbrütens hatte, also daß man nachträglich den Platz Napoleons Ruhe zu nennen beliebte. So lange er nach Probstheida blickte und immer neue Truppenmassen in's Dorf warf, hatte er vielleicht krampfhaft seinen innern Sturm bezwungen oder wohl eher noch mit dem Fuß auf den Boden gestampft. Aber aus diesem deutschen Boden stampfte er keine Armeen mehr. Im Norden von Leipzig hatte er die Sachsen in den Reihen der Seinigen aufgestellt. In Taucha gab sich eine Abtheilung von ihnen gefangen, andere Regimenter gingen freiwillig zu den Verbündeten über. Nur ihr König war noch in der Stadt in Napoleons Händen. Mit dem Anbruch der Dämmerung hörte der Kampf um Probstheida auf, schwiegen überall rings in der fürchterlichen Runde die Kanonendonner. Napoleon bivouakirte nicht mehr; er ritt um neun Uhr Abends nach Leipzig und verbrachte die Nacht im Hotel de Prusse.

Die drei verbündeten Monarchen aber fand der Abend des Tages auf dem Hügel bei Meisdorf dicht an der Straße beisammen, die quer über das Schlachtfeld nach Liebertwolkwitz führt. Dort hatte Fürst Schwarzenberg befehligt und dorthin eilten aus Nord und Süd, Ost und West die Boten mit der Siegeskunde.

Dort sahen die Monarchen die Sonne des Tages untergehen; es war Napoleons Sonne die vor ihren Augen sank, und ihre letzten glühendrothen Strahlen ruhten bang und schwer auf Leipzigs Thürmen und Mauern, während noch bis in die Dämmerung hinein der Donner der Geschütze, wie ein Gewitter das müde wird, langsam nachgrollte. Sieg! Sieg! erscholl es von allen Seiten jubelnd zum Hügel hinauf und die Monarchen, Kaiser Alexander, der galante, generöse Herr, König Friedrich Wilhelm, der verdrossene, wortkarge, aber fromme, biedere Fürst, und Kaiser Franz mit dem stillen, schmahlen, heimlichen und scheinbar furchtsamen Gesicht, Alle drei athmeten hoch auf und reichten sich die Hände. Sie wußten nicht recht wie ihnen geschehen war, wußten nicht wem sie den Sieg zuschreiben sollten, ihren Führern oder ihren Völkern, den Talenten oder der blinden Menge, dem Verdienste oder dem Zufall. Darum sprachen sie: Gott hat es gethan! entblößten ihr Haupt, sanken in's Knie und beteten. Jeder erschütternde Moment, auch der der Freude, drängt die Seele zum Gebet. Auch Gustav Adolf auf der Siegeswahlstatt von Breitenfeld kniete nieder und sang laut mit seinen Kriegern: Herr Gott, dich loben wir! Diese wußten wofür sie gekämpft, für die Freiheit des Glaubens. Die besten Krieger von 1813 fühlten blos daß die Schmach der Fremdherrschaft ein Ende haben müsse, gingen darauf los und schlugen in Masse drein. Die drei Monarchen ließen mehr das Schicksal walten und das Schicksal weiß oft auch ohne Helden zu siegen. Held war nur Einer, Napoleon, der Unterliegende, der dämonische Heros finstrer Gewalten. Und er erlag nur sich selbst und seinem Wahn, weil er die Völker nicht verstanden und weil er geglaubt, Europa lasse sich durch Frankreich regieren.

Es war wirklich recht Schade daß Hr. Thiers nicht bei uns war als wir den Monarchenhügel bei Meisdorf bestiegen. Wir hätten dem französischen Geschichtschreiber einige deutsche Gedanken, wie Gott die Menschheit regiert und wie er Geschichte macht, einflößen können. So ein Franzose hat weiter keinen Glauben als seinen Glauben an menschliche Talente. Es gehört Talent dazu sich vom Journalisten zum Minister emporzuschreiben und dann als Exminister wieder Geschichte zu schreiben um der Nation zu schmeicheln und ihr indirect zu sagen wie wichtig diese schreibende Feder sei. Weil sie aber nur an die Talente glauben, so meinen sie auch, Finten und Praktiken gehörten zur Herrschaft der Welt. Mit den kleinen Finten hat's aber ein Ende. Die größten Finten und Praktiken hat Napoleon mit seinen Kürassieren und seinen Kanonenkugeln ausgeführt, also daß ganz Europa vor ihm gezittert.

In der Nacht zum 19. October zitterten nur noch die gute Stadt Leipzig und König Friedrich August. Sie zitterten jetzt vor den drei siegreichen Monarchen und doch waren sie die schuldlosen Opfer des Verhängnisses. Friedrich August war in der Leipziger Schlacht vom Schicksal zur Unthätigkeit verdammt; er saß und erwartete den Ausgang und er wartete auf die Gerechtigkeit der Sieger, wie Gerechtigkeit bis auf den letzten Buchstaben des Wortes sein Ein und Alles war. Ihm zum Schutze hatte Napoleon die rothe sächsische Garde die er der seinigen einverleibt, in die Stadt geschickt; sie hielten vor der Wohnung des Königs Wache.

Während der Nacht hatten alle französischen Truppen die Dörfer verlassen und durch die Stadt ihren Rückzug aus dem Ranstädter Thore hinaus angetreten. Französische Geschichtschreiber haben gefabelt, blos weil die Artillerie kein Pulver mehr gehabt, habe Napoleon den Kampf nicht erneuert. Nur wenige Regimenter blieben in den Vorstädten zurück, den Rückzug zu decken. Die Verbündeten stürmten von allen Seiten auf Leipzig ein; von 10 Uhr Morgens begann ihr Einzug. Auf den Promenaden, wo viel französisches Geschütz aufgefahren war, eröffnete sich noch eine Stunde lang ein blutiges Handgemenge; sonst drängte alles zum Thor nach Lindenau hinaus und durch den Gerhardt'schen Garten, wo die Brücken über die Elster fehlten in deren Fluthen der edle Poniatowski seinen Tod fand. Eine Stunde zuvor, um 9 Uhr früh, hatte Napoleon noch seinen Bundesgenossen auf dem Markt in Thomä's Haus besucht; ihre Unterredung dauerte eine Viertelstunde lang. Merkwürdige funfzehn Minuten zwischen zwei seltsam zu einander gestellten Fürsten! Ich will sie zu schildern nicht versuchen, einem zukünftigen deutschen Geschichtschreiber nicht vorgreifen, der diese Scene die Niemand belauschte aus den Charakteren beider Männer entwickeln mag. Friedrich August blieb und Napoleon ritt über den Markt die Hainstraße hinunter. Am innern Ranstädter Thor war vom wirren Knäul der Wagen und Truppen die nach dem Ausgang drängten, selbst für den Kaiser der Weg verstopft. Er ritt durch die beiden Fleischergassen zurück um erst durch das Petersthor den Ausgang nach der Promenade frei zu finden. Auf dieser erreichte er wieder rückwärts an der Pleiße entlang die Ranstädter

Straße. Er mochte nicht gar lange das Thor hinter sich haben, als mit lautem Gekrach die einzige Brücke gesprengt und Tausenden seiner Truppen die Flucht aus der Stadt unmöglich wurde. Wohl möglich daß die Russen die in dichten Haufen heranstürmten die französischen Kanoniere zur Eile trieben. Wo es Flucht gilt, wo es sauve qui peut! heißt, wo die glänzende Hetäre des Glückes ihr Angesicht verschleiert, ist der Franzose schlaff und besinnungslos. Selbst Napoleon war im Unglück nicht groß als er vom Throne stieg und sich den Händen der Engländer überlieferte; der großen Tragödie fehlte damit der Schlußpunkt.

Als die drei Monarchen in Leipzig einrückten, wimmelte es in den dichtgedrängten Straßen noch von französischen Truppen. Sie standen in großen Haufen zum Theil noch bewaffnet links und rechts an den Häuserreihen; sie präsentirten mit den andern die Gewehre, vom Geist des allgemeinen Staunens und der Bestürzung mitergriffen. Widerstand ward in der Stadt nicht geleistet; die hessischen und badischen Regimenter die Napoleon in die Stadt gesteckt hatte, waren mit lautem Siegesgeschrei übergegangen. Die Monarchen ritten auf dem Markte an dem Hause vorüber das den unglücklichen König von Sachsen barg. Friedrich August, meinen Viele, hätte ihnen entgegengehen, hätte den Siegern demüthig huldigen sollen! Kaiser Alexander, erzählen Einige, hatte einige Minuten zu Pferde vor dem Hause gehalten und auf den König vergeblich gewartet. Nach Andern hat der gebeugte Fürst im offenen Thorweg gestanden und die Verbündeten seien unbeachtet um sein greises Haupt vorbeigeritten. Er ward dann ihr Gefangener weil er der Bundesgenosse ihres Feindes geblieben; man nahm ihm sein halbes Land weil er nicht zur rechten Zeit zu ihnen übergegangen war. Sie konnten es ihm nicht verzeihen daß er nicht ein besserer Politiker war. Aber es hätte Fürsten die Gott den Sieg zuschrieben und Ihm allein die Ehre gaben, vielleicht geziemt das Unglück zu ehren, verschuldetes wie unverschuldetes. Waren sie nicht selbst lange genug vom Corsen geknechtet gewesen und die schmachbeladenen, ihrem eigenen Nichts verfallenen deutschen Völker hatten sich doch nur sehr langsam zusammengefunden! —

Dort oben auf dem Monarchenhügel bei Meisdorf steht jetzt ein Denkmal für den Fürsten Schwarzenberg. Dies ist nach der Sternwarte in der Stadt, nach dem Napoleonsplatze beim Thonberge der dritte Punkt von wo aus der Gang der Schlacht sich überblicken läßt. Der Feldmarschall der Truppen die hier gefochten, starb im Jahre 1820 zu Leipzig, wo er bei den Homöopathen für ein altes Übel Heilung gesucht und mitten im Frieden den Tod gefunden. Es heißt er habe dort oben begraben sein wollen; aber die Leiche ward doch nach Östreich abgeführt. Fünfundzwanzig Jahre nach der großen Freiheitsschlacht ward ihm der einfache Granitblock gesetzt. Drei Eichen breiten ihre Zweige über den Stein; eine Grotte im Rücken des Hügels birgt hinter dem eisernen Gitter in einer Schaale östreichische Schädel und Gebeine. Nicht der Staat, nicht die Fürsten, nicht die Völker haben ihrem Führer dies Denkmal gesetzt; seine Gattin und seine drei Söhne glaubten der Erinnerung an das große Gottesgericht der Schlacht dies Mahlzeichen schuldig zu sein.

Es ist wohl schmerzlich daß das nur eine Familiensache wurde, die Familie in Deutschland mehr Treue der Erinnerung hat als der Staat. Hätt' ich aber dort oben einmal den Hrn. Thiers gehabt, ich hätt' ihm doch gern einige deutsche Wahrheiten und Grobheiten sagen mögen. Blücher sagte von Bonaparte: wenn ich ihn kriege, lass' ich ihn aushauen! Ich aber meines bescheidenen Theils möchte auf dem Monarchenhügel herzlich gern des Hrn. Thiers Geschichte des Kaiserreichs recensiren! Ich bitte dabei, mein Freund, um Ihre gütige Unterstützung, da ich mehr den Säbel als die Feder führte.

Gedichte, von Nordmann*).

1.

Die letzte Eiche.

Die Eiche ist ein stolzer Baum,
Sie trotzt dem Sturme doch,
In ihren Blättern rauscht der Traum
Der deutschen Freiheit noch.

Und fällt der letzten Eiche Stamm,
Die kühne Adler barg,
So zimmert aus der Leiche Stamm
Des letzten Königs Sarg.

2.

Preßlied.

Es hämmern Meister und Gesellen,
Es tobt die Kraft, die Adern schwellen,
Gar lustig tönt es in der Esse,
Sie hämmern an der freien Presse.

Solch Werk lohnt doch die Müh dem Meister,
Es preisen solch ein Werk die Geister,
Die endlich ihrer Haft entbunden,
Vom Drucke durch den Druck gesunden.

Es schmilzt das Eisen in den Kesseln —
Flink, Bursche, wirf hinein die Fesseln,
Und auch das Schwert — und schür die Gluthen —
Magst dich bei deiner Arbeit sputen!

Du zögerst mit dem morschen Schwerte,
Das lang genug der Rost verzehrte? —
Wirf es hinein nur in die Gluthen!
Es soll der Mensch nicht länger bluten.

Wirf es hinein nur ohne Zagen!
Hat es so lange doch vertragen
Die Fessel — sterb' es nun im Bunde
Mit ihr, und geh mit ihr zu Grunde.

Viel besser treffen solche Waffen,
Die jetzo unsre Hände schaffen.
Gleich Schwertschlag werden sie bezwingen,
Und manche Fessel wird zerspringen.

Und wenn dem Werk, das wir vollbringen,
Nicht Alles, Alles mag gelingen,
Und wenn gesprengt nicht alle Bande —
Das Eisen wächst noch fort im Lande.

Wir wollen wieder Schwerter schmieden,
Nicht will die Welt des Geistes Frieden —
Doch jetzo müht euch in der Esse,
Wir hämmern an der freien Presse.

3.

Viel Freiheitblüthen treibt der Baum.

Viel Freiheitblüthen treibt der Baum,
Sie fallen alle im Sturme —
Viel Lieder und manch schönen Traum
Singt der Gefangne im Thurme.

Frei zieht das Lied in die Welt hinaus,
Und kehret heim in Ketten —
Des Frühlings schönster Blüthenstrauß
Wird von dem Huf zertreten.

Es ruft das Lied euch zu in der Nacht:
Ihr seid nicht zu Sklaven geboren!
Und wenn ihr am Morgen aufgewacht,
Habt ihr den Traum verloren.

Das Lied klingt in der Seele fort,
Ihr mögt es nicht ergründen,
Und findet nie das rechte Wort,
Den schönen Traum zu verkünden.

Viel Freiheitblüthen treibt der Baum,
Sie fallen alle im Sturme —
Viel Lieder und manch schönen Traum
Singt der Gefangne im Thurme.

4.

Der Page spielt mit der Krone.

Der König schläft auf seidnem Kissen,
Die Faust geballt, die Stirn in Falten,
Den König foltert sein Gewissen,
Der Page muß die Nachtwach halten,
Er spielt mit des Königs Krone.

Der König träumt von einer Wolke,
Die hell durchzucken Flammenblitze,
Der König träumt von seinem Volke,
Das sich erhebt vom Sklavensitze.
Der Page spielt mit der Krone.

*) Aus einer in kurzem bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden Sammlung von Nordmann's Gedichten. Wir glauben daß diese Proben die wir mittheilen, für die ganze Sammlung sprechen. D. Herausg.

Das lärmt und schwärmt im tollen Drängen
Um den Pallast, der König zittert,
Wild tobt es in den stillen Gängen,
Das Thor wird von der Axt zersplittert.
Der Page spielt mit der Krone.

Heraus das Recht, heraus die Krone,
Das Maas ist voll, es sinkt die Wage,
Und steig herab von deinem Throne,
Ein Andrer herrscht von diesem Tage.
Der Page spielt mit der Krone.

Ein Jüngling, stolz und kampfesmuthig,
Besteigt den Thron — nun gilts ein Ringen,
Sie kämpfen lang, der Kampf wird blutig,
Es flimmern tausend nackte Klingen.
Der Page spielt mit der Krone.

Der Alte stürzt — fährt aus dem Schlafe,
Meint noch zu träumen, sucht die Krone —
Es gleicht dem Sieger ganz sein Sklave,
Er grollt ihn an mit rauhem Tone:
Willst du mir stehlen die Krone?

Das Beil des Henkers ist geröthet
Vom jungen Blut am nächsten Tage,
Der arme Page ward getödtet,
So heißt's in einer alten Sage,
Weil er gespielt mit der Krone.

5.

Ein Dichterleben.

Im Perserland, wo mild die Lüfte wehn,
Im Land der Märchen, duftig, wunderprächtig,
Zu Gasna war's, wo Folgendes geschehn.
Tiefblauer spannt sich dort der Himmel nächtig—
Springbronnen rauschen, weiße Schwäne ziehn
In großen Marmorbecken ernst bedächtig.
Der Lotos wiegt im Wind sich, duftiger Jasmin
Streut seinen Balsam, Nachtigallen singen
Und schmettern Töne durch die Büsche hin.
Sie müssen nächtlich ihre Ständchen bringen
Der Rose, die aus grünen Blättern blickt,
Der Knospe ihre Blüthe abzuringen.
Der Baldachin des Himmels ist gestickt
Mit tausend goldnen Sternen, tausend Flammen,
Von denen jede Licht herniederschickt.
Das blüht und glüht, und klingt und singt zusammen,
Und herrlich träumt es sich in solcher Nacht —
Wer möchte nicht aus diesem Lande stammen?
Wer möchte ziehn nicht durch die Frühlingspracht,
Zum Süden wandern aus dem rauhen Norden,
Der uns mit frechen Stürmen nur bedacht?
Wir träumen nur, wie endlich es geworden,
Und sehn das Ende nicht — der Winter droht,
Er liebt die Blumen nicht, er liebt das Morden.
Die Gaben, die Natur im Norden bot,
Sind sparsam zugemeßne Bettlergaben,
Vom Schwelgermahl der Abhub für die Noth.
Wer möchte Einmal nicht sein Haupt vergraben
So recht im Duft, berauscht von Sang und Klang,
Das altgewordne Herz mit Schönheit laben?
Das Dichterherz hat stets hiezu den Hang —
Doch wird es an der Außenwelt zu Schanden,
Die grausam hemmt der Träume raschen Gang.
Die Phantasie schweift gern in fremden Landen —
Und meine steht zu Gasna an dem Thron,
Umrankt, umblüht von duftigen Guirlanden.
Verlockt hat sie der Wundermärchen Ton,
Gewirbelt in die Zeit, die lang verklungen —
Nunmehr kein Halt — denn flüchtig ist sie schon. —
Des Sultan Mahmud Blick macht Wanderungen
Von Stern zu Stern — an seiner Seite dort
Der Astrolog, er hat den Stab geschwungen.
Der Sultan lauscht des greisen Träumers Wort,
Und blickt hinauf und dann zur Erde wieder,
Es kommt sein Geist nicht zu der Ruhe Ort.
Da klingt es durch die Nacht — viel schöne Lieder
Trägt ihm der Lüfte Schmeichelwelle zu,
Sie senken sich mit weichem Fittig nieder.
Wer singt, wer singt? — und hast vernommen du
Das Lied?— Dein eigen Volk singt auf den Straßen,
Die Nacht ist mild, es opfert heut die Ruh.
Ein eigen Lied — ich möcht es ganz erfassen —
Viel schöner, anders als die andern all,
Bei denen Worte nur zusammenpassen.
Das rauscht hernieder wie ein Wasserfall,
So stürmisch wild und dennoch mild bezwingend,
Im Herzen zittert nach der Wiederhall.
Wo lebt der Sänger, solche Lieder singend? —
In deinem Reich, ist eines Gärtners Kind,
Um Stäbe eigenhändig Blumen schlingend.
Die Lieder, kaum daß sie ersonnen sind,
So fliegen schnell sie auch von Mund zu Munde —
Es trug herüber sie zu dir der Wind.
Ich will ihn sehn — bring morgen ihm die Kunde;—
Ein eigen Lied! — ich will den Sänger sehn,
Der mir geschlagen eine Herzenswunde. —
Des andern Tags sah er am Thron ihn stehn,
Bescheiden, schlicht — und doch mit stolzen Mienen,
Deß Lieder schnell von Mund zu Munde gehn.
Der Sultan denkt: der taugt mir nicht zum Dienen,
In seinen Augen flammt der Herrschaft Strahl —
Mich zu beherrschen ist er hier erschienen.
Die Haare rollen üppig, ohne Wahl
Auf seinen ungebeugten Nacken nieder —
So schreitet er zum Sultan durch den Saal.
Ich hörte Nachts viel wundersame Lieder,
Man nannte dich als ihren Schöpfer mir,
Gelängen dir wohl solche Lieder wieder? —
Ich weiß es nicht — kann nicht verbürgen dir,
Ob wieder springen wird der Dichtung Quelle,
Pocht es auch mächtig in dem Busen hier.
Ich weiß es nicht, ob ihre rasche Welle,
Da Einmal sie befruchtet hat den Grund,
Ein ander Mal verwüste nicht die Stelle. —
Geh ein mit deinem Sultan einen Bund,
Du sollst die Thaten seiner Väter singen —

Und nenne mir auch der Vollendung Stund. —
Das kann ich nicht — es bürgt mir fürs Vollbringen
Der Wille wohl, der dir willfahren mag —
Doch kann ich nicht den Geist zum Frohndienst zwingen.
Er mag nicht schaffen nach dem Stundenschlag —
Er ist mein Herr — ich bin in seinem Solde —
Bestimme, Sultan, mir nicht Jahr und Tag.
Willst zwingen du den Strauch zur Blüthendolde? —
Es sei! — Glück auf! — auf unbestimmte Zeit!
Ich wäg den Vers dir auf mit blankem Golde. — —
Dem Sänger gaben Harfner das Geleit,
Es zog das Volk ihm jubelnd nach in Schaaren. —
Er nahm ein Buch — und machte sich bereit.
In Stund und Tag gelang es nicht — in Jahren.
Der Sänger wurde alt, sein Antlitz bleich —
Er kam zum Sultan so mit Silberhaaren.
Das Buch war sechzigtausend Verse reich,
Und dreißig Jahre waren hingegangen. —
Es blieb der Sultan selber sich nicht gleich.
Die Lieder, die sein junges Herz bezwangen,
Sie prallten nun am alten Herzen ab,
Ob sie so prächtig auch wie früher klangen.
Die Jugend war schon eingesargt ins Grab,
Und ausgerodet waren rings die Ranken,
Mit denen er doch einst sie gern umgab.
Der Sänger wahrte jung sich die Gedanken,
Der Sultan nicht — sie waren abgeblüht —
Und seine Blätter — seine Blüthen sanken.
Das Herz war wie ein Krater ausgeglüht —
Was soll das Lied ihm, was der Flamme Lodern? —
Es hängt an Klängen nimmer das Gemüth.
Der Sänger kam, den goldnen Preis zu fodern,
Und ward mit schlechter Münze abgethan —
Bei Seit gelegt „das Königsbuch" zum Modern.
Verhöhnt! — und sprach sein gutes Recht doch an —
Der Vers bezahlt mit einem Silberstücke —
So lohnt der Sultan seinem Jugendwahn.
Die Hand, zu alt, daß sie die Blumen pflücke,
Führt nun der Willkür Schwert, der Feige bebt,
Und in den Höflingsaugen lauert Tücke.
Hab dreißig Jahre nun für dich gestrebt,
Und willst verhöhnen mich mit solchem Lohne,
Da nun mein Jugendleben abgelebt.
Soll ich vielleicht dir bieten meine Krone —
Was forderst du? — gieb dich zufrieden nur!
Gehst du nicht reich beschenkt von meinem Throne?
Du hast nicht eingehalten deinen Schwur —
Ich will nicht weiter um mein Recht dich drängen,
Verfolge du nicht weiter meine Spur. — —
Und aus den Pforten ging er mit Gesängen,
Gab zwanzigtausend Silberstücke dort
Den Bettlern, die an seinen Fuß sich hängen.
Und zwanzigtausend Stücke gab er fort
Nur für ein Bad — die letzten zwanzigtausend
Für einen Becher Wein — verschleudert war der Hort.
Er ging nach Tus. — Bei seiner Schwester hausend
War er vergessen und verschollen ganz. —
Des Unglücks freche Stürme kamen brausend.
Vergessen und verschollen — welk der Kranz,
Den man ums Haupt ihm wand, verfallen
Des Ruhmes gleißnerischer Prunk und Glanz.
Man sah nicht Pilger mehr zum Sänger wallen
Wie einst, da ihn sein Sultan hochgeehrt,
Man schmückte nicht mit Rosen seine Hallen.
Der Sultan hat verachtet ihn, ein Schwert,
Mit dem er doch den schlimmen Feind geschlagen —
Nun liegt vergessen es und rostverzehrt.
Das Herz, das viel zu stolz, um laut zu klagen
Der Kränkung Hohn, bricht welk und morsch zusamm,
Ob hie und da auch grüne Zweige ragen.
Die Krone welkt, es fällt der morsche Stamm,
Dem man die grüne Jugend früh entlaubt —
Die Seele überfluthet Wehr und Damm.
Der Sultan legt ins Kissen müd' sein Haupt,
Er sucht den Schlaf — der ist nicht zu Befehle,
Ein Knecht, der auf sein Herrscherwort nicht glaubt.
Ein üppig Traumbild zieht durch seine Seele —
Die Jugend, die er freventlich verhöhnt,
Es lockt ihn mild der Wundervögel Kehle.
Und lauter immer, wilder, milder tönt
Die Mahnung nach des Sängers „Königsbuche" —
Ob dies vielleicht der Seele Sturm versöhnt.
Er ruft den Sklaven, daß das Buch er suche. —
Er bringts. — Der Sultan liest die ganze Nacht
Im Buch, belastet einst mit seinem Fluche.
Es reißt ihn fort mit seiner Lieder Macht —
Das labt, erquickt wie in der Wüste Bronnen,
Das stärkt wie Ruhe nach der blut'gen Schlacht.
Die Sagen haben rings sein Herz umsponnen. —
Am Morgen schickt er nach dem Sänger fort,
Der diese Wundermärchenpracht ersonnen.
Kamele tragen der Geschenke Hort,
Und Frauen streuen Blumen, Harfner singen —
Sie forschen nach dem Sänger hier und dort.
Von Stadt zu Stadt ziehn sie mit lautem Klingen,
So kommen sie nach Tus — dort soll er sein,
Den an des Sultans Hof sie müssen bringen.
Vier Männer tragen einen Todtenschrein
Dem lauten Zug mit stillem Sang entgegen. —
Wer ist, den ihr zur Ruhe senket ein?
Firdusi ists, den wir zur Ruhe legen. —
Der Sänger? — Ja! — Es wallt zu ihm der Zug. —
Ihr kommt zu spät, folgt ihm auf unsren Wegen!
Es schloß sich an die Bahre, die man trug,
Die lange Schaar der Harfner und der Frauen
Und Niemand wurde aus dem Schauspiel klug.
Des Sultans Seele überkam ein Grauen.
Er weinte viel — die Sage spricht davon —
Und ließ ein prächtig Monument ihm bauen.
Das End vom Lied! — Im Leben Spott und Hohn —
Und dann — und dann — o laßt mich lieber schweigen —
Ihr kennt zu gut der Dichtung Bettlerlohn.
Ich könnte noch mit meinen Fingern zeigen
Auf manches stolze Denkmal — doch wozu? —
Ist Sturmesart, zu wüthen in den Zweigen.
Und endlich kommt der Dichter doch zur Ruh.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Ungarn.

Es ist von ungarischer Literatur soviel die Rede daß eine Zeitschrift die sich Europa nennt, wohl Kenntniß von ihr zu nehmen hat. „Die Fähigkeit ist schwach, allein die Lust ist stark!" sagt Mephistopheles von seinem Singen. Das paßt nicht ganz von der Dichtkunst eines Volkes, denn sein starkes entschiedenes Wollen in poetischen wie in politischen Dingen trägt die Fähigkeit sicherlich in sich, ob es schon einer Übergangszeit des wirren Kämpfens und Ringens bedarf bevor sich das Talent der Stoffe bemächtigt. Wir haben bisher mehr Begeisterung zur Kunst als schöpferische Kraft entwickelt. Mit der Errichtung eines Nationaltheaters haben wir die ungarische Thalia unter Dach und Fach gebracht und warten nur — auf die Hauptsache, auf Talente die wie Szaló in seinem „Testament" und seinem „Kaufmann und Seefahrer" unseren Erwartungen Entsprechendes liefern. Unser Szigligetti ist halb Nestroy, halb Birchpfeifer. Nebenbei leiden wir, wie die deutsche Bühne, an den französischen Misèren so daß wir, wie die Deutschen, nur des Pläsirs wegen, nicht um den Genius der Nation in Blüthe zu sehen, in's Theater laufen. Hinderlich für die Entwicklung eines nationalen Drama's ist daß bei uns, wie in Deutschland, Ein Haus Drama, Oper und Posse herbergt. Die goldnen Preise die wir austheilen bringen noch wenig goldne Früchte; nicht selten hat unser Publicum, von ächtem Natursinn geleitet, Preisstücke ausgezischt. Die Talente sind hinter den Erwartungen und hinter den Bedürfnissen des Volks zurückgeblieben. — Auch unsere ernste Wissenschaft liefert fast nur Übersetzungen. Unsere jungen Männer des Rechtes machen einen Kern unserer Bildung aus, haben aber für die nationale Rechtswissenschaft nichts geleistet das der glänzenden Gewandtheit der Franzosen, dem Tiefsinn und der Gründlichkeit der Deutschen irgend an die Seite zu stellen wäre. Die ungarische Akademie hat sich in ihren Wirkungen bis jetzt darauf beschränkt neue Nationalwörter zu schmieden und ihr Eifer darin geht so weit selbst die technischen Ausdrücke für funkelnagelneue, vom Auslande überkommene Maschinen und Instrumente zu magyarisiren. Das fand bei dem jungen, für alles Volksthümliche begeisterten Geschlechte vielfach Anklang und wer Victor hieß nennt sich jetzt Gyözö (Sieger), Felix übersetzt sich Bódog (glücklich), Kain heißt jetzt Adamffy (Adamssohn). Wir wollen dabei nicht leugnen daß die ungarische Sprache in den Bestrebungen der Akademie ihre große Bildsamkeit an den Tag gelegt hat und hoffen daß diesen Bestrebungen mehr sachlicher und gedanklicher Inhalt gegeben werde. Von unserem Roman und unserer Lyrik nächstens.

[Herderfeier und Schriftstellerversammlung.]

Über die beseitigte Grundsteinlegung des Herderdenkmals und die verkümmerte Schriftstellerversammlung in Weimar bringt die Allgemeine Zeitung einen Artikel der den dabei betheiligten Herausgeber der „Europa" jeder weiteren Erklärung überhebt weil er gründlich und ohne Rückhalt die Sachlage schildert. Wir geben ihn hier wieder.

Aus Weimar.

„Schon den Sommer über lebten wir hier in der Erwartung einiger Festlichkeiten für den Beginn des Herbstes. Am 3. October sollte die Grundsteinlegung des Herderdenkmals stattfinden, und die bis zum 2. in Jena versammelten Philologen versprachen sich zahlreich einzufinden. Zugleich sah man mit nicht geringer Spannung der zweiten deutschen Schriftstellerversammlung in eben den Tagen hier entgegen und deren Betheiligung am Herderfeste verhieß uns mit diesem günstigen Zusammengreifen verschiedener Elemente einen Act nationaler Pietät. Daß ein solcher bezweckt war, bewies uns die öffentliche Ankündigung der Schriftstellerversammlung, in welcher auf den Glanzpunkt unserer älteren Literaturepoche in einem Manne hingewiesen wurde welcher zu gleichen Theilen Dichter und Philolog war. Wenn irgend etwas so hat man solche Vereinigung und Gemeinsamkeit in Deutschland zu begrüßen. Plötzlich hieß es, das Herderfest solle für dies Mal unterbleiben, es fehle an Geldmitteln und Allerhöchster Seits habe man bei dem Vorhaben einer größern Herbstreise den Wunsch geäußert die Grundsteinlegung zum Denkmal aufgeschoben zu sehen. Wir enthalten uns jeder Bemerkung über den zweiten Beweggrund zur Beseitigung der Feierlichkeit, können jedoch was den Geldmangel betrifft die Meinung nicht unterdrucken, daß das Geld trotz der sehr dürftig ausgefallenen ersten Sammlung doch gewiß ausgereicht hätte, um den Platz über den man sich vereinigt hatte, abzustecken und vorläufig einen Grundstein zu legen. Fand man das Andenken an Herder im heutigen Deutschland so erloschen daß auch für weiterhin der Ertrag der Sammlungen in Zweifel zu ziehen war, so mußte nichts willkommener sein als eine Anzahl Männer aus verschiedenen Provinzen Deutschlands hier versammelt zu sehen, eine Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern deren begeisterndes Wort für den großen Kämpfer für Licht und Humanität im ganzen Vaterlande Anklang fand. Wer sich hier für die Idee, Herder zu ehren, erwärmte, nahm dann seine Stimmung mit nach Hause und wirkte dort für die gute Sache weiter. Erinnerte ein Dichter an Herder's Wirken, wies ein Lehrer der Jugend auf Herder's Verdienste hin, so konnte es nicht ausbleiben daß der gute Same den man hier gestreut, sich weiterpflanzte. Die Sache ganz äußerlich, profan und ökonomisch betrachtet, so war die Vereinigung der Schriftsteller und Philologen zum guten Werk das beste Mittel die bloße Möglichkeit eines Herderdenkmals zur Wirklichkeit zu machen. In der That waren die Rollen auch schon vertheilt. Schöll sollte als Mitglied des hiesigen Herdercomité die eigentliche Rede halten, Welcker aus Bonn, hieß es, im Namen der Philologen, Berthold Auerbach im Namen der Schriftsteller das Wort ergreifen. Vereinigte dann ein heiter und geistig bewegtes Mahl die Betheiligten, so war die Feier geschlossen, der Grundstein gelegt, das Denkmal begründet, und zugleich zwischen den Pflegern der alten und den Vertretern der lebenden Literatur an dem Orte eines ehedem großen Schauplatzes deutscher Bildung ein willkommnes, gewiß segensreiches Bündniß geschlossen. Daß politische Bedenklich-

keiten zur Beseitigung des Festes mitgewirkt, lief wohl hier und da als Gerücht um, aber wir können es als ein leeres bezeichnen und müssen bedauern daß der Klatsch in Deutschland selbst über sonst gute Köpfe Macht hat. Bewacht man hier die Grenze zwischen Literatur und Politik mit etwas allzu großer Ängstlichkeit, so erlaubt sich dieser Argwohn bei uns nicht so leicht einen offnen Eingriff, er hält sich in den Grenzen einer gewissenhaften Pflicht und Sorgsamkeit. Niemals hätte man hier von Seiten der Behörde eine Literaturversammlung eingeschränkt oder gar unmöglich gemacht, wäre dies nicht von Seiten der Literatur selbst hervorgerufen. Die Versammlung deutscher Schriftsteller war unabhängig vom Herderfeste genehmigt. Selbst für den nicht bewiesenen Fall daß ein gewisses furchtsames Unbehagen gegen etwaige Übergriffe exaltirter Köpfe dabei mitgewirkt hätte den Schriftstellern das Herderfest zu entziehen, hatte sich hier in Weimar in keiner Weise ein Zweifel erhoben an dem Zustandekommen der öffentlich angekündigten, ganz angemessen eingeleiteten und von der Behörde gebilligten Versammlung. Schon im Frühjahre hatte ein Mitglied des Ausschusses der von der ersten Schriftstellerversammlung mit der Einleitung der zweiten beauftragt war persönlich die Genehmigung dazu eingeholt. Es war nicht anders zu erwarten als daß Weimar, seiner literarischen Sympathien eingedenk, diese Entschließung mit Freude begrüßen mußte. Der betreffende Minister nahm die mündlich gegebene Bewilligung eben so wenig schriftlich zurück nachdem die Ankündigung der Versammlung in öffentlichen Blättern bekannt gemacht war und dasselbe Ausschußmitglied ihm schriftlich die Anzeige davon machte. Im Gegentheil hat der Minister seine Freude bezeugt daß dies in Verbindung mit einer Feier Herder's geschehen sollte. Eine Bedenklichkeit über die Zulassung der Versammlung zu äußern blieb ihm fern bis man ihm diese Bedenklichkeiten erst zutrug und einflößte. Noch in der Mitte Septembers war Hofrath Schöll mit Ausarbeitung einer Schrift zu Ehren der versammelten Literaten beschäftigt; Geh. Rath v. Müller sicherte wiederholt dem hier durchreisenden Ausschußmitgliede den Saal zu. Die Gerüchte über Besorgnisse und Ungunst in der Aufnahme waren inzwischen doch mündlich und schriftlich nach Leipzig gedrungen und von Furcht und Zweifeln überwältigt, hielten zwei andere Ausschußmitglieder ihr Heil in Weimar gefährdet, fragten beim Minister nochmals mit peinlicher Dringlichkeit an ob er denn wirklich seine Genehmigung noch gebe und die Versammlung auch für den Fall gutheiße, wenn sie bei offenen Thüren Themata verhandeln sollte die in ihren Consequenzen allerdings Staatsverhältnisse berührten. Der Minister erwiederte daß er zu einer Versammlung in solcher Ausdehnung niemals seine Genehmigung ertheilt habe noch ertheilen werde. Uns dünkt, er würde auch unschuldigen Land- und Forstwirthen Weimar als Versammlungsort streitig machen müssen, wollten diese anfragen ob ihnen die politische Debatte bei offenen Thüren erlaubt sei. Ein politisches Wort, eine patriotische Phrase fällt heutzutage zweifelsohne auch in die Suppe guter Landwirthe, wenn diese sich zu einem Festmahl vereinigen; aber diese ehrenwerthen Herren würden deshalb kein Ministerium vorher schon unruhig machen. Und haben nicht die Germanisten in Frankfurt gleich in ihrer ersten Sitzung sich über die schleswig-holsteinische Frage das Herz erleichtert? Wie wär's wenn Uhland, der deutsche Dichter, sich beim hohen Senat der Stadt Frankfurt erst die Erlaubniß dazu eingeholt hätte vor den alten Bildern des Kaisersaals ein Wort über eine deutsche Sache zu sprechen?",

---

[Napoleon von Delaroche.]

Das Museum zu Versailles das die großen Momente in Napoleons Leben in Bildern neben einander aufreiht, hat sich ein Gemälde von Paul Delaroche entgehen lassen das freilich keinen Glanzpunkt des Helden, aber doch im Menschen einen ergreifenden Augenblick zur Erscheinung bringt. Dies Bild, im Besitze des Consul Schletter in Leipzig, während der Michaelismesse zum Besten der Brandverunglückten ausgestellt, nimmt mit Recht eine lebhafte Theilnahme, in gewisser Hinsicht die Bewunderung in Anspruch. Den so oft mit Stolz und Glanz vorgeführten Kaiser sehen wir hier in einem entschiedenen Wendepunkt seines Schicksals. Sein gewagter Versuch, die im März 1814 nach Paris vorrückenden Verbündeten durch eine Seitenbewegung von Deutschland abzuschneiden, war mißglückt. Er eilte zurück und gelangte während der Kanonendonner der Schlacht von Paris ihm entgegenschallte, in der Nacht des 30. März zwei Stunden weit von der Hauptstadt in einem einsamen Posthause an. Am nächsten Morgen erfährt er die Übergabe von Paris. Er hatte noch beschlossen mit allen Kräften die ihm zu Gebote standen, sich auf die Verbündeten herzustürzen und sie wenn es sein müßte mitten in den Straßen von Paris zu vernichten. Caulaincourt, sein Getreuer, meldet ihm, die Hauptstadt und die Truppen hätten capitulirt, der Einzug der Verbündeten sei auf denselben Tag schon anberaumt. Napoleon kehrt nach Fontainebleau zurück und dort sitzt er still und gedankenvoll ganz einsam in seinem Kabinett vor uns. Es ist keine Nachtscene, aber der Tag, dessen Licht durch die Gardinen bricht, ist grau und matt. Der Kaiser trägt noch alle Spuren des Rittes an sich, der graue Rock deckt vortheilhaft die grellen Farben der Uniform, der noch ganz frische Schmutz der bespritzten Stiefeln — nie sah man Schmutz schöner gemahlt! — bezeugt uns daß er so eben vom Pferde stieg. Er ist mit dem ganzen kurzen schweren Körper, ohne daß der Rücken recht die Lehne findet, in den Sessel zurückgesunken, der rechte Arm hängt schlaff über der Lehne, die feine schöne Hand hat schlaff den Hut fallen lassen, die Linke liegt geballt, aber doch ohnmächtig geballt, auf dem Schenkel. Sein Haupt ist auf die Brust gesunken, das Kinn mit der dämonischen Riesenkraft seiner Muskeln ist zurückgezogen, über die gedankenschwere Stirn fallen verworren und zerstreut die Büschel des dünngewordenen Haares, das wälsche tiefe Auge mit dem halben Doppelblick den die Zeitgenossen an ihm bezeichneten, starrt trüb und finster in's Ungewisse vor sich hin. Er hat, wie es scheint, den Sessel mit sich zurückgeschoben und die ganze Haltung des Niedergesunkenen ist von einer Naturwahrheit, von einer Treue und Richtigkeit die man wohl im Bilde als meisterhaft anerkennen muß. Die gedrungene schwere Kürze in der Gestalt Napoleons widerstreitet allem Begriff des Heldenmäßigen in der persönlichen Erscheinung. Dies ist keine geringe Schwierigkeit für die darstellende Kunst. Die geschmacklose Uniform wird für den kurzen Körperbau mit dem dreifachen Absatz der Rabatte, der Weste und des Beinkleides doppelt unvortheilhaft. Das dreifache Weiß dieser Brust- und Schenkelbekleidung ist jedoch mit wenig Mitteln von Delaroche vor aller Eintönigkeit bewahrt und das

wollige Tuch mit den Falten und leisen gelblichen Schatten ist mit soviel sachlicher Treue wie sie nur den alten Niederländern, mit soviel Geschmack wie sie unter den Franzosen nur diesem Maler eigenthümlich ist, auf die Leinwand gebracht. Hat man der gerechten Bewunderung über die natürliche Wahrheit des Bildes ihr Genüge gegeben, so befällt uns freilich etwas peinlich der Gedanke, daß hier ein Held vor uns sitzt der uns eher rührt als tragisch erschüttert, daß der Heros des neuen Jahrhunderts, der Sohn der Revolution, der Europa umgestaltete, nicht sowohl von seiner Höhe gestürzt, als vielmehr zerknickt vor uns erscheint. Wir deuteten schon an daß Napoleon's Körperbau der Vorstellung von heldenmäßiger Gestalt widerstreitet; aber es ist die Aufgabe der Kunst ihm in seiner äußern Erscheinung dennoch keinen Abbruch zu thun und die Größe oder Stärke des Geistes bei alle dem zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Dies hat Paul Delaroche nicht gethan. Delaroche hat, wie ich höre, den Kaiser nicht lebend gesehen. Um so weniger hätte ihn das Bestreben nach Naturtreue stören sollen. Aber seinem Bilde fehlt die Größe der Auffassung. Ein gebeugter und geknickter Held ist kein gestürzter. Man kann freilich sagen daß Napoleon selbst den letzten Act der großen Tragödie schuldig blieb; die Tragödie wäre fertig geworden wenn er sich unter den Trümmern seines Glückes begraben und den Tod gefunden hätte freiwillig oder unfreiwillig. Bei alle dem verlangen wir Napoleon nicht der bloßen Rührung überliefert zu sehen. Die heutige Kunst, die deutsche erst recht, strebt auch bei großen Menschen nach diesem weicheren, kleineren Ziele. — An Bedeutsamkeit fehlt es sonst nicht der Gestalt Napoleons im Bilde des französischen Malers. Der ganze, plötzlich zum Schatten zusammengesunkene Reichthum seines Lebens steht in seinem Gesicht zu lesen und das Augenpaar das nach einem Ausgang zu suchen scheint und ihn nicht findet, läßt uns den ganzen Umsturz und die ganze Verlorenheit seiner Gedanken ahnen. Das Bild ist jedenfalls eine der interessantesten Neuigkeiten der heutigen Malerei. Daß es gerade in den Besitz von Leipzig kommen mußte, während im Museum zu Versailles dieser Moment im Leben des Kaisers fehlt, ist eigenthümlich genug. — Man spricht von etwa 7000 Thlrn. die der Besitzer dem französischen Maler dafür gezahlt.

[Kuranda's Ausweisung aus Preußen.]

Wenn auf der Citadelle zu Magdeburg vier Schriftsteller ihre Strafzeit absitzen, so sind sie als Landeskinder in Form Rechtens angeklagt und verurtheilt; sie haben schlimmsten Falls auf der Festung Muße ihre Landesgesetze zu studieren. Gegen Ausländer, ich meine gegen Deutsche die nicht Preußen sind, greift Preußen zu einem höchst provisorischen Mittel. Auf die Ausweisung Itzstein's und Hecker's ist jetzt die Kuranda's erfolgt. Kuranda's Paß war in Richtigkeit, gegen seine Person und sein Privatleben lag keine Beschwerde vor; der Polizeipräsident, Hr. v. Puttkammer, mußte ihm diese Ehrenerklärung geben. Eine Audienz beim Minister des Innern, Hrn. v. Bodelschwingh Exc., führte zu weiteren Erklärungen die Hr. Kuranda dem deutschen Publicum hoffentlich nicht entziehen wird. Der Minister nannte die „Grenzboten" ein für Preußen gehässiges Blatt, konnte jedoch diese Verurtheilung nur auf einzelne Artikel erstrecken. Ich leugne nicht daß einige Mittheilungen aus Berlin und zwei Aufsätze über Westfalen auch das edlere preußische Bewußtsein in einem Grade erbittern mußten als es weder der Redacteur, ein Östreicher, noch der Censor des Blattes, ein Sachse, durchfühlen konnten. Diese Artikel waren zweifelsohne von preußischen Landeskindern. Will man also, da man diese nicht gleich abstrafen kann, wenigstens den Redacteur empfindlich kränken? Und diese Kränkung trifft dies Mal einen Publicisten der in seinem politischen Glaubensbekenntniß den Formen des verfassungsmäßigen Königthums huldigt, einen Schriftsteller der in seinem verdienstvollen Werke über Belgien deutsche Sympathien auf das wärmste pflegte!

[Schleswig-Holstein meerumschlungen.]

Das volksthümlich gewordene Holsteinlied läuft jetzt um in mehreren Drucken. Eine Leipziger Ausgabe die auf der Messe vielfachen Absatz findet, meldet auf dem Titel es sei zuerst in Würzburg gesungen, und nennt den Verfasser Chemnitz. Laut Mittheilung in der Deutschen Allg. Zeitung ist jedoch der Justizrath Straß, als glücklicher Lyriker vielfach bekannt, der Dichter des Liedes und dasselbe mit Musik von Bellmann schon 1844 auf dem schleswiger Gesangfeste gesungen. — Ein Schalk erzählt uns, auch König Christian habe jüngst das Lied mit seinem Volke angestimmt, aber den von ihm verdorbenen Text gesungen: Schleswig-Holstein, mehr umschlungen!

[Jahn über das Volkslied.]

Als in Weißenfels vor kurzem der Sängerbund an der Saale sein Jahresfest feierte, sprach der alte Jahn folgendes über die Bedeutung des Volksliedes: „Der wahre Dichter schafft aus dem stillen innersten Gemüthe, dem stummen Selbstbewußtsein des Volkes verleiht er Sprache. Seine Begeisterung weckt Mitbegeisterung und Nachbegeisterung. Mit einem Leib bekleiden Worte das Lied. Aber noch fehlen Liebe und Leben. Erst der Gesang haucht die Seele ein. Durch ihn wird das Volkslied geboren. Auf den Fittichen des Gesanges wird es getragen und auf den Sturmschwingen der Zeit. Bald verstummt es wie das Getön der Sänger des Haines und Waldes so in ihr Winterland ziehen. Und wiederum erschallt es mächtig und laut wenn die Sänger zum Sommerland heimkehren. Bisweilen singt es sogar einen Schwanengesang. — Der Dichter erhebt zuerst die Fahne, Sänger schaaren sich um sein Banner, die Menge wächst zum Heer das sich Bahn bricht. Das Wort des Dichters wird Losung und Feldgeschrei. Dadurch erkennt sich das Volk, unterscheidet sich von den Feinden, warnt sich in Noth und Gefahr, ermuthigt sich zur Gegenseitigkeit und schirmt im Frieden sein Recht. Der Dichter bleibt Schöpfer, der Sänger wird Erhalter; in beiden vereint ruht die geistige Zeugung des Volksliedes. Ein ächtes Volkslied ist eine feste Grenzburg, eine Waffenhalle und Zeughaus, ein unzerstörbares Denkmal, Zierde und Schmuck volklicher Geselligkeit. Mögen die Dichter immer das Wahre singen und die Sänger diese heilige Wehr gebrauchen. Der vaterländische Einklang unter Dichtern und Sängern, und volkliche Einstimmigkeit unter den Gesangvereinen Deutschlands hoch!"

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 24. Octbr.	Inhalt: Thüringer-Wald-Partien. — Balladen von Moritz Hartmann. — Briefe aus Preußen. 1. — Aus Ungarn. — Aus Kiel. — Aus Berlin. — Schiller's Frau. — Englischer u. deutscher Adel. — Mendelssohn's Elias. — Vaticinium Lohninense. — Friedrich Witthauer. — Dahlmann's Erklärung &c.	2ter Band. 17. Lieferung.

Thüringer-Wald-Partieen.

1.

Es gibt Gegenden in Deutschland mit prächtigen Aushängeschildern, die von Reisenden gepriesen, von Dichtern besungen sind und die dennoch nicht so viel Schönheit in sich fassen als die Umgebungen Thüringens, von denen man fast nichts als Eisenach und die Wartburg kennt. Jeder Reisende glaubt seiner Pietät und seinem Natursinn zu genügen wenn er die Burg hinansteigt, die sich hoch über die kleine Stadt erhebt, wie ein großer Gedanke von ehedem der zum Grenzpfahl einer abgelebten Vergangenheit geworden ist.

Auf der Karte der Merkwürdigkeiten einer Gegend ist oft das Beste vergessen. Man blättert als Reisender gewöhnlich nur wie geistlose Leser in Büchern, in den aufgeschnittenen Seiten, wenn nicht berühmte Namen eine tiefere Aufmerksamkeit anregen. In die verborgenen Umgebungen Eisenachs aber hat der ewige Dichter der Natur seine Worte wahrhaft großartig und lebensfrisch eingegraben. Aus diesen Bergen und Felsen, in diesem ganz eigenthümlichen Waldesleben weht ein Geist der bald mit Schauern, bald mit erhabener Freude die Seele erfüllt. Die Kunst hat dabei wenig und doch genug gethan. Sie hat die Wege geebnet die zum tiefern Eindringen verlocken. Sie hat — Dank ihrem guten Genius — weder Eichen noch Akazien pyramidal und kugelförmig frisirt, noch Pappeln und Kastanien in langen Alleen wie ein Regiment Soldaten aufgestellt. Keine Spur von der Despotie eines veralteten Geschmacks der das Heiligthum der Natur einst eben so wie das des Menschengeistes entweihte und knechtete.

Ich führe den Leser zuerst in die Waldeinsamkeit des Annathals, diese kleine wunderbare Blüthe aus dem Reichthum der Eisenacher Gegend. Ich wähle gerade diesen Punkt, weil der Reisende, der gern möglichst viel in weniger Zeit genießen mag, ohne großen Aufenthalt das reizende Thal durchwandern kann. Es liegt rechts in der Waldschlucht verborgen wo der Fahrweg den Berg hinan zur »hohen Sonne« und nach Wilhelmsthal ziemlich steil hinangeht. Ein kleiner See, auf dessen kräuselnden Wellen die Sonne in tausend Lichtern spielt, winkt den Willkommgruß, während die letzten ungeheuren Felsengebilde des Marienthals Abschied nehmen. Das Annathal, von zwei hohen Felsenwänden eingeschlossen, ist so schmahl daß keine Art von Fortbewegungsmaschinen in sein inneres Heiligthum dringen kann. Vergesset also hier die flüchtige Hast des Eisenbahnreisens, bei der jedes tiefere Zusammenklingen des Menschenherzens mit dem Herzen der Natur unmöglich wird! In dem Annathal möchte man selbst das Rädergeknarre des Wagens, das ganze Räderwerk der Maschinen des Alltagslebens hinter sich lassen, um die Musik der Natur nicht zu stören die das Herz in tiefe Träume versenkt.

Heute, an einem der schönsten Frühlingsmorgen, hatte noch dazu der Himmel seine Riesenorgel, seine Äolsharfe, aufgethan. Ein ziemlich heftiger Wind wehte von den Bergen. Ich liebe diesen Ton in den Saiten der Natur; ich liebe ihn selbst im stärksten Sturmesbrausen. Jede Pause benutzte der kleine Waldbach um seine flüsternde Stimme leise zwischendurch geltend zu machen. Es war als wenn mitten in politischen Stürmen die die Welt durchschütteln, das Herz

in kleinen Pausen mit seiner Sprache sich durchdrängt. Dieser Bach schlängelt sich wie eine breite Silberader an der linken gigantischen Felswand dahin, die zuweilen sein kleines Leben zu zertrümmern droht. Allenthalben strömt ihm bald in leichten Silberperlen, bald in mächtigem Sturze verwandtes Leben zu, das leise Flüstern seiner Wellen auf Augenblicke mit lautem Brausen überstürmend. »Von den Bergen stürzen die Quellen!« sagt der Dichter, die vom Frühlingssturm entfesselten Quellen des Lebens! Und diese Felsen sind hier mit einer so seltenen lebensschwangern Baumpracht geschmückt, daß es fast wunderbar erscheint wie das todte Gestein solchen üppigen Waldwuchs zulassen und aufnehmen konnte.

Bald jedoch vernimmt man stärkeres Brausen. Es öffnet sich eine weitere Felsenhalle in welche die Sonne zwischen dem Riesenschatten der Bäume tausend zitternde Lichter wirft. Sie streichen vorüber an einer vor uns stehenden großen düstern Felswand, auf welches ein großes geheimnißvolles lateinisches A als Zauberformel eingegraben ist. Das lateinische A, die erste Einlaßkarte in den Schul- und Lesehimmel classischer Gelehrsamkeit, was hat es hier zu bedeuten? Ist es ein schulgerechter Ausruf der Bewunderung über den herrlichen Wasserfall der plötzlich wie durch Zauber von der Felswand hinabrauscht? — Nein, es ist der Name der allerhöchsten Pathe welche bei dieser hohen Natur zu Gevatter gestanden. Anna! schöner Klang! Den Halbgöttern der Erde widmet man nicht nur die Gedichte der Menschen, sondern auch die der Natur. Das ist eine kindlich fromme Sitte. Möchte es auch ein Erinnerungsbrief sein! Ich befürchte aber, wenn die hohen Herrschaften die tiefen Wahrheiten einst zu lesen verstehen, welche der ewige Dichter in seine Gebilde geschrieben, sie werden sich die Gevatterschaft allergnädigst verbitten, oder . . .

In der Natur sollte man keine censurwidrigen Gedanken haben! Gehen wir weiter! Aus dieser Felsenhalle mit dem Huldigungs-A gibt es verschiedene Auswege. Der durch den Drachenfels führt zur »hohen Sonne.«

Wenn das Annathal immer in seinen erhabensten Gedanken noch die süße Melodie eines heimischen frischen Waldlebens durchklingen läßt, so durchbeben zwischen den Felsen des Drachen fast unheimliche und doch angenehme Schauer die Seele. Die Liebesgesänge und sanften Wiegenlieder der Natur haben aufgehört. Die hohen Felsenriesen sind in ihrer ganzen ungeschmückten, schauerlichen Größe zusammengetreten und scheinen zuweilen in der engen hohen Spalte, durch welche man schreitet, über einanderstürzen zu wollen. Dumpfes gewitterähnliches Brausen hörst Du unter Deinen Füßen. Du glaubst über einen Vulkan zu wandern der jeden Augenblick hervorbrechen kann. Aus den dunkeln, feuchten, fast immer tropfenden Wänden die zuweilen zu Nischen sich gestalten, scheinen schauerliche Gestalten hervorzutreten. Oben aber in unermeßlicher Höhe blickt frisches Grün der Bäume und blauer Himmel sehnsüchtig herein, und wirft, wenn nur etwas die Felsen zurücktreten, wieder freudige Grüße und rauschende Ströme in die schauerliche Einsamkeit. Das unterirdische Brausen, bald wie ferner, bald wie naher Donner, klingt wie eine erhabene Melodie drein, bei der es der Seele bange und doch wohl wird. »Wenn mir's nur einmal gruselte!« sagte jener Mann in dem deutschen Volksmährchen, und es ist fast als ob das Herz sich danach sehnte und sich gern der Geisterwelt und ihren geheimnißvollen Schauern mit ahnungsvoller Gewalt überließe.

Auf der Höhe des Berges mitten im Walde, von wo aus auch wieder ein sehr romantischer Waldweg reich an Grotten und tiefen Waldschluchten vorbei nach Wilhelmsthal führt, liegt ein einfaches freundliches Haus mit einem Gesellschaftsgarten, das man »die hohe Sonne« zu nennen beliebt hat. Es nimmt alle hohen und niedern Sonnen der Gesellschaft für Geld und gute Worte gastlich bei sich auf. Glänzende Equipagen hielten heute an dem schönen Frühlingsmorgen vor seiner Thür. Ich huschte vorüber an dem gesellschaftlichen Geschwirr das selten Eins mit den Harmonieen der Natur ist. Oben auf einer kleinen Anhöhe des Gartens blickte ich noch einmal zurück in das verschlossen scheinende Waldesmeer das so liebliches und großartiges Leben in sich verbirgt. Ich blickte zurück auf die Wunder der Natur welche die Wunder des Menschenwesens ahnen lassen. Da stand plötzlich die Wartburg hoch sich erhebend wie ein Schiff auf den tiefen Waldeswogen vor mir. Sie macht hier gar kein so ernstes Gesicht wie über der guten Stadt Eisenach und schien auf dem hohen Waldesrücken eher eine Idylle zu verkünden, als ein ernstes Drama der Vergangenheit. — Das Erhabene hat von der andern Seite betrachtet immer auch wieder seine kindliche Naivität. Der erste Hauch seines Gottesblitzes war fast immer ein kindliches Schauen, eine unmittelbare Berührung des Genius der aus dem glimmenden Funken der Zeit die mächtigen Flammen des Lebens heraufführte. — Drüben im Walde tanzten, zu einem Kranz

geschlungen, liebliche Mädchengestalten unter einer großen Buche die ihre Wipfel bis zum Himmel hinauf heben zu wollen schien. Die jugendlich zarten Gestalten in den weißen Gewändern nahmen sich von fern wie kleine Waldfeen aus. Möchten sie die Sprache ihrer Wälder und Berge verstehen, diese erhabene und natürliche Sprache, die alles Abgetragene, Kleinliche und Gezwängte aus der Zeit und dem Menschenleben verbannen könnte! Der Lebensathem der Jugend, dieser Frühlingshauch einer schönern Zukunft, ist wie Waldesleben und Waldesduft im Annathal, erfrischend und stärkend. In ihr sprudelt der neue Quell des Lebens und der Poesie, der bald stürzend, bald ruhig dahin gleitend sich die Bahn erringen wird wie der Bach im Annathal. Möge der Quell der Jugend zum Strom heranwachsen, dessen Fluthen Erd' und Himmel reiner und allmächtiger spiegeln als das kleine Flüßchen, die Hörsel bei Eisenach, in dessen Gewässer man zur Zeit noch wenig von dergleichen hat bemerken können.

Ich habe herzliches Mitleid mit dem Reisenden der in seinem beräderten hölzernen Kasten sitzt und auf dem Weg nach Wilhelmsthal nicht allein bei dem Annathal vorbei fährt, sondern auch einen der schönsten Punkte der Eisenacher Gegend unberührt läßt, den Hirschstein.

Eine kleine Viertelstunde der Reisezeit zugesetzt und man ist um eine große Erinnerung reicher. — Wir gingen links ab von der Landstraße, der hohen Sonne gegenüber, bei den lieblichen Waldseen vorbei. Bald befanden wir uns auf dem kahlen felsigen Berg den man Hirschstein nennt. Eine mächtige Eiche bildet hier groß und einsam den Mittelpunkt. Wie eine Heldengestalt aus alter Zeit steht sie da und blickt in nächster Nähe auf Krüppel hernieder, gewährt aber — und was kann ein Held von heute mehr gewähren? — gewährt Aussichten in die Ferne. Und welcher Blick thut sich uns hier auf! Vor uns ganz nahe eine breite tiefe Waldschlucht, an deren Ausgang plötzlich wie in einem Zaubermährchen, auf frischen grünen Rasen zerstreut, blendend weiße Häusergruppen aus tiefem Waldesdunkel hervortreten. Es ist das Lustschloß des Großherzogs von Weimar, kein altes Schloß, kein Zauber- oder Prachtschloß, aber schön in seiner edlen Einfachheit, ganz in Harmonie mit der herrlichen Waldeinsamkeit welche ihm aus den himmelhohen Fichten und Buchen entgegenweht. Mich dünkt, so sollte Fürstengröße sich finden lassen, nicht auf steilen Klippen und himmelhohen Felsen, sondern einfach und schön, Hand in Hand mit dem Menschenleben im Thal. Man wird nicht müde immer und immer wieder von der steilen Höhe des Hirschsteins hinab zu blikken und das Auge dort ruhen zu lassen, wenn es von dem gigantischen Gewirr übereinder gethürmter Berggruppen und Waldschluchten zurückkehrt, oder sich in die weite aufsteigende blühende Landschaft hinter den Wilhelmsthaler Waldpartieen verloren hat. — —

2.

Sollte man meinen daß der Teufel nicht allein in der sächsischen und französischen Schweiz, auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, und wie seine hunderttausend Lieblingsplätzchen auf der Erde alle heißen mögen, sondern auch um Eisenach herum spukt? Der Teufel! Dieser irrende böse, rückwärts hinkende Geist! Und sollte man es hier möglich halten daß er in der guten protestantischen Gegend wo die Wartburg steht sich eine Kanzel zum Wohnplatz ausgesucht hat? —

Der Leser erschrecke nicht, und der Censor sprütze die rothe Feder wieder aus, mit der er schon diese Stelle in ein Nichts verwandeln wollte! Ich meine nicht den geheiligten Kanzelthron in der Stadtkirche um den ein ganzes Heer kleiner bausbäckiger Engel Wache hält; sondern einen wunderbar gebildeten Felsen über einer Waldschlucht um den der Genius der Natur seine großartigen Gebilde geschaffen hat. Diesen Felsen nennt man die Teufelskanzel. Ich habe nicht heraus bringen können welche merkwürdige Begebenheit des Teufels sich eigentlich daran knüpft; ich konnte nur die Geister der Natur darüber befragen. Aufrichtig gesagt schien mir die Kanzel gar nicht für einen Teufel, den ich mit der Lüge identificire, gebaut zu sein. Die Natur läßt hier so wahr und offen sich in's Auge blikken. Sie hat eine so ruhige erhabene Größe. Der ungeheure Abgrund zu den Füßen dieses Predigtstuhls den sich die Elemente hier in wunderbarer Wahlverwandtschaft mit dem Menschen gebildet, ist keine schauerliche Tiefe aus welcher nächtliche Gespenster heraufzuschleichen scheinen. Herrliche gigantische Baumgestalten ziehen sich hinunter an den schroffen Felsenschluchten bis tief in ein freundliches frisch grünendes Waldthal. Kindliche Lieblichkeit wie aus dem Kelch einer Blume blickt auf beiden Seiten der Kanzel mitten herauf aus den kühnsten, erhabensten Gedanken, die sich in spitzen Zacken schroff aufspringender Felsengesteine darstellen. Es ist als ob die Natur in diesem ihrer Gedichte aus ihrer erhabenen excentrischen Schönheit endlich wieder zum ersten kind-

lichen Zauber zurückkehrte, in dem eine Welt von Ahnung verborgen liegt.

Der Weg zu der Teufelskanzel ist ein etwas langweiliger Kirchgang, — wenn anders die Natur jemals langweilig sein kann. Die lange Georgenthor-Vorstadt scheint kein Ende zu nehmen. Der Ehrensteig den man der Nähe wegen einschlägt, macht der Stadt Eisenach keine Ehre. In kleinen meist elenden Hütten residirt hier die rohste Menschenklasse; schmutzige elende Gestalten, wahrhaft boshafte Züge, aus denen Alter und Elend alle Schönheit verwischte, treten uns hier entgegen. Man ist froh wenn die lange staubige Chaussee endlich wieder bewegteres Leben bietet. Noch wohler aber fühlten wir uns als auch dieses bewegte Einerlei aufhörte, und wir links ab den Weg durch die tiefe Waldeinsamkeit zur Teufelskanzel fanden. Die Felsen erscheinen plötzlich durch einen Aushau des Waldes wie eine Ruine. Noch ein Paar Schritte, und man hat die ganze Überraschung dieser Waldpartie, die so eigenthümlich in ihrer Schönheit ist daß eine mehrere Tage lange Reise, blos um die Kanzel zu besteigen, sich belohnen würde. Um indessen auf der höchsten Spitze zu stehen und frei eine Weile von da aus die Wunder der Tiefe zu verkünden, dazu gehört beinah eben so viel Kühnheit als zu andern Verkündigungen der Wahrheit. Ein Schritt zu weit voran oder ein Schwindel, und man ist unrettbar verloren. Auch kann man etwas tiefer auf einer runden Felsenplatte schon die ganze Schönheit genießen. Die Kanzel ist eigentlich in zwei Theile gespalten, durch eine schmahle Schlucht getrennt. Neben der linken Seite ziehen sich ungeheure waldige Felsenwogen, an denen plötzlich ein Felsengebild gleich einem entlaubten abgebrochenen Stamm hervorspringt.

Die Sonne stand in diesem Augenblick dem Scheiden nahe, in ihrer ganzen Abschiedspracht gegen der Kanzel über, und überströmte uns und das Meer von Waldeswogen noch einmal mit ihrem Glanz. Ganz leise fingen die Abendschatten an heraufzuziehen. Leises Rauschen in den Gipfeln der Bäume, leiser Gesang der Vögel. Die Natur scheint hier wahrhaft ihr eignes Leben zu belauschen, und vielmehr sich selbst eine Predigt zu halten, als eine mit anzuhören. — Wie mir eben einfällt, ist indeß doch einmal eine hier gehalten worden. Es war, wenn mir recht ist, ein Missionär den der fromme Karl zu den heidnischen Sachsen schickte. Damals wogte noch ein weiter See über den Wundern der Tiefe, in deren Geheimnisse unser Auge jetzt einzudringen wagt. Nichts als der weite Himmel spiegelte sich in seinen Wogen und die Sonne warf ihren zitternden Glanz hinein.

Am Ufer des Sees stand der Kanzelfelsen auf dem wir jetzt stehen. Der Mönch aus Rom, den Karl in seinem christlichen Eroberungseifer geschickt, glaubte der liebe Gott habe das Sachsenland und diesen Felsen eigens für ihn gemacht, damit er die Leute geradewegs in den Himmel spedire, oder auch in die Hölle wenn den bärtigen Kriegern die christliche Moral des großen Karl, dem das Christenthum eine gute Wünschelruthe der Eroberung wurde, nicht behagen mochte. Der Mönch stieg also kühn hinauf auf den Felsen, gedeckt von den Kriegern Karls, und fing an zu predigen. Er fing zuerst an von den Freuden des Paradieses zu erzählen, die ihnen alle zu Theil würden, wenn sie hübsch gehorsam wären, dem Herrn Christus und dem Kaiser Karl, und besonders letzterem hälfen den bösen widerspenstigen Wittekind todt oder lebendig einzufangen. Die Sachsen verstanden gerade noch nicht viel von dem Christenthum, indessen fingen sie doch an zu begreifen daß der christliche Himmel, wie der Mönch ihn predigte, ganz anders wie ihre Walhalla, Sklaven verlange statt freie Männer, römische List und Verrath statt deutsche Treue und Tapferkeit, so wie Kriecherei und Demuth statt edlen Stolz und Menschenwürde. Die meisten verspürten keine Lust zu diesem Himmel, vor dem kaiserliche Soldaten an denen das Blut ihrer Brüder klebte Wache hielten. Da fing er an von der Hölle zu erzählen. Ich weiß es nicht ob er sie wirklich selbst geschmeckt, daß er sie so gut und viel besser auszumalen verstand als den Himmel. Kurzum er wollte ihnen die Sache recht anschaulich machen, was bei dem Himmel nicht gelungen war, und begann. Tief in die Wogen dieses Sees, sagte er, werdet Ihr hinabgestürzt zu den Ungeheuern vor denen das Wasser plötzlich zurücktritt und sich in ein ewiges Feuer verwandelt. Dort werdet Ihr dann lebendig geschmort ohne zu verbrennen. Wie die Ziegelsteine werdet Ihr da unten auf einander geschichtet liegen! —

Plötzlich als sich also seine Schilderung erging, fingen die Wasser der Tiefe an zu brausen und zu zischen als sollte es eben losgehen. Blitze zuckten am Himmel bis tief in den See, und ein fürchterlicher Donner kam wie ein schwerer eiserner Wagen daher gerollt. Dem Mönch wurde es ganz bange daß seine Worte so schnell anfingen in Erfüllung zu gehen. Er wollte von der Kanzel heruntersteigen; da hatten die schützenden Berge welche uns jetzt den Rücken decken, plötzlich mit furchtbarem Krach einen Riß bekommen.

Von der andern Seite sanken die Wasser der Tiefe mit jedem Augenblick, und ringsum gähnte der fürchterlichste Abgrund ihm entgegen. Der Mönch fing an zu zittern. Die Häupter der Berge wie wir sie jetzt sehen, stiegen in wunderbaren Gebilden hervor. Die Ungeheuer in den Wogen des Sees machten daß sie fortkamen, weil sie in dem andern Element nicht mehr leben konnten, und der Mönch wäre um sein Leben gern auch fortgesprungen, wenn er herunter gekonnt hätte. Alles aber war geflüchtet und hatte ihn im Stich gelassen. Konnt' er's doch am ersten mit der Hölle da unten aufnehmen weil er so bekannt darin war! —

Von einem andern Berg sahen die muthigen Sachsen herunter, denn sie wollten gern wissen ob's auch da unten so aussähe wie der Mönch gepredigt und konnten noch nicht recht an die Geschichte glauben. Da stieg plötzlich ein wundervoll liebliches Thal statt der Hölle herauf, und nie gesehene Kräuter und Pflanzen dufteten ihnen entgegen. Kühn hervorspringende Felsengebilde im herrlichen Waldesschmuck schienen ihnen ganz andere Worte zuzuflüstern als der Mönch gepredigt, kühne Worte des Lebens die vor Verrath und Feigheit warnten, und ermahnten muthig zu stehen, und sich nicht zu Sklaven machen zu lassen. Der Mönch aber drückte die Augen zu um nur nichts zu sehen. — Als er aber doch einmal in der Angst seines Herzens ein wenig hinunter blinzelte, ward's ihm grün und blau vor den Augen. Die gegenüberstehende Sonne fing noch dazu an ihn zu blenden; und er stürzte kopfüber in den Abgrund der vermeintlichen Hölle hinein wo er nicht schmorte, aber doch dermaßen seine Glieder zerbrach daß ihm der Athem ausging und er nicht mehr predigen konnte.

Dies ist die Sage von der berühmten Kanzel bei Eisenach. Ich begreife nun wirklich kaum, warum man sie die Teufelskanzel genannt hat; da keineswegs der Teufel sondern nur ein Mönch eine Predigt dort gehalten. —

3.

Verschiedene Wege führen in's Himmelreich. Ich meine die Natur, die Berge, und in diesem Augenblick die Wartburg. Die Pforten des Lebens sind aufgethan, und werden jetzt sogar aufgegraben. Man sucht auf allerhöchste Anordnung nach den Grundmauern der Wartburg, wie man im Volke ohne allerhöchste Anordnung nach den Grundmauern eines neuen socialen Lebens sucht. Man hat in beiden Fällen viel Mühe den Schutt wegzuräumen.

Einen Umweg nach oder von der Wartburg aus zu machen ist sehr anzurathen und äußerst belohnend. Die Wege sind geebneter als die welche der gute Luther einst zu betreten hatte, und an denen die große Schaar seiner Nachfolger sich abplagte. — Wären alle guten Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts so schnell und schön ausgeführt als die Wege durch Eisenach's romantische Berge und Wälder, wir brauchten nicht mehr zu singen: »Auf den Bergen ist die Freiheit!«

Ich schlug diesmal den Weg zu den Knöppelsbergen erst von der Wartburg aus ein. Es ist dies nicht allein bequemer sondern auch belohnender. Der herrliche freie Blick auf der Höhe hat das Herz erweitert, wie alles Große zu dem der Geist sich hinaufschwingt. Ein schöner Moment im Leben gibt wie ein leuchtendes Gestirn den Gestalten um ihn her eine heilige Verklärung. Heute aber war's als hätten Frühlingsgeister in ihrem Brausen und Weben bedeutungsvolle Worte zu der alten Burg gesprochen, und ich hatte ihnen gelauscht wie einer himmlischen Verheißung. In der Natur ruht die unmittelbarste Offenbarung des Göttlichen. Ich kann es nicht glauben daß wir blos unsre eigenen Gedanken hineinlegen; sondern sie ist mir wie eine Melodie, wie ein Gemälde, in welchen der ewige Dichter mit Tönen und unerreichbaren Farbenstrichen seine und unsre Geheimnisse uns an's Herz legte. —

Durch das tiefste Waldesdunkel über welches früher nur wie über ein verschlossenes unterirdisches Reich das Auge hinüberschweifte, führte uns jetzt ein zwar schmaler, aber doch gangbarer Pfad eine Weile steil bergab, dann sich um die Burg herumschlingend, die plötzlich auf der schroffsten unzugänglichsten Höhe wie hingezaubert dasteht. Im Herbst mit dem prachtvollen Schmuck der hinsterbenden Waldesschönheit ist die reichumlaubte Wartburg eine großartige Elegie auf die sterbende Romantik. Im Frühling ist die Umgegend hier wie ein Heldengedicht das der neue Geist der Zeit in Wirklichkeit verwandeln könnte. Wunderbarer Contrast, diese mährchenhaften steinernen Gnomen und Riesen, die aus frischen Buchen, mächtigen Eichen oder jungen Tannen grün hervorblicken. Wunderbarer Contrast, ein Meer von Blüthenduft und Blüthenschnee dicht neben dem alten todten Gestein! Die Wartburg scheint hier an ihrer Schwelle ein neues Jahrhundert zu finden. Um sie brausen die Frühlingsstürme das erwachende Wort der Freiheit, jubeln die Lerchen ihr lautes Himmelan, flöten die Nachtigal-

len ihre selige Wehmuth und Wonne, wird der Guckuck nicht müde ewig und ewig alle die zum Schauen zu ermuntern die vom Frühling nichts sehen wollen. — Der schmahle, bald zwischen Felsen, bald zwischen Bergen, bald auch auf einer freien Anhöhe sich hinschlängelnde Waldpfad macht jetzt einer breiten langen ebenen Allee Platz. Eine lange Reihe himmelhoher Weihnachtsbäume erscheint hier wie auf zwei langen Tafeln aufgestellt zwischen welchen man hindurch geht. Die Natur hat auch ihr Weihefest, und das ist der Frühling. Wunderbare Farben vom bleichen bis in's glühendste Roth prangten an den dunkelgrünen Zweigen. Frische, hellgrüne Frühlingslichtchen schimmerten hindurch. Die Lichter waren so gesteckt daß sich Jeder eine Partie davon als Frühlingszeichen mitnehmen konnte, und wir thaten's auch. Von den mächtigen Zweigen aber der hohen Tannen konnten unsre zwerghaften Arme nur einzelne Wunderboten herunterlangen. Wir wanderten vergnügt durch diesen Vorhof dessen Ende uns die ersehnten Knöppelsberge zeigen sollte. Der Weihnachtsduft dieser Tannen und Fichten umwehte uns mitten im Frühling wie eine süße Erinnerung der Kindheit. — Die Poesie des Weihnachtsfestes ist ein Zauberring der sich nur erweitern aber nicht entzweispringen sollte, denn in ihm liegt wie in aller Poesie eine tiefe Bedeutung des Lebens und die ganze Zauberwelt deutscher Innerlichkeit. Die Poesie ist der lebenathmende Pulsschlag der Menschheit. Ohne sie wird alle Religion nur abstracte Mumiengestalt bleiben. Seit uns aber die wahrste und heiligste in der Natur und dem lebendigen Menschendasein aufgegangen ist, denken wir der überirdischen Wunder nur wie einer süßen Erinnerung der Kindheit. —

Noch wenige Schritte vorwärts und ein weiter tiefer Abgrund öffnete sich dicht vor unsern Füßen. Eine ganze Mährchenwelt ineinandergeschlungener Berge und Felsen scheint sich hier, zu einem Halbkreis versammelt, geheimnißvolle Worte zuzuflüstern. Mächtige Eichen und Buchen, kühn aus den düstern Schluchten und spitzesten Kanten sich emporschwingend, rauschten im Abendwind. Still und glänzend blickten aus einem Gewirr von Wald und Wiesenthal in unermeßlicher Tiefe die Knöppelsteiche herauf wie zwei große den Himmel spiegelende Augen. —

Wir setzten uns dicht am Abhang unter eine in der Mitte von einandergespaltene Eiche. Nur an dem mächtigen Stamm konnte man ihre alte Heldengestalt erkennen. Tief dem Abgrund zugesenkt schwankten ihre zerrissenen Zweige wie eine entblätterte Siegestrophäe, wie eine Trauerweide. In unserer Nähe duftete das erste magische Grün, blühten Immortellen. Der Hauch des entfesselten Frühlings schien dem einen Zauber wieder einen andern geliehen zu haben. Vom Himmel wanderten zuweilen mächtige Wolkenschatten darüber hin, Vögel jubelten, Alles lebte und wurde belebt.

Wir klimmten am schwindelnden Abgrund zwischen Felsenschluchten hinab um diese geheimnißvolle Tiefe näher zu beschauen. Bald ebnet sich der Pfad. Fernes Brausen verschlingt alle Jubeltöne der Natur. Wir stehen plötzlich an einer mächtigen Felsschlucht. Hoch von dem waldigen Berg stürzt sich über Gestein das beinah einer zusammengebrochenen Ruine gleicht, ein Waldstrom schäumend herab in das tiefere Waldesreich. Bäume und Felsen bilden eine steile, fast unzugängliche Grotte. —

Dieser brausende Wasserfall, diese himmelanstrebenden Buchen und Eichen im Frühlingsgrün, dieses Moos das an den dunkeln Wänden sich mit tausend Händen klammert; diese Felsengestalten die bald hervortretend, bald scheu zurückgebogen den mächtigen Worten des Wasserfalls zu lauschen scheinen; dazu die Sonne, das geheimnißvolle Waldesdunkel durchblitzend, und der Himmel dessen Wölbung auf den Bergesriesen zu ruhen scheint, das alles stimmt die Seele groß. Heilige Begeisterung rauscht wie in dem Heldenlied eines Barden in den Saiten des Gemüths. Man möchte in diesem Augenblick Eins mit der Natur nur Großes denken, empfinden, thun. — Der irdische, noch von dem Ewigen-unberührte Lebensstaub scheint hinweggeweht in der Nähe des Weltengeistes der solche Worte mit uns redet. — Warum verstehen die Menschen im Thal diese Worte nicht? Warum geht es bedeutungslos an ihnen vorüber, wenn sich um altes Gemäuer, um alte Felsen immer neu wieder das junge Leben schmiegt? Schüttelt doch, Ihr alten Ruinen, ich bitte Euch, das frische Jugendgrün nicht immer von Euch! Euren kahlen nackten Stirnen fehlt ja sonst aller Schmuck!

L. M—i.

Balladen, von Moritz Hartmann*).

1.

Die Jüdin.

Der König reitet durch die Gassen,
Die buntgeschmückt zum Festtag sind,
Da steht verloren und verlassen
Im Volk versteckt ein braunes Kind —
Die Jüdin war so schön zu sehn!

Und wenig Tage sind vergangen,
Daß sie am Thron des Königs steht;
Wie sich entfärben ihre Wangen
Von Schaam der Jungfrau überweht, —
Wie war die Jüdin schön zu sehn!

Und dann nach wenig Tagen wieder,
Wohnt sie im marmornen Palast,
Von Gold und Sammt umhüllt die Glieder,
Das schöne Antlitz mehr verblaßt,
Wie war die Jüdin schön zu sehn!

Wenn sie der König küßt und herzet
Und sie in seinen Purpur hüllt;
Wenn sie ihm weg die Sorgen scherzet,
Und selber ihr die Thrän' entquillt,
Wie ist die Jüdin schön zu sehn!

Auf ihrem Bett, dem thränennassen,
Liegt schlaflos die Frau Königin,
Sie ist so einsam und verlassen
Und knirschend seufzt sie vor sich hin:
Wie ist die Jüdin schön zu sehn!

Der fromme Bischof flucht der Schande,
Die Land und Volk und Kirche drückt,
Und daß in ketzerische Bande
Ein Christenkönig sich verstrickt,
Und daß die Jüdin schön zu sehn.

Des Königs Page der die Pforte
Der Jüdin Nachts bewachen muß,
Entbrennt, wie er die Liebesworte
Da draußen hört und Kuß und Kuß —
Die Jüdin war so schön zu sehn!

Die Kön'gin spricht zum heißen Knaben:
Ich will dir geben Land und Gut
Und meine Tochter sollst du haben,
Nimm' diesen Dolch, doch sei bei Muth!
Die Jüdin ist so schön zu sehn.

Der Bischof spricht: Nimm meinen Segen
Und meine Absolution;
Sie stärke dich auf deinen Wegen
Zur frommen That — sei stark mein Sohn!
Die Jüdin ist so schön zu sehn.

Der Page spricht: Der Herr verderbe,
Frau Königin, dein Kind und dich!
Euch mit, Herr Pfaff, — die Jüdin sterbe
Weil sie ein Andrer küßt als ich;
Die Jüdin ist so schön zu sehn!

Und Morgens schleicht er in das Zimmer.
Sie schlief von Kuß und Liebe müd',
Doch in des Morgens Sonnenschimmer,
Gleich einer Rose, neu erblüht:
Wie war die Jüdin schön zu sehn!

Er küßt sie auf die nackten Brüste,
Sie lächelt träumend, wie zu Scherz,
Dann stößt er schnell, wo er sie küßte,
Das scharfe Messer in ihr Herz —
Da war die Jüdin schön zu sehn!

2.

Gorm der Alte.

Gorm der Alte stand am Rande
Eines alten, kahlen Schiffes,
Fern den Seinen, fern dem Strande,
Fern dem Fels des letzten Riffes —
Gorm, der Alte, König der Dänen.

Ob er wollte gehn zu Bette,
Daß sie ruh'n die alten Glieder,
Wirft er Mantel, Kron und Kette
In die Meerestiefe nieder:
Hoch auf brausen die schwarzen Wogen.

Und es bringen jetzt die Wogen
Durch des alten Schiffes Ritzen,
Und sein Schwert hat er gezogen,
Daß darin die Sterne blitzen,
Gorm, der Alte, König der Dänen.

Höher steigen stets die Wellen,
Bis sie fast den Saum bedecken.
Wie sie jetzt herüber schwellen
Und des Königs Füße lecken,
Hoch aufbrausen die schwarzen Wogen.

---

*) Wenn Schwaben mit seinen Sängern auf eine Zeit lang verstummen zu wollen scheint, hält Östreich vielleicht um so mehr seine Mission fest, uns fast regelmäßig wie mit der Jahreszeit lyrische Dichter zu liefern. — Von Moritz Hartmann, dem Sänger von Kelch und Schwert, erscheint nächstens (Leipzig, Georg Wigand) ein neuer Band Gedichte, aus welchem uns der Verf. die folgenden Balladen mittheilt. D. Herausg.

Und in's Meer hin ruft der König:
„Meine Heimath ist die Welle!
Meer, dich machte unterthänig,
Bettelnd steht an deiner Schwelle
Gorm, der Alte, König der Dänen.

„Nimm mich fort von diesen Borden,
Senke mich zur Tiefe leise,
Bin ich auch ein Christ geworden,
Sterb' ich gern auf Heidenweise" —!
Hoch auf brausen die schwarzen Wogen.

„Wasch' die Taufe mir vom Haare,
Daß ich zu den Unbekehrten
Unbeschämt darniederfahre,
Würdig meiner Schlachtgefährten,
Gorm, der Alte, König der Dänen!

3.

Dänische Ballade.

Als König Alfred's Hochzeit war,
Da hat's gestürmt und geregnet,
Der junge Bischof im Prachttalar
Hat sie vermählt und eingesegnet —
Es war eine böse Nacht.

Der junge Bischof selber war
Ein Königssohn aus altem Blute,
Und unterm purpurnen Talar
War ihm sehr weh zu Muthe —
Es war eine böse Nacht.

Am liebsten hätt' er selber gefreit
Die junge, schöne Königinne,
Doch war er schon lange eingeweiht,
Und durft' ihm die Lieb' nicht kommen zu Sinne —
Es war eine böse Nacht.

Und zu dem frommen Segensspruch,
Wie Tröpflein Gift zu süßem Weine,
Hat er gemengt einen leisen Fluch —
Die Braut nicht hört's und nicht die Gemeine; —
Es war eine böse Nacht.

Und als sie kam ins Brautkämmerlein,
Da wandten sich um alle Heil'genbilder,
Die Lampe gab sehr trüben Schein,
Des König Alfred Herze schlug wilder; —
Es war eine böse Nacht.

„So hast du geliebt schon einen Mann?"
Sie weint und schwor, daß sie Keinen geliebet;
Einen Becher mit Wein ließ er kommen heran,
Und hat ihn mit schwarzen Tröpflein getrübet; —
Es war eine böse Nacht.

Der Bischof gab ihr die Absolution
Und hat sie noch ein Mal gesegnet;
Sie nahm den Becher und trank davon —
Und draußen hat's gestürmt und geregnet —
Es war eine böse Nacht.

Briefe aus Preußen.

1.

[Der Begriff des Preußenthums; altes und neues Regiment; die Frage über Befähigung zur Verfassung.]

So allgemein aus Preußen Berichte? Aus einem von Saarlouis bis Memel reichenden, langgestreckten staatlichen Gliederbau dessen Kopf man nur ungern in Berlin sieht? Berichte ohne Angabe der besondern Provinz, der besondern Stadt? — Und warum nicht? Es wird sich hierbei um die große Arbeit Preußens im Laufe dieser Epoche, es wird sich hierbei um die allgemeine Aufgabe Preußens, um den Begriff des Preußenthums handeln. Und dieser Begriff ist nach der Meinung des Zeitalters, nach den Erwartungen und Forderungen der Parteien unsicher und vieldeutig genug geworden. Die Einen werfen noch immer keck die Frage auf: Wird Deutschland preußisch werden? Ihnen müssen wir entgegnen daß uns Deutschland über Alles gilt, selbst wenn damit die Bedingung gestellt würde daß Preußen aufhören müßte eine europäische Macht ersten Ranges sein zu wollen. Ein zukünftiges conföderatives Deutschland würde dann an seine Stelle treten, der Bund die europäische Großmacht sein. — Die Andern fragen: Wird Preußen deutsch werden? Diese Frage muß uns immer lebhafter beschäftigen je mehr der vorherrschend preußische Zollverein ein wirklich deutscher zu werden Miene macht. Mit Friedrich dem Zweiten hatte Preußen aufgehört deutsch zu sein, obschon dieser gewaltige Fürst wider Wissen und Willen für Deutschland ein neues Zeitalter heraufbeschwor. In Gemeinschaft mit Deutschland kam Preußen 1813 erst wieder zu sich, hatte zwar bald darauf keine Sympathien für deutsches Leben, verketzerte alle Bestrebungen der Art, legte aber halb wissentlich, halb unwissend mit seinem Zollverband für ein neues Deutschland den wichtigen Grundstein. Friedrich Wilhelm der Dritte war sonst in jeder Beziehung eben so einseitig preu-

ßisch, wie er einseitig protestantisch war. Das freie, selbständige Städteleben, ein ganz deutscher Gedanke des Ministers Stein, blieb in halber Entwicklung, die Provinzen wurden uniformirt, alle individuelle Entfaltung mußte sich unterordnen, unter einem rationellen Mechanismus von Soldatenthum und Büreaukratie lag alles wie unter einer starren Decke gebannt. Diese Decke sprengte Friedrich Wilhelm der Vierte, der vom Throne einige Stufen herunterstieg und die Völker zur Begeisterung für sich und für deutsches Leben aufrief. Möglich daß der königliche Wille Herr dieser Begeisterung zu bleiben gedachte, möglich daß er darüber zürnte wenn die einmal entfesselten Geister auch mißliebig laut wurden; der lange Dienst des Mechanismus, die lange, starr und stereotyp gewordene Gewöhnung hatte sie unfähig gemacht sich selbst die Bahnen zu eröffnen und zu messen. Man wird aller Folgewidrigkeiten ungeachtet auf das Jahr 1840 immer als auf den neuen Beginn der deutschen Entwickelung in Preußen hinweisen.

Unter dem vorigen Regimente war die Uniformirung sämmtlicher Provinzen des Reiches ein Hauptprinzip Preußens. Der Gedanke an eine Reichsversammlung galt für lebensgefährlich, weil man eine Auflösung des Reiches fürchtete sobald die provinciellen Widersprüche und Gegensätze jene abstracte Gleichmachung die man erzielte und erreichte, mit Einem Mal von sich warfen. Das Verhältniß ist jetzt ein anderes. Die Provinzen sind zum selbständigen Gefühl erwacht, und über die Unterschiede ihrer Eigenthümlichkeiten hinaus wollen sie sich jetzt zur Gesammtheit eines modernen Preußenthums die Hände reichen. Ostpreußen, Schlesien, das Rheinland sind zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen; sie fühlen sich in ihrer eigenthümlichen Deutschheit ohne aufhören zu wollen die alten und neuen Säulen des preußischen Staates zu sein. Hierin liegt ein Triumph der neuern Zeit. Wer das Selbstbewußtsein der Provinzen befördert, wird auch zugleich den Gewinn nachweisen müssen der ihnen durch Preußen erwuchs. Das Rheinland hat es zu keinem fertigen Staatencomplex bringen können und Schlesien hat erst mit Preußen ein modernes Leben erhalten. Mit all ihrem Selbständigkeitsgefühl werden sich diese wichtigsten Provinzen immer mehr preußisch fühlen je mehr man sie am Preußenthum betheiligen wird. Werke die die Stellung der Provinzen zum Ganzen historisch erläutern, wie Wuttke's ausgezeichnetes Buch über Friedrichs Besitzergreifung Schlesiens, sind nicht genug willkommen zu nennen. Möchte das unliterarische Rheinland, möchten alle Provinzen ein solches aufstellen, um zu erfahren was sie durch Preußen wurden und was umgekehrt das Preußenthum ihnen verdankt.

Unter dem vorigen Regiment verkroch sich die geistige Thätigkeit in Schulen und Secten, die Abstraction griff mit ihrem blassen Terrorismus in allen Gebieten um sich, an die lebensvolle Wirklichkeit der verschiedenen Provinzen, an eine mit freiem Willen und mit Bewußtsein vollzogene Betheiligung der Nation am Staate wagte sich kein Gedanke. Seit 1840 ist überall das Leben bis zur Leidenschaftlichkeit rege, der königliche Wille selbst hat die Geister wach gerufen, hat den Kampf, das Ringen um die höchsten Güter für deutsch, für national erklärt. Störungen und Verkümmerungen im Einzelnen wo die Leidenschaft nach beiden Seiten hin irrt, dürfen uns nicht mehr den Glauben nehmen es sei das Zeitalter herangebrochen, wo man einsieht daß die Nation nicht mehr für den Staat, sondern dieser für jene da sei. Unter unserem **ancien régime** galt alles was in den Mechanismus des Staates nicht paßte, für überflüssigen Ballast. Daß man vier Millionen Katholiken zu Genossen des preußischen Staates zählte, erschien fast als ein Unglück, wenigstens als ein Mißverhältniß. Jetzt ist der Glaube der alten Kirche in einer Weise freigegeben daß Preußen fast nicht mehr den Gedanken zu hegen scheint, das Protectorat des Protestantismus zu führen. Als ob ein Zögling der romantischen Schule das Scepter führte, werden uns jetzt die großen Institute, die herrlichen Bauten, die glorreichen Denkmäler des Mittelalters als Wahrzeichen des Nationalstolzes erneuert. Unter dem vorigen König wurde ein widerspenstiger Erzbischof mit militärischer Gewalt zur Ruhe abgeführt. Jetzt sind poetische Sympathien mit dem mittelalterlichen Christenthum neu erwacht, katholische Kirchenfürsten sitzen in Preußens Angelegenheiten mit zu Rathe. Daß vier Millionen katholische Christen berechtigt sein könnten für irgend ein Ministerium einen Candidaten zu stellen, wäre unter dem vorigen alten Herrn ein unerhörtes Preisgeben der protestantischen Haltung des Staates gewesen. Man lebte damals noch in dem befangenen Wahne daß der Staat ein confessioneller sein müsse. Heutzutage erwuchs besorgten Köpfen sogar der Argwohn als wolle man in Preußen auf religiösem Gebiete um so mehr einräumen als man auf dem Boden der Politik Zugeständnisse zur Entwickelung der Nation versage. Aber der Argwohn irrt sich. Unser Monarch, ob ihn schon die

alte überkommne Form des Staates dazu führen könnte, will nicht Selbst- und Alleinherrscher sein im russischen oder türkischen Sinne. Seiner innern Natur widerstreitet es ohne ständische Mitwirkung des Volks zu regieren. Finden sich aus alten in neue Bahnen nicht folgerichtig sogleich die Übergänge, so wolle man die Schwierigkeiten erkennen, wolle einsehen wie wenig der vierte Friedrich Wilhelm die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte und gleichwohl deutsche Bevölkerung zum Gefühl einer staatlichen Zusammengehörigkeit vorbereitet fand. Friedrich Wilhelm der Vierte wäre vielleicht unter althergebrachten, durch nationalen Ruhm erhärteten ständischen Formen der verfassungsmäßigste aller deutschen Fürsten. Ein Charakter auf dem Throne, sagt man, irrt sich selten. Das Bild eines solchen mit der ganzen Haltung einer in sich festen und fertigen Römernatur bot uns Friedrich Wilhelm der Dritte. Das Talent auf dem Throne thut mehr. Es sucht nicht blos zusammenzuhalten was es hat, es macht Entwürfe, es speculirt auf die Gemüther, es ruft die Mittheilnahme auf, weckt alle Kräfte, fordert Begeisterung für das reiche, volle, schöne Leben. Wenn etwas, so ist dies deutsch; es steckt sogar deutsche Schwärmerei darin. Wer Preußen in der alten Zeit kannte, wird wissen welch ein obschon gewissenhafter, doch kalter, nur nach Zahlen rechnender Formalismus in allen Zweigen alle Lebensregungen beherrschte. Es war zu einer regelrechten Ordnung gekommen, aber diese Ordnung war soldatisch. Der Staat beförderte die Schulbildung, aber er legte auf die Früchte dieser Bildung für die Ausübung Beschlag. Die Wissenschaften, hieß es, blühten, aber ihre Wirkungen blieben abstract. Für die Künste wurden jährlich mit großer Freigebigkeit Summen ausgesetzt, aber niemand dachte daran ihnen im Schooß des Volkes geistige Quellen zu eröffnen. Die Finanzen waren in geregeltem Zustande, d. h. der Bürger zahlte blind und war blind überzeugt von der guten Verwendung. Einblicke in die Verwaltung zu gestatten erschien unerhört. Der Bürger zahlte Steuern als stände alles noch auf dem Kriegsfuße; konnte er dabei bestehen, so bestand er, ging er dabei zu Grunde, so ging er mit Gott, für König und Vaterland zu Grunde. In der Vertheilung der Steuern saß niemand aus dem Volke mit zu Rathe; ein intelligenter, aber abstract gebildeter Beamtenstand verfügte über Handel und Gewerbe. Das starke persönliche Rechtsgefühl des Königs hielt alles in Ordnung, aber auch alles in Bann und Schranken. Er allein war Herr und Gebieter und doch mußte er, weil er Mensch und kein Gott war, es zulassen daß jeder seiner Minister und Diener auf seinem Gebiete ebenfalls in gleichem Sinne Selbstherrscher war. Niemals gab es absolutere Minister als damals; jeder war auf seinen Bereich Alleinherrscher. So ging eine starke, feste Kette des Befehlens und Gehorchens von oben bis unten, aber der Gehorsam war ein starrer, die Ordnung eine bewußtlose. Es glaubte jeder an die ewige Dauer dieser Maschine; man hatte ganz vergessen daß eine Verständigung zwischen Herrn und Diener, ich will sagen zwischen Regierung und Volk, in den Zeiten der Noth, in den Zeiten der Kriegsjahre sehr nöthig und die einzige Rettung des Staates gewesen war. Das Volk war nur Mittel, der Staat der Zweck.

Das alles in seiner Haltung, seinen Formen, seinem Geiste war altpreußisch. Wir haben seit 1840 angefangen deutsch zu werden. Friedrich Wilhelm der Vierte traute seinem künstlerischen Schöpfungsdrang, er ließ dem Verstande gegenüber Gemüth und Phantasie Sprache gewinnen und entfesselte die bisher in öffentlichen Dingen schlummernden Kräfte. Er tadelte die Engherzigkeit in der Auslegung der Gesetze, er störte den Mechanismus der Verwaltungsmaschine, er selbst zuerst rüttelte an der Unfehlbarkeit der Beamtenhierarchie. Die Büreaukratie horchte zum ersten Mal auf; sie mußte denken lernen. Das starre Gesetz ist flüssig geworden; nach dem Willen des Königs gilt im Gesetz nicht mehr der Buchstabe, sondern das Wort, seine Deutung und sein Sinn. Selbst die Censoren, früher subalterne Beamte, haben jetzt eine Behörde über sich die nicht über den Buchstaben, sondern über den Geist richtet. Statt daß sonst ein Herr von oben befahl und Bediente ihm gehorchten, beruft jetzt der königliche Wille Versammlungen und gibt ihnen die Entscheidung anheim. Dabei wird freilich der Wunsch geäußert oder die Hoffnung im Stillen gehegt, eine Gesammtheit werde beschließen was bisher der königliche absolute Wille in Preußen kraft seiner eignen Vollmacht commandirte und so lange ein königlicher Wunsch schon als Befehl gilt, so lange stehen wir auch bei Verfassung und Ständen mitten im absoluten Staat. Aber in der Form ist mit dem neuen Regiment viel gewonnen; man regiert nicht mehr dictatorisch, nicht der König für sich, jeder Minister und jeder Diener unter ihm abwärts für sich; man hat angefangen collegialisch zu regieren und zu verwalten und die collegialische Form ist ein Übergang zur constitutionellen. Was jene noch Schwankendes an sich

hat, wird schwinden wenn die Nation zum Bewußtsein und zu einer Freiheit die sich selbst zügelt, heranreift. Das Princip des Selfgovernment hat in Preußen angefangen sich zu entwickeln, und mich dünkt, die Nation sei darin der Regierung keineswegs in allen Stücken voraus. Unter dem vorigen Regiment wurde dictatorisch beseitigt wer in den Organismus nicht paßte. Unter Eichhorn's Ministerium wurde Bruno Bauer's Entfernung vom Lehrstuhl erst nach dem Gutachten der Facultäten in's Werk gesetzt. Auf das Gutachten konnte man freilich sicher rechnen; man kann bei deutschen Gelehrten noch auf mehr als das rechnen. — Unter der vorigen Regierung wurde die Union der Lutheraner und Reformirten decretirt. Der königliche Wunsch erhielt wenigstens nach Sitte und Brauch in Preußen das Gewicht eines Decretes und die Mehrzahl gehorchte mehr dem menschlichen als dem göttlichen Willen, mehr der weltlichen Autorität als dem innern Gewissen. Der jetzige König berief eine Generalsynode; er sprach das Wort, die Kirche sich aus sich selbst entwickeln zu lassen, und Eichhorn leitete in diesem freien Sinne die Versammlung. Es ging das Gerücht, man habe sich hohen Ortes in dieser Synode getäuscht, nachdem sich ergeben daß in ihr das liberale Element wie das orthodoxe gleich stark vertreten war; man habe eine Versammlung bezweckt die sich die Vollmacht einer Kirchenversammlung zusprechen, nach Form und Art des bischöflichen Protestantismus in England eine Staatskirche entwerfen würde. Halten wir dann die Thatsachen fest: das thatsächliche Wort der weltlichen Majestät, die Kirche sich frei aus sich selbst entwickeln zu lassen, das thatsächliche Ergebniß daß die Synode jeden Symbolzwang mit der Freiheit des evangelischen Glaubens für unverträglich erklärte, den evangelischen Priester nicht auf eine Formel vereidete, die Auffassungsarten des Christenthums frei gab. Ist das nur ein negativer Gewinn, so ist die Vermeidung des Irrthums schon wichtig genug um daran mit Freude und Zuversicht weitere Entwickelungen im Sinne des Zeitbewußtseins zu knüpfen. Die Überzeugungen des Königs sind in religiösen Dingen streng orthodox und die von ihm zusammenberufene Synode entwickelte sich frei und rücksichtslos nach eigner innerer Überzeugung. Die Berliner Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins war ohne allen königlichen Einfluß aus der Nation heraus in's Leben getreten, und gleichwohl ergab sie sich nicht als freisinnig genug um Rupp als Mitglied anzuerkennen, der das Christenthum anders deutet als die orthodoxe Theologie, aber in keiner Weise aufgehört hat evangelischer Christ zu sein. Dies, dünkt mich, bestätigt von neuem meinen Glauben, es sei nicht recht bestellt mit der Freiheit die man dem Volke bringt, sondern allein die Freiheit sei von Heil zu der das Volk sich selbst kraft seines eignen Entschlusses heranbildet. In dieser Heranbildung zum selbständigen, verfassungsmäßigen Bewußtsein ist die Menge in Preußen keineswegs der Regierung voraus. Hätten wir eine Reichsverfassung von lauter Pommern und Brandenburgern, wir würden das Schauspiel einer Versammlung haben die aller selbständigen Haltung und Würde baar und blank ist. Hätte man unter dem vorigen Regiment der alten Zusage getreu der Nation die Form einer Reichsverfassung gegeben, wir würden ein trostloses Schauspiel erlebt haben. Bei dem Geist einer soldatischen Büreaukratie, bei höfischer Stellenjägerei, bei Knechtschaft nach oben und Despotie nach unten, ist überall die Verfassung eines Landes nur ein systematisches Gewebe von Intriguen, statt eine freie Verständigung zwischen Fürst und Volk. Man poche doch nicht zu stark auf den angeblichen germanischen Biedersinn, auf germanische Ehrlichkeit, Offenheit und Wahrheitsliebe! Der Engländer hat dies, bei aller Schroffheit seines Egoismus. Die Selbstsucht des Deutschen ist weit geheimer, sitzt aber tiefer, sie täuscht sich mit Phrasen und nistet doch im Stillen sehr fest. Zum öffentlichen Leben, zur freien Staatsform gehört weit mehr Hingabe an das Allgemeine als der Deutsche mit seinem egoistischen Familiensinn bis jetzt in sich entwickelt hat. Selbst das Gemeindeleben in den Städten ermangelt bei uns noch der öffentlichen Theilnahme. Sinn für Öffentlichkeit geht bei freien Nationen immer Hand in Hand mit ver-vernünftigem Tact, und im Maßhalten erprobt sich beim Engländer erst recht das Selfgovernment, während der Franzose bei ausschweifenden Phrasen über Freiheit mit der Regierung Hand in Hand sich heimlich von der Freiheit seinen Vortheil sichert.

Lessing sagte, wenn Gott vor ihn hinträte, in der rechten Hand die volle, fertige Wahrheit, in der linken den bloßen Drang nach Wahrheit mit der Lust und der Fähigkeit sie zu erringen und er stellte ihm anheim was er wolle und sagte: wähle! — er würde ihm in die Linke fallen und rufen: Vater, gib! denn hier ist für mich die Möglichkeit mich erst der Wahrheit werth zu machen! — So steht es mit der preußischen Verfassung. Die Befähigung zum freien Staatsleben ist mehr werth als die bloße Form dafür. Der Instinct des Hauses Hohenzollern in der bisherigen

Zögerung, diese Form zu verleihen, ist vielleicht doch bisher der richtige gewesen. Hielte der Monarch in der Rechten ein schön beschriebenes Papier, eine gutgestellte Verfassung, in der Linken aber die Güter die uns befähigen eine Verfassung als freie, selbstbewußte, Maß und Ziel kennende Männer zu verwirklichen: wir müßten ihm in die Linke fallen und sagen: gib uns was uns fähig und mündig macht! — Die Möglichkeit aber, zum Bewußtsein der Selbständigkeit heranzureifen, ist in Preußen seit 1840 gegeben. Nur suchen Kurzsichtige die Freiheit nicht in ihrer eignen Haltung, sondern in äußeren Zugeständnissen. Die Menschen von heute wollen die Freiheit lieber genießen als sie sich verdienen und erwerben; sie verlangen sie als fertiges Schema und suchen sie nicht in der Entwickelung der Selbständigkeit. Viele erwarten sie sogar wie auf dem Präsentirteller ein Geschenk; statt daß die Freiheit eine Arbeit der Geister ist sich selbst zu führen. Ausschweifend in der Freiheit ist nur der losgelassene Sklave; der wirklich Freie hält und regiert sich selbst.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Ungarn.

Der ungarische Roman hat Namen und Talente aufzuweisen. Jósika heißt der ungarische Scott; er theilt wenigstens mit diesem die epische Breite. Kräftiger und fruchtbringender, däucht uns, hat Eötvös in seinem „Dorfnotar" und in seinem „Karthäuser" das volksthümlich lebendige Element herausgebildet und es mit den kosmopolitischen Ideen die dem neuen Zeitalter der Menschheit gemein sind vermittelt. Nagy Ignaz dagegen ist in seinen Ungarischen Geheimnissen ein Sklave Eugen Sue's; in seinem Magyar titkok machte er einen Juden zum Träger aller menschenmöglichen Verbrechen und glaubt auf diese Weise sein Vaterland vom Judenthum zu reinigen. Kuthy Lajos, ein beliebter Novellist der eine vortreffliche Novelle aus dem Studentenleben der reformirten Ungarn lieferte, arbeitet jetzt an „Geheimnissen des Vaterlandes" und verspricht ohne Nachahmung und Coquetterie den Charakter seiner Nation zu treffen. — Eigenthümlich sind wir fast allein in der Lyrik. Und in der Lyrik ist derjenige der König der nationalen Stimmung, der den Ton unsrer Volkslieder trifft. Eine Sammlung Volkslieder die neulich in 5000 Exemplaren gedruckt wurde, ist fast vergriffen. Vörösmarty's Fóti dal, ein Lied das er zu Fót bei Pesth schrieb, wird im ganzen Lande gesungen. Czuczor's Balladen und Romanzen sind eben so sehr im Munde des Volkes. Von der Art der stürmischen Begeisterung mit der der Ungar die Schöpfungen seiner Talente wenn sie die nationale Stimmung treffen, auffaßt, hat der Deutsche bei seiner blassen Ruhe und scrupulösen Philosophie keinen Begriff. — Jene beiden Dichter haben auch Epen in Hexametern geschrieben. Ohne damit populär geworden zu sein haben sie doch der Sprache auch die Befähigung zu classischen Maßen gegeben, während unsere ältere Zrinyade nicht in der Form, aber doch in der sonstigen Haltung das Heldengedicht Tasso's vor Augen hatte. — Keiner der jetztlebenden Dichter Ungarns hat aber wie Petöfi in seinen Liedern den Ton getroffen der volksthümlich ist. Man kann sagen daß mit Petöfi das Volkslied, diese unbewußte Äolsharfe die aus den Elementen der Masse uns entgegen tönt, wieder schöpferisch geworden ist. Seine Lieder singt man in der Schenke, singt man bei der Kirchweih und beim Festgelag, man hört sie an der Wiege, wie an der Bahre, der Winzer in den Bergen, der Roßhirt auf der Haide kennt keine bessern Weisen als Petöfi's. Eine Auswahl seiner Lieder hat jetzt Adolf Dux deutsch gegeben. Freilich will ein Lied nicht übersetzt, es will neu gedichtet sein und selbst in diesem Falle fehlt doch noch immer die Musik dazu in der das Volk es singt. Petöfi hat als Mensch ein vielbewegtes Leben geführt; er war Soldat, er war Schauspieler; er hat vieles versucht und vieles aufgegeben, aber ist ein Sänger aus dem Volke und für das Volk geblieben. In dem Gedicht: „In meinem Zimmer" spricht er von dem ungesalzenen Soldatenbrot das er treu unterthänig verzehrte, von dem „thränengesalzenen Komödiantenbrot" das böse Menschen mit bitterm Ärger ihm noch gepfeffert; „er dichtete bei allen Leiden, im Bühnenhaus' und auf der Wacht." Dabei athmen seine Lieder Bewußtsein genug um der Nation — wie man deutsch zu sagen pflegt — auch die Wahrheit, d. h. auch Grobheiten zu sagen. Wenn deutsche Dichter von der Begeisterung für's Vaterland singen, so schilt Petöfi auf den unklaren Rausch in den sich die Ungarn versetzen. In einem seiner Lieder, „Ungarn" überschrieben, sagt er von seinem Vaterlande, es sei ein schlechter Koch, denn es lasse am Braten die eine Seite roh, während die andere schon angebrannt sei. — Ich möchte Deutschland auf diesen Sänger aufmerksam machen; es findet in ihm den Ausdruck unserer Stimmungen.

Aus Kiel.

Dänemark ist vielleicht das einzige Land dem das Wasser, dies seiner Natur nach verbindende Element, dazu dienen soll sich und andere Völker peinlich abzuschränken und hinderlich einzuengen. Während seine alte Flotte in den Häfen verfault, lauert es piratenhaft am Sund hinter seinen Kanonen um den Zoll beizutreiben. Eben so ist Dänemark das einzige Land in der Welt das sich durch Eisenbahnen abzuschließen gedenkt. Es gibt ihnen eine eigensinnige Richtung die dies verräth und so sehen wir auch hier wie sonst diesen Eigensinn des kleinen Staates der seinen Mangel an Kraft durch

Gewaltsamkeit ersetzen möchte, während seine Eitelkeit nichts von dem alten stolzen Prunk von ehedem aufgeben, noch es sich ehrlich eingestehen will daß das Königreich wesentlich von den Einkünften der reichen, saftigen, blühenden deutschen Provinzen besteht. Das kleine Herzogthum Lauenburg von nicht viel mehr als 20 Quadratmeilen Flächengehalt bringt dem dänischen Schatze allein so viel ein als ehemals das ganze große Königreich Norwegen für das es eingetauscht wurde. Die Holsteiner sehen nicht ohne Grund mit einer Art von Geringschätzung auf das arme Dänemark herab, von dem es ausgebeutet wird ohne Dank dafür zu ernten. Wie Dänemark ohne alle Großmuth Lübeck durch Versagung jedes Eisenbahnanschlusses zu Grunde zu richten sucht, so ist es gleich eigensinnig bestrebt durch die Richtung die es seinen Eisenbahnlinien gibt, sich und die deutschen Provinzen von Deutschland abzulösen. Seit Jahrhunderten ging und geht der Hauptverkehr von Waaren und Personen aus Jütland nach der Elbe, also der Länge nach von Norden nach Süden. Dänemark will und baut aber nur Bahnen quer durch's Land, von Westen nach Osten. Dänemark hofft ganz für sich ein ganz besonderes Eisenbahnnetz zu bauen. Die Kieler Bahn hat bereits nach Rendsburg und nach Glückstadt ihre Seitenzweige; die Fortsetzungen sind im Werke, an die holsteinischen werden sich die schleswigschen Bahnen anschließen und da die dänischen Inseln wenig Schwierigkeiten bieten, so werden sich die Linien leicht über Jütland erstrecken lassen. Ist Kopenhagen mit Hamburg in Verbindung gesetzt, so glaubt Dänemark Deutschland nicht weiter nöthig zu haben und hofft die reichen deutschen Provinzen ihrem natürlichen Mutterlande systematisch zu entfremden. Dies ist die Politik Dänemarks auf die wir aufmerksam machen.

Kaum hatten wir mit Genuß J. G. Kohl's Schilderungen der Marschländer gelesen, als uns auch schon von seinen „Reisen in Dänemark" (Leipzig, bei Brockhaus) ein erster Theil zukommt. Dieser flüchtige moderne Herodot schüttet seine Berichte nur so aus dem Ärmel und bei seiner fließenden Redseligkeit scheint er in der That, wie Cicero von sich sagte, keine Zeit zu haben um sich kurz zu fassen. Zur Kürze gehört allerdings eine Concentration des Geistes und Talentes die ihm fehlt. Es thäte noth, es ginge jemand an das Werk, um aus Kohl's zwanzig bis dreißig dicken Reisebüchern mit Fortlaß aller schwatzreichen ermüdenden Wiederholungen das Wesentliche und Sichere fest und streng zusammenzufassen. Kohl hat den löblichen Zweck amüsiren zu wollen, aber wenn der strenge Forscher leicht trocken ist, so hat man noch nicht nöthig ein gedankenloses Publicum vorauszusetzen, dem man durch Umständlichkeit genügen muß. Bei alledem heißen wir Kohl's Bücher willkommen. Er hört so richtig und so viel weil er einen offenen Sinn und einen uneingenommenen Kopf mitbringt. Er verkehrt mit allerlei Leuten, studirt schwatzend und stellt das Gehörte rasch und leicht zusammen.

Die ganze cimbrische Halbinsel hat er recht gut eine Art von Tricolor genannt nach ihrer Naturbeschaffenheit. Der ganze schmahle, 60 Meilen lange Landstreifen den die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Jütland bilden, zerfällt in der That in drei sehr merklich verschiedene, parallel neben einanderliegende Landstriche. Die Westküste mit ihren sandigen kahlen Dünen ist gelb, die Ostküste mit den hügeligen üppigen Buchenwäldern ist grün; zwischen beiden der flache öde baumlose Haidestreifen vom südlichen Holstein bis in die Nordspitze von Jütland hinauf ist roth. Diese drei Länderstreifen machen die gelbrothgrüne cimbrische Halbinsel. Man muß, um die ganze Pracht unsres Buchengrüns zu sehen, im Frühling Holstein besuchen. Kohl war im Herbst hier. Er vermißt in den Herzogthümern einen provinziellen Mittelpunkt wie ihn Schlesien an Breslau, Ostpreußen an Königsberg, Elsaß an Straßburg, Curland an Mietau hat. In diesen zum Theil vom deutschen Mutterlande politisch abhanden gekommenen Ländern mag sich die Deutschheit mehr oder weniger fest und stark in eine Hauptstadt geflüchtet haben. Bei uns brauchte sie sich nicht zu flüchten bisher, offen und ungehindert, seiner selbst gewiß, ist das deutsche Element durch's ganze Land vertheilt. Kiel ist als Sitz der Hochschule und des Oberappellationsgerichtes bei alle dem der Mittelpunkt unseres geistigen Lebens. In Kiel wohnt ein großer Theil der Bildung beider Herzogthümer, Adel und Bürgerthum halten in Kiel ihren berühmten sogenannten Umschlag auf dem sie ihre Geschäfte ordnen. Der Haupthandelsort der Herzogthümer ist freilich Altona und dies drängt sich mit seinem mercantilen Gewicht schwer genug gegen Kiel in die Wagschaale, während um den Neid zwischen beiden nicht zu steigern die Stadt Schleswig der Sitz des Statthalters und der Regierung der deutschen Herzogthümer ist. Dort versammeln sich auch die Stände Schleswigs, während die holsteinischen in Itzehoe zusammentreten. Um aber noch eine Stadt des Landes durch eine andere Bedeutung hervorzuheben, so ist Rendsburg die Hauptfestung des Landes. Auf diese Weise sind unsere Kräfte allerdings nicht in einem Mittelpunkte beisammen.

Kohl macht der Hochschule Kiel den Vorwurf ihre Aufgabe einer Vermittelung zwischen der scandinavischen und der deutschen Geisteswelt, wozu ihre Lage nothwendig führen mußte, nicht mit Entschiedenheit und Glück gelöst zu haben. Es ist wahr daß das Meiste von dem was für die Kenntniß und Erläuterung der nordischen Edda geschehen ist, nicht von Kiel ausging, nicht Kiel es ist welches dänische, schwedische und isländische Literatur in Übertragungen den Deutschen überliefert. Kohl verlangt wir sollten zwei Gesichter haben, eines dem Norden, das andere dem Süden zugewendet. Es ist aber Thatsache daß wir nur Ein Gesicht und das Auge nach Deutschland zugewendet haben. — Aus Falk's staatsbürgerlichem Magazin für Schleswig-Holstein, in welchem wir die Ein- und Ausfuhr jährlich berechnet finden, ergibt sich uns auch in materieller Hinsicht ein ähnliches Verhalten. Von 1833—38 belief sich die Ausfuhr aus dem Herzogthum Holstein auf 12 Millionen Reichsbankthaler. Von dieser Ausfuhr gingen nur für 2 Millionen nach Dänemark, alles übrige nach der Fremde, meist nach deutschen Städten. Unsre Einfuhr in demselben Zeitraume setzt Falk auf 17½ Millionen, von denen nur anderthalb Millionen aus dem Königreiche, die andern 16 aus Ländern kamen die wir die Fremde nennen, uns aber weniger fremd ist als dies Dänemark. Was also ist uns Dänemark? Was ist mir Hekuba daß ich um sie soll weinen! sagt Prinz Hamlet der Däne, der sich aus Wittenberg seine deutsche Philosophie holte.

Aus Berlin, 15 October.

Authentischen Nachrichten zufolge bekommt die ganze Armee heute Milchreis, Schweinebraten und Compott von gebackenen Pflaumen. Sitzung in der Akademie, Feierlichkeit in den Gymnasien, Turnfest in der Hasenhaide, Prologe von Rellstab im Theater und Abends möglicherweise Illumination, wobei „städtisches Gas" zum ersten Male probirt werden soll, dabei ein lustiger Sonnenschein nach mehrtägigem Regen. Kann man für das heutige Geburtsfest des Königs mehr wünschen oder fordern? Und so will auch ich dem Könige zu Ehren das schöne Wetter benutzen und wenn auch unbefrackt, die Bedeutung der vielen auf Wegen und Stegen umherirrenden schwarzen Fracks mit und ohne rothen Adler gebührend zu würdigen wissen. — Daß ich von den Fracks mit Orden zu Gendarmen übergehe, mag man in der Ordnung finden und daher theile ich Ihnen mit, in welches böse Dilemma diese wohlgezogenen Lieblinge der Gerechtigkeit, Sitte und Bürgerpflicht durch das neue Gerichtsverfahren gekommen sind. Bekanntlich gehören Polizeivergehen jetzt zum Ressort der Justiz und ein solches Vergehen à 2 Thlr. ist dann das Tabakrauchen in freier Berliner Luft. Dasselbe indeß zu constatiren bedarf der Diener der heiligen Hermandad jetzt eines Zeugen, die Scene des Abfassens ist aus einem Duo in ein Trio umgewandelt und nun denken Sie sich den Schmerz, wenn dem Gendarmen beim Anblick des Rauchverbrechens der dritte Mann fehlt oder einer Requisition sich nicht fügen will und Reißaus nimmt. Der Berliner von Race macht jetzt förmliche Jagd auf das Abfassen von Rauchenden, um dergleichen Scenen mitzuerleben, natürlich aus solcher Entfernung daß man das etwaige Vergehen nicht bemerkt zu haben glaublich versichern kann. Dagegen hat ein hochherziges Weib sich entschlossen auf Privatwege für diesen Amtsverdruß wenigstens e i n Individuum liebreich zu entschädigen, indem es in der Vossischen Zeitung unter der Rubrik „Heirathsgesuch" einen Gendarmen zum Gatten sucht. O daß ich Gendarm wäre, um dieses hingebende Herz kennen zu lernen! — Im Kunstleben hat die Viardot-Garcia uns zweimal die Somnambule gebracht und durch die Gluth und Gesundheit, durch Fleisch und Blut ihrer Auffassung, durch Keckheit und Meisterschaft des Gesanges uns entzückt. Die Stimme scheint etwas matter geworden zu sein; hoffen wir daß dies nur temporär sei! Anderen Leistungen dieser genialen Künstlerin sehen wir mit Freude entgegen. Ich meinestheils lasse mich durch ihren Gesang leicht über die Abwesenheit der Lind trösten, die weißes Fischblut hat gegen den perlenden, quellenden Purpur der Garcia. Macht die Erstere daß uns das Herz stockt vor athemlosem Lauschen, so fühlen wir beim Gesange der Letztern es heißer, lebensdrangvoller pochen, es wird uns so hell, so glühend zu Muthe daß wir selbst die Triumphe zu feiern meinen welche die Künstlerin erringt. — Madame Grabowski von Wiesbaden spielte gestern die Donna Diana. Sie ist eine gefällige Erscheinung und hatte manche hübsche Momente in ihrem Spiel. Eh' ich mir indessen ein Urtheil über sie erlaube, will ich noch mehrere ihrer Leistungen abwarten. — Die Wintergenüsse werden von allen Seiten schon verkündet: Steifensandtsche Trio's, Symphonieconcerte, ein Concert von Nagiller ɪc. Die Singakademie macht sich über den Radziwilschen Faust her, „Humboldt's Kosmos" wird von Klöden vorgetragen und erläutert und nur die vornehmen Pfennigsvorlesungen lassen noch nichts von sich hören. Literarisch Neues ist das Erscheinen der ersten Nummer einer „Monatsschrift für Dramatik, Theater und Musik, geleitet und herausgegeben von Anton Gubitz." Von Kuranda's Ausweisung schweige ich Ihnen, will aber erwähnen, daß der bekannte Novellist und Reisebeschreiber Theodor Mügge nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit, welche er dazu benutzte sich eine junge Gattin heimzuführen, wieder in unsern Mauern weilt. Wahrscheinlich werden wir Schweizer- und sonstige Erlebnisse bald von ihm lesen können. †.

[Schiller's Frau.]

Aus ihren Briefen an Fischenich (s. die Schrift von Hennes: Andenken an Bartholomäus Fischenich, Stuttgart 1841) hat man Charlotte Schiller kennen gelernt. Ihre Mittheilungen an Friedrich Freiherrn von Stein ergänzen noch vielfach das Bild das wir uns von ihr entwarfen. Kahlert, der Herausgeber der Papiere dieses Mannes, gab von einer großen Menge dieser ihrer Briefe an den Zögling Goethe's nur wenige Auszüge. Sie theilte dem jungen Freunde alle Vorkommnisse ihres Hauses, ihrer Familie und der Weimarischen Heimath mit; nicht weniger die Ergebnisse ihrer Lectüre. Von großem Gewicht ist was sie uns über die gegenseitige starke und innige, sachliche, ideelle und persönliche Einwirkung der beiden großen Dichter auf einander bestätigt. Es ist erklärlich daß wir Schiller's Frau recht eigentlich für berechtigt halten, über das Verhältniß Beider Zeugniß zu geben. „Es ist erstaunend, schreibt sie aus Jena im J. 1798, welchen Einfluß Goethe's Nähe auf Schiller's Gemüth hat und wie belebend für ihn die häufige Communication seiner Ideen mit Goethe ist, er ist ganz anders wenn er auch nur in Weimar ist. Mir selbst ist Goethe auch sehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schiller's willen. Goethe ist auch hier viel anders; es ist recht eigen welchen Eindruck der Ort auf ihn macht; in Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen. Hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden. Ich glaube doch daß auf diese Stimmung die häuslichen, zu der Welt in Weimar nicht passenden Verhältnisse am meisten Einfluß haben. Hier fällt die strenge Beurtheilung weg und dies macht ihm seine Existenz freier in der Idee." — Merkwürdig ist Charlottens Äußerung über die Geburt ihres zweiten Sohnes. Sie freut sich keine Töchter zu haben, da die Verhältnisse der Welt dem Weibe es schwer machen ganz das zu werden und zu sein wozu die Natur sie berufen. Knaben könnten weit eher ihrer vollen Entfaltung entgegenreifen und ihrem Charakter treu sich entwickeln. Sie will lieber das hohe Bild einer idealen Weiblichkeit in sich herumtragen und selbst danach streben, als die Wesen die ihr so nahe angehören, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen. Mich dünkt, hierin verräth sich recht eigentlich die Frau des idealen Schiller. Über des Dichters Adelsdiplom (1802) macht sie, die selbst von aristokratischer Geburt war, das naive Geständniß, Schiller sei daran unschuldig, es wäre seiner unwürdig gewesen danach zu streben und man habe es nur in der Rücksicht angenommen, den Kindern dadurch förderlich zu werden. Ergreifend ist

ihre Schilderung seines Todes. „Ich weiß nicht wie ich leben kann, wie ich leben werde. Die Blume ist hinweg aus meinem Leben und öd' und farblos seh' ich's vor mir liegen! Dies ist für mich aus seiner Seele geschrieben. Er ahnete nicht die nahe Trennung, wenigstens sagte er mir's nicht. Aber als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht verstellte, da hob ich den gesunkenen Kopf auf, ihn in eine bessere Lage zu bringen, und er lächelte mich freundlich an, und sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Ich sank an seinen Kopf und er küßte mich. Das war das letzte Zeichen seiner Besinnung; ich aber schöpfte Hoffnung daraus. Indem ich mit meiner Schwester im Nebenzimmer sitze und sage daß ich diesmal doch seiner guten Natur traute, so ruft uns der Bediente. Der letzte Augenblick nahte. Ach, vergebens wollt' ich seine kalte Hand erwärmen; es war umsonst. — Den vorletzten Tag, nachdem er viel phantasirt hatte, kam Caroline an sein Bett und fragte, wie es ginge. Da sagte er: „heiterer, immer heiterer!" Diese letzte Stimmung kann uns tröstlich sein." — In Schiller's Leben von der Frau v. Wollzogen findet sich von Charlotte Schiller ein Sonett: „die wechselnden Gefährten", in den Horen von 1799 eine Idylle: „die Kapelle im Walde", und eine Romanze: „die Nonne", welche Hoffmeister in die Supplemente zu Schiller's Werken (Bd. 3) aufnahm. — Die edle Frau starb in Bonn 1826.

[Englischer und deutscher Adel.]

Gräfin Hahn-Hahn macht in ihrem neuesten Roman „Sibylle" eine bezeichnenswerthe Betrachtung über den Adel. „Dadurch, sagt sie, daß die englische Adelsaristokratie nie ihre Reihen schließt und Männer von wahrem Verdienst, gleichviel von welcher Herkunft, bereitwillig zwischen sich aufnimmt, ist sie eine durchaus organische Institution die im Schooß des Volkes, im Grund und Boden des Landes Wurzel geschlagen und dessen edelste Kräfte in würdiger Weise sich einverleibt hat. Sie ist nicht zu einer Kaste mumisicirt, sondern frische Säfte und junges Blut strömen unabläßig ihr zu, und weil sie so kräftig ist, darum ist sie auch populär, denn sie flößt Vertrauen ein." In Deutschland, fährt sie fort, habe der Adel nicht verstanden diese Stellung einzunehmen und sei „durch Käuflichkeit der Adelsbriefe erniedrigt." Das „mache ihn unpopulär", flöße den übrigen Classen Neid ein und weil diese also nicht aufwärts könnten, so strebten sie abwärts. „In starrer Abgeschlossenheit, scheelsüchtig und mißgünstig, ohne Athem zum Wettlauf verharrt der deutsche Adel in einer Stellung die hunderttausend Blößen bietet." — Wir würden das nicht aus dem Munde eines Plebejer's citiren; als ein Bekenntniß der Gräfin Hahn, die uns sonst nicht Autorität ist, gewinnt der Ausspruch fast Gewicht.

[Mendelssohn's Elias.]

Man schreibt uns nachträglich aus England von Mendelssohn's im August zu Birmingham aufgeführtem Oratorium. Der vom Componisten aus dem 17. bis 19. Capitel des ersten Buches der Könige zusammengestellte Text gibt uns als Thema die unter König Ahab über Israel verhängten Leiden. Der König treibt heidnischen Baaldienst und Elias, der Thisbiter, spricht den Fluch über das Land das alsbald von Dürre und Hungersnoth heimgesucht wird. „So wahr der Herr, der Gott Israels, lebt, vor dem ich stehe, es soll diese Jahre weder Thau noch Regen kommen, ich sage es denn!" Mit diesen Worten des Propheten, als Recitativ für Baßstimmen ohne Begleitung, wird das Oratorium eröffnet. Ein Instrumentalsatz, eine Fuge in D-moll, von Bässen angegeben, folgt um die Wirkungen des Fluchs zu schildern, die alsbald ein Chor lebhaft weiter ausmahlt. Dieser Chor im großen Styl gipfelt sich in dem Ausruf: „Hilf Gott!" den das volle Orchester mit Orgel und Posaunen begleitet bis er in den Ausdruck demüthiger Bitte ausläuft. Diese Klage und Bitte führt zu einem Duett in A-moll für Sopran, das ein Chor von Baß-, Sopran- und Tenorstimmen refrainartig unterbricht. Eine Tenorarie: „Wenn ihr von Herzen mich suchet", mit Quartettbegleitung von Flöte, Klarinett und Fagott, entwickelt die ganze Gewalt der Mendelssohnschen Musik die stark im Zarten und discret in der Kraft der feierlichen Erhebung ist. Ein großer Volkschor, in zwei Theilen, in C-moll beginnend und in Dur übergehend, schließt majestätisch und erhaben, indem die Verzweiflung des Volks sich zur Hoffnung auf Gott erhebt. Der Prophet fordert die Baalpriester zum Kampfe heraus: Wer ist der stärkere Gott! Er steht triumphirend da und nimmt den Fluch zurück. Der zweite Theil des Oratoriums wird in den Situationen als schwächer, aber doch reich an einzelnen musikalischen Schönheiten bezeichnet. Die Königin Isabel reizt den König zur Verfolgung des Elias heraus. Er flieht und der Plagen müde, bittet der Prophet Gott um den Tod. Sein Gebet wird erhört und ein Chor schildert seine Himmelfahrt. — Für England, das viel religiöse Stimmung aber wenig musikalischen Ausdruck dafür hat, war Mendelssohn's Musik ein Ereigniß das mit der liebevollsten Begeisterung aufgenommen wurde.

[Vaticinium Lehninense.]

Ueber die angeblichen Prophezeiungen eines Mönchs aus dem Kloster Lehnin über das Schicksal des Hauses Hohenzollern stellte Friedrich Wilken in Berlin 1821 auf Veranlassung des Staatskanzlers Hardenberg Untersuchungen an deren Ergebnisse derselbe in einer Abhandlung zusammenfaßte. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des berühmten Geschichtschreibers der Kreuzzüge ist dieser Aufsatz jetzt in der Schmidt'schen Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte veröffentlicht. Wilken bezweifelt daß ein Klostermönch die wirklich ungewöhnliche geschichtliche Gelehrsamkeit und die boshaft satyrische Laune und Geschicklichkeit gehabt habe, um aus der Regierung jedes Kurfürsten des Hauses Hohenzollern gerade solche Züge hervorzuheben welche die passendsten waren den Ruhm des Hauses zu verdunkeln. Wilken erklärt die Pseudoprophezeiung für einen ludus ingenii, ein satyrisches Spiel das übrigens keineswegs in boshafter Absicht und ohne alle Ahnung von dem damit getriebenen Mißbrauch verfaßt sei. Der 1693 in Berlin verstorbene gelehrte und

wißige Kammergerichtsrath und Consistorialassessor Martin Friedrich Seidel ist nach dieser Ansicht der Verfasser. Es wäre also ein Berliner Witz. Nur mit dem Unterschiede daß die Berliner in alter Zeit gelehrtere Witze rissen. Das Vaticinium besteht aus einhundert fein und scharf gesetzten lateinischen Herametern.

[Friedrich Witthauer.]

Wir lesen die Kunde vom Tode Witthauers der in Südtyrol Genesung von einem Brustleiden gesucht. Vor zwei Jahren sahen wir ihn zuletzt in Leipzig wo er dann und wann zum Besuch war. Die Gattin des als Mitglied der ersten sächsischen Kammer namhaft gewordenen Rittergutsbesitzers Dr. Crusius ist seine Schwester. Witthauer war Preuße von Geburt. Er war als solcher im Freiheitskriege Soldat, trat dann bei der Gesandtschaft ein und lebte eine Zeit lang in Stockholm, wo ihn König Karl Johann Bernadotte schätzte. Privatverhältnisse mochten es gewesen sein die ihn dann nach London und später nach Wien führten. Dort wurde er heimisch und leitete dreizehn Jahre lang die Wiener Zeitschrift. Ohne eigentlich etwas Zusammenhängendes geschrieben zu haben— wir kennen nur Kritiken und kleine Skizzen von ihm, — genoß er in der Kaiserstadt den Ruhm eines literarischen Ehrenmannes. Sein edler Charakter, seine reichen Kenntnisse, seine anspruchlose Bescheidenheit und Selbstkenntniß gewannen ihm Achtung und Liebe; die Freundschaft der edelsten Geister in Literatur und Wissenschaft hielt und trug ihn. Er starb dreiundfunfzig Jahre alt in Meran. Da es so viele unter uns gibt die mehr schreiben als sie sollten, so darf man es ihm vielleicht als Ruhm anrechnen daß er weniger geschrieben als er konnte.

[Dahlmann's Erklärung über Opposition.]

Dahlmann's Erklärung gegen die Unternehmer der in Berlin beabsichtigten „Deutschen Zeitung" gehört zu den wichtigsten Documenten unserer Tage. Wir bewundern diese großartige Ruhe, Kraft und Festigkeit eines vielgeprüften patriotischen Charakters der sich mit diesem kurzen Bekenntniß im großen Style vor uns entwickelt. — Jene Zeitung erklärte in ihrem Programm Freundin der Regierung und daher zunächst Gegnerin der Opposition sein zu wollen. Hiermit war indirect jede Art der Opposition im Staate als verwerflich bezeichnet. Eine Opposition aber, ein Widerspruch gegen Gewaltsamkeit und Leidenschaft von oben und unten, wie er sich in Dahlmann's Verhalten bekundet, verdient vielmehr als ein Inbegriff ächter staatsmännischer Größe, als ein Inbegriff germanischer Tiefe, Kraft und Ehrlichkeit bezeichnet zu werden. Dahlmann vermißt mit Recht im Programm der „Deutschen Zeitung" eine offene Erklärung über ehrliche und unehrliche Opposition. Es dürfe auch darüber keine Ungewißheit herrschen ob sie das verfassungsmäßige Staatsprincip verwerfe oder ob nicht. „Erklärt sie sich gegen das constitutionelle Princip", sagt Dahlmann, „so wird sie nun und nimmermehr eine „Deutsche" Zeitung werden; ihr Titel würde ihre Vernichtung sein." In religiöser Beziehung warnt er die neue Zeitung den Weg des Verketzerns zu betreten. Sie will nämlich die letzten und höchsten Dinge des menschlichen Gemüthes nicht durch die Philosophie, die Vernunft, sondern durch „die lebendige Theologie" entschieden sehen und versteht unter dieser, wie es fast scheint, jenen geistreichen Pietismus unserer Tage der sich mit dem Staat als zu weltlich nicht befassen möchte und in religiöser Empfindsamkeit einer gefahrdrohenden Schwelgerei des Gemüthes nachhängt. „Wo ich", sagt Dahlmann, „auf meinem Lebenswege ächte Religiosität angetroffen habe, da bin ich mit Bewunderung und Erbauung stehen geblieben. Es ist mir das, muß ich hinzufugen, nicht gar häufig geschehen. Ich fürchte daß das letzte Menschenalter die lange Liste der Gebrechen der menschlichen Gesellschaft mit zwei Lastern der schlimmsten Art vermehrt hat, mit Heuchelei und Leichtfertigkeit in Glaubenssachen; gestehe daß mich manchmal ein Grauen ergreift, seh' ich solch' ein Gefallen an allem bunten äußerlichen Gelingen mit dem Gewande strengster Kirchlichkeit geschmückt und wie dann von der andern Seite eine leichtfertige Junge mit den Worten: „das ist einer von den Frommen!" alles abzuthun glaubt. — Es darf im Jahre 1846 keine deutsche Zeitung geben bei welcher ein Justus Möser, ein Lessing nicht getrost eintreten dürfte, ohne am Thore um sein theologisches Glaubensbekenntniß befragt zu werden. — Johann Jakob Moser trug mehr lebendiges Christenthum und, wenn es einmal so heißen soll, mehr lebendige Theologie in sich als irgend ein nur bekannter Staatsmann der Gegenwart, und hat sie bewährt in grausamen Bedrängnissen, allein wenn es auf die Rechte der Unterthanen ankam, so fragte er bei dem lebendigen Staatsrecht nach und nahm sich wohl in Acht durch gleisnerische Fictionen die hohe Stellung des Herrschers bis zur Göttlichkeit hinaufzuschrauben."

[Gräflich Hahn'sche Sprache.]

Fast hätt' ich Gräflich Hahn'sche Livree, statt Gräflich Hahn'sche Sprache geschrieben; es lief mir so in die Feder und in der That, die Dichterin Ida Hahn kleidet ihre Gedanken in die Sprache wie man seinem Bedienten Livree gibt. Paßt der Rock dem neuen „Valet" nicht ganz: gleichviel, es genügt, wenn er nur Tressen hat, die blanken Knöpfe das Wappen tragen. — Diese Dichterin ist in ihrem neuesten Buche wieder ziemlich reich an blinkendem, aber geschmacklosem Sprachtrödel und Gemengsel. Von einem vornehmen Schlingel heißt es: er spiele enorm und suche damit seine Nabobs-Allüren zu decken. — Die Gräfin Hahn ist auch in unserer Sprache mitunter erfinderisch. Als neu stieß mir auf: bewildert; —ganz bewildert stand er da, soviel als bestürzt und verwirrt. Sie will den Zauber in dem Wesen ihres Helden ausdrücken und sagt: er war ein fascinirender Mensch.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 31. Octbr. | Inhalt: Gräfin Ida Hahn-Hahn und ihr exclusiver Roman — Physiognomien des Wiener Lebens. — Theaterfreuden bei den Jesuiten. — Aus Wien, London, Berlin, Hamburg. — Hebbel's Maria Magdalene. — Wallenstein. — Kriegsminister Boyen. — Angebliche Reformen der „Europa". | 2ter Band. 18. Lieferung.

Gräfin Ida Hahn-Hahn und ihr exclusiver Roman.

»Es ist verwegen«, sagt die Gräfin Hahn im Vorwort zu Clelia Monti, »heutzutage ein Buch zu schreiben worin kein Wort steht von Fortschritt und Freiheit, von Jesuiten und Lichtfreunden, von Industrie und Armenwesen, von Conservativen und Liberalen.« — Verwegen? — Sich gegen die Bewegungen der Welt verschließen, in den hergebrachten Geleisen des sogenannten bevorzugten Gesellschaftslebens sich fern halten von allem was den eingebildeten Ideenkreis stört: kann das verwegen heißen? Mich dünkt das sei eher das Gegentheil. Wer sich den Wogen des Lebens mit offner Brust hingibt, ist kühn; nicht wer sich vor dem Strom auf ein stilles Plätzchen rettet. Und dies stille Plätzchen? Welchen sicheren Ort hat diese Dichterin uns ausgefunden, wo der Geist sich frei mit sich selbst beschäftigen könnte, frei von der Berührung mit »gemeiner Wirklichkeit«? Ist es eine Glückseligkeitsinsel voller Schäferfreuden, die sie uns schildert? — Die Gräfin Ida ist weder sentimental, noch naiv genug um ein Arkadien auszumalen. Sie weiß von keinem windstillen Hafen, weiß kaum von einem tief genug greifenden Anker für eine einzelne Seele, geschweige um ein gemeinsames Dasein sicherzustellen, dies gemeinsame Dasein heiße Familie oder Gemeinde, Kirche oder Staat. Sie kennt nur die Leiden und Freuden der einzelnen, irre und bandenlos herumflatternden Seele. Die schwellende Sophaecke im durchdufteten Salon bietet ihr nur auf Augenblicke der Erschöpfung einen Ruhepunkt zum Aufathmen. Und in dieser Sophaecke des schönen üppigen bevorzugten Lebens nisten zugleich alle geheimen Ungethüme der menschlichen Brust. Hinter der gleißenden Maske dieser Gesellschaftswelt lauern die Geister der Tücke und Heuchelei. Der kerzenhelle Saal beleuchtet mit den Farben der Freude und Anmuth übertünchte Gespenster, alte Vorurtheile im Bunde mit Grausamkeit, Lieblosigkeit, geistiger Beschränkung und moralischer Erschlaffung. Diesen schimmernden Glanz der Gesellschaftswelt hält nur die Tyrannei einer alten Erbsünde zusammen. Was draußen im Gewühl der bürgerlichen Welt ein natürlicher Trieb zum Erwerben ist, erscheint hier als starrer Eigensinn der keine Zukunft kennt und die Vergangenheit in eisernen Banden festhalten will. Was sonst in der Entwicklung der Nationalkräfte Geist ist, tritt auf dem Parquet nur als Esprit auf, als geschniegelter und gebügelter, als abgefeimter und coquetter Geist. Was sonst Hochachtung heißt, eine freie Huldigung des Verstandes oder des Gemüthes, ist hier nur ein Tribut nach üblichem Herkommen, ein geschulter Brauch. Die Erziehung macht sonst freie Menschen, die selbstbewußt ihr Schicksal selber machen. Hier, in der Sphäre der hohen Gesellschaft, liefert die Erziehung nur taugliche Räder für die große Maschine einer durch den Zufall der Geburt bevorrechteten Kaste. Nicht Charaktere treten hier auf, sondern nur geregelte fertige Figuren. Nicht unter frischem Waldwuchs bewegen wir uns hier, sondern zwischen zugestutzten Taruswänden. Hier athmet kein freier Wille auf, alle Kräfte sind dem Gesetz des Herkommens verfallen. Einem Moloch wird hier alles geopfert, auch die Tugenden des Geistes und des Herzens, denn jene dürfen nicht frei sein von der gequälten Haltung, und diese sind

»ridikül«, wie es heißt, sobald sie die Scheidewände der Standesunterschiede überspringen. Der Bürger, der Bauer arbeitet für eine Gegenwart, hofft auf eine Zukunft. Die höhere Gesellschaft sucht blos ihre Vergangenheit festzuhalten, kennt nur Befürchtungen für die Zukunft. Was in andern Ständen Erwerbslust ist, ein frisches Regen aller Kräfte des Geistes und Leibes und wär' es auch nur für materielle Zwecke, das wird hier zu einer Angst und Gier, das Vorhandene zu »conserviren.« Die furchtbar lähmende Macht des Vorurtheils herrscht in diesen Kreisen, während anderwärts im Schooß des Volkes der Glaube regiert, ein Glaube den sich die Denkenden in ein Bewußtsein verwandeln, während er das Volk als Instinkt beseelt. Wer in der Sphäre des Salons selbständig denkt, erscheint von einer fixen Idee befallen. Und in der That an Originalen ist die Welt dort reich; aber diese Originale verkrüppeln dort; ihre Kraft und Eigenthümlichkeit greift nicht hinein in das große Ganze. Zur Grille wird dort was anderwärts sich als freies Gelüst, als eigenthümliches Behagen entfaltet. Den Schlag des Herzens ersetzt im Salon das Uhrwerk der Etiquette, der gleichmäßige Pendelgang des Herkommens, das keine Ueberzeugung stützt, gegen das der Witz erlahmt, die Begeisterung als Wahnsinn verschrieen wird. Fester in der That als politische Tyrannei, härter als religiöser Aberglaube ist das System des Herkommens einer sogenannten bevorzugten Gesellschaftswelt.

Diese Schilderung geb' ich nicht ganz genau als meine Anschauung, ich gebe sie in etwas mit den Farben der Gräfin Hahn. Meine Überzeugung vom Zustand der exclusiven höheren Welt ist eine andere. Ich finde diese Welt mannigfach erfüllt von den Stoffen des wirklichen Lebens, vielseitig erfaßt von den Strömungen der politisch und religiös bewegten Gegenwart. Aber so wie ich sie gab wird sie uns von der Gräfin Hahn überliefert. Mag sein daß ihre Anschauungen wesentlich mecklenburgisch sind. Dort füttert sich die Aristokratie der Geburt bei physischem Wohlbehagen noch für ein System seltsamer Mittelalterlichkeiten in Haltung, Gesinnung und Gesittung. Soviel die Gräfin Ida die Welt gesehen, soviel sie in Nord und Süd, Ost und West Reisen gemacht, d. h. die Welt durchflogen, das Leben der Menschen im Fluge aufgefaßt hat: ihre Schilderungen vom Schooß der höheren Gesellschaftswelt tragen vorherrschend mecklenburger Farben.

Und diese Welt die uns ihre Dichtung liefert, ist sie die Oase die uns Ersatz bietet für so viel Anstrengung, um dem Leben und Treiben des Zeitalters, dem Fortschritt und der Freiheit, den Jesuiten und den Lichtfreunden, der Industrie und der politischen Debatte zu entfliehen? — Sie muthet uns nicht zu, die Decorationen ihrer Gemälde für so bedeutend zu halten. Es kommt ihr eben so wenig ein, sich mit diesen Zuständen, auf deren Grund und Boden sie ihre Romane entwirft, im Einverständniß zu fühlen. Jede ihrer Dichtungen ist vielmehr eine stürmische Philippica gegen das was sie die Welt nennt und worunter sie eben ihre höhere Gesellschaftswelt nach mecklenburgischem Zuschnitt versteht. Mecklenburg ist ein abgeschlossenes China im deutschen Leben. Das physische Wohlbehagen dieses materiell beglückten Landes scheint recht eigentlich nur dazu da zu sein um eine exclusive geistige Haltung zu verknöchern. Zwischen Fürsten und Bürgern mitten inne hat sich dort eine wohlgenährte Landaristokratie festgesetzt. Unter den Fürsten hat es dort an Selbstherrschern gefehlt, um diesen Eigensinn alter Vorurtheile, diesen Trotz vererbter Bevorrechtung, diese Mauern des alten Feudalismus zu brechen. Den Bürgerstand in Mecklenburg hat noch nichts aus seinem Phlegma aufgerüttelt; der Adel ist dort fast wie in Ungarn die regierende Nation. Er regiert aber nur um seine Privilegien zu schirmen, die alten Schanzen und Wälle seiner bevorzugten Kaste zu erhalten. Der Stolz auf ererbte Vorrechte steigert sich dort bis zum Übermuth; jedes neue Geschlecht wird mit den alten Vorurtheilen groß gefüttert. Für Mecklenburg hat es keine Revolution gegeben, für Mecklenburg gibt es keine Weltgeschichte, Mecklenburg ist noch das üppige, vollsaftige Eldorado eines dickköpfigen Junkerthums. Und in diesem exclusiven Paradiese nisten vielleicht alle die Gräuel einer moralischen Verstocktheit, alle die unerhörten Seltsamkeiten einer durch die Geburt bevorzugten Menschenclasse wie sie uns die Gräfin Ida Hahn in ihren Romanen schildert.

»Aber sie zieht ja eben gegen die Gräuel dieser Welt zu Felde! hör' ich hier als Entgegnung. Ihre Feder ist ein flammendes Schwert, womit sie die Ungerechtigkeiten eines barbarischen Herkommens straft! Sie arbeitet ja im Dienst des Fortschritts! Wie kann man ihren edlen Eifer verkennen!« — Wenn die edle Frau ihre Dichtungen als mecklenburgische Aristokratengeschichten bezeichnete, dann würde ich sie glänzende Sittengemälde nennen, würde die Farbenpracht dieser Bilder bewundern, würde den Pinsel feiern der so scharf und wahr, zugleich wider Willen ein Stachel epigram-

matischer Satyre ist. Aber ich soll sie als deutsche Geschichten hinnehmen und nicht blos mein deutsches Herz, auch meine Erfahrung, mein Einblick in die Zustände der bevorzugten Klassen sträubt sich gegen diese Annahme. — »Die höhere Gesellschaftswelt — fährt meine Entgegnung fort — ist sich überall gleich, der Salon in Paris, in London, in Petersburg, in Wien und Berlin ist derselbe. Überall derselbe haut-goût, überall Ekel gegen die Regungen des Volkes, überall abgeschlossene Haltung gegen die Bewegungen der bürgerlichen Welt, überall blasirter Esprit, überall Patschuli und Moschus. Bulwer, George Sand, Eugen Sue haben für das quälerische Leben der abgefeimten Exclusiven dieselben Farben auf ihrer Palette!« — Das freilich spräche dann gegen die ganze europäische Gesellschaftswelt im höheren Style. Davon will ich jetzt absehen. Und es früge sich dann immer noch, wo man diese höhere Welt recht en masse fände, um den Stoff zur Caricatur daraus zu entnehmen. Mit komischer Färbung, satyrischer Beleuchtung wären Darstellungen mecklenburger Zustände gewiß sehr ergötzlich. Aber man gibt sie uns ganz ernst, mit Sentimentalität, mit Emphase, mit der vollen Gluth eines gegen Gott und seine Weltregierung empörten Herzens. Eine deutsche Novellistin, ebenfalls von mecklenburger Abkunft, schilderte uns in einer ihrer Erzählungen einen Landedelmann, der sich auf seinem einsamen Sitze damit vergnügt seine Frau zu martern. Aus purem plaisir zieht er ihr von Zeit zu Zeit einen, gleichviel ob kranken oder gesunden Zahn aus. Dergleichen Unerhörtes war in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen. Ich weiß nicht, wollte diese Dichterin damit die Grausamkeit der Männer, oder die tyrannische Erfindung des Instituts der Ehe nachweisen. Die Geschichte war richtig, sie war vorgefallen, sie »stand sogar in den Zeitungen.« Die Verfasserin pochte auf die Wahrheit ihrer Schilderung; aber das Richtige ist noch nicht das Wahre, die ernste Muse hat es mit allgemeinen Wahrheiten zu thun und nur die komische kann Localmiseren darstellen wollen. — Von einem mecklenburgischen Grafen — die Gräfin Hahn kennt ihn sehr gut — erzählt man sich, er habe pour célébrer ses noces auf seinen gesammten Gütern rings herum alle Ratten lebendig einfangen lassen und in einer eigens erbauten Arena seinen Gästen ein großes Circus-Rattenrennen und Rattengefecht zum Besten gegeben. Ich bezweifle ob dies dort ländlich sittlich ist, bezweifle aber noch mehr daß eine Dichterin sich einbilden dürfte mit der Ausmalung und feurigen Schilderung dieses grausamen haut-goût eines mecklenburger Edelmanns uns die Überzeugung vom gräßlichen Zustande der deutschen Aristokratie aufzunöthigen. Jene ganz auserlesene Lustbarkeit eines ganz auserlesenen Geschmackes kann nicht einmal für allgemein mecklenburgisch gelten; die Ratte ist dem Mecklenburger noch nicht was dem Spanier der Stier, ein Rattenrennen kann nicht für Mecklenburg sein was für Venedig die Regatta.

»Ihr Spott, mein Herr, geht fehl! — so ergeht sich weiter meine Gegnerschaft. Es handelt sich in den Romanen der Gräfin Hahn nie um solche Futilitäten!« — Mais, Madame, das bedaure ich eben; dergleichen würde très-amusant sein. Derlei Züge lassen sich unter deutschen Menschen, auf deutschem Grund und Boden schildern; es fehlt uns nur die Feder eines Boz-Dickens dazu. — »Es handelt sich in den Dichtungen der Gräfin Hahn um den schmerzlichen Kampf edler Seelen gegen die Tücke des Herkommens, gegen die Tyrannei der alten Satzungen!« — Also um einzelne ernste Fälle in der moralischen Welt. Auch die Tragödie ist nur ein einzelner Fall der die Nothwendigkeiten in der Weltordnung noch nicht widerlegt. — »Was aber soll denn die Poesie heutzutage anders thun? welche höhere Aufgabe kann sie haben als die Schmerzen der Welt, den Druck edler Seelen unter hergebrachten Formen zu schildern?« — Ich bezweifle gar nicht die dichterische Mission der Gräfin Hahn; ich halte nur ihre Voraussetzungen für falsch. Sie nimmt eine Welt an wie sie nicht ist; ihre Anschauungen vom Zustande der menschlichen Gesellschaft sind entweder zu stark mecklenburgisch gefärbt oder beschränken sich auf die Salons vornehmer Müßiggänger, die sie die große Welt nennt. Meine edle Gegnerin findet die Bücher der Gräfin Hahn, um in deren Sprache zu reden, sehr agaçant; ich finde sie, um eben so hochgeboren zu sprechen, sehr depravant. Es ist ein Unglück, nicht aus dem Volke geboren zu sein und doch Sittengemälde von seinem Zeitalter entwerfen zu wollen. Ich kann nicht zugeben daß die höhere Gesellschaftswelt so ganz unvolksthümlich, so ganz national entartet ist; wollte ich es einräumen, so müßt' ich wieholen, diese höhere Welt voll Vorurtheil und Bevorzugung sei lediglich reif, der Geißel der Satyre zu verfallen. Auf die Voraussetzungen der Dichterin Ida Tragödien bauen, heißt gegen Windmühlenflügel kämpfen die man für Riesen hält. Mit etwas Aufklärung, Umsicht und Selbstbewußtsein überwindet man heutzutage jene Bollwerke des Standes die sie für so uner-

schütterlich hält. George Sand hat in dieser Hinsicht viel richtiger ihr Zeitalter verstanden; sie schilderte unter anderm in ihrem Compagnon du tour de France einen schlichten Handwerksgesellen der die Hand einer Gräfin ausschlägt und von sich weist. Und eben so falsch wie ihre Voraussetzungen vom Stande der Welt sind die Schlußfolgerungen der Dichterin Hahn. Sie schildert Ausnahmsfälle und will allgemeine Gesetze aufstellen, liefert einzelne Beispiele von schlechten Ehen und will damit die Schlechtigkeit des Instituts der Ehe beweisen. Und in solcher Logik ist freilich die Dame Düdevant noch weit kecker und origineller. In der Comtesse de Rudolstadt sagt die alte Wanda: L'absence d'amour fut le plus grand mal de ma vie, et c'est de lui que dérivèrent tous les autres. J'aimais Christian d'une forte amitié, mais rien en lui ne pouvait en inspirer d'enthousiasme. Und weil er ihr keinen Enthusiasmus eingeflößt, glaubt sie ihre Untreue gerechtfertigt. Sie hat ihn ehren und achten müssen, denn er war brav und edel, sie hat eine lange Reihe von Jahren mit ihm gelebt, sie hat ihm sechs Kinder geboren: und schließlich entdeckt sie, daß sie ihn nie geliebt, daß es ihr Arzt ist der sie enthusiasmirt. Eben so plötzlich macht sie den Schluß, ihre Ehe sei nichts gewesen als eine prostitution jurée. Hierin liegt bei ihr weniger eine Verwilderung der Sinne als vielmehr eine Verirrung des sentimentalen Räsonnements. Man könnte in der That in Zweifel ziehen, ob ein Casanova, ein offener Vertreter der bandenlosen Genußsucht die moralische Weltordnung eben so eigensinnig und empfindlich umstoßen könne als diese Sophistik des Frauenherzens. Jene Ausschweifung ist sinnlich, diese eine geistige. Und wie naturwidrig ist das Geständniß der alten Dame Wanda! Diese Schlußfolge die das eheliche Leben verdammt, macht eine Mutter von sechs Kindern. Eine zehnjährige Ehe die aller Segen des Himmels beglückte, gilt plötzlich für nichts gegen den Schwindel des Augenblicks. Ist das nun die große Logik unserer genialen Weiber? Dies die Emancipation edler duldender Frauenwürde? Ich will nicht von Pflicht, Anstand, Sitte und Moral sprechen. Ich frage nur: hat so eine alte, sonst geist- und gemüthvolle Wanda gar kein Gefühl der Angehörigkeit? Gibt es im weiblichen Herzen keine Dankbarkeit mehr für so lange genossene Gunst der Liebe, die Gott und Natur geheiligt? — Selbst von der Medusa sagten die Alten, nach dem Moment des Genusses und der Hingebung sei ihr Antlitz sanft, beglückt und befriedigt gewesen.

Meine Gegnerin ist noch lange nicht zufrieden gestellt. Meine Gegnerin ist eine hohe, schlanke Dame von gutem Adel und noch besserem Herzen. Ihr Scharfsinn macht sie bei Hofe gefürchtet und ihr Wissensdrang läßt sie immer wieder mit Männern und Talenten aus dem Volk anbinden. So hat sie oft von beiden Seiten zu leiden. Bei alle dem hat sie guten Humor genug sich heiler Haut durchzuwinden. Sie liebt es, auch ernste Themata leicht zu behandeln, denn sie ist eine Blondine. Sie scherzt so lange bis ihr plötzlich in eine völlig geordnete neue Welt die sie Demokratie nennt, ein Blick eröffnet wird. Da verschüchtert sich denn ihr schönes blaues Auge und der heitere, zu Scherz und Spott geneigte Mundflügel hängt etwas traurig nieder. »Sie kommen auf die Sand und es ist die Rede von der Hahn! ruft sie jetzt ärgerlich. Sie reden immer von der Ehe, und die Poesie hat es nur mit der Liebe zu thun! Daß wir jene schließen, ehe wir reif zu dieser, reif zum selbständigen Wollen sind, das ist der Fluch des weiblichen Lebens, das ist namentlich der Fluch der höheren, von Rücksichten geleiteten Gesellschaft, und eine Dichterin die uns dies Schicksal der modernen Weiblichkeit in großartigen, glühend geschriebenen Tragödien schildert, ist ein von Gott und Natur begeisterter Genius der gegen die Ordnung der Welt, aber nicht gegen die heiligen Gesetze des Herzens verstößt. Clelia Conti hat von neuem dies Thema, Clelia Conti von der Gräfin Hahn ist das bedeutendste Erzeugniß unseres ganzen laufenden literarischen Jahres.«

Clelia Conti — das räum' ich ein — ist nach der Faustine das bedeutendste Buch der Dichterin Ida Hahn. Es gibt uns die Geschichte eines gequälten weiblichen Herzens. Clelia, in einem italienischen Kloster nach engen Begriffen erzogen, wird plötzlich nach Tyrol in das Haus einer tyrannischen Tante verschlagen. Heirathen, sagt man dem unmündigen Mädchen, ist Zweck und Ziel des Daseins für junge Wesen. Sie nimmt diesen Grundsatz an wie sie im Kloster eben so unverstanden den täglichen Dienst versah, ohne Wahl, ohne Bewußtsein, ohne freien Willen. Ein blasirter Junker, ehemals geheimer Liebhaber der Tante, überrascht das blöde Kind und sie gibt ihm ihr Jawort, weil der Oheim sagt, Mädchen seien zum Heirathen da. Plötzlich liebt sie und eben so plötzlich erschrickt sie, sich gebunden zu sehen. Gleichgültig hatte sie eingewilligt, weil es die Sitte verlangte; aber ihr feuriges Herz ergibt sich dem wirklich Geliebten heimlich desto rücksichtsloser. Die Gesetze und die Formen der Welt — sagt unsere Dichterin, — die Intrigue

ränkesüchtiger Verwandten, möcht' ich lieber sagen, zwingen sie die Form festzuhalten, während ihr Geliebter mit Gewalt und List entfernt wird. So lebt sie in einem Bunde den ihr Herz nicht schloß, in einem Verhältniß das sie zur Sklavin macht und entwürdigt. Sie verachtet diesen Achatz und muß doch im Stillen an der Treue und am Werth ihres Gundaccar zweifeln, da er nichts thut, sie zu erlösen. Bei alle dem ist sie ganz erfüllt von der Heiligkeit der Liebe, ihr Herz ist ein geweihter Tempel und sie selbst an diesem Altar eine Priesterin. Diese Geschichte Clelia's ist mit einer Gluth des tiefsten Gefühles erzählt. Welche schöne Beredsamkeit, das Schicksalvolle in der Liebe eines Weibes zu schildern! Welcher Sturm, welcher Schwung, welche üppige Fülle in der Sprache, dies unentrinnbare Fatum, das die Frauen doch immer reizt und lockt, als die Summe aller weiblichen Schmerzen und Freuden zu deuten, ein von so trunkener Liebe beherrschtes Leben als ein unermeßlich elendes und als ein eben so unermeßlich glückseliges zu feiern! Dieser Schmerz im Glück der Liebe, und diese Glückseligkeit im Schmerz ist nicht leicht in einem Buche dieser Tage so heiß und so ergreifend besungen. Dies Gemälde voll glühender Farben, diese Symphonie eines bedrängten Herzens ist ein kleines Meisterstück deutscher Dichtkunst. Auch ist die Gestalt dieser Clelia als Charakter sehr wahr und fertig gezeichnet. Das weibliche Herz, wenn es liebt, will dem Mann unterthan sein, es hat den Beruf zur Demuth, es hat in der Hingebung seine tiefste Eigenthümlichkeit, in der Duldung seine höchste Stärke. Hier aber, so unglücklich an ein ihr fremdes Wesen durch die erlistete Form der Ehe geschmiedet, wird die passive Heldin zu einer activen, zu einer mit fast männlicher Entschlossenheit und Selbständigkeit gerüsteten Heroin. Das große heilige Gefühl im Herzen, das die Welt Verbrechen nennt, errichtete sie sich im Stillen einen Altar an welchem, weil ihr der Priester in sichtbarer Gestalt fehlt, sie selbst den Dienst übernimmt; sie setzt sich selbst auf den Thron und ist Herrscherin in aller Glorie, auch später nachdem ihr der Geliebte als Gatte zu Theil wird, aber hinter ihrem hohen Schwung zurückbleibt, kläglich und feig die große Mission eines auch im äußern Elend noch reichen und beglückten Lebens nicht begreift. —

Meine Gegnerin triumphirt daß ich gezwungen bin ihrem Idol deutscher Romandichtung von heute Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den Werth des Buches Clelia Monti anzuerkennen. »Poesie«, sagt sie, »ist die Vertreterin des Herzens. Wenn es mit der Poesie unter uns zu Ende geht, so geht es auch mit dem deutschen Gemüthe zu Ende, denn dies hat kein anderes öffentliches Forum als Kunst und Poesie. Mitten in einer Welt voll Industrie und Verstandesdebatte, mitten in der Zeit einer entschieden intriganten Prosa sind Ihnen, mein Freund, die Leiden und Freuden des Herzens also doch noch wichtig«?

Nicht blos wichtig sind sie mir, sondern heilig. Aber wenn Ihr am Herzen so allewig zerrt und zupft, dann treibt Ihr Eure Empfindung zur Empfindsamkeit oder foltert Euer Gefühl zur Grausamkeit. Immer nur aus diesem Herzen seine Nahrung zu pressen, nur an ihm nagen und zehren, heißt sich selbst zum Vampyr machen. In der Menschenwelt regiert der Verstand. Was er verbrochen hat, kann das Herz begütigen wenn die Vernunft beide Regungen in Einklang bringt, aber nicht indem das Herz den Verstand knechten will. Das Herz ist heilig wenn seine Stimme wie ein Ruf des Gewissens, wie ein Klang der immer sichern und getreuen Natur ertönt. Das Herz muß sich nicht aufdrängen wie ein Virtuos der immer sein Instrument in der Tasche hat. Es muß unbewußt laut werden, dann ist sein Schlag wie ein Glockenschlag. Aber Ihr mißbraucht seine Sprache und verwirrt seine Zunge. Ihr zieht es auf wie eine Spieluhr und laßt es repetiren nach Lust und Laune. Diese Spieluhr hat sich in all den coquetten Romanen, die die absolute Freiheit des Weibes predigen, schon ganz heiser gesungen und soll noch immer neue Kunststückchen liefern. Das heißt die reinste Quelle des innern Lebens trüben. —

Meine Gegnerin schwieg. Dann sagte sie: »Aber, mein Gott! was bleibt den Frauen anderes übrig als der laute Schrei ihres Herzens, wenn der Verstand der Männer der Welt eine Gestalt gegeben hat, die für uns ein System der Sklaverei geworden ist? Der äußere Vortheil, das Herkommen, die Sitte, Intrigue und lieblose Härte verdammen uns einem Manne die Hand zu reichen, bevor unser Gefühl erwacht, bevor unser Verstand reif genug ist zu wählen oder die Wahl zu prüfen. Nicht blos in der Aristokratie, auch in der Classe des reichen Bürgers, bei Tories wie bei Whigs sind sogenannte Vernunftheirathen Styl und Sitte. Das junge betäubte Herz wird verkauft; was Wunder, wenn es nachträglich, sobald es sich fühlen lernt, sich gegen die Knechtschaft empört und deren Fesseln abwirft?« —

Wenn es so ist, dann seht nur erst zu, wo die eigentliche Knechtschaft unter uns zu suchen ist! Wenn

nicht die Liebe, sondern der Mammon oder die Tyrannei des Herkommens die Ehen schließt, dann klagt den Zustand Eurer Vorurtheile, die Gebrechen Eurer gesellschaftlichen Bedürfnisse, Eure Erziehung klagt an, nicht die Ehe, die sich keine andern Gesetze gibt als wie sie die Neigung zweier Menschen sich selbst erfinden würde. Euere Erziehung trägt die Schuld und den Fluch wenn Natur und Sitte in unsern Verhältnissen widerstreitend sind. In Eueren Salons herrscht die Etiquette aber nicht die Bildung des Geistes. Im Schooß Eures Familienlebens fehlt die Pflege des Gemüthes, die gesunde Natur wird verkrüppelt, die jungen Seelen werden zum Raffinement der Präsentation erzogen. Die Erziehung in den bevorzugten Ständen ist Dressur, nicht Entwickelung. Mit dem Zwang dieser Dressur werden zugleich die guten Kräfte verweichlicht, versumpfen die freien Tugenden des Herzens. Was Wunder dann, wenn so ein im Comfort verwöhntes, in Rococogenüssen aufgezogenes, mit Vorurtheilen großgesäugtes, zu Prätensionen herangereiftes junges Wesen plötzlich dumm ist sobald es von einem Naturgefühl überrascht wird! Lehrt Eure Töchter begreifen daß die Liebe nicht blos ein Aufruhr der Sinne, nicht blos ein Schwindel der Einbildung, nicht blos ein Enthusiasmus der Phantasie, sondern eine reine, tiefe, klare und wohlthuende Erkenntniß zweier Seelen ist! Unschuldig wie die Tauben, aber klug wie die Schlangen! ist das alte Gebot. Lehrt Euren Töchtern das von früh an, erziehet sie dazu und macht Euch vor allem zu solcher Erziehung erst selber fähig! In unserer verweichlichten Genußsucht, in unserer feigen Verwöhnung nistet das Unheil der modernen Gesellschaftswelt. —

Meine Gegnerin schwieg, wo nicht für immer, doch für dies Mal. — Daß ich am Buche Clelia Conti, fuhr ich fort, das Schöne und wahrhaft Bedeutende anerkenne, hindert mich nicht seine Schwächen zu sehen. Der Roman ist nur soweit gelungen, wahr und schön, als er Monographie eines weiblichen Herzens ist. Und das bestärkt meine alte Behauptung, das Beste was uns Frauen literarisch liefern können seien Bekenntnisse in subjectiver Form. Auf Clelia Conti's trauriges Leben folgt ein seliges, wie die Überschrift des zweiten Abschnittes lautet. Clelia hat sieben Jahre an der Seite des ihr formell angetrauten Gatten verlebt; dann erst befreit und entführt sie Gundaccar. Damit beginnt dann die Epoche ihres Glückes, obschon der endlich errungene Geliebte ihrer nicht würdig ist. Wie es denn zu den fixen Ideen dieser Dichterin gehört daß die Frauen nie »den Rechten« finden. Dies selige Leben das voll äußeren Elendes, voll Entbehrung und Weltverkennung ist, erzählt uns die Verfasserin selbst, nicht ihre Heldin. Um die Zustände objectiv zu schildern, dazu reicht dann freilich die Emphase der poetischen Empfindung nicht aus, dazu gehört männliche Künstlerschaft. Die Gräfin Hahn berichtet und erzählt, aber stellt nicht dar. Schon der Umstand daß Clelia sieben Jahre an der Seite jenes Achatz lebte, ist schief aufgefaßt, schwächlich vorgeführt. Die Dichterin beleuchtet dies Verhältniß nicht, entwickelt diese Möglichkeit nicht, sondern nimmt sie an. Die Gräfin Hahn irrt sich in der Natur der Männer. Achatz, der Clelia wenn auch nur heimlich liebt, begnügt sich ihr Gefangenwärter zu sein. Schon der männliche Egoismus erträgt dies Verhalten nicht sieben Jahre lang ohne zu einer Entscheidung zu drängen die hier zum Bruch führen mußte. Sonst freilich bietet die zweite Hälfte des Romans, trotz vieler Spuren der flüchtigeren Arbeit noch immer einige der Anlage nach nicht unbedeutende Partien. Gundaccar ist der Sache nach Clelia's Gatte. Kummer und Ungemach brachen über die Flüchtlinge herein, denn sie gilt für Gundaccar's Maitresse und Alles wendet ihnen den Rücken, sobald sie arm sind. Mit heißer Leidenschaft ist der scharfe Gegensatz zwischen der Meinung der Welt und der inneren Berechtigung ihres Verhältnisses durchgeführt. Gundaccar siecht moralisch hin; Clelia allein hat Heldenthum genug um die Größe eines blos innern Glückes zu fühlen und in diesem Gefühl sich stark zu erhalten. Sie waren geflohen; sie gehen jetzt nach Italien. Clelia betritt heimlich die Bühne und erringt Triumphe. Am ersten Abend, wo der Beifall sie gekrönt, eilt sie nach Hause, wirft sich an des geliebten Mannes Brust und ruft: Sei mir nicht böse, daß ich selbständig und eigensinnig einen Versuch zu unserem Glück gemacht!

»Es ist der Dichterin also gelungen, uns eine großartige weibliche Gestalt zu liefern?«

Vollkommen; aber nur auf Kosten der Männer, nur unter der Bedingung einer gänzlichen Verkennung der männlichen Natur. Man weiß daß Sparta's Weiber auch zur Zeit des moralischen Verfalls noch immer das Gefühl alter Größe in ihrem Busen trugen. Ist das heutige Deutschland das gesunkene Sparta? Die Dichterin ist über den Zustand der wirklichen Welt so blind wie Cupido in der Liebe. Dieser Achatz, dieser Gundaccar, alle ihre angeblichen Vertreter des Salons und der höheren Gesellschaft sind nur Creaturen einer

schwächlichen, verwöhnten Einbildung. Alle ihre Männergestalten sind ein Gemisch von tyrannischer Wuth und weichlicher Hinfälligkeit. Sie ist in Zeichnung solcher Figuren auch nicht einmal neu; George Sand ist in dieser verkümmerten Auffassung für unsere deutschen Novellistinnen mustergültig. Zu solcher furchtbaren Energielosigkeit, zu solcher sittlichen Erschlaffung mag freilich der eitle und gefallsüchtige Müßiggang der Exclusiven überall die Elemente in seinem Schooße nähren. Der parfümduftende Geck von hoher Geburt hat statt Grundsätze Prätensionen, statt Ehrgefühl Grillen von hergebrachter Ehre. Der ererbte Dünkel geht wenigstens in der Regel mit sittlicher Schlaffheit Hand in Hand. Je mehr dem Aristokraten im Felde des wirklichen Lebens, auf dem Boden des politischen Wirkens der Spielraum versagt wird, desto tiefer greift solche Fäulniß um sich. Das Weib dagegen vermag auf beschränktem Boden, in der Gefühlswelt, im Kreise der Familie eine gewisse Gesundheit und Größe zu erreichen; nicht der Mann, wenn die Entwickelung der Nation krankhaft gelähmt ist. Darin hätte man die Erklärung zu suchen, wenn die Schilderung der modernen Männerwelt in den Büchern der Gräfin Hahn eine richtige wäre. Ich kann sie aber zur Ehre meiner Nation nicht für richtig anerkennen. Neben einer schwächlichen, sittlich und geistig versumpften Männerwelt und nur unter dieser Bedingung einzelne Frauengestalten voll Kraft und Würde! Dies das Ergebniß dieser Schilderungen. Sollte wirklich ein zukünftiges Geschlecht auf die Romane der Gräfin Hahn als auf Documente unserer Epoche mit Fingern hinweisen dürfen? —

Der neueste, zweibändige Roman der Gräfin Hahn, Sibylle, gehört zu ihren schwächern. Er hat das alte Thema daß die Weiber den Rechten nicht finden. Reich, üppig aber ohne eigentliche Erziehung erwachsen, mit übertriebenen Ansprüchen und jener nervösen Überreizung die sich plötzlich ein Martyrthum zuschreibt wenn für die Schwelgerei der Genußsucht die äußeren Mittel gebrechen, so ist Sibylle groß geworden. Es ist eben Sache der halben Bildung sich nichts versagen zu können. Kommt eine prickelnde Phantasie dazu, so ist die geistige Patientin fertig die sich einbildet es sei ihr Beruf den Himmel zu stürmen, aber die Erde sei zu schlecht zum Fußgestell um sich aufzuschwingen. Früh verheirathet, halb noch Kind, kommt sie mit ihrem Gatten nach Paris. Übersättigt vom Gesellschaftstaumel verläßt sie Paris, übersättigt vom Kunsttaumel verläßt sie Rom. In Sorrent, erzählt sie ganz einfach, warf ich mich in den Liebesrausch. Und so taumelt diese Sibylle von Genuß zu Genuß, dünkt sich wohl gar ein weiblicher Don Juan-Faust zu sein, schwelgt in allen Zonen der Erde, in allen geistigen Gebieten und wirft von den ausgesogenen Früchten uns die leere Schaale in's Gesicht. »Eine immense Seele, aber leer!« Dieser Ausruf entwischt einmal der Gräfin Hahn. Mich dünkt, in diesem Worte habe sie sich oder ihre Heldinnen wider Willen recht getreu abgespiegelt. Ach, an kleinen Höfen, in kleinen verkrochenen Städten, auf entlegenen Landsitzen, da hat man es so gern wenn man irgend eine Figur weiß die die ganze große Welt durchschwärmt und durchschmeckt hat und nun das alles in solch einem Büchelchen wie auf dem Seile abtanzt! — Die Gräfin Hahn ist mit ihren Heldinnen aber auch sehr weltmüde und man könnte allen Ernstes wünschen, sie gingen je eher je lieber zu den barmherzigen Schwestern über; sie würden da wissen was sie sollen und wollen, würden eine Lebensaufgabe erledigen lernen. Es ist an ihnen nur eigenthümlich daß sie nicht aus erschöpfter Lebenskraft, sondern blos aus verwöhnter nervöser Überreizung an Leib und Seele blasirt sind.

Sibylle macht in Italien die Entdeckung daß man im feinen Sinnengenuß des Südens die Energie verliert, die zum Genusse fähig macht. Sofort verwünscht sie sich nach Sibirien ohne jedoch den Entschluß auszuführen. Sie hat noch eine andere Entdeckung gemacht und diese neue Entdeckung ist nun das alte schnöde Thema. Sie findet plötzlich daß sie ihren Gatten nicht liebt. »Großer Gott!« ruft sie, »er ist nicht mein dominirender Gedanke!« Es dominirt sie aber überhaupt nichts in der Welt; nicht blos an der Person des Mannes, auch an der Idee der Liebe scheitert ihr Herz und ihr Geist. Sie hat sehr große Vorstellungen von der Liebe gehabt und das Gefühl der Täuschungen malt sie uns in der That wieder mit hinreißenden Farben. Die Liebe sollte ihr die ganze sinnliche und übersinnliche Welt ergründen helfen, die Liebe sollte sie wie Dante in mystisch erhabene Geheimnisse einweihen. Ariost's zauberische Verführungen, Tasso's romantischen Schwung, Boccaccio's lockende Üppigkeit wollte sie in der Liebe genießen und erkennen. Das hat sie erwartet und findet es nicht an der Seite Paul's. Sie findet es nirgends, an keines Mannes Seite, denn ihr fehlt das geheimnißvolle, einzig ächte, einzig wahre Kleinod der weiblichen Natur, die Einfalt der kindlichen Seele. Hätte dieser Paul selbständige Kraft, die da fordert, das Weib solle sich nach dem

Manne gestalten, so würde sie ihn als barbarischen Tyrannen brandmarken. Da er jene Kraft nicht hat, da er für ihre Launen schwärmt, so verachtet sie ihn mit der ganzen Kälte ihrer egoistischen Seele. Sie war schon Wittwe gewesen; er hatte ihr alles geopfert und von soviel Treue gerührt, hatte sie ihm ihre Hand gegeben. Er ist ein glänzender Mensch, er hat sie entzückt, aber er beschäftigte nur — ihre Phantasie. Er ist eine dichterische Natur. Von einer solchen hat sie abstracter Weise immer geschwärmt und im concreten Falle fühlt sie nun an solchen Naturen einen gewissen Mangel an Schwerkraft, an selbständigem Halt. So geht diese nervöse, prickelnde Mäkelei immer weiter von einer Person zur andern und kann den Rechten nicht finden. In dieser und jener Natur die sie reizt oder abstößt, wühlt sie sich ein, schwelgt geistig im Genuß sie zu besitzen und findet alsbald wieder den Hefen heraus. Die Geschichte mit der ausgesogenen Orangenschaale wiederholt sich — und dies Buch ist noch immer nicht zu Ende? — Nein, diese »unfruchtbaren Exaltationen und eben so unfruchtbaren Desolationen,« wie sie selbst bald wach ihre Ergießungen nennt, haben nie einen Abschluß. Auf all die aufgestachelten Reizungen folgt immer jene Stumpfheit die wie Ruhe aussieht, aber blos Erschöpfung ist. Da philosophirt sie denn über den Stand der Welt; **froide raisonneuse** kann man sie nicht nennen, denn ihr Feuer verschnauft sich nur, aber Kopf und Herz leben in ihr auf gespanntem Fuße und eines überstürzt das andere. Mitunter durchfährt ihre Gedanken ein Lichtstrahl den sie fast wider Willen hinschleudert. »Otbert! ruft sie einmal, eine Welt die Ihr Männer durch Eure Civilisation so verschroben, so materialistisch gemacht habt daß Weiber wähnen können durch Dichten und durch Rauchen einige Stufen ihrer Entwickelung zu erklimmen, kommt mir lächerlich vor und so öde, so hohl daß sie nicht dauern kann. Die Weiber müßten denn ihre Emancipation mit der Pflege ihrer Pflichten und ihrer Rechte beginnen, mit gleichmäßiger Ausbildung ihrer Innerlichkeit!«

Welches Licht fällt plötzlich in die ganze trübselige Wirthschaft dieser Dichterin! Ein Licht das ihre eignen Schilderungen Lügen straft.

Physiognomien des Wiener Lebens.

1.

Ich werde in diesen Blättern nicht eine »Chronique scandaleuse« des öffentlichen und geheimen Lebens in Wien liefern, — dies will ich im Vorhinein für jene Leser bemerkt wissen die sich mit ihren Augen in den Schriftzeilen wie in den tiefdunklen Gängen eines Hirschparkes aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten ergehen wollen.

Wien und sein immer reges Leben ist nicht so leicht bewältigt, wie vielleicht mancher Tourist von Profession und seines Verlegers Gnaden meint; ein wochenlanger Aufenthalt mag eben nothdürftig zu einer pikanten Flugschrift ausreichen, die ihre neugierigen Käufer sucht und findet; ein ganzes und getreues Bild aber entrollt sich erst in Jahr und Tag. Acht Jahre sind von der Stunde seitdem ins Land gegangen, da der bescheidene Quell meines Lebens einmündete in das hochgehende Meer dieser Stadt. Die Brandung schlug donnernd an die Wände meiner hochgelegenen Stube, ich mußte vorerst die Ruhe verlernen um mich in diesem geräuschvollen Drängen und Treiben zurechtzufinden, ich mußte mich daran gewöhnen, wie sich der Müller an das Pochen seiner Mühle gewöhnt — und ich gewöhnte mich daran, wie schwer es mir auch anfänglich geworden.

Wien ist planlos, regellos gebaut. Planlos und regellos ist auch das Leben der Wiener. Willkürlich kreuzen sich die Straßen und Gassen; sie würden sich labyrinthisch verlaufen, hielte sie nicht der steinerne Gürtel der Basteien in gerundeter Ordnung. An diesen schmiegt sich weich das Smaragdband der Glacis und weiter hinaus der Wellenring der fünfunddreißig Vorstädte, in denen wieder die tolle Unordnung und das bunte durcheinander von Straßen und Gassen beginnt, die sich die Kreuz und Quere den Rang ablaufen und in ihrem blinden Eifer gewiß über das Ziel stürmten, wenn sie nicht durch die Linienwälle eingefangen würden. An diesen Wällen brechen sich die Wogen der Stadt, aber auch von Außen stürmt und braust es immer näher heran, und die umliegenden Dörfer mit den eleganten Landhäusern der Stadtbewohner sind bis jetzt zwar nur die unbestimmte Fortsetzung Wiens, nach einer Reihe von Jahren werden auch sie dem eigentlichen Stadtverband nicht entweichen können und

die Berge allein werden dem über seine Ufer getretenen und weithin fluthenden Strom einen Damm setzen. So wird es kommen, — Jeder, der auch nur einige Jahre in dieser Stadt verlebt und neue Bauten gleichsam über Nacht aufsteigen sah, wird an diese großartige Erweiterung glauben.

Dies die Physiognomie der Stadt — und das reiche tolle Leben das sich darin bewegt ist ihr wechselndes Mienenspiel. Dieses ist nicht ohne einen gewaltigen Trieb von Innen so wechselvoll und launisch, aber nur der schärfsten Beobachtung dürfte es gelingen die Grundursache der äußern Erscheinung auszufinden. Der Wiener wird von dem Norddeutschen gewöhnlich mit dem verkümmerten Zugeständniß der Gemüthlichkeit schlechthin abgefertigt; hinter diesem Zugeständniß liegt und lauert der bedenkliche Zweifel gegen dessen Geist und Verstand. »Gute Leute, aber schlechte Musikanten!« ist das gewöhnliche Motto, das man über die Charakteristik der Wiener mit großen Lettern setzt. Man hat hiermit jedenfalls den rechten Fleck getroffen und nur in dem Einen Stück es versehen daß man daraus einen schlimmen Vorwurf gegen die ganze Geistesrichtung eines Volkes herleitet und dieses gewissermaßen nur mit dem Abhub eines reichen Mahles vornehm beschenkt. Das Gemüth der Wiener ist so gleichsam in Verruf gekommen, es wird ihnen nicht als schöner Vorwurf, sondern als unzurechnungsfähige Eigenthümlichkeit hingeworfen. Mit diesem lendenlahmen Vorurtheil ist der Norddeutsche alt geworden, er verlernt es nie und nimmer und wenn er auch hundertmal die gastfreundliche Aufnahme des Süddeutschen erfahren. — Der Norddeutsche behandelt das Herz immer nur als Stiefkind und bevorzugt den Geist als seinen Erstgebornen, den er mit allen Gütern ausstatten zu müssen glaubt, während das Herz nur die nothdürftigste, bettelhafteste Behandlung erfährt. Diese absichtliche Kränkung muß sich jedenfalls rächen und Geist und Herz, die schon anfänglich auf divergirende Bahnen geschleudert werden, haben einen weiten ermüdenden Weg zu machen, wenn sie doch einmal einen friedlichen Bund zu schließen gezwungen sind.

Das Wiener Volksleben ist regellos und planlos; aber es wäre ein unverzeihlich Unrecht es gänzlich gedankenlos zu nennen. Die rothen Flaggen des Vergnügens, die allerorten ausgesteckt lustig flattern, berechtigen nicht zu solcher Annahme. Der Wiener kann und mag keine Rechenschaft über seinen Drang nach Vergnügen ablegen und man würde ihn durch eine derartige Frage in große Verlegenheit bringen, die er jedoch baldigst mit einem lauten Lachen abschütteln dürfte. Er könnte dafür vielleicht physische und psychische Gründe aufsuchen, wenn er überhaupt jemals zu einem großen Nachdenken darüber gekommen, wenn er es nicht immer als ein von seiner Heimath und seinen Vätern ererbtes und angestammtes Familiengut betrachtet hätte, ohne das er eben nicht leben könnte. Dies sorglose ungehinderte Sichgehenlassen durchströmt als Fluidum alle Schichten der Gesellschaft und bedingt ein Volksleben, welches, ob auch sein Gepräge an manchen Stellen verwischt und unleserlich ist, dennoch einen ausgesprochenen Charakter trägt.

In einem Staate, wo der Geist Alleinherrscher ist und das Herz als müßiger Proletarier durch die Straßen irrt, bedarf es von Zeit zu Zeit politischer Stürme die den oft eintretenden stagnirenden Zustand in Aufregung bringen; der umgekehrte Fall spricht eine andre vielleicht schlimmere staatliche Verwaltung an; die Ruhe aber bleibt bei dem geräuschvollsten Treiben des Vergnügens gesichert. Das ausgelassene Herz ist leichter am Gängelband als der tobende Geist an der Bagnokette zu führen. Diese Thatsachen sollen nicht gewichtige philosophische sein, die ich der Herrschaft des Geistes in den Weg schleudere, denn ich bin kein Vertheidiger und Lobredner jener römischen Imperatoren, die ihr despotisches Gewissen mit dem zeitweisen Ausruf: Panem et Circenses! gegenüber ihrem Volk zu beschwichtigen suchten; ich schlage mich nur insoweit zur Partei eines heitern ungezwungenen Lebens als es nämlich nicht die starken Arme gegen das Vergnügen stemmt um kopfhängend durch die Straßen zu gehn.

Das Gemüth kann zu vielen thörichten Streichen verleiten, es kann sich, weil es eben einem Irrwisch nachjagt, tief in Sumpf und Moor verlaufen, aus dem es nur eine starke Hand oder der anbrechende lichte Tag herauszubringen vermag; — es wird aber nie eine ausgesprochene schlechte That begehen. Der Wiener der in Einer Stunde tausend Tollheiten verübt, die er in Jahr und Tag nicht verantworten kann, wird sich nie eine eigentlich böswillige Handlung zu Schulden kommen lassen; er wird, wenn du auf der Straße strauchelst, in ein lautes Gelächter ausbrechen, wenn du aber wirklich gefallen, dir hülfreich beispringen und wenn du verwundet, dich auf seinen Schultern aus dem Gedränge tragen.

Der Widerspruch, das mephistophelische Negiren, das die Frucht des absoluten Geistes ist, schlägt hier, wo das Herz immer ein Wort und meist das letzte Wort

mitzusprechen hat, in sein Extrem um; man klammert sich eben fest an jede Meinung und läßt sie nicht früher los, bis eine neue Meinung sich geltend gemacht. Die widersprechendsten Meinungen sind auf diese Weise einmal in ihrem Recht gewesen und können wenn ihre Stunde wieder schlägt an die Reihe kommen. Die Fragen der Zeit und des Tages die anderswo längst überwunden und als todte Thatsachen entweder einbalsamirt werden oder auch vermodern, hängen hier somit noch immer in der Schwebe, man kommt mit ihnen nie zum Abschluß, weil man eben nicht die Schubfächer eines Systems kennt, in denen man sie unterbringen könnte. Man vergißt wohl nachgerade vergangene Zustände, überwindet sie aber nicht, da sie nicht als zweifelhafte Streitfragen, sondern als überwiegende Thatsachen einem unzureichenden Verständniß gegenüber stehen. Ein Volk, das keine andere Waffe als Messer und Gabel handzuhaben versteht, weiß sich auch nicht rasch und schlagfertig auf den Standpunkt politischer Ereignisse zu stellen, es wird erst dann wenn das sturmbewegte Meer zur Ruhe gekommen, sein Raisonnement, den leichtgefugten Kahn, in die Wellen hinausstoßen. Wo aber das politische Leben als Nachzügler meist schon zu spät kommt, muß das gesellschaftliche Leben sich entschiedener und bestimmter äußern. Die Gesellschaft, welche die Ereignisse schon als fertige Resultate von Hand zu Hand gehen läßt, kann fort und fort den Träumen ihres Herzens nachhängen und tausend Mittel ausfindig machen, wie diese einen festen Boden gewinnen können. Die Staatsmaschine, die rundum und hochauf, wie sehr man auch sich strecken und recken mag um ihr Ruderwerk und ihren Gang zu beobachten, verschanzt und verhüllt ist, stört nicht durch ein allzulautes Pochen das geräuschvolle Treiben der Gesellschaft. Der Einzelne der sich sein politisches Bewußtsein zu retten sucht und mit bedenklichen Zweifeln in die Einsamkeit der Betrachtung flüchtet, wird zuletzt auch mit dem allgemeinen Strom fortgerissen und vermag sich nur für Momente auf die Höhepunkte der Betrachtung zu stellen.

Mein Vorhaben, in leichten Physiognomien das Wiener Leben zu zeichnen, hat auch ein allgemeines Urtheil über seine staatliche Bedingung nothwendig gemacht — und diese aphoristischen Zeilen, die ich vorausgeschickt, sind demnach nur als der Boden zu betrachten, auf den ich die folgenden Skizzen bauen wollte. Sie sollen nichts weiter als die Rahmenspangen sein, in die ich einzelne Bilder aus dem Wiener Leben einfange — rasch hingeworfene Tagebuchblätter über dies und das, was sich nach einer genauen Anschauung in mir zu einem Bilde abgeklärt.

Theaterfreuden bei den Jesuiten.

Auf August Lewald's Geschichte des deutschen Theaters wird Eduard Devrient vielleicht nun bald seine Arbeit folgen lassen, die uns mehr die innere Entwickelung der deutschen Schauspielkunst verspricht. Düringer in Mannheim wird sich in seiner Stellung als technischer Director die Vortheile nicht entgehen lassen, die ihn berechtigen und befähigen eine Geschichte der Mannheimer Bühne zu schreiben. Die Protocolle in Mannheim documentiren dort Theaterjahre wo Dalberg als oberster Leiter der Anstalt, Iffland als Regisseur, Beck, Beil und Andere als Beisitzer in der Berathung und Friedrich Schiller als Theaterdichter Sitzungen hielten, um das Wohl und Weh der in Deutschland allezeit so zärtlich gepflegten und bis zur Verzweiflung geliebten Breterwelt zu bedenken. Eine Monographie der Mannheimer Bühne könnte uns für die allgemeine Geschichte des deutschen Theaters einen Kernpunkt bieten. Dergleichen einzelne Darstellungen thäten überhaupt noth bevor eine umfassende möglich wird. Wenn Lewald nach Wien geht, so ist nicht zu bezweifeln daß er sich zu den Archiven den Zutritt verschaffen wird, um uns vielleicht noch speciell eine Geschichte des Wiener Burgtheaters nach den Quellen zu liefern. — Während ich unlängst behufs anderer Zwecke in Friedrich Nicolai's weiland berühmter Reisebeschreibung aus dem J. 1781 blätterte, fand ich Bd. 4. S. 560 bis 622 folgende Schilderung der Jesuitenspiele in Wien, die auch noch heute ergötzlich genug ist um den Lesern wieder vorgeführt zu werden.

Die ersten Schaubühnen in Östreich, so wie in allen katholischen Ländern, eröffneten die Jesuiten. Sie haben sich beständig beflissen Alles allein zu sein. Sie allein wollten regieren, unterrichten, Ketzer bekehren, Sünden vergeben, und belustigen, alles zu

größerer Ehre Gottes, das heißt zu größerer Ehre ihres Ordens, der ihnen Alles, so viel wie Gott, und mehr wie Gott war, denn Alles was sie thaten und was sie noch thun, war blos um ihres Ordens willen, ohne den nichts in der Welt geschehen soll, und durch den wirklich mehr geschieht, als man insgemein glaubt. Die Jesuiten ließen durch ihre Schüler, unter denen sie alle junge Leute aus den vornehmsten und reichsten Häusern hatten, Schauspiele, welche die Unsrigen (die Patres nostri) selbst gemacht hatten, aufführen. Sie luden zu solchen Schauspielen alles was vornehm und reich war ein; und die guten Väter und Mütter freuten sich inniglich, daß ihre Söhne durch die Bemühung der Väter der Gesellschaft Jesu so wunderseltsame Dinge agiren konnten. Die Patres nostri sorgten nämlich dafür daß die Schaubühne mit den buntesten Decorationen, auch wohl mit fremden Maschinen zu fliegenden oder schwimmenden Figuren versehen war, und ihre Schüler – versteht sich auf Kosten der Eltern — in bunte und flitternde Kleider gesteckt waren. Es gab da so viel anzugaffen, für Jeden der nur gaffen wollte, daher wurden viele Leute in ihre Schauspiele gelockt; und diese schlauen Nichtmönche brauchten unter so vielen andern Mitteln auch dieses, um dem großen Hausen Zuneigung zu ihrem Orden beizubringen. Gesunden Verstand, noch weniger irgend einige wahre dramatische Anlage, hatten solche Stücke freilich selten. Ihre Schauspiele, die sie aus der geistlichen und weltlichen Geschichte hernahmen und mit allem Flitterstaate kahler Pedanterei und platten Schulwitzes aufstutzten, stießen beständig wider den gesunden Verstand an. Ich kann nicht umhin, den gedruckten Inhalt eines Jesuitenschauspiels von 1725, den ich in Wien kaufte, in der Beilage beizufügen. Was extradummes ist auch schön! Einen solchen Unsinn mit Methode, ein solches Schauspiel mit seinem Vorspiel, Unterspiel und Nachspiel, einen solchen Abraham und Isaak mit Perseus und Andromeda vereinbart, stellt man sich kaum als möglich vor; und doch ward dieser Unsinn noch vor sechzig Jahren vor einer sehr ansehnlichen Gesellschaft von Zuschauern wirklich aufgeführt. Es scheint aber jetzt in manchem Betrachte nöthig zu sein, zurückzuschauen, wie es im katholischen Deutschlande vor sechzig Jahren aussah. Sollte es auch nur sein, um sich lebhaft zu erinnern, daß man es blos der gesunden Vernunft und der Freiheit, zu denken, zu verdanken hat, wenn es jetzt nicht allenthalben ganz so arg mehr aussiehet: sollte es auch nur sein, um auch von dieser Seite die Schädlichkeit der wieder aufkeimenden jesuitischen Hierarchie einzusehen, die alte päpstliche, bischöfliche und mönchische Hierarchie an Schädlichkeit so weit übertrifft. Es würde eine interessante Vergleichung sein, wenn jemand aus alten Schriften heraussuchen wollte, wie seit hundert Jahren der katholische Theil Deutschlands in Industrie, in Sitten, in Belustigungen, in Schauspielen sich gegen den protestantischen Theil verhalten habe; wie ungleich die Fortschreitung in beiden gewesen, und man darf es wohl sagen noch bis jetzt ist. Freilich war vor sechzig Jahren auch das protestantische Deutschland noch gar sehr zurück. Es hatte auf dem Theater die Haupt- und Staatsactionen. Aber so schlecht diese waren, so waren sie Meisterstücke gegen Jesuiterkomödien. Besonders wurden in den zwanziger Jahren die Haupt- und Staatsactionen eines gewissen Johann Georg Ludovici, aus Pommern gebürtig, der sich in Wittenberg als Magister aufgehalten hat und in Hamburg gestorben ist, mit großem Beifalle gespielt. Dieses Mannes wird in den verschiedenen seinsollenden Geschichten des deutschen Theaters, so viel ich weiß, nicht gedacht. Er verdiente es aber gewiß mehr, als so mancher Schreiber elender regelmäßiger Stücke. Mein seliger Freund Lessing besaß aus dem Nachlasse der berühmten Neuberin eine Anzahl dieser Ludoviciischen Stücke. Es war darin nach damaliger Art, zum Extemporiren, nur die Folge und der Inhalt der Auftritte angezeigt, und nur wenige Hauptscenen waren ganz geschrieben. Man sah aus diesen Entwürfen daß Ludovici kein gemeiner Geist war, obgleich roh, und daß er alles aus sich selbst, ohne alle fremde Anweisung geholt hatte. Er hatte viel Sinn für's Pathetische und stark Rührende. Die Anlage seiner Plane zeigte daß er Empfindung von der Wirkung auf dem Theater hatte. Ich erinnre mich besonders noch des Grafen von Essex, des Kromwell und des Königs Ottokar von Böhmen. Wenn sich irgendwo noch dergleichen Entwürfe fänden, so verdienten sie hervorgezogen und bekannt gemacht zu werden, denn es ist viel Gutes darin.« — Weiterhin (S. 623), wo Nicolai von den Wiener Feuerwerken spricht, sagt er von dem, welches »Werther's Zusammenkunft mit Lottchen im Elysium« vorstellte: »Dies große Schauspiel war gleich einer andern Haupt- und Staatsaction, in zween Aufzüge getheilt, in's Frontenfeuer und in die Decoration. Das Frontenfeuer enthielt in fünf Abtheilungen: 1) Antike Feuerwerks-Kaprizen, oder Mosaisches Ebenmaaß. 2) Die Egyptische Centifolien und Blumen-Knospen. 3) Werthers

fröhliche Tage. 4) Werthers getrennte Vereinigung. 5) Werthers Zusammenkunft mit Lottchen bei seiner Ruhestatt. Und die Decoration enthielt: Werthers und Lottchens Aufenthalt in Gefühlden (Gefilden) des Elysiums. — Viele meiner Leser, die an's Erhabne noch nicht gewöhnt sind, werden vielleicht über den fruchtbaren Geist erstaunen, welcher so unvorhergesehene Dinge zusammenbringen konnte; und sie würden noch mehr erstaunen, wenn sie den ganzen Anschlagzettel mit allen Erklärungen lesen sollten.« —

Anfang und Schluß des Komödienzettels bei den Jesuiten lauteten wie folgt:

Abrahami
Gegen Gott,
Und
Isaaci
Gegen seinem Vatter Gehorsamb. —

Auf offentlicher Schau-Bühne vorgestellet: Von einer Hoch-Adelichen, Wohlgebohrnen, Wohl-Edlen, Edlen, Ehr, und Sinnreichen Jugend der Andert, und Ersten Schull im Gymnasio der Gesellschaft Jesu, den 22. Tag des Brachmonats, im Jahr 1725. —

Innhalt. Abrahamus, nachdeme er in Palaestinam abgereiset, wird von Gott ermahnet, seinen Sohn Isaacum auf den Berg der Erscheinung dem Himmel aufzuopffern. Welcher den Göttlichen Befelch nachkommend, Isaacum (so ihme selbsten den Scheiter-Hauffen zugetragen, und selben bestiege) schon würklich Enthaubten wolte, aber er ist von einem Engel in wehrenden Streichführen innen gehalten worden. Genes. c. 22.

Vorspill. Die Meer-Nymphen bestellen wegen Cassioppis Hochmuth Andromedam dero Tochter einen Wallfisch vorzuwerffen, und reichen solche Mercurio dar, an eine Felse anzubinden.

Erste Vorstellung. Abrahamus vergleichet sich wegen einen Brunnen mit zweien Fürsten Abimeleche und Phicole, von welchen ihme auch Palaestinam zu Bewohnen gestattet wird.

Letzte (12.) Vorstellung. Abrahamus führet Isaacum in eigenen Kleidern zurück, und lobet sambt der Sara seiner Gemahlin Gott und den ihnen wiederumb geschenkten Sohn.

Nachspill. Perseus führet die allbereith von ihme entbundene, und den Wallfisch entrissene Andromedam als seine Braut fort.

Alles zu größerer Ehre Gottes.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien d. 16. October.

Die imposanten Kriegsspiele sind vorüber, die Gewehr- und Kanonensalven verstummten, die um diese schöne Zeit alljährlich in dem civilisirten Europa die Wohlthaten des bis an die Zähne bewaffneten Friedens in ihrer ganzen kostbaren Herrlichkeit darstellen. Die neue Erfindung, mit Baumwolle zu schießen, wird hoffentlich auf die Finanzlage der europäischen Staaten einen günstigen Einfluß äußern, den Frieden billiger machen und sehr viel Rauch ersparen. Hier sind schon viele Hände bereit das Präparat zu bereiten und zu prüfen. Da wir eben beim Kriegsdepartement sind, so will ich Ihnen einen militärischen Act der Gerechtigkeit mittheilen, der ein merkwürdiges Blatt in der Wiener Chronik füllt. Am 13. d. M. sammelte sich auf der Freiung eine große Volksmenge vor dem Gebäude des Generalcommando. Auf die Frage was es gebe, lautete die Antwort: ein General von hohem Adel werde um diese Stunde auf öffentlichem Platze wegen eines begangenen Verbrechens cassirt werden. Die Menge harrte mit zäher Geduld auf das Schauspiel der Militärjustiz und verlief sich endlich als es um die Mittagsstunde nicht in Scene ging und materielle Interessen dringend zum Nachhausegehn mahnten. Indessen war doch das Gerücht nicht ohne Halt, wenn auch keine Öffentlichkeit der Justiz improvisirt wurde. Dem Feldmarschalllieutenant und ehemaligen k. k. Kämmerer, Grafen D., ward nämlich um diese Zeit beim Generalcommando in der That sein Urtheil, auf Cassation und vierjährige Festungshaft lautend, kundgemacht. Dieser Mann hatte vor ungefähr drei Jahren die vorgeschriebene Heirathscaution von einem Lieutenant, der sich um seine Tochter bewarb, in Empfang genommen und später nicht nur den Empfang geleugnet, sondern auch, wie es heißt, gerichtlich abgeschworen. Der Lieutenant mußte, da D. ihn noch dazu beschimpfte, quittiren, fand aber später die Empfangsbestätigung des Gegners unter seinen Papieren und klagte ihn nun des Betruges an. Beiden ward ihr Recht, D. traf der oben erwähnte Spruch, der Lieutenant trat in sein altes Dienstverhältniß. Wie man hört, soll Sr. Majestät Gnade dem Verbrecher nach Kundmachung des Urtheils die Festungsstrafe erlassen und seiner Gemahlin eine Pension bewilligt haben. — Jetzt zu einer andern Neuigkeit, die einige Heiterkeit erwecken kann. Schwanthalers Bildsäulen für den Brunnen auf der Freiung werden von der Zollbehörde dem für Galanteriewaaren bestimmten Satze (36 Kr. für 1 Gulden Werth) unterwerfen, während größere B i l d h a u e r a r b e i t e n blos 12 Kr. vom Gulden zahlen. Nach dieser Classificirung hätte die Stadt einige

tausend Gulden an Zoll entrichten müssen. Der Magistrat weigerte sich diese enorme Summe zu zahlen, die Zollbehörde bestand hartnäckig auf ihrer Forderung, weil Statuen von Erz keine Bildhauerarbeiten seien und da der Zolltarif ihrer nicht besonders erwähnt, unter den Satz der Galanteriearbeiten fallen müßten. Der Streit ging durch alle Behörden bis zur Hofkammer, wo Baron Kübeck den verwickelten Knoten befriedigend lösen wird. Wenn anders der Magistrat nicht um Erlassung des Zolles ansucht, wo dann die Entscheidung Sr. Majestät vorbehalten bleibt. — Auf dem Gebiete unserer Tagesliteratur, wo es jüngst durch tactlose Anklagen ziemlich kriegerisch, ja sehr gemein herging und eines der hiesigen Blätter, um aus der selbstverschuldeten Verlegenheit zu kommen, einen mit Verachtung aufgenommenen Ausfall gegen die auswärtigen Redactionen, besonders gegen den Herausgeber des Herold machte, sind zwei neue illustrirte Blätter: der Kobold, redigirt von dem Possenmacher Friedrich Kaiser, und „Kasperl im Frack" erschienen. Beide wollen, wie es scheint, als Nebenbuhler der Münchener Fliegenden Blätter auftreten, die sich so rasch eine große Theilnahme eroberten. Über Gehalt und Richtung des Kobolds blieben wir nicht lange im Zweifel. In einem in gebundener Sprache verfaßten Machwerk, betitelt: „Der moderne Don Quixotte", werden Lanzen gegen die politischen Dichter eingelegt. Nach Herrn Kaiser steigen diese Leute „mit verwirrtem Gehirn, Frechheit auf der Stirn, einer Baderschüssel auf dem Kopfe, in den Bügel eines struppirten Pegasus, und verseln Staatenkritik gegen eherne Maschinen, die wohlberechnet fortrollen." Zuletzt heißt es:

Doch Schade wär's um jeden Vers,
Zu schildern dies Gelichter!
Es sind die modernen Don Quixotte's
Und heißen: Politische Dichter!

Hauptmitarbeiter dieses vielversprechenden Blattes ist — Sie werden es kaum glauben! — ein „gesinnungstüchtiger" Lustspieldichter, der sich viele Mühe gibt dem Redacteur nachzueifern und dabei seine liberale Larve verliert. In einem Aufsatze „Hanswurst in der deutschen Kammer" unternahm es dieser Wiener Aristophanes die deutschen Volksvertreter lächerlich zu machen! Einen deutschen Volksvertreter läßt er in der Kammer ausrufen: „Wir sind es gewohnt daß man hier Komödie spielt!" rc. Mit welcher Berechtigung man in Wien gegen die deutschen Kammern zu Felde ziehen könne, wird der Verfasser des deutschen Kriegers schwerlich angeben können. Dergleichen Gesinnungsmanifestationen können nirgends auf Beifall zählen und ernten auch hier ernste Mißbilligung. Über den „Kasperl im Frack" werde ich berichten wenn mehrere Nummern vorliegen. Bis jetzt hat er die noble Gesinnung des Kobold nicht getheilt. — Herr von Frank, der Eigenthümer und Herausgeber der Wiener Zeitschrift, beabsichtigt sein Blatt aus der Hand zu geben. — Die Wiener Jahrbücher der Literatur sollen mit Ablauf dieses Jahres nicht mehr erscheinen. Fürst Metternich, ihr Gründer, will sie durch ein literarisch-politisches Blatt ersetzen, das tiefer in's Volk dringt als die nur in gelehrten Kreisen bekannten Jahrbücher. Vielleicht finden sich noch Mittel das Neue zu begründen, ohne das Alte zu zerstören. — In unsern Theatern geht Alles nach wie vor den alten leblosen Schlendrian. Wir wollen uns auf das Burgtheater beschränken, des unsterblichen Joseph's herrliche Schöpfung. Leider waltet hier ein krampfhaftes Streben, die Todten, ja selbst die Todtgebornen zum Leben zu erwecken. Die ganze, von den Literarhistorikern längst eingesargte dramatische Literatur der vorjosephinischen Periode bedroht uns mit einer Gespensterwelt von Mißgeburten. Stephanie's „Loch in der Thür", auf Befehl von Herrn Prechtler neu bearbeitet, eröffnete den Reigen, Rautenstrauch's „Jurist und Bauer" folgte am 14. d. M. und bald werden wir wohl die ehrwürdigen Geister des berühmten Gebler, Heufeld u. A. über die Bühne schreiten sehen. Das Loch in der Thür stammt aus einer Zeit in welcher sich in Östreich noch nicht der Lebenskeim der Bildung entwickelt hatte, und dasselbe Stück, für kindische, rohe Gemüther zu schlecht, führt man nach sechs Decennien einem „gebildeten Publicum" vor! Damals konnte das Publicum im Burgtheater wenigstens deutsch lernen. Was lernt es jetzt vor den Brettern, die die Welt bedeuten, wenn das geistige Leben der Gegenwart von denselben verbannt bleibt, wenn sie uns eine Welt zurückspiegeln die wir nur bemitleiden können, in der es kein erhebendes Moment, keine begeisternde Idee, kein mahnendes Zeitinteresse gibt, wo sich Alles um die Misere kleinlicher Familienintriguen dreht! Weinerliche, abgeschmackte Stücke, wie „das Testament" von Schröder und „Johann von Finnland" werden nun in die Scene gesetzt. Ebenso verschwendet man die edlen Kräfte an die Wiederbelebung französischer Producte welche die Übersättigung schon zu Grabe trug und die nun wieder heraufbeschworen werden. Man verweist uns zum Trost auf classische Stücke von Shakspeare, Lessing, Schiller, Goethe, welchen man die Ehre der Zulassung neben werthlosen Producten gönnt. Allein nicht Jeder kann sich trotz des trefflichen Spiels der Hofschauspieler an diesen willkürlich verstümmelten Werken ergötzen. Der wahrhaft gebildete Zuschauer erträgt es nicht, Goethe's Faust, Schiller's Wallenstein, Tell, Carlos, Fiesko oder Lessing's Nathan rc., in dieser censuramtlichen Zurichtung anzusehen. Er fühlt sich im Innersten verletzt, daß man es sich zum Verdienst anrechnet die an gekrönten Geistern der Nation vorgenommenen Verstümmelungen so wohlgefällig dem Publikum vor die Augen zu rücken. In neuester Zeit haben Publikum und Kritiker, beide sonst durch ihre Geduld berühmt, ihre Unzufriedenheit über den beharrlichen Stillstand des Burgtheaters an den Tag gelegt. Man ist empfindlich darüber und das gewährt uns einige Hoffnung. Herr Weidmann, pensionirter Hofschauspieler, trat in der Theaterzeitung für die Hofbühne in die Schranken. Diese Vertheidigung bestand in dem kecken Ausspruch daß man selbst unter der Voraussetzung eines wirklichen Rückschrittes dieser Kunstanstalt nicht unanständig kritisiren dürfe. Dieser zermalmende Ausspruch trifft unser ganzes Dasein, denn unser öffentliches Leben ist ja auf das Theater beschränkt. Und auch in diesem hat die Vergangenheit mehr Recht als die Gegenwart. Direct dürfen die hiesigen, des unfruchtbaren Lobsalms müden Blätter auf solche protegirte Angriffe nicht antworten, aber indirect wird die Erwiderung nicht ausbleiben und zuletzt kann doch die Polizei nicht Alles abwehren. Graf Dietrichstein, ein so gebildeter, wohlwollender Cavalier, wird es bald verziehen müssen der Gegenwart ihr Recht zu geben, statt in der Erinnerung an eine abgelebte Zeit zu schwelgen. Nur auf diese Weise kann dem Verfalle dieser Kunstanstalt gesteuert werden. Für Gewinnung tüchtiger Schauspieler ist

der Graf eifrig besorgt. In neuester Zeit wurden Beckmann und Lußberger engagirt. Allein was nutzen gute Instrumente, wenn man sie verurtheilt schlechte Compositionen auszuführen! Für heute ist ein neues Drama in fünf Aufzügen: „die Gauklerin“, bearbeitet nach H. König's Roman: William's „Dichten und Trachten“, angekündigt. Der Verfasser oder vielmehr die Verfasserin nennt sich Ernst Ritter. — Unsere belletristischen Schriftsteller erwarten mit Spannung eine Schrift, die unter dem Titel: „Wien's poetische Schwingen und Federn“ nächstens erscheinen soll. Ihr Verfasser ist eben so geistvoll als gesinnungstüchtig. •

Aus London.

Sehr thätig sind hier die deutschen Communisten, die eine Bildungsanstalt unter sich errichtet und außerdem eine Propaganda gebildet haben. Die englischen Socialisten liegen sich in den Haaren; ein Theil will Vereinigung mit allgemeinen nationalen Bestrebungen, ein anderer Ausschließung und partielle Entwicklung. Nun sind aber alle Institute socialistischer Industrie, die zum Theil mit bedeutenden Capitalien begründet worden, zu Grunde gegangen. Eben ihre Verfassung scheint der Habgier und andern Leidenschaften sehr viel Spielraum eröffnet zu haben. Der Scandal, die Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen welche das Publikum neulich in Folge des zerrütteten Zustandes von New-Harmony (eines bedeutenden, zu diesem Zwecke angekauften Gutes) zu hören bekamen, hat das Interesse dafür selbst bei der Classe, die sich am lebhaftesten dafür interessirte, abgestumpft. Übrigens steht hier für jede praktische Verbesserung der Weg offen. Centralisation aller Classen unter sich und gemeinschaftliches Wirken derselben sind an der Tagesordnung, mehr in der That als in Discussionen. Hin und wieder hat dies auch nachtheilige Folgen, namentlich wenn Arbeiter, wie dies neulich wiederholt geschehen, ihre Forderungen zu weit treiben. Ich habe mit einem bedeutenden Geschäftsmann, der viel Bildung besitzt, darüber gesprochen und er hat mir versichert daß alle Versuche bis jetzt gescheitert seien, an der Stelle der mittelalterlichen Zunftordnung ein System zu schaffen. Ich habe selbst Fabrikdistricte besucht und mich durch eigene Anschauung überzeugt daß die ihnen angehörige Bevölkerung unter allen Classen sich am wohlsten befindet und daß die vorzüglich durch die Monopolisten verbreiteten Beschreibungen, die uns in Deutschland mit Schrecken erfüllten, unwahr sind. Dieselbe Bemerkung hat auch Dr. F. aus Mannheim gemacht. — Ich wünschte nur, Sie hätten mit mir Gelegenheit gehabt in Draylsden bei Manchester in einer Baumwollenfabrik die in einem großen Saale arbeitenden Frauenzimmer gesehen, wie gesund und wohlgenährt sie aussahen und mit welcher Behaglichkeit sie arbeiteten. Dazu sind der Arbeitsstunden in England weniger als in irgend einem andern Lande. Es ist interessant zu bemerken, wie in jedem trade die Betheiligten sich associiren und gegenseitig begünstigen. „The trade supplied!“ lesen Sie hier überall und um keinen Preis geht ein Einzelner aus seiner respectiven „line.“ Wie der praktische Sinn der Engländer von selbst das ergreift, worüber in Deutschland geflustert und discutirt wird, zeigen selbst die Klubs der Aristokratie, deren Einrichtung streng communistisch ist. — Die deutsche Gesellschaft, welcher ich angehöre, unterscheidet sich von den Communisten, ohne jedoch von der Thätigkeit der letzteren ihre Aufmerksamkeit abzuwenden. — Ein Buch unter dem Titel „Revelations of Austria“ macht hier ungeheures Aufsehen. — Nächstes Jahr gibt es hier wieder einen Kampf mit der Hierarchie. Es ist eine wahres Gaudium für die Hölle, wenn die Pfaffen-Aristokraten, nachdem sie stets den Absolutismus als ihr Allerheiligstes verkündet, revolutionäre Saiten anschlagen.

Aus Berlin, d. 22 October.

Öffentlichkeit! Dahin geht jetzt der allgemeine Ruf und die Regierung hat ihm nachkommen zu müssen geglaubt, indem sie das neue sogenannte öffentliche Gerichtsverfahren eingeführt, bei dessen Verhandlungen Zuschauer, aber nur Juristen, zugegen sein können. Die Räume in welchen das Verfahren seinen Verlauf nimmt, sind demgemäß so eingerichtet daß nur eine äußerst geringe Anzahl Zuhörer Platz finden kann und diese Art von Öffentlichkeit mehr etwas Symbolisches und Allegorisches hat, als dem Volke das Bewußtsein von der Tüchtigkeit des Rechtswesens und Bekanntschaft mit den Gesetzen, nach denen es zu leben hat, geben kann. Diese Öffentlichkeit ist ganz analog dem Provinzialständewesen und verhält sich zur wahren wie Provinzialstände zu der versprochenen und verlangten Reichsverfassung. In beiden Institutionen zeigt sich ein eigenthümliches Liebäugeln mit dem sich kundgebenden Volkswillen. Wird dieser sich entschließen können, zu glauben daß aus Provinzialständen sich organisch eine vernünftige Verfassung entwickeln werde? aus dieser Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, welche weiter Nichts ist als eine Schule für junge Juristen, eine Schule für das Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein des gemeinen Mannes? O daß es dem Volkswillen nur nicht geht wie jener Berliner Meistersfrau, die den Lehrburschen fortschickte zwei Würste zu holen; unterwegs vernascht der Lehrling aber eine davon und hat die Frechheit, als sei just nichts passirt, die übriggebliebene mit dem Teller auf den Tisch zu setzen. Wo ist denn die andere? fragt die Meisterin. Das ist ja eben die andere! lautet die Antwort des jungen Sophisten. Jawohl, dies ist die andere Öffentlichkeit; die eine und einzige wie wir in diesen Tagen sie hier am Cassationshofe sahen, wird uns alten Provinzen wohl nicht zu Theil werden. Am Cassationshofe nämlich wurde der Leu'sche Prozeß in letztem Wege verhandelt und der Angeklagte freigesprochen, wie Sie das in den Zeitungen bereits gelesen haben werden. — An dem Wiederaufbau der Petrikirche wird rüstig gearbeitet, was insofern für uns Berliner interessant ist als nun der Inseratenkampf deshalb endlich zu Ende ist. Die Kirche kommt an die alte Stelle und Berlin hat nun einen freien Platz in einer engstraßigen Gegend weniger. Ein Bürger, der über den Bau gerade an dieser Stelle sich ärgerte, brachte einen plausiblen Grund dagegen zu Tage; er sagte: Wenn der liebe Gott gewollt hätte daß die Kirche dort stehen solle, würde er sie nicht haben zweimal abbrennen lassen! Nicht übel, ein solches argumentum ad Deum! Das würde indeß auch gleich ein Votum gegen unsere beiden Theatergebäude sein, die ebenfalls an derselben Stelle nach dem Brande wieder aufgebaut sind und glänzenden Succeß haben. Denn wie man vernimmt will Herr v. Küstner nächstens die Preise

in den Theatern ein für alle Mal erhöhen, was für die Casse sowohl als für das Publikum ganz gut sein mag; denn voll werden die Theater doch sein, Hr. v. Küstner mag spielen lassen wie er will, und der Genuß wird exclusiver wenn er um höheren Preis erlangt wird! Jedenfalls wird sich mit dem Preise auch die Schriftstellertantième heben und das ist für das junge Talent auch schon eine Aufmunterung mehr, die Frau Birch-Pfeifer nicht verschmähen wird. — In diesen Tagen erschien hier in der Vossischen Buchhandlung sowie gleichzeitig in Paris bei Renouard u. Comp. ein Buch, das viel von sich sprechen machen wird: Dix ans à la Cour du Roi Louis Philippe et souvenir du tems de l'empire et de la restauration par B. Appert. Die mannigfaltigen Erlebnisse des berühmten, um das Gefangenwesen verdienten Verfassers sind darin mitgetheilt und geben in buntestem Stoffe Anlaß zu Unterhaltung und ernstem Nachdenken. †.

Aus Hamburg.

Hamburg feiert bekanntlich wie Bremen noch alljährlich den Jahrestag der Leipziger Schlacht. Es ist für Hamburg eine Art Gewissenssache, diesen sonst schon in Deutschland mehrentheils beseitigten Festtag nach wie vor zu halten, eine Gewissenssache, sag' ich, weil es den Hamburgern noth thut wenigstens Ein Mal im Jahre ganz deutsch zu fühlen. Für dies Mal war der 18. October von doppeltem Gewicht, weil es galt die gefährdete deutsche Sache des benachbarten Brudervolks zu wahren. Die Eisenbahn hatte eine zahlreiche Menge deutscher Männer aus Schleswig und Holstein herbeigeführt; unter den etwa 900 Anwesenden die sich in der großen Drehbahn versammelten um paarweise in die Festhalle der Reitbahn zu wandeln, vermißte man freilich Olshausen. Aber sein Vertheidiger, Dr. Claussen aus Kiel, war zugegen. Bei der Erwähnung Olshausens erscholl ein donnerndes Hoch im Saale und auch seinem Anwalt schallte ein lauter Beifallruf entgegen, als er die Rednerbühne betrat. Die Toaste beim Festmahl erwuchsen nämlich zu Reden, oft zu Abhandlungen die abgelesen wurden; sie entbehrten somit nicht selten der Unmittelbarkeit, der frischen Eingebung und der Wirkungen die sonst das freie Wort mit sich bringt. Dagegen waren mehrere Vorträge an Inhalt und Gedankengang um so gediegener. Prof. Wurm hatte einen Toast auf die Selbständigkeit Deutschlands übernommen und war eingeständig diese Selbständigkeit nirgends in Deutschland fest und sicher gefunden zu haben. Er fände sie auch nicht in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt. In dem Kriege zwischen Holland und Belgien habe Deutschland die Rechnung zahlen müssen und die Wahrhaftigkeit Deutschlands sei 1840 erst nachdem Hr. Thiers uns die Zähne gezeigt, zum Vorschein gekommen. Mit der Freiheit unserer Ströme, mit der Sicherheit unserer Meeresküsten stehe es noch ganz traurig. Unter Sicherheit verstehe der Bundestag nur die innere, nur die Sicherstellung des einen deutschen Staates gegen den andern, die man mit Zwangsmaßregeln eben so oft festzustellen suche als durch polizeiliche Launen, durch Ausweisungen deutscher Unterthanen von einem Staat in den andern, wieder aufhebe. — Auffallend war für manchen daß bei diesem Hamburger Feste das der deutschen Selbständigkeit galt, auch England und Frankreich ihre Toaste erhielten; es geschah vielleicht aus kaufmännischem Gewissen! — Was Dr. Fr. Wille gegen Ende sprach, war ein treffendes Wort. Es komme nicht darauf an, sagte er, Einen Tag zu feiern und deutsch zu sein, sondern diese Stimmung und Gesinnung mit hinauszunehmen in's Gewühl und auf den Markt des Lebens, die Weihe des Festtages auf die Werkeltage überzutragen. Dazu gehört ehrliche radicale Gesinnung. †.

[Hebbel's Maria Magdalene.]

Diese großartige bürgerliche Tragödie ist auf den Brettern vor uns erschienen; die Leipziger Bühne hat ihr Winterhalbjahr damit eröffnet. Das Wagniß dies Stück zu spielen, gereicht dem Leiter dieses Theaters wie den Darstellern gleich sehr zur Ehre, und das Gelingen dieses Wagnisses ist in zweifacher Beziehung für uns ein Triumph. Daß mitten unter den deutschen und französischen Fabrikarbeitern und Routiniers ein wirklicher Dichter von ächtem Schrot und Korn sein Haupt erhebt, von aller coquetten Gleißnerei weit entfernt, frei, sicher und ganz sich selbst hingegeben sich geltend macht, kann nicht anders denn als ein Triumph bezeichnet werden. Auch die deutsche jüngere Dramatik an die sich für das Theater Hoffnung knüpfen wollte, hat angefangen nach der Scribe'schen Schablone zu arbeiten oder in der Effecthascherei mit den politischen Stichwörtern des Tages ihr Heil zu suchen. In Hebbel haspeln nicht Marionettenfiguren ein Intriguenspiel zusammen; gegen solche fadenscheinige Arbeit ist Hebbel's Magdalene ein Gewebe von körnigem Zeug das Fülle, Glanz und Strich hat, aber keine brillante Appretur, keinen Firniß der über die Armseligkeit des Inhalts täuschen soll. Hebbel's Gestalten sind wirkliche Menschen voll Blut und Kraft, die sich von ihrer Natur getrieben an einander drängen und sich in einen schicksalsvollen Knäuel verwirren. Dies Schicksal kann uns schrecken, es kann uns die Sühne und die tief beseligende Macht der Poesie vermissen lassen, aber es ist nicht von der Hand des Poeten aus kleinen dünnen Fäden zusammengenestelt, diese Hebbel'schen Menschen beschwören ihr Schicksal aus sich selber herauf und wenn uns ihre nackte Blöße moralisch und geistig grell erscheint, so fesselt uns doch mit dem ganzen Zauber ächter Poesie die überwältigende Kraft ihrer Wahrhaftigkeit. Die Franzosen haben uns mit der blasirten Lüsternheit die zu falscher Decenz führt, fast prüde gemacht; die Salonwelt in ihren Stücken strotzt von nobilitirter Erbärmlichkeit der Creatur die sich Mensch nennt. Mit Dichtern wie Hebbel kommen wir wieder zu uns selbst. Die Franzosen haben mit ihren Müttern und Töchtern aus dem Volk, mit dem ganzen Gräuel der Fäulniß ihrer Zustände auch den Grund und Boden der unteren Stände für die Kunst unterminirt, haben uns ein Element verdorben das der deutschen Muse noch vorbehalten zu sein schien. Hebbel's Trauerspiel aus der gemeinen Natürlichkeit der bürgerlichen Welt hat uns dies Element wiedererobert. Dies ist der zweite Triumph den wir an Hebbel's Drama knüpfen. Hier oder nirgends ist deutsche Wirklichkeit aus dem Kern der Nation. Man könnte Hamburg als die besondere Heimath dieser Hebbel'schen Handwerker bezeichnen, aber es nöthigt uns nichts den heimischen Boden für diese Gestalten aus dem Volk so eng zu ziehen;

altsächsisch und nordisch deutsch im Allgemeinen ist der weitere Raum für diese Naturen. Die schroffe Geschlossenheit dieser Charaktere, die schreckliche Gebundenheit ihrer Begriffe, die halsstarrige Beschränktheit dieser Natureinfalt, das sind Elemente mit denen wir oft die Eigenthümlichkeit unserer Altvordern bezeichnen hörten. Um den alten Tischlermeister drängt sich der ganze Verlauf des Drama's, an diesem Eichstamm der nicht mürbe werden will und nicht gefällt werden kann, versucht sich der Sturm des Schicksals und dies Schicksal, aus Familienelend, Hunger, Gram und moralischem Zerwürfniß zusammengesetzt, beschwört der Alte aus seinem eignen Innern herauf. Der Gegensatz des alten Geschlechtes zu einem jüngern, das von halber Bildung erfüllt ist, vom Baume der Erkenntniß eines neuen Zeitalters nascht und sich in einer Dialektik neuer Begriffe über Religion, Ehre und Sitte versucht, dieser Gegensatz in meisterhaften Zügen und Schlägen ist der geistige Gehalt dieses Trauerspiels. Vor allem mächtig auch auf der Bühne war der erste Act; während die zwei andern in ihren Wirkungen quälerischer sind. Sie erinnern an die Gefahr welcher Hebbel sich nicht selten aussetzt. Es ist dies die Gefahr, das Erhabene blos als das Ungeheure zu zeichnen wie in der Judith, oder der Reiz am Seltsamen der leicht zur Burleske führt. Für jede andere, nicht so gewappnete Dichternatur würde es überhaupt zu einer grillenhaften Laune umschlagen, an ein gefallenes Mädchen den Faden eines Drama's zu knüpfen, von der psychologischen Fraglichkeit abgesehen, ob es in der Mädchennatur liegt sich hinzugeben wo sie nicht liebt. — Es wurde in der ersten Darstellung außerordentlich tüchtig gespielt. Marr zeigte uns in dem Alten ein Charakterbild im großen Styl. Die Wirkungen seines Spiels waren erschütternd. Er bewies uns zugleich mit der Darstellung des Ganzen, welche tüchtige Schule er sich an jüngeren Talenten wie Richter, Guttmann u. A. heranbildet. Frln. Unzelmann ersetzte wo es ihr an äußerer Kraft gebricht hier wie immer das Fehlende durch die innere Wahrheit und Innigkeit ihres Spiels.

[Wallenstein.]

Über Wallenstein's Schuld sind uns von Frankreich aus Aufklärungen geworden welche die eilfertigen deutschen Bemühungen, den Helden rein zu waschen, ziemlich genau widerlegen und beseitigen. Außer den Lettres et négociations des Marquis von Feuquières, der 1633 und 1634 französischer außerordentlicher Gesandter in Deutschland war, hat man jetzt aus der königl. Bibliothek zu Paris auch dessen Tagebuch hervorgezogen. Ein Diplomat pflegt in officiellen Berichten nicht immer seine geheimsten Gedanken zu enthüllen; aber jenes bisher weder gekannte, noch benützte Tagebuch in 86 Folioblättern, das den Titel führt: Rélation d'un voyage fait en Allemagne en 1633, par le Marquis de Feuquières, gibt Aufschlüsse die nicht mehr in Zweifel ziehen lassen daß Waldstein mit Frankreich und Schweden heimlich unterhandelte, daß er im Begriff stand die kaiserliche Armee gegen das Haus Östreich zu gebrauchen und im geheimen Einverständniß mit den mißvergnügten Böhmen sich die böhmische Königskrone auf's Haupt zu setzen. Im neuesten Jahrgang von Freiherrn v. Hormayr's Taschenbuch für die vaterländische Geschichte (für 1841) finden wir Friedland's Stellung zum Kaiser und seinen Versuch zum Hochverrath, angeblich von der Feder eines Generals Wagner, von neuem beleuchtet. Die Vorgänge in Eger, wo durch Ille's frohlockende Ankündigung daß am andern Tage die Schweden einrücken würden, die Execution beschleunigt und in einer Weise beschleunigt wurde die man auch in Wien nicht billigte, stehen noch auf einem andern Blatte. Piccolomini, dem die ganze Verantwortlichkeit der Ausführung obgelegen zu haben scheint, war vielleicht froh daß sich Buttler freiwillig zum Schergen anbot und Instructionen annahm die nicht officiell waren. „Wenn Bonaparte, sagt General Wagner, im J. 1815 durch die von Ludwig dem Achtzehnten gegen ihn erlassene Erklärung umgekommen wäre, so hätte man gar nicht sagen können, der König habe es befohlen, aber es wäre doch die Folge seines Befehles gewesen." Die Hauptsache in der Untersuchung blieb, ob die Execution richtig und gesetzlich über Waldstein verhängt wurde, ob er den Versuch zu Hochverrath gemacht und ob er im Sinne seines Zeitalters Hochverräther war. Die neueren deutschen Untersuchungen, namentlich die prahlerische Schrift: „Wallenstein's Proceß vor den Schranken des Weltgerichtes und des K. K. Fiscus zu Prag" hatten uns ja fast glauben machen wollen, Wallenstein sei als ein Opfer elender Intriguen gefallen. Man ging so weit Schiller zu verunglimpfen der in seinem Drama tiefe Blicke in die Natur seines Helden gethan. Sein dichterischer Scharfsinn hat also richtiger gesehen als die Brille der kleinlichen Geschichtsadvocaten von heute.

[Kriegsminister Boyen.]

Ein Artikel aus Königsberg in der Minerva (Septemberheft) erinnert an die militärische Reform die der alte Boyen in Preußen bezweckte, indem er alle Divisionsschulen im Staate aufzuheben und die Candidaten zu Officierstellen den Anfang ihrer Bildung in den Gymnasien machen zu lassen vorschlug. Der junkerhafte Uebermuth der Soldateska würde dann aufhören sich dem Bürgersinn gegenüber zu entwickeln. Der preußische Krieger würde dann, wie zur Zeit der Befreiungskriege und Errichtung der Landwehr, nichts anderes sein als ein bewaffneter Bürger, das preußische Heer nichts anderes als das bewaffnete Volk. Man hat diese Idee des Kriegsministers Boyen jetzt nicht gut geheißen. Man bekennt sich zu ihr nur in Zeiten der Noth.

[Angebliche Reformen der „Europa."]

Ein oberflächlicher Leser der „Europa" schrieb unlängst in der Allgemeinen Zeitung von Leipzig aus von Reformen die wir, wie es schiene, dem Blatte noch vorbehalten hätten. Dieser weht weniger auf Reformen als blos auf Formen erpichte Leipziger Freund macht sich Erwartungen die wohl nur Wenige theilen. Wir begnügen uns, dem Blatte einen andern Inhalt zu geben, indem wir es an dem was das Zeitalter erfüllt betheiligen. Die Umwandlungen im Äußern, mit denen wir unsern Lesern ein Drittheil Text mehr liefern, geschahen eben auch nur in diesem Sinne.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 7. Novbr.	Inhalt: Kaiser Joseph, als Fürst und als Mensch. 1. — Jan von Zelau. Von Alfred Meißner. — Aus Wien — Aus Dresden. — Aus Berlin. — Schriftstellerverein und Schriftstellerversammlung. — Deutsche Sympathien in Dänemark. — Gefängnißreform. — Hormayr. — Deutsche Grenze.	2ter Band. 19. Lieferung.

Kaiser Joseph, als Fürst und als Mensch.

1.

Sie hatten ihm in Wien ein Standbild errichtet, hofften sein Geist werde dann nicht mehr umgehen im Volk und meinten ihn so beseitigt und beigesetzt zu haben. Aber er ist im Herzen des Volkes beigesetzt und das Herz eines Volkes ist ein Mausoleum das seine Kiefern zum Auferstehungsfest der Todten allezeit gern wieder öffnet. Unter dem vorigen Geschlecht, namentlich unter den böhmischen Bauern, lebte sogar noch der Glaube, Kaiser Joseph sei auch leiblich noch nicht todt, aber sie hielten ihn, sagte man, irgendwo unterirdisch in Banden. Wenn alte greise Leute in Böhmen sich das zuflüsterten, halb schüchtern, halb mit verstocktem Trotz, dann schüttelten wohl Manche das Haupt, hörten es aber doch gern, wenn Andere sehr weise thaten mit ihrer fixen Idee; Alle aber, wenn sie überlegten was zu thun sei, hatten ein geheimnißvolles, blödes Lächeln, denn das Unglück der Zeiten lag mitten auf dem schönen Traume wie ein Alp auf den schlaftrunkenen Sinnen. Gab es doch unter uns Leute die an Napoleons Tod nicht glaubten und ihn bald in dieser bald in jener Gestalt, zuletzt als Ibrahim Pascha, wieder erwarteten. Um wieviel mehr hing das Volk in Östreich über Kaiser Joseph solchen Träumen nach, da dieser ihrem Herzen lieb geworden war, da sie in ihm einen Märtyrer seiner guten Zwecke sahen. Auf diese Weise ist er ihnen aber erst recht zur bloßen Mythe geworden. Und seine kurze Herrschaft war auch kein Morgen gewesen, auf den mit hellen wachen Augen ein Lebenstag folgt. Sein Thun und Wirken war mehr bei schwühlem Abend ein Wetterleuchten, auf das in dunkler Nacht und Ferne, auf ganz andern Punkten, ein volles Gewitter für die Menschheit heraufzog. Auf Josephs Wetterleuchten von der Freiheit des Menschengeschlechts folgte in grauser Wildheit der Umsturz in Paris, dessen Donner bis in unsere Tage nachgehallt. Die Zukunft aber, die Östreich in seinem Schooße birgt, kann ihrer Vergangenheit nicht untreu werden, sie wird die Mythe vom Kaiser Joseph zur Wirklichkeit machen. Anders entwickelt sich unter Menschen die Wahrheit nicht; sie tritt immer erst als eine Fabel auf und ihre Heimath heißt dann Utopien; aber sie wächst langsam zur Möglichkeit, zur Wahrscheinlichkeit heran bis sie als leibhafte Wirklichkeit vor uns steht. Kein Volk darf seine Helden aufgeben und wenn sie im Kampf erlagen, weil sie das für ihre Zeit Unmögliche gewollt, dann wirkt die schwärmerische Liebe für ihr Martyrthum erst recht auf Jahrhunderte hin segensreich nach. Oft ist die Erbschaft im Reiche des Gedankens, die ein Fürst seinem Volke hinterläßt, in der That ein ganzes Jahrhundert hindurch ein todter Schatz den erst die kommenden Geschlechter heben, und wenn die fabelhaften Nebel von der Stätte wo er liegt, verschwunden sind, lernt oft erst das dritte, das vierte Geschlecht den schweren Silberbarren, den man vergraben hielt, an's Licht bringen, zertheilen, gebrauchen und münzen. Vieles aber von dem was Joseph als Mensch gewollt und als Fürst nicht gekonnt, ist für uns von heute schon eine gangbare Münze geworden.

Es thut gut, sich mit der wirklichen Gestalt Kaiser Josephs zu beschäftigen und sie des Mythischen das an

ihr haftet zu entkleiden. Die Leidenschaften beider Parteien haben sein Bild entstellt. Die gelehrte Wissenschaft hat ihn frostig behandelt, die officielle seine Regierung zu einem System von Widersinnigkeiten gemacht, während das Volk ihn als seinen Liebling festhielt ohne zu wissen was es an ihm hatte oder heute an ihm haben würde. Vogl's östreichischer Volkskalender für 1846 brachte den Wienern Anekdoten vom Kaiser. Funfzig „geheime Anekdoten von einem der größten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts", im J. 1799 von der Censur verworfen, sind jetzt ohne die Throne Europa's zu gefährden im Druck erschienen. Schuselka brachte die dritte Auflage der Briefe des Kaisers; die Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung lieferten Betrachtungen über den verfehlten türkischen Feldzug und versprechen sein eben so unglückliches Auftreten in Belgien zu schildern. Wir fassen hier zusammen was wir seit Jahr und Tag bei der Beschäftigung mit den Gestalten deutscher Männer aus dem vorigen Jahrhundert über Joseph ermittelten, denn in dieser Beschäftigung leuchtete uns mitten durch wüste Verkümmerung des deutschen Lebens, mitten im idealen Aufschwung und in grenzenloser Niederlage der Nation, sein Bild wie ein schöner, wenn auch untergehender Stern vorauf. Wir verwerfen Joseph's Maximen und sichern uns um so mehr seine Gestalt.

Seine Maximen verwerfen! — Aber auch seine Principien? — Das wollen wir hier zunächst erörtern. Die edelsten Zwecke können durch die unrichtigen Mittel verkümmert werden. Dann sind freilich nur diese schlecht und jene bleiben noch immer rein und unverwerflich stehen. Wenn aber diese Mittel unmittelbar aus den Zwecken entspringen, dann sind sie mit diesen unauflöslich verbunden und auch das Princip ist ein falsches das zu falschen Maximen seine Zuflucht nimmt. Nicht der Gedanke allein rettet die Menschheit, sondern seine Verwirklichung und die Art wie er sich verkörpert. Ein Christenthum das sich den Völkern mit Feuer und Schwert aufdrängt, ist auch falsch im Princip, wie ein Liberalismus der die Schergen der Tyrannei zu den Vollstreckern seiner Gesetze macht. Einen Robespierre, ein Geschöpf des Volkes, kann auch sofort das Volk wieder richten; ein geborner Herrscher der mit despotischer Hand den Völkern den Freiheitsbaum pflanzen will, ist um so gefahrbringender weil er nicht gleich seinen Richter findet. Ein Titus der mit Neronischer Gewaltsamkeit der Menschheit seinen Glückseligkeitstraum verschaffen möchte, ist ein Widerspruch gegen sich selbst, und doch haben wir an Kaiser Joseph diesen lebendigen Widerspruch auf dem Throne, wenn wir wissen was er als Mensch gedacht, gefühlt, gewollt, und was er als Fürst versuchte und wagte. Joseph hat als Herrscher im Grunde nichts weiter und nichts mehr durchsetzen wollen als was 1789 die constituirende Nationalversammlung in Frankreich beschloß. Aber was das Volk beschließt, kann auch das Volk wieder zurücknehmen. Will aber ein Fürst seine Nation, es sei nach Laune oder nach heiliger Ueberzeugung, plötzlich umgestalten, so kann erst sein Nachfolger und nicht ohne Gefahr der gesammten Nationalwohlfahrt die gewaltsame Verkehrung der Dinge in's Geleise zurücklenken, oder er selbst müßte sich zur Umkehr entschließen wie es mit Joseph zum Theil der Fall war. Ein Fürst der plötzlich Knechten befiehlt frei zu sein, wirkt schlimmer als wenn er Menschen die frei sein möchten, den alten Zügel der Despotie noch auf dem Nacken läßt. Gegen diesen lernt eine Opposition die Schule der Selbstvertheidigung, lernt sich die Bahnen eröffnen, in denen ihr Bewußtsein ohne Schaden der Wohlfahrt des Ganzen zum Ziele gelangt. Jener aber der in seinem Freisinn despotisch die Freiheit decretirt, wirkt sinnverwirrend, denn zur letzten Folgerichtigkeit, die darin bestände sich selbst zu entthronen und den Stuhl seiner Herrschaft mit eignen Füßen zu zertrümmern, zu solchem Selbstmord bringt es kein Fürst und so bleibt von seinem guten Wollen und seinem schlechten Vollbringen nichts weiter übrig als das Zwitterding einer Machtvollkommenheit die ihre eigne Ohnmacht beschließt und doch nicht vollführt. Es ist bekannt daß Joseph's Nachfolger nicht Erben seines Geistes waren; aber sie waren Erben einer grenzenlosen Verwirrung aller Formen, alles Inhalts, aller Begriffe, Erben einer Auflösung aller nationalen Bande zu einer Zeit des französischen Umsturzes in welchem nicht blos die Monarchie, sondern auch Gott auf seinem Throne fraglich wurde. Diese Verworrenheit in Östreichs Zuständen war aber die nothwendige Folge der Josephinischen Reformen, mit denen man ernten wollte wo noch nicht gesäet war, säete ohne den Boden zuvor durchpflügt zu haben. Östreich trug in allen seinen Elementen die Nöthigung zu Rückschritten in sich, weil der bezweckte Fortschritt die großartige Liebhaberei eines Fürsten, die schwärmerische Laune eines einzigen edlen Herzens war. Ob man den Rückschritt so edel, so deutsch und treu wie den Fortschritt machte, ob man nicht im Drange der Noth zu Machiavelli's Handbuch seine Zuflucht nahm,

bleibe der Kritik des Geschichtschreibers überlassen. Die Nöthigungen zu dem was geschah, lagen für Kaiser Leopold nahe genug und die Leidenschaft mit der man offen klaffende Wunden statt sie zu heilen nur zu verhüllen suchte, war schwerlich größer als die Leidenschaft die sie schlug. Nicht blos der sparsam nüchterne, mit den Lebensschätzen aus Furcht und Feigheit geizige Verstand, auch das harmlos gute, offene Herz kann fanatisch sein. Dazu führt die schrankenlose Herrschergewalt in beiden Fällen; in ihr, die sich göttlicher Art zu sein dünkt, liegt der Keim des Unglücks nach beiden Seiten. Das Volk kann aber nicht mit dem Fürsten gehen, vielmehr der Fürst mit dem Volke. Joseph's Geschichte, die Geschichte des edelsten Menschen auf dem Throne, ist in diesem Punkte lehrreich genug und durch nichts wird unsere politische Unmündigkeit mehr bewiesen als durch einen Liberalismus der den ganzen Inhalt des Lebens, die ganze Völkerentwickelung seinen abstracten Phrasen opfern möchte. An Östreichs Entwickelung verzweifeln, weil Joseph's Nachfolger an Joseph's Reformen verzweifelten, heißt das Volk dem Herrscher opfern und Freiheit predigen, während man ein Knecht dessen ist der die Freiheit auf falsche Weise verwirklichen wollte. Als Geschenk ist die Freiheit wenig werth, und die Ungarn hatten vollkommen Recht als sie das dictatorisch aufgedrungene Geschenk trotzig von sich wiesen. Die Freiheit ist erst etwas wenn das Volk sich dafür befähigt, sie aus sich selbst gebiert. Der Fürst kann sie nicht schenken, denn er kann dem Körper keine Seele verleihen; er kann der Entwickelung der Kräfte nur zu Hülfe kommen, denn er selbst gehört zum Volk, er mag sich als dessen Kopf oder als dessen Herz fühlen.

Franz Schuselka hat die neue Ausgabe der Briefe Kaiser Joseph's, wie er sagt, »zeitgemäß eingeleitet und erklärt.« Sein Vorwort, seine Zwischenreden und sein Nachwort wimmeln aber von Gedankenlosigkeiten. Das Gewehklage über die angeblichen Bestrebungen, Joseph's großes Werk zu Grunde zu richten, ist schwächlich genug, weil in der Geschichte nichts was Kern hat für immer zu Grunde geht. Geht es auf eine Zeit lang zu Grunde, so hat es diesen Tod verdient und duldet ihn nur um neu und geläuterter wiederaufzuerstehen. Daß Joseph nicht vergebens gelebt, will Schuselka damit beweisen daß es ja noch ein mächtiges Östreich gebe. Er sagt, Östreich sei ein todter Körper gewesen, erst Joseph habe ihm Leben und Lebensbewußtsein eingeflößt und die schlummernden Kräfte seiner Völker geweckt. Dieser Körper kann also nicht todt, sondern schlafend gewesen sein. Ein Fürst gibt aber einem Volke nicht den Geist, da er selbst nur ein Theil des Körpers ist und die Seele im Ganzen, nicht im Theile steckt. Aufgeweckt hat Kaiser Joseph die Kräfte, aufgerufen, sogar aufgewiegelt hat er die Lebensgeister, aber wie der Zauberlehrling hat er die halb wachen und durcheinander taumelnden Schläfer nicht wieder bannen können, obschon er auch das am Ende seines Lebens nothgedrungen versuchte. Es sei gewiß eine wundervolle Fügung, sagt Schuselka, daß dieser Kaiser gerade zur Zeit erschien als Östreich in der äußersten Gefahr der Auflösung gewesen. Dies ist geschichtlich ganz unrichtig. Deutschland, das deutsche Reich, war in völliger Auflösung begriffen als Joseph Kaiser wurde; der siebenjährige Krieg hatte die letzten oberflächlichen Bande gelöst, nachdem der dreißigjährige die Grundsäulen des alten kaiserlichen Deutschlands durcheinandergerüttelt. Was in Östreich noch an Licht und Leben vorhanden sei, sagt Schuselka, das verdanke man Joseph. Ich will das Licht bei Seite lassen, aber vom Leben reden. Leben ist mehr als abstractes Licht, Leben ist Farbe. Das Leben kann in einem Volke bis zum bloßen Vegetiren heruntersinken und diese Vegetation kann noch immer eine blühende sein. Hält diese bloße Vegetation der Volkskräfte sehr lange an, so liegen die Quellen der nationalen Wohlfahrt entweder sehr tief oder wenigstens ganz wo anders als der oberflächliche Liberalismus meint. Seine Existenz, sein Fortbestehen mitten in den Stürmen beim Wechsel beider Jahrhunderte, verdankt Östreich sicherlich mehr den Nachfolgern Joseph's die auf seiner Bahn nicht fortschritten, wie er selbst die Wege zu seinem Ziel zuletzt in Zweifel zog und verließ. Vor den Stürmen der Revolution hätte Joseph durch seine Art zu reformiren so wenig seine Völker bewahrt wie Europa vor der Napoleonischen Weltherrschaft. Belgien und Ungarn standen zuletzt in offenem Aufruhr wider ihn in Waffen. Man wollte ihnen eine Freiheit aufzwingen die sie nicht verstanden, und so nahmen sie sich rasch die Freiheit die ihnen die entsprechende schien. Ein Volk kann so gut und so leicht sich irren wie ein Einzelner, aber ein Volk hat das Recht sich zu irren wenn ein Einzelner, und wäre dieser Einzelne der Fürst, ihm seine eignen Begriffe von Wahrheit, Religion und Sitte aufnöthigen will. Wollte man bei dem edelsten aller Fürsten diesen Grundsatz nicht festhalten, so erschiene es gerechtfertigt wenn Scepterführer anderer Art die Völker nach eignem Gutdünken und je nach dem Grade eigner Bildung oder Tollheit dressiren.

Wie ein Äußerstes das entgegengesetzte Äußerste fordert, so trugen Josephs Maximen die Nöthigung in sich in ihr Gegentheil umzuschlagen, und er selbst, hätte er länger gelebt, war gezwungen in alte verlassene Geleise wieder zurückzulenken. Gleich nach seinem Regierungsantritt erklärte Leopold der Zweite, an die kirchliche Verfassung nicht weiter Hand anlegen zu wollen, den weltlichen Behörden nicht weiter zu gestatten in die Gerechtsame der Geistlichkeit einzugreifen. Das sieht nach einer Nöthigung aus die auf nationalem Boden wurzelt. Leopold ging noch weiter und stellte den Bischöfen anheim, an der Josephinischen Gottesdienstordnung nach Gutdünken zu ändern. Das klingt sogar wie Furcht vor Gewalten die der Herrscher nicht bezwingen zu können schien. Ein klügerer Nachfolger Joseph's hätte vielleicht von den Neuerungen soviel aufrecht erhalten als der weltlichen Oberherrschaft frommte, und was Leopold preisgab, hielt in der That Franz wieder sehr ruhig und kaltblütig fest. Alles aber bewies nur daß die Sitte mächtiger ist als das Gesetz. Zimmermann in seinem Buche über die Einsamkeit lobte höfisch den Josephinischen Regierungseifer in religiösen Dingen und sagte, der Kaiser habe den Katholicismus von aller Unvernunft gereinigt und schiene Luther's Reformation der Deutschen vollenden zu wollen. Vom Wollen aber ist der nächste Schritt das Thun, und der Versuch zur Ausführung edler Absichten ist so wichtig wie die Absicht selbst. Der nüchterne Berliner, Nicolai, kam und kritisirte die östreichischen Zustände in den achtziger Jahren. Joseph sei kein Luther, sagte er einfach und richtig, Luther's Werk sei von unten auf gebaut, aus dem Volke erwachsen, und das Volk sei dazu das Fundament. Joseph's Neubau fing in der That vom Giebel an. Durch Decrete läßt sich aber kein Volk reformiren, und Friedrichs des Zweiten Wort über Joseph, er thue immer den zweiten Schritt bevor er den ersten gethan, war eine schlagende Wahrheit für die Josephinischen Reformen. — In dem Josephinischen Steuergesetz war der leitende Gedanke, Grund und Boden müsse die Hauptlast der Staatsbedürfnisse tragen, und die Grundsteuer ganz gleichmäßig ohne Rücksicht auf Stand und Eigenschaft der Besitzenden vertheilt sein. Mitten in feudalen Verhältnissen die sich dem Mittelalter noch nicht entwunden hatten, die Forderung des Naturrechts, die Forderung einer gleichen Besteuerung aufzustellen, war ein großer Gedanke, und die Größe eben reizte den Kaiser, nur daß ihm die Ruhe fehlte diese Aufgabe auch nach ihrer Schwere zu wägen. Die Kühnheit seines Geistes mußte Verwegenheit werden sobald er durch Gewaltsamkeit ersetzen wollte wo die nachhaltige Kraft gebrach. »Dieses wohlgemeinte Gesetz«, sagt Schuselka, »verunglückte in der Ausführung vollständig. Es zeigte sich, daß die Vorarbeiten zu flüchtig, daß namentlich die Landesvermessung höchst unvollkommen und zum Theil sogar betrügerisch gewesen. Die Herrschaftsbesitzer schrieen über Verletzung ihrer wohlerworbenen Eigenthumsrechte, viele Bürger und Unterthanen klagten daß sie jetzt mehr zahlen müßten als früher. Ueberall gab es Streit zwischen Obrigkeiten und Unterthanen und die zahllosen Feinde des edlen Kaisers erschöpften sich im bittersten Tadel über diese verunglückte Finanzoperation. Der Tod befreite den Kaiser von dem Schmerze über das Mißlingen eines so großen und schwierigen Unternehmens.« Leopold hob das neue System gänzlich auf, Franz benutzte die Hauptgrundsätze davon und führte durch sie, wie Schuselka sagt, »eine in vieler Beziehung preiswürdige Steuerregulirung« durch. — Kaiser Joseph machte durch eine neue allgemeine Gerichtsordnung dem Proceßschlendrian ein Ende, er schaffte den alten Wust der mittelalterlichen Particularrechte so rasch wie möglich bei Seite. »Kaiser Franz«, sagt Schuselka, »strebte seinem großen Onkel rühmlich nach und gab im J. 1811 auf Grundlage des Josephinischen Gesetzes ein vollständiges allgemeines bürgerliches Gesetzbuch von fast durchgängiger Musterhaftigkeit.« Die Todesstrafe schaffte Joseph ab und führte statt ihrer das Schiffziehen ein, eine Strafe die das Mitleid mit den Gequälten bis zur Erbitterung gegen Recht und Gesetz steigerte. Die Gleichheit vor dem Gesetz führte Joseph so streng durch, daß es an Verhöhnung grenzte, wenn er Stabsofficiere und Mitglieder des geheimen Rathes, Grafen und Barone des Reichs, gleich gemeinen Missethätern mit geschornen Köpfen in der Verbrecherjacke und mit Ketten an Händen und Füßen in Wien zur Schaulust des Pöbels die Gassen kehren ließ. Es war gut daß Joseph davon abging, sagt Schuselka, aber er findet es nicht erklärlich, wenn der Adel und die sogenannte bevorzugte Bildung jede Wendung in den östreichischen Dingen benutzte die alten Scheidewände zwischen Hoch und Niedrig mit einer erbitterten Eifersucht wieder aufzurichten. Das Lob, das Schuselka dem Strafgesetzbuch ertheilt welches Kaiser Franz im J. 1803 erließ, ist von sächsischen, selbst von preußischen Rechtskundigen mehrfach bestätigt. Hört man dennoch in östreichischen Landen von Verschleppung der Processe, von Veruntreuung heiliger Geheimnisse von

Nichtswürdigkeiten der Advocatur, von schmuziger Geldgier der Beamten, so ist der Buchstabe des Gesetzes vielleicht doch noch besser als der Usus, die Sitte in diesem Falle schlechter als das Gesetz. Nicht die Herrscher klagt an und ihre nothgedrungenen Maximen, wenn etwas faul im Staate ist. Euer eignes Verhalten stellt vor den innern Richter und säubert den trübgewordenen, fast erblichenen Spiegel Eures Gewissens! Werfet einen Blick in Euer Familienleben, lüftet die dumpfe Schwüle Eurer trägen Gewohnheit, geißelt Euch für den Kitzel der Genußsucht, reiniget Euer System knechtischer Bedürfnisse und wälzet Euch nicht auf dem Pfühl des schwelgerischen Wohlbehagens! Werdet zuvor Spartaner wenn Ihr aus einem versumpften Capua erstehen wollt, und reformirt Euch selbst bevor es Euch nach großen öffentlichen Reformen gelüstet! Die Freiheit ist kein Genuß; sie ist vor Gott und Menschen ein schwerer Dienst.

Es war ein schöner Wahn vom Kaiser Joseph, von den Herrlichkeiten der deutschen Natur und des deutschen Gemüthes so erfüllt zu sein daß er dieser Herrlichkeiten alle Völker seines Reiches theilhaftig machen wollte. Und dieser Germanisirungsproceß, eine Schwärmerei seines Herzens, sollte über Hals und Kopf vollzogen werden. In Ungarn ist der Adel die regierende Nation. Dies eigenthümliche Verhältniß strotzt natürlich von Barbareien wie sie im Gefolge asiatischer Horden naturgemäß sind. Der Geist der Humanität, der gegen Sitte und Geschichte das Menschenrecht aus dem Moder der Zeiten hervorzog, beschloß die Bauern in Ungarn von der Sklaverei zu befreien. Joseph stieß den Contributionsfuß in Ungarn um und decretirte ein neues Steuergesetz nach welchem Bauer und Edelmann gleiche Lasten trugen. »Lediglich von der Entscheidung über die gleiche Besteuerung Ungarns mit den übrigen Provinzen wird es abhängen, schrieb Joseph eigenhändig in einem Erlaß, ob Ungarn im Verhältniß zu den übrigen Erbländern auf gleiche Art mit selben im Handel und Wandel zu begünstigen oder vielmehr im Gegentheil als bloße Colonie zu betrachten sein werde, aus welcher Colonie man durch die möglichste Erschwerung einer mehreren Verbreitung ihrer Kunsterzeugnisse — nur soviel Vortheil als immer möglich ist herauszuziehen trachten müßte.« Das war ohne Zweifel vom Throne herab sehr ehrlich gesprochen; diese Offenheit, man wolle Ungarn wenn es sich nicht füge, blos aussaugen, ist fast allzu naiv. Außer dem neuen Steuerfuß verordnete Joseph den Gerichtshöfen die deutsche Sprache. Er beschied einen Magnaten im J. 1785 brieflich hierüber in folgender Weise: »Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reiches; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben tractiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reiches; demzufolge sind die übrigen Staaten die ich besitze Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Hungarn die wichtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich die Sprache desselben zur Hauptsprache meiner Länder machen; so aber verhält es sich anders.« Hr. Schuselka sagt, Joseph's Verfahren mit Ungarn war der Form nach rechtswidrig. Was die Rechtskenntniß Schuselka's hierbei für Unterschiede macht zwischen Form und Inhalt, ist mir wenigstens dunkel. Mich dünkt, der Herrscher habe auch der Sache nach nie das Recht, einer Nation den Grad seiner subjectiven Bildung aufzunöthigen. Dieser tyrannische Liberalismus hat heutzutage aufgehört; man läßt dem Volke was des Volkes ist. Ungarn hat jetzt kraft eigener Willensmeinung das Latein mit seiner eigenen Sprache vertauscht; es entwickelt immitten einer bäuerischen Wildheit das Schauspiel einer energischen Volkskraft die ihre eigne Entwickelung will. Und schon vier Jahre nach jenem Brief an einen Magnaten sprach Kaiser Joseph auf dem Krankenlager, das er nicht wieder verließ, zu den Abgesandten Ungarns folgende schmerzliche Worte: »Wir haben in Gnaden beschlossen die öffentliche Verwaltung und die Rechtspflege des Königreichs vom nächsten Monat ab (Mai 1790) wieder ganz auf den Fuß zu setzen auf dem sie waren als Wir nach dem Hinscheiden Ihrer geheiligten Majestät, der verwittweten Kaiserin und apostolischen Königin, Unserer geliebtesten Frau Mutter, das Staatsruder übernommen haben. Wir hatten seit Unserem Regierungsantritt in der öffentlichen Verwaltung Eines und das Andere aus Eifer für das allgemeine Beste und blos in der Hoffnung abgeändert daß ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran ein Wohlbehagen finden werdet. Jetzt haben Wir Uns überzeugt daß ihr der alten Verwaltungsart den Vorzug gebt und in ihr allein nur Glückseligkeit suchet und findet; Wir wollen also nicht anstehen eure Wünsche zu erfüllen. — Dabei ist es aber Unser Wille daß Unser Toleranzedict, dann die Anordnungen über die Einrichtungen der Pfarrer, sowie die wegen der Unterthanen, sowohl ihre Behandlung als ihr Verhältniß zu den Grundherren betreffend, in ihrer Kraft verbleiben.« — Die

Ungarn brachen über den Widerruf des Kaisers in tollen Jubel aus, ein Jubel, dem selbst die Nachricht vom Tode Joseph's keine Schranken setzte.

Zwischen dem Erlaß und der Aufhebung des Mandates gegen die Ungarn lagen Vorfälle die die letztere nöthig machten. Der Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Kanzler des Königreichs, Grafen Palfi, geben uns den interessanten Aufschluß, wie emsig Joseph persönlich bemüht gewesen die Ungarn von dem Heil seiner Maßregeln zu überzeugen. Er läßt sich mit den Magnaten förmlich in hitzige Disputationen ein und während auf Seiten dieser doch immer trotz dem versteckten Groll die Ehrfurcht vor der Majestät die Sprache zügelt, ergeht sich der Kaiser, vom Geist der Aufklärung erfüllt, triumphirend über die alte feudale Finsterniß der Welt. Es ist nicht gut, wenn der Herrscher zugleich den Docenten macht. Erzieher des Volkes zu sein, ist eine glorreiche Aufgabe; aber sich ihm als Präceptor aufdrängen, während die Schergen der Macht hinter ihm stehen um seine Lehrsätze zu unterstützen, zwingt uns immer ein Lächeln ab; die beste Weisheit eines Fürsten, welche Lictoren mit Ruthen und Beil vor sich herschickt, macht schlechte Propaganda. — In der Reform der Kirche nahm Joseph dieselbe Stellung wie gegen die Völker ein. Hätte er sich damit begnügt Roms weltliche Geltung in seinen Staaten aufzuheben, er hätte segensreich gewirkt. Aber er ging weiter. Während er den Völkern neue Sitten und Gewohnheiten aufzwingen wollte, erklärte er zugleich ihre Freiheit von der Kirche. Was war natürlicher als daß sich Völker und Kirche gegen ihn verschworen! Es war ihm nicht genug, den gottesdienstlichen Usus von altem Aberglauben zu reinigen, er rief das noch unmündige Volk gegen die Tyrannei seiner Seelsorger auf, er hielt die gesunde Vernunft für so mächtig, die Menschheit für so reif daß über Nacht der ganze alte morsche Bau der Welt sich in ein lachendes Haus voll Glück, Heiterkeit und allgemeiner Bruderliebe verwandeln werde. Wenn er im Zeitraume von acht Jahren 700 Klöster aufhob und Östreich von 36,000 Mönchen befreite, wenn er 1000 Volksschulen gründete, so war das glorreich für alle Zeit. Aber er that mehr, und das Mehr hob das Etwas das er wirkte wieder auf. Er wartete nicht ab, bis die Saat die er gesäet aufging, er wollte gleich im Frühling ernten. Er wollte die ganze, im Volksherzen eingenistete Herrschaft der Geistlichen über die Gemüther ausrotten. Schon zur Zeit Maria Theresia's war der Jesuitenorden aufgehoben, der Vermehrung der Klöster Schranken gesetzt, das Vermögen der Mönche besteuert, deren Zeugenschaft bei Testamenten verboten, die Klosterkerker geschlossen, den Pilgrimmen nach Rom Pässe verweigert, die Bulle In coena Domini entkräftet, keine Excommunication kam in Ausführung, kein päpstlicher Erlaß hatte Gültigkeit ohne das placitum regium. Dafür rächte man sich in Rom und versagte der gestorbenen Kaiserin das Todtenamt im Sanct Peter. »Mir gilt es gleich«, sagte Joseph, »ob dieser Bischof von Rom höflich oder grob ist!« Aber sein guter Humor ging in Erbitterung über und statt ruhig seiner Sache gewiß zu sein, rief er die gesammte Hierarchie zum Kampf in die Schranken. Der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Königgrätz und Laibach waren treue Gehülfen des Kaisers. Um Deutschland von Rom zu befreien, hätte er eine deutsche katholische Kirche mit einem deutschen Primas gründen müssen. Statt dessen, berauscht von der Philanthropie seines guten Herzens, rechnete er auf die Aufklärung des Jahrhunderts die sich doch an dem Gift des Voltaireschen Hohnes nährte, wenig Zeugungskraft in sich trug und nicht rein genug war, um Joseph's Bundesgenossin zu sein. »Ein Reich das ich regiere«, schrieb Joseph dreist und offen, »muß nach meinen Grundsätzen beherrschet, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angebornen Freiheit gesetzt werden. Das Mönchthum hat in Östreich überhand genommen; die Anzahl der Stifter und Klöster ist zum außerordentlichen emporgestiegen. Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieser Leute beinahe kein Recht über ihre Personen gehabt, und sie sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staat, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen und bei jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden. — Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggerissen, wenn ich Andromache's Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrstühlen meiner Universitäten verbannet, und den blos beschaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeschaffen habe, dann mögen vielleicht einige von der Zelotenpartei anders von meinen Reformen räsonniren. Ich habe ein schweres Geschäft vor mir. Ich soll das Heer der Mönche reduciren, soll Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschorenem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfällt und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben als irgend etwas welches nur immer einen Eindruck

auf den menschlichen Geist machen konnte!« War hiermit die Schwere der Aufgabe ausgesprochen, so mußte man auch Politiker genug sein um ihre Ausführung nicht obenhin zu versuchen. Statt Prälaten zu gewinnen, weil man ihrer im Kampfe gegen Rom bedurfte, zwang man sie sich hinter den alten Bollwerken der Finsterniß zu verschanzen. Der Cardinalerzbischof von Wien, Graf Migazzi, dem man mit Recht sein zweites Bisthum entzog, stand an der Spitze der hierarchischen Partei gegen die Neuerungen des Kaisers. Der Erzbischof von Gran, Graf Bathyany, trat dem verderbenschwangern Bündniß bei; der Kurfürst Erzbischof von Trier, Clemens Wenzel, hatte die besten jesuitischen Federn gegen den Kaiser in Sold. Joseph war gutes Muthes genug, sich auf die Proteste der Bischöfe eigenhändig in einen Briefwechsel mit ihnen einzulassen, und während er die Ermahnungsschreiben von Rom bald mit lakonischem Witz, bald mit der Grazie und Feinheit des Cavaliers, bald mit dem ganzen Selbstgefühl des aufgeklärten Freigeistes beantwortete, zettelte er mit den deutschen Prälaten gelehrte und spitzfindige Dispute schriftlich an. Und hier überhebt sich nicht selten der Fürst in seiner Leidenschaft für das Gute und Rechte; er wird in seinen Briefen gegen die Bischöfe zum polemisirenden Pamphletisten, wenn er sie schändlicher Geldschneidereien, »Messe-Schnappereien«, wie er sagt, bezüchtigt und von Bubenstücken hinter den Klostermauern spricht. Diese hätte der Arm seiner weltlichen Gerichtsbarkeit erreichen sollen; das Oberhaupt des Staates durfte sich nicht in moralischen Disputationen über sie ausschütten. Wenn er stark als Fürst war und an einzelnen Fällen die ganze Macht seines festen Willens erhärtete, dann mußte die Scham sich in sich selbst verkriechen, statt daß sie jetzt im Bunde mit der Erbitterung, der Bosheit und Finsterniß schaarenweis gegen ihn in Waffen trat. Das Volk saß noch zu tief in Aberglauben, um plötzlich die Ketten des geistlichen Zwanges abzuwerfen und mit lautem Jubel zur Fahne seines Kaisers zu schwören. Der Adel zog mit Bewußtsein die geistlichen Bande den weltlichen vor, denn die Freiheit die man vom Thron verkündete, brachte Ketten für ihn. In den untern Gegenden der Gesellschaft schreckte das grelle Licht die blöden, an Dämmerung gewöhnten Augen und in der geistlichen Obhut ward ihnen wieder warm und wohl. In der kühlen Zugluft der steilen Höhe auf die Joseph sein Volk erheben wollte, bluteten Viele plötzlich aus allen Poren und die sich mit ihm hinaufgewagt, liefen eilig in den weichen Sumpf des tiefen Thales hinunter. Es war Joseph's Fehler, es der Geistlichkeit und Aristokratie zu leicht zu machen, alle Gewalten Himmels und der Erde gegen ihn aufzurufen. Und in diesem Kampf erlag sein gutes, großes Herz. Ein weniger edler Mensch wäre leichter ein besserer Regent gewesen. Er erlebte es daß seine eignen Völker sich gegen die Gesetze der Humanität zusammenrotteten, in den Niederlanden die Edlen der Nation im Bunde mit den Priestern sich an die Spitze des Pöbels gegen ihn stellten. Dies hatte ihn schon einige Jahre vor seinem Tode, wie die Leute sagen, tiefsinnig, wenigstens schwermüthig gemacht. Schon 1787 schrieb er an Trautmannsdorf nach den Niederlanden: »In der That, es kann der Bemerkung eines Philosophen nicht entgehen daß seit einiger Zeit ein Geist der Widersetzlichkeit sich über Europa verbreitet, der um so mehr Epoche machen muß, da wir in einem Jahrhundert sind wo gute Könige regieren. Man war beim Emporkommen der Philosophie in einem täuschenden Zustande, hatte sich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben und mehrere Folgsamkeit für unsere Gesetze versprochen, da sie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gutgesinnten Unterthans sein müßte. Es würde vielleicht zum Labyrinth des menschlichen Geistes sein, wenn man die Ursachen, die soviele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hierin aufspüren wollte.« — Und an einen Freund schreibt er in demselben Jahre: »Ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen sein lassen die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen, mir Mühe gegeben das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den Thron bestiegen, habe ich mehrmalen Beweise davon abgelegt daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenschaft sei, daß ich zur Befriedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe und selbst keine Qualen scheue und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Absichten näher bringen die ich mir vorgesetzt habe. Und dem ohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widersetzlichkeiten von solchen von welchen ich es am wenigsten vermuthen konnte. Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Unterthanen nicht. — Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre daß ich von der Vorsehung dazu bestimmt sei, mein Diadem mit all der Last der Verbindlichkeiten zu tragen die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage und der Wunsch: nicht zu sein, diejenige meiner Empfindungen sein die sich unwillkürlich

meinem Geist darstellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt und hoffe daß, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiischer dasjenige untersuchen und prüfen, auch beurtheilen wird was ich für mein Volk gethan.«

Zu dieser Nachwelt die er zum Richten über ihn beruft, gehören nun auch wir und wir müssen, je höher wir den Menschen im Kaiser stellen, den Fürsten in ihm verwerfen. Die Geschichte lieferte uns eine so große Reihe von absoluten Herrschern, die das Böse das sie gewollt auch konnten. Und nun stellte sie uns einen erhabenen Menschen auf den Thron, der nur Gutes gewollt und dies Gute nicht auszuführen vermochte. Alles für das Volk und nichts mit dem Volke! Darin liegt der Fluch der alten Formen des Herrschens. Man kann aber ein Volk nicht durch Decrete erziehen, man kann ihm nur helfen sich selbst heranzubilden; nur soweit seine Einsicht reicht, kann es frei und glücklich sein.

Sind wir nun mit dem Fürsten in Kaiser Joseph fertig, so können wir uns um so mehr mit ganzer Hingebung dem Menschen in ihm widmen und an seiner edlen Natur uns weiden. — —

Dreiundzwanzig Jahre alt ward Joseph schon römischer König, ein Jahr später Mitregent in den Staaten Maria Theresiens. Er war, ein halbes Jahr alt, das Kind gewesen, mit dem auf dem Arme die erhabne Frau hülfeflehend in der Reichsversammlung der Ungarn erschien und die Nation wilder Männer zum Beistand in dem großen Leid ihres Hauses beschwor. Sie wußten nicht daß der Knabe den sie am Busen trug, ihnen dereinst so tyrannisch gebieten würde, der Freiheit zu huldigen wie er sie verstand. Sie gedachten auch nicht daß man je von ihnen den Eid der Treue in anderer Sprache als in ihrer eigenen fordern würde. Die Kaiserin kam als Weib, und die rührende Gestalt der Mutterliebe begeisterte die Magyaren zu schwärmerischem Enthusiasmus. — Den heranwachsenden Knaben Joseph umrauschte von fern das Waffengeklirr des Erbfolgekrieges und der schlesischen Feldzüge. Seine rasche feurige Einbildungskraft sann auf nichts als auf Krieg und er durfte doch nur davon träumen. Er lernte rasch, faßte heiß und innig auf was ihn reizte; ihn quälte nichts als das passive Phlegma rings um ihn her. Die ungestüme Hast, das feurige Blut in seinen Adern war das lothringische Erbtheil von Seiten des Vaters und er fühlte sich im entschiedenen Gegensatz zu der ruhigen, gemessenen Ehrbarkeit der mütterlichen Seite des Hauses, dessen friedfertige Behaglichkeit sich an Maria Theresiens Hofe noch stark hinter spanischer Etikette und Grandezza verschanzt hielt. Der leichtbewegte Sinn in Joseph war aber nicht wie beim kaiserlichen Vater lediglich Sanguinismus; sein Temperament war um ein gut Theil mit der soliden Sanftmuth der Habsburgischen Mutter versetzt und in diesem Gemisch hielt sich sein heißblutiges Herz von allem fern was nur die Oberfläche der Erscheinungswelt berührt. Ihn reizte nicht der Schein, kein Blendwerk der Sinne führte seinen Geist abseiten. Er war nicht sinnlich, aber er war zärtlich und graziös. Er war gewandt, fein und sanft, ein schmeichlerischer Genius spielte um seine leise geschwungene Lippe, eine strahlende Anmuth thronte auf der schönen hohen Stirn, aber den Aufschwung seiner Gedanken hielt schon von früh eine weiche Schwermuth gefangen und in dem blauen seelenvollen Auge spiegelte sich der Tiefsinn eines liebevollen Gemüthes. — Joseph war Jüngling als der siebenjährige Krieg ausbrach. Kurz zuvor hatte eine schwere Krankheit seinen zarten Körper erschüttert; um so empfindsamer und innerlicher nahm er Theil an den Bewegungen der Welt. Held Friedrich wurde das Bild seiner Träume und die Gestalt seines wachen Denkens, und doch war es der Feind seines Hauses, für den er im Stillen schwärmte, den er »nicht laut bewundern durfte.« Mitten im Paradeleben an der Hofburg hatte er im Geheimen seinen spartanischen Cultus, trug sich sehr einfach, verachtete und bespöttelte das Ceremoniell, verschmähte alle üppige Bequemlichkeit, setzte auch gern seine Tafel auf Kriegsfuß und schlief auf einem kargen Feldbett. Die Weiber beschäftigten ihn nicht weil sein Held sie nicht mochte, und sein feurig empfindendes Herz blieb keusch und rein. Nicht weil die »Keuschheitscommissarien« der kaiserlichen »Frau Muhter« ihn bewachten, weil sein idealer Schwung ihn über die Bedürftigkeit der Creatur hinweghob, blieb er, ein Apollino an Sinn und Gestalt, ein spartanisch geschulter Mensch am Hofe. Eine solche Jünglingsnatur ist um so eifriger der Freundschaft offen; auch der gequälte und geknechtete Königsjüngling Friedrich dessen Seele nicht frei blieb von Ausartungen der Creatur, war in seiner Blüthe ein schwärmerischer Freund gewesen. Wir wissen nicht welches Herz Joseph in seiner Jugend sich gelehnt; er an hatte auch später Freunde, auch als Kaiser hatte er Stunden wo der ganze Mensch in ihm hervorbrach und sich nach Mittheilung sehnte. Es sind Briefe solcher Art von ihm vorhanden. Vielleicht trug er seine ersten Begeisterungen still in sich herum; sie wurzelten

dann um so tiefer, auch wohl um so eigensinniger. Der siebenjährige Krieg und die Siege seines Helden auf der Seite der Feinde hinterließen unvertilgbare Spuren in Joseph's Gemüth. Für Friedrich der einer Welt in Waffen gegenüber stand, kämpfte die öffentliche Meinung in Deutschland; man hielt ihn, während er für seine Hausinteressen und seine Selbsterhaltung den Degen zog, für den Streiter für Licht und Aufklärung. Man fühlte preußisch in Deutschland, weil man sich des Elends des allgemeinen deutschen Daseins schämte und an dies Preußenthum den Sieg der guten Sache knüpfte. So war es fast immer in deutschen Dingen; zur Zeit der Noth und des Kriegsdranges schwört man gern zu den preußischen Fahnen und in den Friedenstagen erfüllt Preußen selten eine von den Hoffnungen die man an seine Siege knüpfte. Der Jubel über Friedrichs Triumphe hallte in ganz Deutschland, auch im Feldlager der Süddeutschen nach und zu Wien in seiner Hofburg zitterte — nicht ein Kaiser, aber wohl in heimlicher Lust das Herz des kaiserlichen Jünglings. Das hat, dünkt mich, sehr tief in Joseph's Seele Wurzel gefaßt daß die öffentliche Meinung, die aufgeklärte Bildung des Zeitalters, auf Friedrichs Seite stand, weil sie in ihm einen Kämpfer gegen Aberglauben und Finsterniß sah, und Joseph, selbst ein Sohn dieser Aufklärung der neuen Zeit, hielt dann später auf seinem eignen Grund und Boden den Sieg gegen alte Satzung und Sitte, gegen die schwühle dumpfe Welt um sich her, für eben so leicht. Leicht war es aber auch jenem Friedrich nicht geworden; erst in der allerhöchsten Noth, in der Todesgefahr für sich und seinen Staat war er zum Helden erwachsen, davon abgesehen, welchen urbar gemachten Boden er vor sich fand, einen Boden den der große Kurfürst durchfurcht, ein königlicher Corporal mit seiner rechtschaffenen Ordnungsliebe bestellt hatte. Friedrich hatte es also seinerseits auch wieder leichter. Er hatte keinen Kampf mit Rom und der alten Kirche zu bestehen, er durfte ungestraft auf dem Throne den französischen Skeptiker machen, durfte mit Voltaire Arm in Arm den alten Gott in seinem Himmel und in seiner Offenbarung verspotten und hatte an der rechtschaffenen Altgläubigkeit und Treue seines Volkes doch hinlänglich eine Handhabe um sicher regieren zu können. Friedrich's Egoismus konnte sich auch auf sich und seinen Erbstaat mit seiner ganzen Kraft beschränken. Joseph war zu einem Kaiser des alten deutschen Reichs berufen, und sein empfängliches Herz hatte auch dafür Schwärmerei, Liebe und Ehrgeiz genug. Hier waren die alten Bande längst erschlafft. Aber es galt hier eben aus Trümmern eine neue Welt zu schaffen. Und es war nicht lediglich Phantasterei, das römisch deutsche Kaiserthum mit neuem Geist befruchten zu wollen. Wenigstens war Joseph seiner Zeit nicht der Einzige der diesen Traum zu verwirklichen für möglich hielt. »Im Reiche,« sagt der ältere Moser (in seinem Artikel »von der Landeshoheit überhaupt,« S. 288), »im Reiche ist freilich die Thür schon aus den Angeln und der Wagen aus dem Geleis. Aber die Gesetze sind noch da, es kommt nur auf den Willen an, und darin steckt die größte Kunst, das noch nicht entdeckte Geheimniß: die Herren und Häupter unseres teutschen Vaterlandes zu bewegen das zu wollen was sie wollen sollten.« (S. auch: »Von dem teutschen Nationalgeist.«) Und Justus Möser, unser Advocatus patriae, pries damals die alte Herrlichkeit und beklagte die verfallende. Er machte Entwürfe die eingeschlafenen Stadtbürger zu wecken und durch tüchtige patriotische Erziehung ein neues Geschlecht heranzuziehen »das man durch Tractate nicht mehr zu Sklaven machen könne.« In Folge despotischer Fürstengewalt die als eine ungeheure Masse alle untern Federkräfte niederdrücke, seien wir, sagte er, so gar ruhig und ordentlich geworden, aber diese Ruhe sei Tod, diese Ordnung ein Beinhaus. Eine Verfassung die den Leidenschaften keinen Spielraum gebe, sagte er, tauge nur für Schafmenschen. Wohl erfordere es mehr Klugheit und Macht die Ordnung unter tausend Löwen zu erhalten, aber es sei eines muthigen Mannes würdiger diese zu regieren, ja ihr Futterknecht zu sein, als ein oberster Schäfer und eine Herde frommes Vieh vor sich herzutreiben. »Da hebt der Geist sich nicht aus seinem gewöhnlichen Standort, die Seele umfaßt keine große Sphäre und der Mensch bleibt das ordinäre Vieh was wir täglich sehen und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen.« Kaiser Joseph wollte nicht über »Viecher« regieren; aber er fehlte eben darin Menschen vorauszusetzen statt sie heranzubilden, Menschen von so heißem Wahrheitsdrang wie er selber war. Ein jugendlicher Schwärmer, nicht ein in Menschenkenntniß gereifter Mann ergriff er das gewaltige Scepter, vor keinem kühnen Plan schreckte sein in sich heller Geist zurück, aber je umfassender sein Blick, je weitsichtiger sein Auge, desto mehr tappte seine Hand in nächster Nähe unsicher umher; die Größe seiner Aufgabe reizte, begeisterte, beglückte, aber sie betäubte ihn auch. Im Gehirne unseres großen Dichters dämmerte noch nicht die Gestalt jenes Marquis Posa und Deutschland lieferte sie schon

in der Wirklichkeit, lieferte sie nicht in einem Jüngling der vor den Stufen des Thrones stand, sondern diese Stufen selbst bestieg. Ein unendlich großes Herz überflügelte in ihm den doch sonst auch so hellen Verstand.

So lange Joseph blos Mitregent seiner kaiserlichen »Frau Muhter« war, blieb seine Schöpfungslust in jeder Weise gehemmt. Im baierschen Erbfolgekriege, dem sogenannten »Zwetschkenrummel«, übernahm er selbst das Commando, sah aber durch den Kriegsrath in Wien jeden seiner Schritte hintertrieben und mußte sich ohne seinem Drange, sich mit Friedrich zu messen, genügen zu können, auf bloße Beobachtung des Feindes beschränken. Die Jahre vorher hatte er zu Reisen in allen seinen Staaten und durch Europa benutzt. Seine innern Anschauungen standen, wie es bei Ideologen der Fall ist, schon fest eh' er die Welt sah; wo er jedoch eingriff, da waren seine Wirkungen von ganz neuer, eigenthümlicher Art. Höchst bezeichnend war sein Auftreten in Rom. Clemens der Dreizehnte war gestorben und das Cardinalcollegium trat zusammen. Kaum hörte man, der deutsche Imperator nahe, als der päpstliche Generalpostmeister sammt einer Legion von Pferden, Abtheilungen von Infanterie und Cavallerie ihm entgegeneilte. Er kam aber ohne den Kaiser und mit der Kunde zurück, dieser werde erst am nächsten Tage seinen Einzug halten. In Rom war alles in höchster Spannung, man traf glänzende Vorbereitungen zum Empfang, alle Parteien putzten sich heraus und die Schlüsselsoldaten in militaribus und in pontificalibus liefen Tag und Nacht in großem Kostüm ängstlich durch einander. Plötzlich hieß es, der Kaiser sei in einer einfachen Kalesche schon angelangt. Das Volk sammelte sich auf den Plätzen und umstürmte in großen Haufen das Haus, nachdem man endlich erfahren wo der »Graf von Falkenstein« abgestiegen. Ehrenwache und Deputationen, ihn zu bewillkommnen, lehnte Joseph ab; er wollte sein Incognito beibehalten. Aber des römischen Volkes Staunen ging in lauten Jubel über, wenn er in der einfachen grünen Uniform durch die Straßen schritt, die alten Bauwerke besuchte und sinnend auf den Trümmerstätten ehemaliger Größe verweilte. So durch die Straßen schlendernd stieß er auch auf Ganganelli, hielt ihn an und fragte wer er sei. Ein armer Priester und Professor der das Kleid des heiligen Franciscus trägt! sagte Ganganelli. Beide sahen sich mit stiller Verwunderung und mit geheimer Neugier an; der größte Kaiser und der größte Papst des Jahrhunderts machten sich eine stumme Verbeugung und diese einfache Begegnung auf der Gasse war eben so unerhört wie der Zufall wunderbar. Und in eben dem grünen Rock mit Reiterstiefeln, den Degen an der Seite, ging Kaiser Joseph in's Conclave. Es war bisher niemand gestattet, verstieß gegen alles geheiligte Ceremoniell, bewaffnet im Conclave zu erscheinen. Die Cardinäle im üppigen Pomp ihres Purpurs steckten die Köpfe zusammen; sie waren zu sehr voll Furcht um ihren Unmuth laut zu machen und waren doch auch wieder zu empört um aus Furcht zu schweigen. War doch die Kirche Gottes in Gefahr, wenn das Vorrecht der heiligen Väter nichts mehr galt, ein weltlicher Herrscher mitten in Rom und vielleicht nur aus Unwissenheit eine Sünde wider den heiligen Geist beging. Joseph sagte zu den erschrockenen Cardinälen, er wisse um das alte Gesetz, aber er habe zu spät daran gedacht; wenn er Anstoß errege, so wolle er seinen Degen abschnallen. Und er legte somit seine Waffe auf den Tisch vor den geistlichen Herren nieder. Cardinal Albani, voll priesterlichem Hochmuth im Innern, aber doch voll diplomatischer Demuth im Äußern, fand endlich ein wenig Witz bereit um dem heiligen Collegium aus der unglückseligen Klemme zu helfen. Wer die Kirche Gottes zu schützen habe, dürfe sich wohl überall die Waffen erlauben! sagte er mit etwas Salbung und mit eben soviel bonne mine. Der Kaiser aber sagte ihnen offen heraus was er wünsche und verlange. Er erwarte, sprach er, daß die Cardinäle in so wichtiger Zeit ohne Vorurtheil und ohne Parteilichkeit den Geschicktesten zum Papst erwählten und wenn die Wahl auch ein ganzes Jahr dauern sollte ehe sie den Besten aus der Christenheit herausfänden. Auch wenn man nur wieder, sagte Joseph, einen Benedict, wie der Vierzehnte war, ausmittelte, so würde der Gewinn doch schon groß genug sein. — Die Cardinäle empfahlen als er ging, die Kirche seinem Schutze. Ja, ganz gut, erwiederte Joseph, aber der Papst ist auch ein Souverän, muß also nicht blind handeln, sondern mit offenen Augen; er muß nicht blos den alten Usus der Kirche, sonder auch Politik verstehen, d. h. den Nothwendigkeiten Gewicht beilegen, sich die weltlichen Fürsten zu Freunden und nicht zu Feinden machen. Anders ginge es nicht mehr! — Und die Cardinäle wählten, zugleich auch auf Betrieb der Bourbonischen Höfe, wirklich jenen Ganganelli, der als Clemens der Vierzehnte den Stuhl Petri bestieg und vier Jahre darauf die Gesellschaft Jesu aufhob.

Gegen diesen Orden theilte Joseph den ganzen

Abscheu der aufgeklärten Köpfe seines Zeitalters und es ist, obwohl nicht geschichtlich nachweisbar, doch begreiflich daß seine Anwesenheit in Rom zur Zeit des Conclave lebhaft mitwirkte, denjenigen Candidaten zu wählen der einem Pombal, einem Choiseul und den Höfen von Lissabon, Madrid und Paris zur alsbaldigen Aufhebung der Jesuiten eine ziemlich sichere Gewährschaft bot. In einem Briefe an den bekannten Granden von Spanien, Grafen Aranda, vom Juli 1773 aus Wien gegeben, bevor noch Clemens Ganganelli die Bulle: **Dominus ac redemptor noster** erließ, finden wir Joseph's Ansicht über die Jesuiten umfassend ausgesprochen. »Ehe sie in Deutschland bekannt geworden«, schreibt der Kaiser, »war die Religion Christi eine Glückseligkeitslehre der Völker. Sie haben sie zum empörenden Bild umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. Ein Institut das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europa's entwarf, das eine Universalherrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht und in diesem Gesichtspunkt alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Luisfons sein. Das Synedrion dieser Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerk ihrer Pläne gemacht. Ihre Intoleranz war Ursache daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und sie sind Urheber des abscheulichen Edicts von Nantes geworden. Der mächtige Einfluß den sie über die Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. Ferdinand der Zweite und Leopold der Erste sind ihre Gönner bis zum letzten Hauche ihres Lebens gewesen. Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weisen Führung anvertraut. Man weiß zu sehr welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Pläne sie ausgeführt, welche Fesseln sie den Nationen auferlegt. — Es ist mir nicht unbekannt daß außer dem großen Clemens die Minister der Bourbonischen Höfe und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. Die Nachwelt wird einst ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und wird ihnen in dem Tempel des Ruhmes Altäre errichten. Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diejenige Menschengattung hassen die einen Fenelon verfolgt und welche die Bulle **In coena Domini** hervorgebracht die soviel Verachtung für Rom erzeugt.« —

Diese Bulle welche am grünen Donnerstag in allen römischen Kirchen alle Ketzer und Beschützer der Ketzer verflucht, wurde schon vor den Jesuiten erlassen, aber von Paul dem Dritten der die Gesellschaft Jesu bestätigte, erneuert und erweitert. Joseph ließ sie aus dem Ritual reißen, Clemens stellte ihre Verlesung ein; förmlich aufgehoben wurde sie noch nie. —

Jan von Zelau.

Von **Alfred Meißner***).

Jan von Zelau, fürchterlicher Mann,
Deine Macht ist seltsam, nicht zu sagen!
Von der Kanzel weißt du in den Bann
Düstern Wahnsinns jedes Herz zu schlagen.
Von der Lippe schießt das wilde Wort
Wie ein dunkelrother Blutstrom fort,
Schäumt und reißt in schwindelnder Bethörung
Jedes Herz durch Klippen der Zerstörung
Dorthin, wo das Denken wird ein Brüten,
Dorthin, wo der Schmerz wird Raserei,
Jeder Klageruf ein Weheschrei,
Jedes Thun ein namenloses Wüthen.

Bruder! ruft er, habt ihr den vergessen,
Der einst hier auf dieser Kanzel stand
Und des Wortes Blitz herabgesandt
Auf der Pfaffen Thun und ihr Vermessen?
Er ist todt! Sie haben ihn geschlachtet
Und dem Herrn geopfert seinen Mord,
Doch ihr Hochmuth bäumt sich fort und fort
Daß er nach der Erde Herrschaft trachtet.
Faßt ihr nicht den Muth ihn abzuwehren,
Werft ihr nicht den Satan in's Verließ,
Wird zur Wüste er die Erde kehren,
Die der Herr erschuf als Paradies.

*) Aus des Dichters „Žiška", einem Cyclus von Gesängen die das Leben dieses böhmischen Glaubens- und Kriegshelden zum Gegenstand haben. Von Meißner, der selbst Böhme ist, obschon als Enkel des Skizzen-Meißner von sächsischer Herkunft, erschien bisher nur eine Sammlung von Gedichten die jetzt vermehrt eine neue Auflage erlebt. Ihr schöner Tiefsinn gewann sich viele Freunde. Meißners Ziska erscheint zu Anfang November in Leipzig bei F. Ludwig Herbig. D. Herausg.

— Wilder flammt sein Aug' und immer wilder
Und er zeigt dem Volk umher zwei Bilder.

Unsern Heiland sieht man auf dem Einen
In Jerusalem den Einzug haltend,
Demuthvoll den dürft'gen Mantel faltend,
Segnend rings die Armen und die Kleinen,
Die Apostel barfuß ihn umschreiten
Und am Zaum die Eselin geleiten.

Doch das zweite zeigt den Schlüsselhälter
Petri vor des Vatikanes Thoren,
Zeigt den Papst auf goldgeschirrtem Zelter,
Der am Seil geführt wird von zwei Mohren.
Pröbste folgen nach mit Cardinalen,
Spielervolk mit Trommeln und Cymbalen.

Spricht der Mönch: in diesem Doppelbilde
O erkennt es, wie die Klerisei
Vom Gesetz der Demuth und der Milde
Abgefallen bis zur Tyrannei,
Die von Noth und Thränen unerschüttert
Sich vom Wahn der gläub'gen Armuth füttert.

Armer Hirte, der du bitter darben
Mußt auf deinem Feld bei reichen Hürden,
Armer Bauer, mit der Hand voll Narben,
Der du hungern mußt bei deinen Garben
Fast erdrückt von deines Frohnes Bürden,
O begriffest du es doch einmal,
Daß der Pfaff nur Schuld an deiner Qual.

Du bist arm, doch arm durch dein Verschulden,
Weil du glaubst dem Wort voll bittren Spott,
Daß der Mensch auf Erden ist zum Dulden
Und daß alle Herrschaft kommt von Gott.
Wenn das Herz dir in Erbittrung schlägt,
Daß dein Nacken noch am Joche trägt,
Daß ein Mensch dich jaget, wie ein Wild,
Dich, den Menschen, Gottes Ebenbild —
Wenn dein Arm schon aufzuckt, drein zu schlagen,
Spricht der Pfaff: dein Heil ist im Ertragen.
Und er höhnet dich mit seinem bleichen
Märchen vom Vergelt in Himmelsreichen!

Glaubet! der dort auf der Es'lin Füllen
Mit der Hand voll Segen und Erbarmen,
Er, der nicht verschmäht solch' dürft'ge Hüllen,
Um sein Wort zu predigen den Armen —
Kennt nicht jene, die in Gold und Seide
Aus dem goldbeschlagnen Meßbuch beten,
Ungehorsam dem geschwornen Eide
Nur den reichen Mann bei Gott vertreten.

Wie auch ihre Scheiterhaufen lodern,
Ihre Glocken laut zur Messe fodern,
Lauter als ihr Erz und Feuer spricht
Gott der Herr: die Argen kenn' ich nicht.
Anathem singt ihrer Glocken Schall,
In ihr Meßlied dröhnt der Lärm von Fesseln,
Schaudernd sieht das Auge überall
Blut, nur Blut in ihren Weihekesseln!

Voll von Sünd' und Unzucht ist ihr Herz,
Ohne Mitgefühl für euren Schmerz
Und ihr könnt es glauben, daß sie führen
Schlüssel Gottes zu des Himmels Thüren?
Nein, der Pfaff, der Gleisner von Geberden,
Der euch immerfort zum Himmel weiset
Und die Tugend in der Knechtschaft preiset,
Ist des Teufels Pflegesohn auf Erden!

Eine Höllentochter, eine Furie,
Die das Völkerrecht in Ketten schlägt,
Geisterknechtschaft auf die Erde trägt,
Ist das, was man nennt: die heilige Curie.

Reich und Kaiser hat sie aufgeboten,
Dreißig Heere, unerhörte Macht,
Ihre Heil'gen all und ihre Todten,
Euch zu liefern eine Todesschlacht.
Wolken Staubes fliegen mit Orkanen,
Blutroth wehn die seidnen Kirchenfahnen,
Dir, mein schönes, ketzerisches Böhmen,
Naht ein Tag mit Blut in tausend Strömen.
Doch sich selbst nur bringen sie Verderben,
Hoch und freudig glänzen unsre Sonnen,
Huß am Marterpfahle hat im Sterben
Millionen für den Kelch gewonnen!

Millionen! horcht, ihr treuen Seelen,
Eine Sage will ich euch erzählen:

Lebt ein König einst in diesem Lande,
Dessen Herz ein mildes, liebeweiches,
Doch verhaßt den Großen seines Reiches,
Weil er brechen wollt' des Volkes Bande.
Auf der Jagd verlocken die Rebellen
Ihn von seinen Treuen weit, und weiter,
Bis sehr fern die Schaaren der Begleiter,
Wo sie dann hohnlachend ihn umstellen.
Von dem Pferde werfen sie ihn nieder,
Knebeln ihn und binden seine Glieder,
Wetzen ihre Messer zum Verderben,
Lachen wild und sprechen: du mußt sterben!

Keine Hoffnung sieht der gute König
Auf der Henker grinsenden Gesichtern,
Doch den Knebel lüftet er ein wenig
Und er spricht dies Wort zu seinen Richtern:
Keine Hülf' ist nah und ich verderbe,
Aber gönnt mir, liebe Kronvasallen,
Noch ein Lied am Jagdhorn, eh' ich sterbe,
Alten Jäger stärkt solch freudig Schallen.
Sprechen die Rebellen: ist's nichts weiter,
Gönnen wir dir gern die kurze Frist.
Todt und fern sind, Herr, deine Begleiter,
Keine Seel', die dir zu Hülfe ist!

Doch der König bläst und mit Gewalt
Tönt das Silberhorn durch Flur und Wald!

Aber wie das Horn er setzt vom Munde,
Bebt die Luft von unerhörtem Wellen,
Daß ringsum die Felsenwände gellen,
Wüthend sprengen an des Königs Hunde.
„Wie der Wind" der Erste war geheißen —
„Eisenbrecher" war genannt der Zweite,
Doch der Dritte war der „Zähnefletscher"
Trug den Sieg davon in jedem Streite.
Auf die Henker werfen sich die Hunde
Und den König retten sie zur Stunde. —

Solch ein Feind den Großen und Verstockten
War auch Huß, der hohe Freiheitsstreiter,
Und der Kirche schlaue Fürsten lockten
Ihn aus seiner Heimath weit und weiter.
Fern, verlassen, an den Pfahl gebunden,
Sprach auch er: eh' meine Augen brechen,
Laßt mich mein Gebet auf böhmisch sprechen,
Noch im Tod wird dann mein Herz gesunden.

Und des Liedes Silberhornestöne
Haben sich durch alle Luft geschwungen,
In das Böhmerland sind sie gedrungen,
Werbend für den Kelch die Heldensöhne.

Hunde, Hunde hat man uns geheißen,
Treue Hunde woll'n wir uns erweisen,
Können wir auch nicht die Bande brechen,
Hussens Leichnam können wir noch rächen.

Wie der Wind — so wollen wir uns heben,
Eisenbrecher — ja von Ketteneisen —
Zähnefletscher — wollen wir zerreißen,
Was von harten Sündern ist am Leben.

Wolken Staubes ziehen mit Orkanen,
Blutroth wehn die seidnen Kirchenfahnen,
Und mit Brand und tausend Blutesströmen
Rächt an Reich und Kaiser sich mein Böhmen.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien d. 20. October.

In meinem ersten Berichte deutete ich die Schicksale an, die Meister Schwanthalers Werk an den Zollbarrièren erhalten. Wenn Sie daraus schließen daß unsere Zollbeamten wenig Kunstsinn haben, so thun Sie den Herren großes Unrecht. Sie haben den Kunstgebilden, die zur Verschönerung der Residenz von der Isar herannahten, alle mögliche Hochschätzung zu Theil werden lassen; denn der nach dem Werthe berechnete Zoll betrug nicht, wie ich berichtete, einige tausend, sondern in runder Summe neun tausend neun hundert Silbergulden. Die Summe scheint enorm, besonders wenn man erwägt daß der Meister großmüthig auf einen Ehrensold verzichtete. Doch dies scheint nur, denn bedenkt man daß in dieser Summe auch das Lösegeld für die Austria enthalten ist, welche an der Spitze der Gruppe steht, so dürften ächte Patrioten diese Schätzung noch billig finden. Die Enthüllung des Brunnens und der ihn schmückenden Statuen fand nicht, wie gewöhnlich, im goldnen Licht des Tages, sondern unter dem tiefen Schleier der Nacht statt. Ringsum stand das Publikum erwartungsvoll gespannt, sah aber, als die Holzverschläge fielen, beim matten Schimmer der Laternen nur dunkle Umrisse. Frühmorgens am folgenden Sonntag (den 18.) war der Brunnen umwogt von Tausenden. Schade daß Schwanthaler nicht zugegen war; er hätte in der vox populi einen Lohn gefunden, den der bescheidene Meister wohl nicht voraussah. Das Volk betrachtete mit Bewunderung und lauter Freude das schöne Werk, um das ein äußerst wohlthuender Zauber webt. Auf einer Säule, umrankt von ornamental gehaltenen Eichen, erhebt sich die Austria mit frei herabwallendem Haar einer Mauerkrone, Speer und Schild, worauf das Wappen der Monarchie glänzt. Unter ihr gruppiren sich auf beschränktem Raume die Hauptflüsse der Monarchie: der Po, die Donau, die Elbe und die Weichsel. Die Gestalten sind edel, die Behandlung der Gewänder zeigt sich ungemein natürlich und gefällig. Das kleine, aber nett gearbeitete Becken bilden Halbzirkel aus Mauthausner Granit. In der Mitte des Beckens erhebt sich Urgestein, aus welchem Basalt emporschießt, und auf diesem sind die Sockel der Statuen angebracht, unter welchen sich das Wasser in breiten Silberbändern ergießt. Das Ganze befriedigt durch Schönheit und Anmuth in hohem Grade. Was die Kritiker an den Attributen der einzelnen Gestalten oder sonst mäkeln, findet keinen Anklang. Wenn wir einen Fehler bezeichnen sollten, so wäre es daß wegen der Rundstellung der Gruppe keine Übersicht in Einem Blicke möglich ist, — ein Fehler der dadurch Ersatz bietet daß man mit Wohlgefallen bei jeder einzelnen Figur verweilt, und durch ihre Schönheit gefesselt wird. — Während in Wien das Werk Marchesi's, in London die Bildsäule des eisernen Herzogs keinen Beifall erringen konnte, feiert die deutsche Kunst mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln — das ganze Werk erfordert einen Aufwand von nicht mehr als 3600 Gulden, während Marchesi's Franzensmonument Hunderttausende kostete — einen glänzenden Triumph. Wahrlich die Worte, die König Ludwig jüngst über seine Kunstmeister sprach, sind nicht zu stolz. Möchten doch die Bildhauer Wiens, unter welchen tüchtige Kräfte sind, auch Männer finden, die ihnen ein schönes Wirken möglich machen! Die plastische Kunst geht bei uns im wahren Sinne des Wortes nach Brot. Vielleicht wird eben Schwanthalers Werk, weil es den Geschmack für Bildhauerarbeiten, ich möchte sagen, wieder erweckte, diese traurigen Zustände wenigstens mildern. — Gehen wir jetzt von der plastischen Kunst zur dramatischen über. Die „Gauklerin" gaukelte im Burgtheater über die Bretter und entsprach ihrem Namen. Es ist eine kühne Idee, eine gefallene Magdalena auf die Bühne zu bringen, aber eine stets fallende dem Publikum vor die Augen zu stellen, ist mehr und weniger als kühn. Wenn man uns ein weibliches Wesen vorführt, das,

so viele Anker ihm auch das Glück vor unsern Augen darbietet, sich nicht aus dem Schlamm der Verworfenheit zu erheben vermag; wenn man uns überreden will daß ein gesunkenes Weib selbst nicht in seiner Liebe, selbst nicht wenn das Glück dieser Liebe auf dem Spiele steht, sich zur Wahrhaftigkeit emporrichten kann, wenn man die freche Gewohnheitslüge als tragisches Princip hinstellt — so müssen wir uns vor allem verwundern, daß eine gebildete Dame ein solches Wagniß unternehmen konnte. Und was hat der große Shakespeare verschuldet daß man ihn als einen geistlosen, langweiligen Patron auf die Bühne bringt, wo er die Idee zu seinem herrlichsten Liebeswerke, Romeo und Julia, von einer Gauklerin empfangen muß! Ist es mir ein Räthsel der Sphinx, wie dieses Stück die splitterrichtende Censur passiren konnte, so begreife ich noch weniger wie eine Bühne, der Shakespeare so viele Goldquellen eröffnete, durch Parodirung seines unsterblichen Geistes so undankbar zu handeln vermochte. — Ich kenne Königs Roman „Williams Dichten und Trachten" nicht, nach welchem dieses Drama bearbeitet wurde; allein wer ihn kennt, der findet die Heldin dort ganz anders geschildert als hier nach der dramatischen Metamorphose, die sie aller Poesie entkleidet. Sei dem wie ihm wolle, zwischen dem Epischen und Dramatischen gähnt eine breite Kluft, über die man nicht leicht eine vermittelnde Brücke schlägt. Das Publikum das sich einer Lais und einem Aristipp oder Diogenes gegenüber beschieden hätte, nahm die Gauklerin ohne Nachsicht auf. Die galante Direction duldet sie auf dem Repertoire. Bei dieser kritischen Ohnmacht des Publikums erinnere ich mich mit Wehmuth der Worte, die Lessing vor mehr als 70 Jahren in der Ankündigung der Dramaturgie über die neue Verwaltung des Hamburger Theaters veröffentlichte. „An Fleiß und Kosten," sagte damals der Meister, „wird sicherlich nichts gesparet werden; ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publikum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur, und sehe und höre, und prüfe und richte! Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden." — Über den Verfasser der berühmt gewordenen Schrift „Östreich und seine Zukunft", der unlängst den Schleier der Anonymität lüftete, sind zwei Gerüchte verbreitet. Ich übergehe das eine, weil es von einer Art unglaublicher Kabinetsjustiz spricht, und berühre blos das zweite, das nicht bezweifelt wird. Nach diesem wurde Baron Adriani zu seinem Chef, dem obersten Kanzler, gerufen, der ihn fragte, ob er wirklich, wie Zeitungsartikel berichten, Verfasser der Schrift sei. Als Adriani dies nicht in Abrede stellte, gab ihm der Kanzler den wohlmeinenden Rath, sogleich um seine Entlassung aus dem Staaatsdienste anzusuchen. —

•.

Aus Dresden.

Vor kurzem hat Holtei hier gelesen. Sein Vortrag Shakespear'scher Stücke hat mit Recht hingerissen. Er hat eine ächt poetische Leidenschaft, die besonders im Coriolan außerordentlich wirkte, und dabei eine Technik der Stimme, die schwerlich überboten werden möchte. Beim Vortrage ruhiger Scenen mischt sich etwas Prosaisches, um nicht zu sagen, Triviales in seinen Ton, das mich jedesmal verletzt hat. Desto bedeutender ist er im Niedrigkomischen, zumal wenn er Dialecte anbringen kann. Von den drei Hauptstimmlagen Holtei's ist der Tenor diejenige, die den guten Schlesier zu wenig beseitigt. Mit dem Baß, vorzüglich aber mit dem vollen wohlklingenden Baryton kann er die tiefste Wirkung hervorbringen. Wo es darauf ankommt eine menschlich kräftige Natur zu schildern, ist er untadelig. Was drüber liegt, das idealere Element, weiß er nicht festzuhalten. Ein Posa würde ihm vollständig mißglücken. Coriolan war der Höhepunkt aller seiner Vorträge. Daß er zu jeder Vorlesung Shakespeares eine Farce von sich gesellte, war so geschmack- und taktlos daß man es eitel und anmaßend zu nennen versucht ist. Eine wahrhafte Berechtigung dagegen haben seine Volkslieder, von denen ich einige in der That ausgezeichnete (unter anderm eine Widmung an Goethe in schlesischem Dialect und eine an Beranger) in froher Gesellschaft bei Tische von ihm singen hörte. Wie der Text ist auch der halb singende, halb sprechende Vortrag dieser Sachen eben so poetisch als volksthümlich. Ich mußte an die Bänkelsängerei Hoffmanns von Fallersleben denken. Welch ein Unterschied! Wie hoch steht Holtei gegen ihn! Wie er sagte, bereitet Holtei jetzt einen Band schlesischer Lieder vor. Es wäre zu wünschen daß er bald erschiene; man hat ein Recht sich darauf zu freuen. Von norddeutschen Volksliederdichtern wüßte ich keinen, der dem Holtei an die Seite zu setzen wäre. Er ist, meiner Meinung und glücklicherweise der Meinung des Volks nach, das eine Menge Gedichte von ihm auswendig weiß, ein höchst begabter Dichter in seinem Genre. Daß er deshalb auch ein sehr liebenswürdiger, harmloser Mensch ist, versteht sich wohl von selbst. Der alte Goethe würde auch jetzt noch von ihm sagen: Er ist eine Natur, oder wenigstens: Es ist in ihm ein Stück gute Natur, das immer durchbricht. Und das will viel sagen, wenn man das Hui- und Pfui-Leben seiner „Vierzig Jahre" in Anschlag bringt. Kommt man mit ihm auf Drama und Theater zu reden, so platzt der alte praktische Comödiant und Theaterdirector aus allen Nähten, der keine Illusionen und keinen Respect vor dem Publikum mehr hat. — So eben erfahre ich daß Gutzkow als Dramaturg an der K. Hofbühne angestellt ist. Eine organische Verbindung mit dem Theater wird gewiß heilsam auf seine Stücke wirken und unser Theater andererseits durch diese Anknüpfung an literarischem Gewicht gewinnen.

✝.

Aus Berlin, d. 28. October.

Wenn Ihnen das Gerücht zu Ohren kommen sollte, Berlin, die Haupt- und Residenzstadt, werde gleich Naumburg durch Verzichtung auf Repräsentation beim Landtage sich der königlichen Ungnade aussetzen, so dürfen Sie dem dreist widersprechen und zwar aus inneren wie aus äußeren Gründen. Merkwürdig indessen ist es daß man hier mit Bestimmtheit behauptet, zwei bedeutende Städte des Königreiches hätten im Sinne, durch das Beispiel und Schicksal Naumburgs sich nicht abschrecken zu lassen, und ihren mißliebigen Gesinnungen in Bezug auf landständische Verfassung Raum zu geben. Wir wollen hoffen, ein solches Verkennen einer der größten Wohlthaten unseres dermaligen Staatswesens werde in der preußi-

schen Monarchie nicht um sich greifen, denn was sollte aus dem so wohlgegliederten Ganzen werden, wenn die demselben erst Bedeutung verleihenden Provinziallandtage wegen Mangel an Theilnehmern nicht mehr zu Stande kämen? — Das Gerücht traf sich mit zwei beklagenswerthen Ereignissen, die ich indeß nicht verbürgen will. In Potsdam soll ein Stabsofficier im Uebereifer beim Dienst einen Lieutenant erstochen und sich nachher in seiner Wohnung selbst erschossen haben, wahrscheinlich um der Untersuchung zu entgehen. Ferner ist der Sohn eines sehr hochstehenden Staatsbeamten im Duell mit einem Lieutenant gefallen, wie man versichert. Leben wir also noch immer im Mittelalter und werden wir diese Erbschaft nicht verwinden lernen? — Ein flüchtiges Interesse, — und gibt es in Berlin eines, das kein flüchtiges würde? — wird für einige Zeit die nun endlich eröffnete „Zeitungshalle" von Julius gewähren, ein elegant und ziemlich praktisch eingerichtetes Lehrinstitut mit großem Material an Zeitungen, die in acht Zimmern genossen werden können. Auch für Damenbedürfnisse ist gesorgt durch ein besonderes Damenzimmer, das für uns Herren sofern sehr günstig gelegen ist, als die Damen, die sich in dasselbe verfügen wollen, erst fast alle anderen Zimmer und eo ipso Revüe sämmtlicher Lesegäste passiren müssen. Wird das Berliner Damenpublikum diese Feuerprobe nicht scheuen und sich deshalb vom Besuche abschrecken lassen? Bisher hat man noch wenig schönes Geschlecht in dem hübsch besuchten Etablissement getroffen, dem wir von Herzen zur Ehre der Berliner ein kräftiges Gedeihen wünschen. — Die Wintermusiken beginnen nun schon. Wir hörten die ersten Symphonieen von der königl. Kapelle so wie die erste Trio-Soirée von Stahlknecht und Steifensandt, beide vor gebildetem und Kennerpublikum mit Meisterschaft geboten. Musard treibt sein Wesen bei Kroll mit bewunderungswürdiger Energie, die wir denn Sonnabend bei einer von ihm zu leitenden Ballmusik erst recht bewundern werden können. Wenn auch kein guter, so ist es doch immer ein Dämon, der uns bei solchen Auffassungen ergreift und Leidenschaft auch nach der etwas mänadischen Seite hin entbehrt eigenthümlichen Reizes nicht. Einen solchen hat uns Herr Ragiller aus Paris, Director und Stifter des Pariser Mozartvereins mit Verführung seiner Compositionen nicht zu bieten gewußt; seine wahrscheinlich sehr ernsthaft gemeinten Musiken streiften an's Langweilige. Von Interesse mußte es indessen immer sein, Goethe's Mignonlied für Männerchöre componirt zu hören. Ich glaube, das hätte Mozart nicht zu Stande gebracht. — Die neue Oper von Esser „die beiden Prinzen", welche wir an Königs Geburtstage zum ersten Male dem Publikum vorgeführt sahen, zeugt von außerordentlicher Geschicklichkeit und Leichtigkeit; — eine für einen Deutschen seltene Begabung, weshalb wohl auch dem Componisten ein sehr günstiges Prognosticon zu stellen ist.

†.

[Schriftstellerverein und Schriftstellerversammlung.]

Der Leipziger Schriftstellerverein hat den fünften Jahresbericht über seine Wirksamkeit in Druck gegeben. Bei so viel uncollegialischen Quertreibereien an denen seine Zwecke nicht selten scheitern, kann man freilich mehr von seinen Versuchen zur Wirksamkeit als von Wirksamkeit selber sprechen. Der Jahresbericht enthält auch die Gedächtnißrede auf den verstorbenen Dr. Berger, ehem. Redacteur der Preßzeitung, während der Verein seitdem bereits wieder in dem Fall war in Professor Fink, ehem. Redacteur der Allg. musik. Zeitung, ein Mitglied durch den Tod zu verlieren. In letzter Sitzung des Vereins wurde ihm die übliche Gedächtnißrede gehalten. Es war nach den Verlusten von Ernst v. Brunow und Reg.-Rath Buddeus bereits die vierte Gedächtnißfeier dieser Art. — Der Verein zählt gegenwärtig 132 Mitglieder, von denen 71 ihren Wohnsitz in oder bei Leipzig haben. Der Jahresbericht war diesmal von der Feder des Dr. Wuttke. Ihm und Dr. Haltaus, Beide wohnten der Philologenversammlung in Jena bei, verdanken wir die Nachrichten über den Eindruck, den die ohne allen nöthigenden Beweggrund und rein nach subjectiver Laune vereitelte Schriftstellerversammlung in Weimar und Jena machte. Die Zahl der dort benachbarten Schriftsteller die sich aus Thüringen zu unserer Versammlung eingefunden hätten, konnte sich auf einige Zwanzig belaufen. Von Munchen waren es allein mit Professor Neumann sieben Schriftsteller die sich zu den Philologen in Jena gesellten weil sie in Weimar keine Versammlung fanden. Von Böhmen nennen wir außer Alfred Meißner Uffo Horn der von einer Anzahl Genossen mit Vollmachten ausgestattet war, um in allen unpolitischen Angelegenheiten die die Presse beträfen in deren Namen zu stimmen. Drärler-Manfred schickte seine Vorschläge schriftlich ein, da die Einladung widerrufen war. Ludwig Kalisch hatte Vorschläge den Nachdruck betreffend machen wollen. Gutzkow war bereits auf dem Wege nach Weimar und hielt sich die Zeit über, die er auf die Versammlung zu verwenden gewillt war, in der Umgegend auf. Seine Vorschläge die er in Bezug auf Theater und dramatische Literatur zu machen gedachte, kommen hoffentlich einer zukünftigen Schriftstellerversammlung zu gute, falls nach Vorfällen solcher Art wie wir sie zu beklagen haben, dem guten Willen zur Theilnahme an irgend einer Gemeinsamkeit noch Spielraum möglich sein wird. Von Leipzig hatten sich, die nicht unbeträchtliche Anzahl von Vereinsmitgliedern ungerechnet, Professor Wachsmuth, von Berlin aus Willibald Alexis als Theilnehmer angekündigt. Mich dünkt, die Zusage solcher Männer darf nicht gering angeschlagen werden. Ohne die Anzahl von Philologen in Jena die bereit waren sich in Weimar einzufinden, würde die Versammlung, wenig gerechnet, funfzig bis siebenzig Mitglieder gezählt haben. Mit welchem Rechte also meine werthen Ausschußgefährten sich von der Furcht einer Theilnahmlosigkeit leiten lassen konnten, seh' ich nicht wohl ein, zumal da unsere Einladung so gestellt war daß wir briefliche und förmliche Anmeldungen und Zusagen nicht zu gewärtigen hatten. Es war in keiner Weise mehr unsere Sache, der wir nach subjectivem Belieben eine gewaltsame Wendung geben durften; es war die Sache Vieler, eine allgemeine Ehrensache geworden. Ich sehe davon ab, wie uncollegialisch wo nicht persönlich verletzend es war, meine in Weimar gethanen Schritte ohne mein Zuziehen zu hintertreiben, meine getroffenen Einleitungen für ungenügend zu achten. Daß diese ausreichend waren um die Versammlung in angemessener Weise zu halten, davon überzeugt mich nicht weniger als alles. Die dreiste Behauptung vom Gegentheil ist eben nichts als dreist. Bedarf es, um mich vor den Auftraggebern der ersten allgemeinen deut-

schen Schriftstellerversammlung zu rechtfertigen, noch einiger Zeugnisse, so stehe hier zuvörderst das briefliche Gutachten eines hochgestellten Mannes in Weimar. „Es ist sehr bedauerlich", lautet sein schriftliches Wort an mich, „daß durch das auffallende Schreiben des Herrn Laube an Herrn Minister Schweitzer die von Ihnen so wohlmeinend eingeleitete Zusammenkunft der Literaten in Weimar verhindert wurde. Dieses Schreiben war so seltsam gefaßt daß dem Minister unmöglich gemacht war eine andere als eine ablehnende Antwort zu erlassen. Ja, man kann sich des Gedankens nicht erwehren daß eine solche von dem Anfrager selbst gewünscht worden sei. Sehr lieb ist es mir daß die veröffentlichten Erklärungen der Literaten zu Leipzig von derselben Ansicht ausgehen."

[Deutsche Sympathien in Dänemark.]

Man meldet uns aus Copenhagen wie unausgesetzt lebhaft die Theilnahme für deutsche Literatur dort sei, während man die Aufregung der Holsteiner gegen Dänemark für einen Irrthum erklärt von welchem das gute Volk zurückkommen werde. Man liebt also unsere Literatur und verachtet unsere Politik; berauscht sich in unsern Geistesblüthen und tritt unsern Leib mit Füßen. Auch Rußland theilt diese Sympathien. Es war nicht anders als die nordischen Barbaren Rom eroberten; sie knechteten die Provinzen und schwelgten in der geistigen Cultur des römischen Lebens. — Auf dem Athenäum, der großen Lehranstalt in Copenhagen zu der jeder Fremde während der ersten Woche seines dortigen Aufenthaltes freien Zutritt hat, läßt sich diese Vorliebe der Dänen zu deutscher Wissenschaft und Literatur sehr deutlich wahrnehmen. Man spricht unsere Sprache, gibt aber nichts auf unsere politische Gestaltung. Auch buchhändlerische Unternehmungen, von bedeutenden Gelehrten in's Leben gerufen, bezeugen dies Interesse der Dänen für uns. Borkhardt's Sammlung von Volksschriften bringt heftweise sämmtliche Auerbach'sche Dorfgeschichten und hat bereits mit der Übersetzung der „Sträflinge" begonnen.

[Gefängnißreform.]

Es gereicht unserer Zeit zur Ehre daß auch die Reform der Gefängnisse ihre berathenden Versammlungen findet. Es thut sehr noth daß die Verbrecherschulen Verbesserungsanstalten werden, thut sehr noth daß die jugendliche Verirrung nicht mit der wüsten Schandthat des fertigen Bösewichts zusammengeworfen, der Schwärmer nicht mit dem Verbrecher auf gleiche Weise behandelt werde. Die Humanität muß praktisch werden und die Pflanzschulen des Unglücks zerstören helfen. Aber der Pietismus, jener vornehme Dünkel der sich dem praktischen Menschenfreund gegenüber mit der gemeinen Seele nicht befassen will, hat sich der Sache bemächtigt und meint die Verlorenen eher dem Himmel als der menschlichen Gesellschaft wiedergewinnen zu können. Er hat sich die Zellenhaft und die einsame Absperrung ausgedacht, ein System das auch in seiner mildesten Form noch abstumpfend auf alle Seelenkräfte wirkt und gewiß nur im höchsten Nothfall bei vollendeten Bösewichtern zu versuchen ist. — Die Versammlung der Freunde für Gefängnißreform in Frankfurt hat gewiß heilsam anregend gewirkt. Von Interesse erschien uns was politische Zeitungen von der Rede des Regierungsrathes Obermaier aus München berichteten. Mit schmucklosen, herzlichen Worten sprach er von seiner Weise die Gefangenen zu behandeln, in welcher Ernst und Humanität in schönem Bunde solche Erfolge hervorgebracht daß man die Züchtlinge bei ausbrechendem Brande ohne Bedenken zum Löschen verwenden konnte und nach vollendeter Arbeit jeder sich wieder freiwillig zur Haft einstellte. - - Was beweist uns aber das? entgegnete auf diesen Vortrag ein anderes Mitglied der Versammlung, die Vortrefflichkeit eines Systems? Mit nichten, vielmehr nur die Vortrefflichkeit des Hrn. Obermaier. Den praktischen Menschenfreund leitet sein Herz wie ein Instinct, während alle Systeme trügen, wenn man sie für allgültig hält und als ein Prokrustesbett für Groß und Klein. Die Verbrecher sind so mannichfacher Art wie die Kranken. Einen Pestkranken sondert man mit Recht ab; einen Gemüthskranken würde man durch Einsamkeit tödten.

[Hormayr.]

Freiherr Joseph v. Hormayr, der unermüdliche Quellenentdecker und Geschichtsspäher, zählt in seinem neuen Taschenbuche dem Publikum die ganze Reihe seiner Arbeiten auf. Sie belaufen sich auf 150 Bände. Er spricht auch von zwei Arbeiten die, in einzelnen Theilen schon vollendet, doch wohl bei seinem bereits weit vorgerücktem Alter Bruchstücke bleiben würden. Die eine benennt sich: Max der Erste und Karl der Fünfte, ihre Helden und ihre Zeit; die andere ist eine Geschichte Östreichs unter den Babenbergern. Zu dem ersteren Werke hat er seit 1806 rastlos gesammelt, den Ertrag aber vereinzelt und zerstückelt. Zur Geschichtschreibung hat er es nicht bringen können, noch wollen.

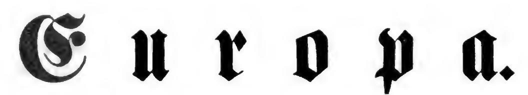
[Deutsche Grenze.]

1840 dichtete Friedrich v. Pechlin ein Lied das sich in der Cotta'schen Sammlung der Verse dieses Poeten findet. Darin heißt es unter anderm:

> Denn Deutschland sollte reichen
> So weit man deutsch versteht;
> Die Sprache ist das Zeichen
> Wie weit die Grenze geht.
>
> Drum trennen uns nicht Namen
> Im inneren Verband,
> Uns faßt in Einem Rahmen
> Das Eine Vaterland u. s. w.

Was 1840 auf den Rhein bezüglich war, sollte heute für die Länder an der Eider gelten. Freiherr v. Pechlin ist aber dänischer Gesandter am deutschen Bundestage.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 14. Novbr.	Inhalt: Kaiser Joseph, als Fürst und als Mensch. 2. — Zwei französische Schauspieler. — Schweizer Kuhreigen. — Aus Dan ig. — Aus Dresden. — Aus Berlin. — Eine neue Novelle von Stifter. — Die Hosen des Herrn von Bredow.. — Wie sich die Franzosen mit uns beschäftigen.	2ter Band. 20. Lieferung.

Kaiser Joseph, als Fürst und als Mensch.

2.

Im Jahre 1780 nach Maria Theresiens Tode war Joseph Alleinherrscher. Gleich im nächsten Jahr erließ er sein Toleranzedict. Es war von 276 allgemeinen Verordnungen die er blos in den ersten drei Jahren seiner Alleinregierung erließ, dasjenige Gesetz das er auch auf dem Sterbebette nicht zurücknahm, selbst gegen die drohenden Ungarn noch erneuerte und bestätigte. Das Toleranzedict war das Lieblingskind seiner Gedanken. Es räumte den Nichtkatholiken nichts weniger als übertriebene Freiheiten ein; wäre es nicht im Vereine mit andern Maßregeln erschienen welche die Völker gegen ihn aufrief, es würde im Sturme der Zeiten sich erhalten haben und für Östreich die Basis eines modernen Lebens geworden sein. Kaiser Joseph's Patent stellte die römische Kirche als die anerkannt herrschende und wesentlich bevorzugte fest und gestattete den nichtkatholischen Christen nur unter vielen zurücksetzenden Beschränkungen freie Religionsübung und bürgerliche Rechte. Fast erhielten die Juden in gleicher Weise wie die Protestanten Erleichterungen. Der Leibmauth, diese rohe, an türkische Despotie erinnernde Steuer, wurde den Juden erlassen, eben so die Verpflichtung, doppelte Gerichts- und Kanzleitaxen zu zahlen. In allen Provinzen wurden jüdische Schulen errichtet und den Juden zugleich der Besuch christlicher Schulen freigegeben. Fabrikthätigkeit und Großhandel, Pachtung von Äckern und Ausübung aller Gewerbe und Künste stand ihnen offen; die Obrigkeiten und Seelsorger wurden angewiesen das Volk zu belehren, die Juden gleich allen andern Glaubensgenossen als Mitbürger zu achten. Nur blieb die Anzahl ihrer Ehen noch beschränkt und Gottes Gebot: seid fruchtbar und mehret euch! unterlag einer polizeilichen Controle. Den protestantischen Christen wurden nur Bethäuser ohne Glocken, ohne Thürme, ohne Eingänge von der Straße aus zugestanden. Bei alle dem war die Aufregung in Wien grade über die Anerkennung der Protestanten eine wahrhaft fanatische. Die Kirche eines ehemaligen Nonnenklosters war den Lutheranern zum Bethause eingerichtet und am andern Morgen fand man an den Thüren eine ruchlose Schmähschrift gegen den Kaiser. Dieser Tempel, hieß es darin, ehedem die Wohnung heiliger Jungfrauen, sei von einem Verführer der Braut Christi, einem Schwächer reiner Wesen, einem Anhänger und Nachfolger Martin Luthers geschändet. Uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit die ihn auf den Thron erhoben, habe Kaiser Joseph, der berüchtigte Verächter aller Kirchengesetze, ein Mensch ohne alle Religion, der die Ketzerei aller Art befördere, dieses Gott geweihte Haus unter der Maske der Tugend in einen Sammelplatz aller Gräuel verwandelt. — Mich dünkt, daß sich gegen Joseph kein Clement und Ravaillac fand, daran war das Mönchthum nicht Schuld und wird nur bei dem größern Phlegma des Volkes erklärlich. Kaunitz hielt für nöthig eigens ein Decret zu erlassen, worin er im Namen des Kaisers betheuerte, die Reformen bezweckten nicht die Religion zu untergraben, vielmehr nur den Usus im Gottesdienste zu reinigen. Joseph selbst aber in der heiteren Glorie seiner inneren Selbstbefriedigung drückte in einem Briefe an van Swieten die helle Freude

seines Herzens über sein Duldungsgesetz aus. »Bis nun,« schrieb er, »war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner derselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besitzstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, alles war ihnen geraubt. — Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äußern die ohne Unterschied großmüthig und gerecht wären. Demzufolge erließ ich die Duldungsgesetze und nahm das Joch hinweg welches die Protestanten Jahrhunderte gebeugt. Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein die ich dafür habe. Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch müsse künftig genöthigt sein das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Ueberzeugung wäre und wenn er andere Begriffe von der Glückseligkeit habe. Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden. Glücklich daß es noch keine falschen Opfer wie Calas gegeben hat und daß dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf. Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überschritten worden und der Privathaß seine Rolle gespielt, so kann ich nichts mehr thun als daß ich die Könige bedauere, die weiter nichts als Könige gewesen. Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze gewandelt und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden.«

Man hat aus jener Zeit auch ein Toleranzgebet, das gleichsam als ein Formular seiner eignen Gottesandacht dem Kaiser zugeschrieben wurde. Ich weiß weder ob es ächt ist, noch aus welcher Quelle ich es entlehnte. Es bezeichnet aber sehr eigenthümlich die Art und Weise wie edle Gemüther damals beten mochten als Mozart's Sarastro von den Bretern herunter in herzgewinnenden Tönen Weisheit und Menschenliebe lehrte. »Ewiges, unbegreifliches Wesen!« lautet dies Gebet, »Du bist ganz Duldung und Liebe, Deine Sonne scheint dem Christen wie dem Gottesläugner, Dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrst mich also, ewiges Wesen, Duldung und Liebe, lehrst mich daß Verschiedenheit der Meinungen Dich nicht abhalte ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu sein. Und ich, Dein Geschöpf, soll weniger duldend sein, soll nicht zugeben daß jeder meiner Unterthanen Dich nach seiner Art anbete? soll sie verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durch's Schwert bekehren? Nein! allmächtiges, mit Deiner Liebe allumfassendes Wesen, dies sei weit von mir! Ich will Dir gleichen, so weit ein Geschöpf Dir gleichen kann, will duldend sein wie Du! Von nun an sei aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo ist eine Religion die nicht Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jede sei also von mir tolerirt, Jeder bete Dich, ewiges Wesen, nach der Art an die ihm die beste dünkt. Verdienen Irrthümer des Verstandes die Verbannung aus der Gesellschaft? Ist Strenge wohl das Mittel die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerrissen seien von nun an die schändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen auf immer. Ich weiß daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben und daß die meisten von Denen kommen die sich Deine Priester nennen. Verlaß mich also nicht mit Deiner Macht! Stärke mich mit Deiner Liebe, ewiges Wesen, auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich übersteige und das Gesetz unseres göttlichen Lehrers, welches kein anderes ist als Duldung und Liebe, durch mich erfüllet werde. Amen!«

Wie er betete, so glaubte Joseph könne und müsse jeder seiner Unterthanen beten wollen; was er *seine* Freiheit und Aufklärung nannte, diesen Inbegriff von Herzensgüte, Menschenliebe und Aufopferungslust, wollte er der ganzen Menschheit oder wie er sich ausdrückte, seinem Volke zu gute kommen lassen. Er verschmähte so sehr die Jesuiten daß er auch von deren klugem Satz: Nicht Alles für Alle! nichts wissen wollte. — Um wieviel mehr jesuitischer Machiavellismus steckte in Friedrich von Preußen! Dieser konnte sogar, sobald es sein Vortheil erheischte, den verjagten Vätern Jesu eine Stätte bereiten, in der Meinung seine Gegner dadurch empfindlich zu treffen. Friedrich war ganz Parteimann, ganz Politiker, ganz berechnender, durchbohrender, kalter Verstand. Das überwallende Herz aber gibt sich der Welt im Ganzen und Großen hin und geht lieber mit zu Grunde als daß es

sich aus dem Strudel der Wogen, aus dem Sturme der Elemente seinen Vortheil rettet. An Sturm und Umsturz dachte Joseph aber nicht in seiner kindlichen Natur. Sein Glückseligkeitstraum baute sich, wie später in Frankreich im Kopfe St. Just's der Entwurf einer Republik, auf allgemeine Tugend. Weil die Berechnung der menschlichen Schwächen Josephs idealen Pläne niemals kreuzte, so fehlte ihm eben die Menschenkenntniß. Denn unter diesem Wort begreift man gemeinhin die Kunde von der Jämmerlichkeit der Creatur, die Einsicht in jenes Gewebe von kleinen Hinfälligkeiten, das heimlich alle freie Größe unterbindet. Diese Menschenkenntniß hatte Joseph nicht, er dachte zu groß von seinen Mitgeschöpfen und mich dünkt, hierin sei, fassen wir blos den Menschen, nicht den Fürsten in ihm auf, der Irrthum edler als das entschiedene Gegentheil. Der sogenannte Menschenkenner in diesem Sinne irrt sich seltener, weil er nur auf die menschliche Schwäche rechnet, aber sein Geschäft ist selbst im Gelingen von trauriger Art und ein freies gutes Herz, selbst wo es sich um sein Ziel bringt, gewährt uns auch in seinen Täuschungen ein wohlthuendes Schauspiel.

Alles für mein Volk! war Joseph's Wahlspruch; sein Herzblut hätt' er frei strömen lassen, konnte es jenem zum Heil gereichen. Ein Apostel der reinsten Menschenliebe, wäre es ihm leicht geworden, seine große Mission als Märtyrer zu beschließen. Es wandelt uns eine Rührung an, denken wir uns den Kaiser bei seinem Aufenthalt in Paris, wo er Marie Antoinette, seine Schwester, besuchte und an der Seite dieses späteren Opfers einer wilden Verwirrung auf dem pont neuf vor dem Bild des vierten Heinrich von Frankreich stand. »Nach solchem Beinamen geize ich!« sagte Joseph und entblößte vor dem Märtyrer eines edlen Königthums sein Haupt; »es gibt keinen schöneren Namen als Vater seines Volkes zu heißen!« Er erlebte den Aufruhr wilder Wogen nicht, deren Strudel auch die Gestalt der königlichen Schwester erfaßte. Ihn traf kein Dolchstoß eines fanatischen Mönchs; daß die Kerzen bei deren Licht er die Nächte hindurch saß und arbeitete, vergiftet gewesen, konnte wohl nur als ein Gerücht aufkommen, mit dem sich der Glaube guter Menschen hinhielt; aber er starb bei alle dem nicht weniger am gebrochenen Herzen, sehr einsam und verlassen, tief verletzt und verkannt, und tausend beutegierige Augen lauerten darauf als er die seinigen schloß.

Die Betrachtung seiner Natur drängt immer wieder voreilig auf seinen Tod. Und doch war sein Leben so unerschöpflich reich an einzelnen kleinen Herrlichkeiten daß Millionen Herzen Nahrung daran fänden und der Reichthum seiner Güte und Feundlichkeit, an sie alle vertheilt, sie noch immer reich machen würde. Ein Geschenk von 22 Millionen Gulden geerbter Staatspapiere, die Joseph, weil an ihnen ein Makel haftete, zum Besten des Staates verbrennen ließ, macht ihm auch nicht so leicht ein Großer von heute nach. Ich weiß wohl daß sie hier und da eine goldne Börse fallen lassen, wenn bei der Parade irgendwie ein unglücklich Weib zerquetscht wird, auch wohl mit einem kleinen Jahrgehalt blutige Wittwenthränen trocknen; aber von einer großen Maxime aus eignen Mitteln, von einem großmüthigen Eingeständniß, im Besitz unrechter Mittel zu sein, weiß man nichts. Joseph ging auch darin menschlich weiter als er es als Fürst gesollt. Ein lobsüchtiger geheimer Rath wollte durch einen Schein von Freimüthigkeit seine Gunst erreichen; er gab eines Tages dem Kaiser zu bedenken daß man in allzu großem Eifer, die Bösen zu bestrafen, sich auch übereilen könne. Joseph erwiederte, er wisse nicht wann er sich dessen schuldig gemacht, wohl aber seien ihm Fälle erinnerlich wo er sich mit Belohnungen übereilt. Dabei sah er den Belohnungssüchtigen mit der ganzen siegreichen Offenheit seines hellen Auges an und das Lächeln seiner Lippe schnitt alle Erwartungen des Ehrgeizes ab. Ew. Majestät haben schon manche Ihrer Verordnungen widerrufen! warf der Minister etwas verletzt dazwischen; unserer Politik und unserem Ansehen gereicht das nicht ganz zur Ehre! — »Was ich widerrufen,« fiel ihm Joseph in die Rede, »hab' ich zuvor als einen Irrthum erkannt. Besser, den Irrthum eingestehen und meiden, als ihn aus falschem Gefühl von Unfehlbarkeit festhalten. Jeder Widerruf eines Monarchen diene den Unterthanen zum Beispiel daß er nicht vergessen hat, sich als einen fehligen Menschen zu erkennen. Dies kann ihm nie zur Unehre gereichen!« — Zur Unehre nicht, aber zum Nachtheil! möchten wir hinzusetzen. Die Menschen denken n cht edel und groß genug, zumal so lange man sie als Unterthanen behandelt, oder der Fürst sich nicht selbst als ein Unterthan des Staates fühlt.

Von Joseph's Reisen zur Zeit seiner Mitregentschaft erzählt man hundert schöne Züge. Es glaubt freilich jeder Kronprinz die Mission zu haben sich liebenswürdig zu machen; niemals aber war es der zukünftige Erbe eines Reichs so wie Joseph. An den Edlen der Nation mißfiel ihm die Heuchelei einer falschen Bildung, mit der man die Rohheit nur über-

tüncht. Er war so national daß er nach Verabschiedung der französischen Comödianten und auf die Klage des Gesandten von Frankreich, in Wien auf alles Theatervergnügen verzichten zu müssen, ganz einfach und treffend diesem rieth, es wie der östreichische Gesandte in Paris zu machen, d. h. die Sprache der Nation zu lernen unter der er lebe. — Joseph verweilte gern unter dem Volk. Man hat ihn im Prater oft mitten im fröhlichen Tumult gesehen wo er unter Jodeln und Fingerschnalzen ein Volkslied mitsang. Augarten und Prater, bisher nur dem hohen Adel geöffnet, wurden der großen Menge freigegeben und als die Aristokratie ihm über sein Verkehren mit gemeinen Leuten Vorstellungen machte, sprach er das bekannte Wort: Wollte ich immer unter Meinesgleichen sein, müßt' ich halt immer in der Kaisergruft bei den Capucinern leben! — An feinen Wendungen und Einfällen im Gespräche mit Leuten aller Stände war er überaus reich, und sein Verstand, den sonst bei großen Staatsmaximen die Empfindung seines Herzens ungestüm fortriß und überwältigte, machte sich hier im persönlichen Verkehr und Aug' in Auge mit Einzelnen oft genug siegreich geltend. — Ein junger Beamte, Geheimschreiber eines Ministers, meldete dem Kaiser einen Unterschleif. Joseph überzeugte sich heimlich von der Richtigkeit der Angabe und ließ den Angeber fürstlich belohnen. Dieser aber wurde bald vom Minister entlassen. Der junge Mensch klagte dem Monarchen sein Leid. Joseph fragte, womit ihm zu helfen sei. Der junge Mann zählte seine Kenntnisse in allen Sprachen, alle seine Fertigkeiten auf und bat um eine Anstellung in des Kaisers geheimer Kanzlei. Ei, ei, lieber Freund! unterbrach ihn Joseph, dort gibt es noch weit wichtigere Geheimnisse zu verrathen und ich fertige nichts aus in einer Sprache die Sie nicht verstünden! — Einen fremden Fürsten ließ Joseph an ein gegebenes Wort erinnern; dieser aber erwiederte ihm, ein Monarch der Millionen Unterthanen beherrschte, brauche nicht der Sklave seines Wortes zu sein. Bald darauf machte der Gesandte dieses Fürsten dem Kaiser wichtige Vorschläge. Wer bürgt uns für Ihre Versprechungen? fragte Joseph. Mein König! sagte der Gesandte nicht ohne Staunen. Und wer bürgt mir für Ihren König? fragte Joseph lächelnd, und der Gesandte stand vernichtet da. — Gegen den Geburtsadel verstieg sich Joseph's Humor nicht selten bis zum bittersten Sarkasmus. Einer hohen Dame die für ihren Sohn um eine einflußreiche Stelle bat, schrieb der Kaiser, er bedauere kein anderes Verdienst in dem jungen Manne zu finden als durch ein Spiel des Zufalls Edelmann geworden zu sein; nichts als Edelmann und das mit ganzer Seele zu sein, sei ein großes Unglück; von einem Menschen der blos mit seiner Geburt beschäftigt sei, könne sich der Staat keine Dienste versprechen. — Ein Mann von hohem Hause der sein Vermögen verschwendet hatte und dem Kaiser klagte, er könne sein Unglück nicht länger ertragen, gab Joseph zur Antwort, das wundere ihn nicht, denn er habe nicht einmal sein Glück ertragen können.

Man ist erstaunt in all den zahllosen Anekdoten die man von Kaiser Joseph hört und liest, soviel fines reparties in deutscher Sprache zu finden. Gegen das schöne Geschlecht war er sehr galant und doch sehr streng sobald man, wie es mitunter bei Hofe der Fall war, auf seine Geneigtheit speculirte. Die Gemahlin eines Hochgestellten, eine der schönsten Damen Wiens die ihn zu interessiren suchte, wandelte einige Tage lang ganz allein im Lustgarten des Kaisers um sich ungesehen von ihm finden zu lassen. Der Kaiser that ihr den Willen und redete sie an: So ganz allein? Wo ist Ihr Herr? — Ew. Majestät sind einzig mein Herr! begann die Dame, einen andern hab' ich nicht! — Sie geben mir ein schönes Beispiel! sagte Joseph, auch ich bin gern allein! Damit ließ er sie stehen. In der Furcht, ihr Gemahl möchte diesen Auftritt erfahren, erzählte sie diesem die Scene. Dieser wollte die Geschichte nicht zur Unehre seiner Frau ausgelegt sehen und eilte dem Monarchen ebenfalls allein im Park zu begegnen. Dieser fragte ihn in derselben Weise. So ganz allein? wo ist denn Ihre Frau? — Majestät, war die Erwiederung, ich habe keine Frau, ich habe nur einen Herrn! Joseph lächelte und sagte: Es freut mich, Eheleute vom Stande in so gutem Einvernehmen zu sehen, zumal wenn ich der Stifter dieses guten Einverständnisses bin! — Eben so fein wußte er eine andere Dame deren Schönheit ihn interessirte, zu prüfen, um zu erfahren welche Vorstellungen von seiner Gunst wohl in ihren Gedanken aufstiegen. Er hatte sich im Hofcirkel mehrmals lebhaft mit ihr unterhalten, sie ausgezeichnet, und weil sie Geist genug hatte, ihr wiederholt Aufmerksamkeiten erwiesen. Die Höflinge die allezeit auf die Schwächen des Fürsten lauern und an seine Menschlichkeit ihre Hoffnungen knüpfen, rieben sich schon heimlich die Hände, flüsterten sich ihre Freude und ihre Erwartungen in's Ohr. Joseph's erste Ehe, ein Bund der aus gegenseitiger Neigung geschlossen zu sein schien, war nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Seine zweite, auch nur kurze Vermählung

hatte ihm weder innern noch äußern Ersatz für den Verlust gegeben und sein gefühlvolles Herz durfte wohl einem Bedürfniß Raum gestatten. Bei einem Fürsten den die Frauen beschäftigen, hat die Camarilla leichteres Spiel; deshalb stand die Hoffnung der Höflinge darauf, Joseph's Herz möge sich irgendwie verlieren. Er hatte davon gehört, und weit entfernt von aller Verirrung der Sinne, reizte es ihn zu wissen, wie weit die Dame nach ihren Moralbegriffen reif sei, um Möglichkeiten solcher Art Gehör zu geben. Sie hatte Geist genug um ihn zu fesseln, selbst wenn ihre Schönheit weniger gefährlich gewesen wäre als sie es wirklich war. Auf dem nächsten Hofball suchte er sie angelegentlich auf, war galant wie immer und flüsterte ihr lächelnd zu: Man sagt mir, es gehe in der Stadt die allgemeine Rede, ich sei in Sie verliebt; woher mag das kommen? — Zwischen Coquetterie und Ehrfurcht schwankend, faßte sie sich rasch und erwiederte: Da Ew. Majestät mir nichts davon gesagt, so kann ich auch nichts davon verrathen. — Aber es geht auch das Gerücht daß Sie mich liebten! fuhr Joseph fort. — Was kann natürlicher sein, sagte die Gräfin, als daß wo alle Welt liebt auch ich nicht gefühllos bin? — Sie hatte das mit einem Ernst gesagt der etwas nach Beleidigung schmeckte. Wer sagt Ihnen denn daß mich alle Welt liebt? fragte Joseph spottend. — Sie verbeugte sich tief und erwiederte eben so spottend: Schuldigkeit, Majestät! ich bin die Unterthanin Ihres Reiches! — Ungehalten über ihre Empfindlichkeit, mit der sie an den Tag legte daß sie sich wirklich eingebildet, ihn ausschließlich zu interessiren, sagte der Kaiser: Es wäre auch Schade, wenn Sie so hartnäckig darauf bestehen wollten die Metamorphosen des Ovid zu vermehren! — Die neuere Mythologie, sagte die Gräfin, ist schon so reich an Götterkindern daß sie am Hof Ew. Majestät auf Beiträge verzichten kann. — Fürchten Sie vielleicht für das Schicksal des Ovid? lachte Joseph. — Sie blieb auch darauf die Antwort nicht schuldig. Augustus, sagte sie, schickte Ovid vielleicht nur weil er ihn fürchtete, in's Exil und in's Elend! — Man weiß nicht ob die Gräfin die nächste Gelegenheit, Wien auf einige Zeit zu verlassen, nicht mit Eifer ergriff. Joseph wollte auch nicht unnütz im Gerede der Leute sein. Sein Herz hing zu sehr an den großen Aufgaben der Welt um seine Erholungen so wichtig zu machen daß sie der Menschheit nicht zu gute kamen.

Unermeßlich und unzählbar sind im Einzelnen die Wohlthaten welche die Mitwelt der Hand Josephs verdankte. Seine Reisen machten ihn mit tausendfachem Elend bekannt, die Sklaverei des Bauern und der Hochmuth des Edelmanns empörten seine weiche liebevolle Seele, seine Blicke in die Hütten der Armuth und in die Paläste der Großen erhärteten nicht wenig die Grundsätze seiner Überzeugungen die der Welt noth thaten. So bereitwillig er dem Landman zu Hülfe eilte, so leutselig er gegen den Bürger war, so hart war er gegen den Adel. Gegen die Geistlichkeit mischte sich seinen Empfindungen eine Erbitterung bei, welche sich oft genug in sarkastischen Ausfällen Luft machte. Sein Humor war siegreich genug, sein Spott machte seinem Herzen wie seinem Verstande alle Ehre, aber der Kaiser in ihm verlor wo der Mensch triumphirte. Friedrich von Preußen hatte im Übergewicht seines Absolutismus leichter scherzen, spotten und verhöhnen; seine ganze deutsche Umgebung, sein ganzer Staat war eine Pflanzschule soldatischer Zucht; sein Witz fand sein tausendfaches Echo und das protestantische Deutschland klatschte jubelnd Beifall, während in Joseph's Welt Starosten und Magnaten in verhaltenem Groll gegen die Aufklärung murrten, Kirchenfürsten entsetzt ihre Hand von ihm zurückzogen. Friedrich's Witz traf die Vorurtheile der Stände, Joseph's Eifer rief die Vorurtheile ganzer Völker gegen sich auf und die alte Kirche waffnete sich wider ihn mit allen ihren Schrekken. Auch den Papst traf Joseph's Übermuth persönlich. Der eben so sanfte als kluge Clemens Ganganelli war schon ein Jahr nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, wie es hieß, ein Opfer jesuitischen Giftes geworden. Als Joseph Alleinherrscher war, saß Pius der Sechste auf dem Stuhl Petri. Die Reaction stieg in Rom nach Maßgabe der übereilten Reformen in Wien. Eine große Schaar ausgetriebener Mönche schrie um Erbarmen, katholische Kirchen waren in protestantische Bethäuser verwandelt, Roms Bullen gingen erst in die Hände der weltlichen Behörden, keine Appellation an den Stellvertreter Christi hatte mehr Gültigkeit. Hätte Joseph im Einverständniß mit den deutschen Bischöfen gearbeitet, er hätte Deutschland von Rom befreit. Aber er handelte allein, er wollte keinen andern Bundesgenossen als die gesunde Vernunft. Auf Ermahnungsschreiben des obersten Hirten an den verirrten kaiserlichen Sohn erfolgten philosophische Briefe im Style Rousseau's, auf Drohungen erfolgte Spott; eine Andeutung auf Bann und Fluch schickte ein Geschäftsmann Joseph's mit der Bemerkung zurück, der heilige Vater habe sich wohl in seiner Rechnung um einige Jahrhunderte geirrt. Der Papst

sah den Kaiser entschlossen; er wußte auch daß ein Bannstrahl ohnmächtig wäre. Er entschloß sich nach Wien zu gehen, um persönlich zu wirken. Er schrieb jetzt schmeichelhafte Briefe und Joseph war Cavalier genug, sich darauf zu freuen, den Papst in seiner Hofburg zu bewirthen. Er meldete ihm, alles sei zu seinem Empfange bereit; er nannte sich wieder des heiligen Vaters gehorsamsten Sohn in Christo. In Ferrara brachte ein Bote dem Papste den Gruß des Kaisers. Der Papst wollte den Kurier mit einem geweihten Rosenkranze belohnen, aber das Geschenk ward abgelehnt: der Kurier war ein Lutheraner. In Görz stand eine Ehrenwache an der Wohnung des römischen Bischofs. Er wollte ihr seinen Segen ertheilen und nur der dritte Theil der Mannschaft kniete nieder: die Mehrzahl waren Calvinisten. Aber das Volk strömte schaarenweis zusammen wo der Fuß des Stellvertreters Christi den deutschen Boden betrat; selbst die älteste Schwester des Kaisers eilte herbei und stürzte vor ihm nieder. Der Kaiser ging ihm bis Neunkirchen entgegen, schob das Ceremoniell bei Seite und umarmte ihn mit vertraulicher Freundlichkeit. Kaunitz schüttelte dem Papste die Hand, die ihm dieser zum Kuß hinstreckte. In der Hofburg ward Pius mit einer beflissenen Aufmerksamkeit bedient; Joseph war persönlich gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst. Einen Barbaren der sich schrekken und betäuben ließe, hatte der Papst erwartet, und fand einen Inbegriff von Freundlichkeit und Güte; selbst die wälsche List erlag vor diesem Verein von Klugheit und Grazie; der humane Sohn des neuen Zeitgeistes hätte eher den Vertreter des hierarchischen Mittelalters als dieser jenen für sich gewonnen. Joseph gab sich ihm hin mit dem ganzen Zauber seines Wesens, lange Stunden widmete er ihm täglich Aug' in Auge, Mensch dem Menschen gegenüber. Nur wenn Pius auf die Reformen kam, wich der Kaiser aus und bat, sich in Geschäftssachen an seinen Kanzler zu wenden. Einem feierlichen Pontificalamt im Stephan wohnte Joseph nicht bei; er entschuldigte sich daß der Staat in dem Augenblick seiner bedürfe. Für die Ankündigung eines päpstlichen Ablasses erhielt der Erzbischof einen öffentlichen Verweis. Pius staunte über die Verweltlichung des germanischen Lebens. Nur wenn er öffentlich erschien und Tausende auf allen Wegen und Stegen, seines Segens bedürftig, vor ihm niederknieten, fühlte er daß die Macht eines Hohenpriesters noch nicht zu Ende sei. Pius verließ Wien mit der Überzeugung und mit dem Troste daß das Volk noch nicht reif sei für Joseph's Pläne. Eine Meile von der Stadt, im Kloster Mariabrunn, nahm der Kaiser von ihm Abschied, freundlich und herzlich, aber bald nach der Abfahrt des Papstes ward das Kloster aufgehoben, zum Zeichen daß sein Besuch in Sachen der Reform ohne Wirkung gewesen sei. Von Rom aus begannen dann wieder die bald drohenden, bald wehklagenden Briefe des Papstes an den Kaiser und an die Prälaten, und die Wehklagen der leidenden Demuth wirkten nachhaltiger als ein Bannfluch vom Vatican.

Wie gewinnend des Kaisers persönliche Anmuth war, hatte auch Katharina von Rußland an der Seite ihres Potemkin erfahren. Eine kurze Anwesenheit Josephs in Petersburg hatte genügt, Rußland's Freundschaft mit Preußen in ein Bündniß mit Östreich zu verwandeln. Es war freilich für Östreich nicht von Heil und während es Katharinen bei ihrem Plane zur Stiftung eines russisch-griechischen Kaiserreichs in Konstantinopel gelang, Joseph's Blicke auf Italien zu richten und ihn für ein entsprechendes deutsches Reich in Rom zu gewinnen, fiel der ganze Plan der Eroberung der Türkei zum Nachtheile Joseph's aus; er ging leer aus bei der Beute. Joseph war bei allem Gelüst zum kriegerischen Heldenthum kein Sohn des Mars und eben so wenig Politiker genug um mit Rußland zu handeln. An Schwärmerei für eine große Sache fehlte es ihm nicht, als es galt der alten versumpften Barbarei des Sultanats ein Ende zu machen; aber er konnte seine blos passiv tüchtigen Soldaten in keine preußische Eroberer verwandeln.

Die Eifersucht gegen Friedrich und Preußen war ein merkwürdig hervorstechender Seitenzug in Joseph's Charakter. Der Jüngling hatte den Helden des siebenjährigen Krieges bewundert, aber aus dem Bewunderer war bald ein Nebenbuhler geworden. Er hatte es seiner Mutter nie vergessen können daß ihr Kriegsrath ihn im bairischen Erbfolgekriege gehindert hatte, sich mit Friedrich zu messen und sich am Meister die Sporen zu verdienen. — Es war sechs Jahre nach dem Hubertsburger Frieden als Joseph den König von Preußen zum ersten Male sah; er machte ihm im schlesischen Lager bei Neiße seinen Besuch. Die Vertreter zweier Nationen die sich auf den Tod haßten, reichten sich einfach und schlicht die Hand, und der Jüngere, obschon er Oberhaupt des Reiches hieß und dem gedemüthigten Östreich angehörte, that dazu den ersten Schritt. Auch Friedrich hatte von Joseph viel gehört und es mochte ihn reizen, den Mann von Person kennen zu lernen der ihn von Jugend auf im feindlichen

Lager verehrte. Es war also auf beiden Seiten Anziehungskraft genug vorhanden, Bewunderung und Neugier war in Beiden gleich stark. Sie waren sich in ihrem Naturell so fremd wie Nord und Süd, niederdeutscher Verstand und oberdeutsches Gemüth. Beide aber waren in verschiedener Äußerung ihrer Geisteskräfte geniale Köpfe, Beide gleich sehr herausgewachsen aus einer vorurtheilsvollen, aberglaubenschweren, knechtisch gebundenen Welt, Beide Söhne der Aufklärung, Beide im Vollgefühl dieses Bewußtseins, voll scharfer Geistesgegenwart, nur verschieden je nachdem sich der Geist der Überlegenheit bei dem Einen als Witz, bei dem Andern als Humor entwickelt hatte. Der schon früh gealterte Friedrich — er zählte damals siebenundfunfzig Jahre — empfing den achtundzwanzigjährigen Kaiser und nahm dessen Huldigungen nicht ohne Selbstgefühl, aber doch auch wohl nicht ohne geschmeichelt zu sein entgegen. Joseph war entzückt ein Heerlager der Preußen zu sehen und den Übungen der siegegekrönten Truppen beizuwohnen. Friedrich zeigte dem Kaiser auch einige Kunstgegenstände, unter andern die Büsten mehrerer Fürsten aus dem Hause Habsburg. Joseph fand darunter die wohlgetroffenen Marmorbilder seines Vaters und seiner Mutter. Kalt und ohne Gemüth wie Friedrich war, benutzte er den Moment der Rührung die seinen Gast überschlich. Nicht wahr? sagte er, meine Leute wissen ziemlich gut zu treffen? gleichviel ob sie die Muskete oder den Griffel zur Hand nehmen! — Joseph faßte sich rasch. Er sagte: Es fehlt auch in Wien nicht an Künstlern und an Talenten die gut treffen, und was mich angeht, so ist es mein sehnlichster Wunsch, Sire, die Ehre zu haben Sie einmal in ganzer Manneslänge zu treffen. — Der König erwiederte lächelnd, er sei vielleicht schon zu alt um noch still zu halten, habe schon Falten im Gesicht und es sei nicht so leicht ihn zu treffen. Oder will man mich vielleicht nicht blos treffen, sondern übertreffen? — Sire, sagte Joseph, ich bin zu jung dazu. — Nun, lenkte Friedrich ein, es wäre nicht das erste Mal daß ein Meister von seinem Schüler übertroffen wäre! — Ich würde mir Mühe geben, sagte Joseph, meinem Meister Ehre zu machen!

Diese erste Begegnung Friedrich's und Joseph's ist vielfach anders erzählt. So wie ich sie gab, hab' ich sie ungefähr aus der mündlichen Überlieferung ergänzt wie ich sie von dem Nachkommen eines Dieners jenes Fürsten von Ligne gehört, der bekanntlich den Kaiser bei der zweiten Begegnung mit Friedrich begleitete. Im nächsten Jahre (1770) entgegnete der König den Besuch Joseph's im kaiserlichen Lager bei Neustadt in Mähren. Karl Joseph Fürst von Aremberg-Ligne, derselbe der im siebenjährigen Kriege auf Seiten der Östreicher bei Leuthen und Hochkirch gefochten, war im Gefolge des Kaisers, und Friedrich war artig genug die ausgezeichnete Tapferkeit auch am Feinde zu rühmen*). Diese zweite Zusammenkunft beider Monarchen hatte für Beide, ihre wiederholte persönliche Berührung ausgenommen, keine ehrenvollen Beweggründe. Sie vereinigten sich über die Theilung Polens. Auch Joseph, je mehr seine Illusionen vom deutschen Kaiserthum schwanden, begann sich mit dem Interesse seines Hauses zu beschäftigen; er glaubte auch hierin seinem Meister nicht nachstehen zu dürfen, wie er später Katharina's Pläne in Bezug auf die Pforte theilte ohne dabei Östreichs Wohl zu fördern. Ich weiß nicht, war es nach der ersten oder nach der zweiten Begegnung mit Joseph, als Friedrich über ihn an Voltaire schrieb: »Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen, im Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen, mit Weihrauch genährt und ist bescheiden.« Es lag darin, wenn man Friedrich's karges Wesen bedenkt, genug persönliche Anerkennung, so tadelnd er sich auch gegen Joseph's Regierungsmaximen später äußerte. In Joseph nahm jedoch die Eifersucht gegen Friedrich mit den Jahren immer mehr eine polemische Färbung an. Ein Gemüth wie das seine, zur Hingebung geneigt, bedurfte der Nahrung und er konnte Friedrich's Freund nicht werden. Preußen ward Ursache daß Östreichs Plan auf Baiern scheiterte, und die Stiftung des Fürstenbundes setzte allen Erbschaftsgelüsten Schranken; Friedrich erkannte in nichts mehr ein deutsches Reich und ein deutsches Oberhaupt an. Joseph steigerte sogar seinen Unwillen bis zur Ironie; er fand an Friedrich's literarischer Beschäftigung ein Ärgerniß. »Ich weiß nicht», schrieb er einmal an van Swieten, »wie einige Monarchen auf die Kleinigkeiten gerathen sind sich literarische Vorzüge zu verschaffen, eine Art von Größe darin zu suchen wenn man Verse macht, einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke eines Palladio sein solle. Zwar sehe ich wohl die Obliegenheit ein daß die Könige im Reiche der Wissenschaften nicht ganz unbekannt sein sollen; daß man

*) Zu Brüssel geboren, war dieser Ligne, dessen Denkwürdigkeiten jetzt manchen Leser beschäftigen, sobald Joseph starb, in Ungnade gefallen, entfernte sich vom Wiener Hofe, scheiterte mit allen seinen Plänen und starb erst 1814, 79 Jahre alt.

aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich äußerst unnöthig. Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssecte geworden die sich damit beschäftigt, Memoirs, Gedichte und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserin Rußland's folgte ihm nach, las Voltaire und schrieb Schauspiele und Verse, dann einige Oden an ihre Alciden; Stanislaus Lescinski aber Friedensbriefe; endlich der König von Schweden welche im Tone der Freundschaft. Die Veranlassungen hierzu sind eben so sonderbar als die Producte ihres Geistes. Der König von Preußen fing seine akademischen Beschäftigungen zu Rheinsberg an, wohin ihn sein Vater exilirte und wo er kaum wie ein Oberster meiner Armee leben konnte. Wie er König wurde, setzte er seine Gelehrtenbeschäftigungen fort. Gleich versammelten sich eine Menge französischer Champions und besangen seine Siege in Schlesien, d. i. die Eroberungen eines Landes das zwei Infanterieregimenter zur Besatzung hatte und das er mit 40,000 Mann überschwemmte. Späterhin trieb ihn die Begierde Verse zu machen an, mit Voltaire Freundschaft zu stiften, die aber unterbrochen, wieder erneuert, getrennt und bis zu dem Tode des Uhrmachers von Ferney fortgesetzt wurde. Die Kaiserin von Rußland unternahm es aus Stolz; sie suchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen, das übrige thaten Zeit und Umstände, Freundschaft und Leidenschaft und eine Portion Eitelkeit mitunter. — Sehen Sie, so denke ich über diese Gegenstände. Mir sind weder die großen Griechen noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reiches und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit hat mir nie erlaubt Epigramme zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich habe gelesen um mich zu unterrichten; ich bin gereist um meine Kenntnisse zu erweitern, und indem ich die Gelehrten unterstütze, erweise ich ihnen einen größern Dienst als wenn ich an meinem Pulte Sonette faselte.« —

Friedrich und Joseph! Sie waren Beide grundverschiedene Naturen; auch ohne die eifersüchtige Stellung ihrer Völker zu einander, konnten sie sich nicht auf lange die Hand zu einem Bunde reichen. Sie waren Beide Söhne der Aufklärung, aber was sie gemeinschaftlich hatten und wollten, gab eben erst recht Veranlassung sich mißtrauisch zu beobachten. Sie gaben ihren Völkern Beide die Freiheit, sie gaben sie Beide gleich willkürlich, gleich despotisch. Aber der Eine verordnete seiner Nation die Medicamente gegen Finsterniß und Aberglauben wie ein kluger, nüchterner Praktikus, sehr mäßig und tropfenweis. Der Andere verschrieb allöopathische Mittel, er gab alles mit Einem Male, verschwenderisch und leidenschaftlich. Joseph war zu ehrlich um die Begeisterung für Friedrich festzuhalten. Mitten in einer noch papistischen Welt hatte er einen offenen Kampf gegen das Papstthum eröffnet. Das war groß gedacht, aber wurde nicht klug ausgeführt. In Friedrich's Verhalten und Maßregeln war eine Klugheit vorherrschend die oft einer Machiavelli'schen Pfiffigkeit glich. Nachdem die katholischen Staaten die Jesuiten vertrieben und aufgehoben hatten, machte Friedrich Miene sie zu schützen, nahm sie in Schlesien auf und Lorenzo Ricci durfte sich schriftlich an ihn wenden, an den Zögling Meister Voltaire's, dessen Spott dem Jahrhundert gegen die Ränke des Ordens die Waffen geliefert! Eine unehrliche Taktik dieser Art mußte Joseph's Gemüth für immer von Friedrich entfernen. Friedrich kannte nur sich und seinen Vortheil. Dieser Egoismus machte ihn stark. Er war nur groß durch die nüchterne Schärfe seines Verstandes, durch die folgerichtige, eiserne Energie seines Willens. Joseph war nichts — als der edelste Mensch auf dem Thron. Durch logische Stetigkeit, durch unerbittliche Festigkeit hatte Friedrich das Schicksal, das ihm entgegenstand und das er selbst herausgefordert, seinen Zwecken unterworfen. Joseph war nur groß sofern auch das Herz auf Größe Anspruch machen kann. Er kam mit seinem Streben nicht an's Ziel, mußte innehalten und starb am gebrochenen Herzen. Das Herz hat immer Recht im Großen und Ganzen, aber es irrt sich im Einzelnen. Im Einzelnen irrt sich der Verstand weit seltener und das menschliche Thun und Wirken besteht aus einer Kette von kleinen Einzelnheiten. Und die Menschen urtheilen zumeist nach den Erfolgen. Friedrich stände, wenn er im Kampfe erlegen, nicht minder groß da, aber man würde sein Wagstück, das kleine Brandenburg zu einer europäischen Macht erheben zu wollen, wenn es mißglückt wäre, höchstens als eine kühne Verirrung in der Geschichte bezeichnen. Friedrich aber steht gegen Joseph gehalten in allen Stücken als der Glückliche da; deshalb bleibt ihm bei den Meisten die Bewunderung, und Joseph, dem Edleren, der mit allen seinen Planen scheiterte, zollt man einen Antheil der an Mitleid streift. Friedrich wurde der Held seiner Sache, Joseph war nur ein Apostel, ein Freiheitsapostel auf dem Throne, ein Prediger in der Wüste. Dies gibt ihm wie Keinem in der Geschichte diese rührende Größe. Friedrich verachtete die Menschheit, und Joseph's We-

sen war die tiefste Menschenliebe. Wo jener Skeptiker war, war dieser ein Schwärmer. Beide waren Männer der Aufklärung, Beide von derselben Milch eines neuen Jahrhunderts genährt, aber ihre Naturen waren doch polartig verschieden. Friedrich war ein Zögling Voltaire's, Joseph ein Sohn Rousseau's. Friedrich dachte klein von den Menschen und triumphirte; Joseph dachte groß von ihnen und unterlag.

Zwei französische Schauspieler.

Aus einem Pariser Tagebuch.

Heute habe ich zwei der ersten und größten Schauspieler Frankreichs kennen gelernt, von denen der Eine im Collège de France, der Andere im théâtre français engagirt ist. Der Eine nennt sich Herr Michelet, trägt Orden und heißt Professor, der Andere oder vielmehr die Andere heißt schlechtweg Demoiselle Rachel. Man wundert sich vielleicht daß ich diese beiden Celebritäten, die jetzt in Frankreich mit zu den populärsten und beliebtesten gehören, zusammenstelle. Aber das wird Jedem, zumal jedem Deutschen natürlich erscheinen, wenn er nur einmal das Glück hatte Herrn Michelet dociren zu hören. Freilich würde es mir nie einfallen Mademoiselle Rachel einen Professor zu nennen, obwohl sie uns das Griechen- und Römerthum besser erklärt und commentirt als alle Philologen der Welt; aber ich nehme keinen Anstand Herrn Michelet unter die Schauspieler zu stellen. Herr Michelet denkt wahrscheinlich sehr richtig: Ist die Bühne eine moralische Anstalt von der herab docirt wird: warum soll auf dem Katheder nicht geschauspielert werden können? Und so schauspielert er denn so viel er kann und schauspielert, Dank dem jedem Franzosen angeborenen Talente, recht gut, sogar vortrefflich. Herr Michelet sollte freilich, wenn er sein Talent entfaltet, ich meine in seinen Vorlesungen über Geschichte, Politik und Literatur, bedenken daß jede Schauspielerei ohne Decorationen und magisches Lampenlicht leicht zweideutig, wo nicht widerlich erscheint; er sollte das traurige Geschäft den armen Gauklern in den Champs elysées überlassen. Allein uns Deutsche hat er ja nicht zu berücksichtigen und den Franzosen gefällt sein Spiel.

Ich gestehe daß ich schon mit allerlei Vorurtheilen behaftet ins Collège de France ging um Michelet's Vorlesungen zu hören. Ich hatte sein Buch Le Peuple gelesen (— er versteht unter Volk blos das französische Volk —), und so lange ich es las, immer mußte ich bei mir denken: Die Schmeichler der Fürsten sind ekelhaft, aber die Schmeichler des Volkes sind es nicht minder; ja sie sind noch erbärmlicher. Man mag einem Einzelnen schmeicheln den man über sich erhaben wähnt, man mag seiner Geliebten schmeicheln um von ihr einen Kuß zu bekommen; — wer aber zu gewissen Zwecken seiner Mutter schmeichelt und ihr mit verzückten Geberden die Cour macht, der ist doch ein kleiner erbärmlicher Junge. Und eine solche Courmacherei der Mutter gegenüber ist das Buch Le Peuple, und als ich in's Collège de France kam, sah ich daß die Vorlesungen des Herrn Michelet nichts anderes sind als Fortsetzungen des Buches Le Peuple.

Der Saal in dem er liest ist ein Amphitheater. Die Bänke ringsumher waren dicht besetzt. Auf der untersten, dem Katheder am nächsten, saßen meist Damen, die wie die Studenten Hefte auf dem Schooße hielten, an denen ein Tintenfaß befestigt war; sie schrieben sehr emsig. — Herr Michelet ist ein feiner, fast kleiner Mann und hat mehr von einem Diplomaten als von einem Sohne aus dem Volke. Im vorigen Jahrhundert hätte er einen vollkommenen Abbé abgegeben. Sein blasses Gesicht liegt in Falten, die Brauen sind zusammengezogen und die Augen blinzeln ununterbrochen. Das feine weiße Haar ist schön gescheitelt und schmiegt sich wie Seide um den kleinen Schädel. Über das ganze Wesen ist ein Hauch von nobler Eleganz ausgegossen. Im Knopfloch steckt ein rothes Bändchen. Die Arme, die beständig in Bewegung sind, zeigen ein Paar feine, weiße, durchsichtige Hände, welche die Damen sehr lieben sollen.

Als er eintrat wurde er mit stürmischem Applaus empfangen, der sich wiederholte als er die Handschuh auszog und noch einmal als er die Hefte vor sich hinlegte, welche die vor ihm sitzenden Damen mit Ehrfurcht zu betrachten schienen. Er sprach noch nicht zehn Minuten und ich hatte schon vergessen, was das Programm draußen vor der Thüre von Michelets Vorlesungen versprochen hatte. — Geschichte? Politik? Literatur? oder die Kunst ein pikantes Oppositions-

journal zu redigiren? — Es war Alles untereinander. Von Zeit zu Zeit wurde La France mit Emphase ausgerufen, Les Anglais wurden mit Verachtung oder mit Mitleid belächelt. Nur zwei Völker gab es für Michelet: Die Franzosen und die Engländer, und der Zweck dieser Vorlesung war, zu zeigen, wie die Franzosen von je her Alles aus Liebe, die Engländer Alles aus Haß oder niedrigem Eigennutz gethan, wie die französische Geschichte die Geschichte der allgemeinen Menschenliebe, die englische Geschichte die des Hasses und der Brutalität. Sätze wie: La France c'est l'amour, l'Angleterre c'est la haine — kamen oft vor. Er sah die Welt von zwei Principen beherrscht, vom guten und vom bösen; das Eine ist Frankreich, das Andere England. Von Zeit zu Zeit wurde ein journalistischer Stich gegen Herrn Guizot und die entente cordiale und gegen die »französischen Engländer« losgelassen und dabei wußte Herr Michelet seine Worte so gut zu setzen daß er immer eine witzige oder listige Pointe herausbrachte. — Dann schwieg er einen Moment und ließ sich beklatschen. So wurde die ganze Vorlesung eine Reihe von Knalleffecten und Applaus und unwillkürlich mußte ich an Saphirische Vorlesungen denken, bei welchen es in Wien eben so zu gehen pflegt. Wie bei einer solchen war es auch hier nicht möglich einen Faden zu finden, der die einzelnen Aphorismen, poetischen Phrasen, Witze und Sticheleien hätte zusammenhalten können. Man sah es Herrn Michelet an daß er mit Siebenmeilenstiefeln von einem Lichtpunkt der französischen Geschichte, von einer literarischen Höhe zur andern eilte, um à la belle France irgend ein begeistertes oder parfümirtes oder pikantes Compliment zu machen. Alles was äußerlich glänzte, war ihm gute Prise, wobei es ihm auf ein System, auf die zu Grunde liegenden Motive gar nicht ankam, mochten sie dem äußeren Glanze der großen französischen That noch so sehr zuwider sein. Wie unsere Lustspieldichter hat Michelet gewisse Schlagwörter, von denen er gewiß ist daß sie ihm Beifall verschaffen. Die bringt er denn auch im gehörigen Augenblick an; ja mitunter bringt er gar nichts anderes vor als dergleichen Worte die er verzückt, mit ungeheurem Pathos und wie plötzlich begeistert hervorstößt. Jetzt da ich mir Mühe gebe aus den disjectis membris des Michelet'schen Vortrages ein Resultat zu gewinnen, seh' ich daß das fast nicht möglich ist. Ich begreife daß seine Zuhörer berauscht werden und daß ihnen bei Michelet zu Muthe ist wie einem Falken der zur Beize abgerichtet ist und tausendmal im Kreise herumgedreht wird, bis er taumelnd zu Boden fällt. Einzelne Sätze die ich mir allenfalls nach dieser Lection construiren könnte, würden ungefähr gleichlautend sein mit denen die man aus seinem Le Peuple gewinnt. Wo Frankreich eine Schlacht gewonnen, da war es zum Heile der Welt, ja selbst die Mordbrennereien in der Pfalz sind nichts als Freudenfeuer wegen der herannahenden Erlösung. Wenn Frankreich eine Schlacht verloren, da verlor es sie aus Rücksicht, aus liebevoller Rücksicht. — Frankreich, das ist die Welt. Wer Frankreich kennt, der kennt die Welt. Die Geschichte Frankreichs ist die Weltgeschichte. — Das ist die Wahrheit die Herr Michelet vom Katheder herab verkündigt, und seine Zuhörer sind entzückt. Frägt man mich aber, ob ich glaube daß das die Meinung des Herrn Michelet's ist, so sage ich: Nein: und dreimal Nein! Und darum ist er Kriecher vor der Popularität und darum nenne ich ihn einen Komödianten. Herr Michelet hätte nicht den Muth seinem Volke eine bittere Wahrheit zu sagen. Nur angenehm will er ihm sein, auch nützlich, wo es ihn populär macht, wie in der Jesuitenangelegenheit. Aber nur ein eintägiges Verkanntsein könnte die Eitelkeit des Herrn Michelet nun und nimmermehr ertragen. — Wir Deutsche kamen nur einmal in der Vorlesung vor. Die Deutschen, sagte Hr. M., hassen uns im Allgemeinen nicht! und in ihrer Sehnsucht nach Civilisation hätten sie sich uns längst in die Arme geworfen, wenn sie uns nicht stets durch kleinliche Machinationen wieder entfremdet worden wären!

Als Herr Michelet geendet und sich unter stürmischem Applaus entfernt hatte, wurde für die Polen gesammelt, obwohl die Sache des unglücklichen Volkes längst verloren war. Jeder gab was er konnte und bald waren die wandernden Hüte bis zur Hälfte mit Silber- und Kupfermünzen angefüllt. Diese Sammlungen hat Herr Michelet angeregt und ich kann nicht umhin, ihm, dem ich so viel Bitteres gesagt, eh' ich von ihm scheide noch diesen anerkennenden Dank zu zollen.

Heute Abend sah ich Mademoiselle Rachel, — und noch zittern mir alle Nerven, noch fühle ich mich von jenen Schauern umweht, die die ersten Christen in den Katakomben Rom's durchfröstelten. Man gab Polyeucte, jenes furchtbar langweilige, classische Stück von Corneille, das einen Märtyrer aus der ersten Zeit des Christenthums und die Bekehrung seiner heidnischen, verstockten Gemalin schildert. Aber was machte die Rachel aus dieser classischen Langenweile! Sie war selbst ein Stück Weltgeschichte, selbst die Incarnation

jener ganzen Zeit, die sich aus dem verfaulten Römerthume in das neue Licht hindurch ringt. So wie sie in den ersten Acten eine ganz starre, materialistische Römerin war, so wurde sie im letzten Acte, da sie vom Opfertode ihres Mannes zurückkehrt, ganz und gar eine verklärte Christin, aus deren Mienen man die Sehnsucht nach einem künftigen Martyrium in erschreckenden Zügen lesen konnte. Wie sie hereintrat, vom Schaffott ihres Gatten zurückkehrend, und ihr: **Je crois!** ausrief, da war das ganze Heidenthum der Römerwelt in Nichts verschwunden und die neue Weltgeschichte begann. Über die Pauline der Rachel ließe sich eine so lange Abhandlung schreiben wie über den Fall des ganzen römischen Kaiserthums, — denn sie in eigener, alleiniger Person stellt ihn dar. Nur ein großes Genie kann der unbedeutenden Rolle eines unbedeutenden Stückes diese Bedeutung, diesen Inhalt geben. Und daß sie ein Genie ist, das wird Jeder beschwören, der sie zum ersten Male auftreten und die ersten zwanzig Worte sprechen hörte. Diese Einfachheit im höchsten Pathos, diese Wahrhaftigkeit in der furchtbarsten Leidenschaft und dieses ewige Schaffen, wo das gewöhnliche Auge eines Sterblichen nur leeres Nichts entdecken kann, sind doch die sprechendsten Merkmale des Genies. George Sand, den ich liebe, hat eine Novelle geschrieben, »der unbekannte Gott.« Sie spielt bei den Christen in den römischen Katakomben und schildert eine Römerin die von dem neuen Gotte gehört und nun zu den Verfolgten kömmt um ihn kennen zu lernen. Es ist eine kleine, kaum zwanzig Seiten lange Novelle, ist aber ein großes Meisterstück in kleinem Rahmen und gehört mit zum Herrlichsten, was George Sand geschrieben. Rachel's Darstellung einer ähnlichen Römerin ist eine eben so geniale Schöpfung wie der »unbekannte Gott.« Die Bestätigung daß die Rachel ein Genie sei, las ich auch in ihren Augen, in ihrem ganzen Gesichte, in ihrem ganzen Wesen. Ich glaube, man muß es ihr ansehen, selbst wenn sie nicht in römischer Tracht, sondern im Kleide nach der neuesten Mode in der flachsten Pariser Gesellschaft erscheint. Ihr Auge leuchtet aus tiefen Höhlen unheimlich und geheimnißvoll hervor. Die weit hervorragende Stirne überwölbt es wie ein überhangender Fels. Die untern Partien des Gesichtes sind alle im Verhältniß zu der obern unausgebildeter; der Mund, der gewöhnliche Sitz der Sinnlichkeit, ist durchgeistigt, die Lippen dünn und jede ihrer Bewegungen unendlich beredt. Wenn ihr Gesicht ruht, so ruht es wie ein stillstehendes Gewitter. Armes Mädchen! man sieht es dir an, wie der Gott in dir an deinem Lebensmarke zehrt, und ich fürchte, die dreißiger Jahre werden dir wie allen Genies verhängnißvoll werden. An dem Tage da die Rachel stirbt, verlieren die Franzosen ihre letzte Vertreterin der Classicität, können sich Corneille und Racine zum zweiten Male begraben lassen. Die Franzosen von heute und morgen sind nicht gemacht die alten Griechen und Römer wieder in's Leben zu rufen. Ein Judenkind, mit seinem Kosmopolitismus auf der Einen Seite und mit der ausgeschlossenen Stellung in der verzehrenden, an allen Ecken abstoßenden neuern Geschichte auf der andern Seite, mußte die letzte Classikerin in Frankreich werden. Wie wenig die jetzigen Franzosen dazu geschaffen, zeigte Ponsard sowohl als die romantische Schule.

Unbegreiflich ist es wo die schmächtige, schwache Gestalt der Rachel diese Kraft hernimmt. Wenn sie gebietet, ist es wie der Spruch eines römischen Imperators; wenn sie verachtet, scheint einem nichts mehr auf dieser Welt der kleinsten Achtung würdig; wie ihr Mundwinkel höhnisch zuckt und ihr schöner, durchsichtiger Arm sich verachtend hinwirft, ist es als ob sie alle Königskronen der Welt in den Staub schleuderte; wenn sie haßt, erschrickt man vor ihr wie vor einer anspringenden Tigerin, und wenn sie liebt, scheut man sich vor dieser Gluth wie vor der Wuth des Vampyrs. Wie sie zu Anfang des **Polyeucte** von den schwachen, weibischen Christen und ihrem schwachen weibischen Gotte spricht, da jauchzt die ganze alte Welt und fühlt sich gerettet; wie sie im letzten Acte ihr: **Je crois!** ausruft, da reißt sie alle Herzen mit sich fort zu der Wonne des Scheiterhaufens. Nie werde ich vergessen, wie sie aussah, als sie vom Schaffott ihres Mannes zurückkam. Es war keine Heilige, aber es war ein Weib, das von der Last eines großen Gedankens, den es in sich aufnahm, zerschmettert und dann erhoben wurde. Sie war plötzlich gealtert an dem Ungeheuern, das in ihr vorging; mit aller Weltlust war alle Jugend von ihr geschieden und sie war gealtert, unsäglich gealtert, aber rings um sie war das Licht einer neuen Jugend, eines neuen Morgenrothes ausgegossen.

Als der Vorhang fiel, erhoben sich die Zuschauer, wie aus einem schauerlichen Traume erwacht, zum stürmischsten Applaus, nachdem sie die ganze Vorstellung hindurch fast regungslos da gesessen und dieser Applaus dauerte zum wenigsten eine Stunde. Das Orchester, das das neue Stück einleiten wollte, wurde zwei- oder dreimal durch Zischen, Pfeifen und Pochen übertäubt, die Schauspieler, die auftraten, wurden dreimal mit

Zischen von der Bühne gejagt. Umsonst kam der Regisseur und wollte Mademoiselle Rachel entschuldigen; er wurde nicht gehört. Nach einer Stunde ungefähr erschien sie erst; sie mußte aus ihrer Wohnung zurückkommen. Sie erschien plötzlich und nur für einen Augenblick auf der Bühne, warf einen düstern Blick auf das Publikum und verschwand wieder. Die Begeisterung folgte ihr mit neuen Ausbrüchen. Nicht umsonst hält der wetterwendische, neuigkeitslustige Pariser fast zehn Jahre lang mit derselben Begeisterung bei einer Schauspielerin aus; nicht umsonst wird, so oft die Rachel spielt, noch immer vor mehreren Thüren stundenlang Queue gemacht. Es muß doch etwas Mächtiges sein, was die flüchtige Bewunderung des Franzosen so lange zu bannen vermag.

Schweizer Kuhreigen,

nach jedem Kanton in verschiedener Melodie.

Aargau.

Hast in's Wespen- und in's Bienennest gestirlet.
Frisch zu! Aus dem Unrecht wird das Recht gequirlet.
Bin ich souverän, was scheer' ich mich um's Pactum;
Heut zu Tage ästimirt man nur das Factum.
Haben an die Wand den Bösen hingemalt
Und vom Klostergut die Zinsen ihm bezahlt.
Zinsen? Freilich! Bürgerblut und Ranzien,
Und der Gläubiger ist noch nicht satt davon.

Altbasel.

Still da! gönnt dem Bürgersmann sein wollen Rest,
Daß er Unsereinem in der Seide läßt.
Zu St. Jacob kam's zum heimlichen Beschluß:
Über's Jahr ist an der Emmen Vogelschuß.

Appenzell.

Wenn sich haußen Kopf und Arme rüstig regen,
Will sich nicht nach innen frisch das Blut bewegen.
Sind beim Appenzeller einig Kopf und Herz,
Ist's im Ernste selten, ist's bei Spiel und Scherz.

Bern.

Weil die Schweiz nicht Löwen hat noch Tigerthier,
Ist ja freili der Bär das ärgste Raubthier hier.
Einmal grämte sich der Althaus schier zu Tode,
Als der Neuhaus war gekommen in die Mode.
Wer den fettern Braten setzt dem Volke vor,
Ist, versteht sich, auch des Volkes Matador.
Seht, wie viel der abgedankten Köche wandern,
An der Nasenlänge kennt man sie vor andern.
Sterb' ich, sprechet nicht: am Fieber endet' er;
An den Doctors, sprechet, starb der arme Bär.

Fryburg.

Wenn der Jesuiten-Goldquell einst versiegt,
Fraget nach, wie viel uns noch am Reste liegt.
Voller Bomben steckt das Zeughaus und Rekruten,
Und die Schweiz ist unser wider ihr Vermuthen.

St. Gallen.

Um die Heerde bellt und und belfert's Nacht und Tag,
Wie Hans Bendir*) schnalzen auch und locken mag.

*) H. Bendix Baumgartner.

Genf.

Gern die von St. Gervais bauten ihren Kohl,
Wo die Herrn lustwandeln, auf dem Capitol.
Weg da! Wer ein Schemelchen sich setzt apart,
Muß herunter: so ist Communisten-Art.
Jährlich nehm' ich auf zu unbestimmten Zinsen —
Beiden ja rentirt's — ein Capital von Prinzen.

Glarus.

Gerne hör' auch ich der Politik mit zu,
Läßt sie weislich mir die Industrie in Ruh.

Graubündten.

Seht mir die Verräther an, den Inn und Rhein!
Eidgenossen sind sie, wollen Deutsche sein.
Alle steckt das Fieber an der Eisenbahn.
Soll's denn auch beim Schweizer nicht mehr gehn bergan?

Jungbasel.

Unser Bürgerrecht ist's jüngste Recht von allen.
Haben soll's der Herwegh, weil wir ihm gefallen.

Lucern.

Frieden hat uns Christus? — nein, das Schwert vermacht!
Nun, die Schelme haben's richtig mitgebracht.
Ei, was Schweizer-Eintracht! meint der Jesuit.
Wäre sonst gegangen, eh' man um ihn stritt.
Hätt' um Glaubens willen ihn der Stutz getroffen,
Wäre wenigstens ein Heil'ger mehr zu hoffen*).

Neuenburg.

Uhren bau' und stell' ich für die halbe Welt,
Nur die eigne wird mir außer'm Haus gestellt.

Schaffhausen.

Wär ich über'm Rheinfall drüben nur zu Haus!
Trotz des Wassers dörrt der Zollverein mich aus.
Wie doch kam's, Herr Hurter, daß Sie nicht den vierten
Nach dem dritten Innocenz sofort studierten**)?

*) Joseph Leu.

**) Der dritte Innocenz war der Vormund der Fürsten, verschenkte Königreiche zu Lehen, verfluchte alles Weltliche, aber legte dem Kaiser Tribut auf und ließ die Albigenser hinschlachten. Er erhob das Papstthum zur höchsten Vollendung; er nannte sich die Sonne und den Kaiser seinen Mond. — Der

Schwyz.

Auf dem Grütli war ich eins der ersten. Gnug!
Habe drum vorerst zu reden Recht und Fug.

Solothurn.

Lange war der alten Schweiz ich überdrüßig,
Und die junge sah's und war dabei nicht müßig.
Da ich mit den Nachbarn auf so gutem Fuße,
Ei, warum denn zittern vor der Kirchenbuße?

Tessin.

Weil sich radical der Krebs gefressen ein,
Mußte radical der Schnitt in's Fleisch auch sein.
Und was schadet doch ein Tröpflein Bürgerblut,
Wenn so gute Dienste unser Schröpfen thut?

Thurgau.

Bin als Grenzbehüter mit vorangestellt,
Daß dem Deutschen nicht zu wohl die Schweiz gefällt.
Doch im Nothfall sind wir einig ja darüber:
Lieber Franzmanns Regiment und Nasenstüber!

Unterwald.

Bis der Niklas nicht gesprochen: „Nehmt das Neue!"
Bleiben wir des lieben Alten Vielgetreue.

Uri.

Auch der Bauer weiß den Scepter wohl zu führen;
Wer den Scepter nicht, der wird den Knittel spüren.
Hat mit Ehr'n fünfhundert Jahr das Haus gehalten,
Will mit Ehren ich auch fürder drinnen schalten.

Waadt.

Denke nicht daß ausgemerzt nunmehr die Ristoa*);
Selbst ja ein verkappter, o Plebejer, bist du.
Dumm republikanisch wollten die Messieurs nicht schnupfen
Mit uns aus derselben Dose: daher kam das Rupfen.
Solltet sehn, wie unsre Buben, die Quintaner,
Prächtig sich gerirten als Republikaner,
Und die Petition der Schulherrn jämmerlich
Vor der Bürschchenpetition die Segel strich**).

---

vierte Innocenz verdarb wieder was jener gut gemacht, oder umgekehrt: machte wieder gut was jener verdorben. Er kämpfte ohne Glück gegen Kaiser Friedrich II.; sein Bann war wirkungslos. Was jener großartig gebaut, untergrub dieser wieder durch die Abscheulichkeit heimlicher Mittel.

*) Aristokrat im Patois.

**) Zu Anfang des Febr. 1845 reichten les petits collegiens von Vevey, mit Ausnahme der Aristokratensöhne, eine Petition an den grand conseil ein, gerichtet gegen die Jesuiten und gegen die von der Regierung den Abgeordneten an der Tagsatzung bereits ertheilte Instruction. Im entgegengesetzten Sinne petirte das Lehrercollegium, in Übereinstimmung mit den Maßregeln der Regierung. Die Jungen triumphirten, als diese am 14. Febr. fiel. „Voilà nos Messieurs enfoncés!" hieß es. Für lange Zeit waren alle Bande der Schulzucht gesprengt.

Wenn der Weinstock an die Kirchen hart gebaut,
Wird durch's Kirchenfenster oft nach ihm geschaut.
Könnt ihr zweifeln daß hier eitel gute Christen?
Reimt sich ja darauf der ganze Schwarm von — isten.
Jeden Sonntag donnerte der Neunzigpfünder,
Daß wir Vaudois allzumal verlorne Sünder,
Bis darob entzwei die Kirchenglocken sprangen.
Ist zuletzt auch so dem Neunziger ergangen*).

Wallis.

Als den Zoll sie zahlten dort mit Blut und Morden,
Ist kanonisch die Trienter Brücke worden**).
Dummheit, Schmuz und Armuth,— bleibet nur so fort,
Bis die Berge kleiner werden zum Transport.

Zug.

Ist für drei und zwanzig weit genug der Hut,
Schlüpft auch mein Persönchen drunter wohlgemuth.

Zürich.

Als mit Haut und Haaren war verdaut der Strauß,
Sah's mit unserm Magen nicht so übel aus.
Schoor uns noch ein wenig Schnupfen und Gehust,
Docterte der Bluntschli fort nach Herzenslust.
Daß der Eine nicht zu überständig würde,
Trägt der Andre wechselnd des Regierens Bürde.
Sind genug gesalzen. Drum mit eurem Salz
Bleibet, Communistenjünger, uns vom Hals.
Zieht der Thespiswagen ein zu Vororts Thoren,
Denk' ich immer an den nimmer weißen Mohren!

---

*) S. die Belege in dem Aufsatz: „Schweiz und Deutschland" in O. Wigand's Vierteljahrschrift 1846. IV. — Mit Bezug auf die im Nov. 1845 erfolgte Rücktrittserklärung der waadtländ. Geistlichkeit, die in dem Wahne befangen war, es werde sich die Masse des Volks zu ihrem Gunsten erheben und eine Gegenrevolution bewirken.

**) An dem pont du Trient (zwischen St. Maurice und Martigny, unweit der Pissevache) schlachteten sich im Mai 1844 die Jung- und Alt-Walliser einander ab. Kanonen gab es allda nur eine; aber kanonisch ist allerdings die Wahlstatt geworden, da die Jesuitenpartei siegte.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Danzig.

Seitdem in England die Getreideeinfuhr so sehr erleichtert ist, hat Danzigs Handel einen bedeutenden Stoß erlitten. Das klingt im ersten Augenblick parador, findet aber in der Eigenthümlichkeit des Danziger Großhandels seine Erklärung. Ich will dies Verhältniß in wenig Worten deutlich machen und zugleich einen Beitrag dazu liefern, welchem unnatürlichen Raffinement mitunter der Handel seine Blüthe verdankt. -- Es liegt in der Natur der Sache daß Danzig, weil es die Weichselmündung beherrscht und sein nennt, noch immer den Ertrag der großen polnischen Kornkammer in seine Hände

bekommt. Polen hat nur noch seinen Ackerbau und seine Holzungen, sonst ist Polen todt, todt in politischer und sogar in moralischer Beziehung. Rußland, das jede Einfuhr verbietet, ist genöthigt für beide Artikel die Ausfuhr frei zu geben. Polens Holz würde verfaulen, es würde mit seinem Getreideüberfluß in sich ersticken, ließe man ihm nicht die Ausfuhr auf der Weichsel. Auf den großen Flößen, Trafften genannt, schwimmt regelmäßig die Getreideernte Polens nach Danzig und wird dort aufgestapelt. Der Danziger Kaufmann macht einen doppelten Handel, indem er das Korn auf Flößen kommen läßt, diese Flöße zugleich selbst kauft und dadurch den Transport erspart. Bis das Getreide in die Speicher gebracht wird, bleibt es auf den Trafften, erhält sich in der freien Luft frisch und gesund und gewinnt sogar an Werth, weil Tausende von Arbeitern taglich die großen Haufen umschütten und luften. Der Engländer weiß das sehr gut und zieht das von Danzig eingeführte polnische Getreide jedem andern, namentlich dem amerikanischen, bei weitem vor. Meilenweit sieht man oft auf der Weichsel diese Flöße halten, dicht an einander gedrängt, und die aufgeschichteten Getreidehaufen gleichen Dünen die sich am Ufer hinstrecken. Die Pointe des Danziger Großhandels bestand nun bisher darin, die polnische Ernte wohlfeil oder zu gewöhnlichem Preise aufzukaufen, sie bei sich aufzustapeln und den Zeitpunkt in England abzuwarten, wo die Noth gebieterisch genug wurde um auf Momente den hohen Zoll herabzusetzen. Diese Momente benutzte der Danziger rasch und nur er, nicht der Amerikaner, konnte sie benutzen und mit seinem Getreide bei der Hand sein, wenn der Preis in England am höchsten und der Zoll am niedrigsten stand. Es gehörten große Capitalien dazu um diese Zeitpunkte der Noth abzuwarten. Ein Haus wie z. B. Steffens hatte oft für einige Millionen Korn liegen, gab, so lange die Preise flau blieben, nichts heraus und machte dann, je nachdem das Bedürfniß in England gefahrdrohend wurde, oft hundert, oft hundertundfunfzig Procente. Einer der hiesigen Großhändler wurde über Nacht, und man kann sagen im Schlafe, Millionär. Es kamen, während er unpäßlich war, Kuriere aus England mit der Meldung, schleunig aufzukaufen. Er ließ die Briefe uneröffnet liegen; die englischen Häuser kauften bei allen andern Händlern in Danzig die Vorräthe auf. Aber diese Vorräthe deckten nicht den englischen Bedarf; in Zeit von vierundzwanzig Stunden kamen von neuem Kuriere hinter einander und boten höher und höher. Nachdem Hr. *** ausgeschlafen, alle Danziger ihre Waare losgeschlagen hatten, machte er mit seinem Getreide ein ungeheures Geschäft, so daß man ihn seitdem zu den Millionären zahlt. — Die Noth wird jetzt in England nicht so leicht wieder eine solche Höhe erreichen daß der Kornwucher der auf sie speculirt und ansammelt, wie bisher seine Rechnung dabei findet. Der Zoll braucht nicht erst ermäßigt zu werden, England ist für die Einfuhr immer offen und der Amerikaner kann jetzt mit dem Danziger, der erst die höchste Krisis abzuwarten pflegte, concurriren. Dem Danziger Handel ist damit seine unnatürliche Basis entzogen. Wir könnten darüber im Namen der Menschheit triumphiren und doch schmerzt es daß unserem Danzig von neuem eine Quelle seiner Wichtigkeit verschlossen wurde. Es hat freilich Hulfsequellen genug um nicht zu verarmen; aber es könnte wie Venedig nach und nach zu jenem Stillstande verdammt werden der einer Versumpfung seiner Kräfte ähnlich sieht. Man hat Danzig seiner Lage wegen das Venedig des Nordens genannt. Die Bezeichnung könnte auch noch in anderer Weise wahr werden. — Daß Polen damit nichts gewinnt, ist ebenfalls betrübend genug. Dies in sich verlorene, an allen seinen physischen und moralischen Hülfsquellen methodisch ausgesogene Land kann einer grenzenlosen Verödung kaum entgehen. Von allen Seiten abgesperrt, zurückgeschmettert und niedergehalten, wird dies Volk nach einigen wilden und gichtischen Aufzuckungen vielleicht doch mit all seiner feurigen Triebkraft in sich verdorren. Ein zukunftiges Geschlecht das den wilden Völkerhaß der slawischen Stämme gegen einander nicht mehr theilt und kaum noch begreift, wird voll Trauer auf die öden ausgebrannten Vulkane dieses Polenlandes blicken und die zukünftige Humanität, die nach den Ursachen dieser Verwüstung, nach den Möglichkeiten einer Rettung sich dereinst umsieht, wird mit Bedauern auf denjenigen Wendepunkten der polnischen Geschichte verweilen, wo es möglich schien, Polen im Bunde mit einem deutschen Stamm einer menschlichen Entwicklung entgegenreifen zu sehen. Stand es einmal in den Sternen geschrieben, daß Polen nicht selbständig existiren konnte, so war seine Rettung und sein Heil darin zu suchen daß es preußische Provinz wurde. Eine solche war es unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten. Preußen beging damals in der Verwaltung und Erziehung des Großherzogthums Warschau allerdings starke Fehler die das preußische Regiment den Polen entfremdete. Aber diese Fehler wurden sicherlich unter dem gerechten Friedrich Wilhelm dem Dritten vermieden sein und Polen würde unter dessen Scepter einem Glücke und einem geordneten Leben entgegengegangen sein wie Posen eines solchen theilhaftig wurde. — Es ist vergeblich, abgelebte historische Möglichkeiten noch wieder in Überlegung zu ziehen; aber über gewisse Nothwendigkeiten kommt der menschliche Gedanke nicht hinaus und Polens jetziges Geschick ist eine Naturwidrigkeit die sich immer wieder rächen wird, davon abgesehen wieviel Sünde wider Gott darin steckt. — Eine Naturwidrigkeit ist auch der jetzige Zustand von Ost- und Westpreußen. Die Länder an der Weichsel gehören mit der Ostseeküste zusammen und ihre Scheidung hat die Politik gegen die Wohlfahrt der Völker beschlossen. Der beiden Provinzen Preußen natürliches Band mit den oberen Weichselländern ist gewaltsam zerrissen und während sie nicht über das Meer, nicht nach Deutschland ihre Arme zu Anknüpfungen ausstrecken können, hungert Rußland sie mit seiner Absperrung systematisch aus. Ost- und Westpreußen würden, was die materielle Existenz betrifft, sich mit Polen zusammen unter russischer Herrschaft in der That besser befinden als jetzt in dieser unseligen Trennung von den Weichselländern, auf welche die preußische Küste angewiesen ist. Möglich daß Rußland mit überlegenem Blick dies Verhältniß durchschaut. Der Staat Preußen hat sich freilich seine furchtbaren Bollwerke in Posen und Danzig errichtet; er hat auf diese neuen Befestigungen viele Millionen verwendet. Einsichtsvolle Köpfe aber, die einfach, ruhig und ohne Ideologie, ohne blos die Kanonenkugeln und Bajonettspitzen zu zählen, das materielle Wohl und Weh eines Volkes in's Auge fassen, sind der Überzeugung daß der unglückliche Stand der Dinge in Ost- und Westpreußen nicht so bleiben könne. Gibt es für die Diplomatie die doch sonst alles im Himmel und auf Erden ausfindig zu machen weiß, keine Mittel und Wege, Rußland zu zwingen,

die Einfuhr zu gestatten? — Unter Kaiser Alexander kannte man noch nicht dies russische System, die benachbarten Länder förmlich brach zu legen. —

Aus Dresden im October.

Reissiger's neue Oper „der Schiffbruch der Medusa“, ist bereits mehrmals über die Bretter gegangen und erfreute sich eines vielfachen Beifalls. Möchte sie nicht wie seine früheren blos innerhalb unserer Mauern bekannt werden! Sie hat freilich denselben Stoff zum Texte den schon Flotow in seinem „Matrosen“ componirte. Was Reissiger's früheren musikalischen Dramen fehlte, bei allem Reichthum an Melodie und Arie ein höherer Schwung des Geistes, der das Ganze durchathmet und das Einzelne zusammenhält, das fehlt auch diesem neuen Werk des mit Recht ehedem gefeierten und noch immer hochgeschätzten Liedercomponisten. Von besonderer Schönheit und Wirkung ist der Act in welchem die Medusa auf offnem Meere scheitert und die Mannschaft vor uns dem Hungertode entgegenschmachtet. Dieser Act an sich kann für eine kleine glückliche musikalische Tragödie gelten. Sie steht freilich mit den andern mehr scherzhaften Acten in keinem organischen Zusammenhang. — Trotz der scharfsinnigen negativen Kritik der Herren Schladebach und Banck begeistert Wagner's „Tannhäuser“, noch immer einen zahlreichen Kreis von Freunden dieses Componisten, der in seinem Streben ehrlich genug ist, seinen Rienzi für eine Verirrung zu halten und der sich mit dieser seiner dritten Oper einen ganz neuen Weg gebahnt hat. Der Form nach ist mit ihr in der That etwas ganz Neues gegeben. Der alte Styl der Oper mit seinem Wechsel von Arie und Recitativ, Solo und Ensemble, ist hier aufgehoben; die Musik ist hier, indem sie über Alles den gleichen Strom ergießt, gleichsam wieder zur natürlichen Sprache der handelnden Personen geworden wie im Drama Vers und Rythmus alle Charaktere, die Helden und die Diener, erfaßt und treibt. So überladen an prahlerischer Instrumentation Rienzi, so einfach und ganz dem mystisch tiefsinnigen Gehalt des Stoffes hingegeben ist im Tannhäuser Wagner's Musik. Die Auffassung der Venus hat vielfachen Tadel erlebt; aber der Componist erscheint uns gerechtfertigt, wenn er die Gestalt der Liebesgöttin hier nicht als classische Aphrodite, sondern der deutschen Märchenwelt getreu als den geheimnißvoll lockenden und verführerischen bösen Dämon nahm. Wagner ist auch hierin neu und scheut das Wagniß nicht. Er hat zugleich alles für sich was das Talent in seinen Versuchen begleiten muß, Begeisterung und Jugendmuth. Sein Werk ist von ihm selbst mit einem eifrigen Fleiße einstudirt der noch bei jeder Aufführung gekrönt wird. Der sinnige Componist, der voll poetischer Intentionen ist, hat sich den Text zu seiner Musik ebenfalls selbst gedichtet. — Nicht ohne Unwillen hat man bei dem Festmahl zu Ehren Schnorr's, den wir nun wieder den Unsrigen nennen, die Polemik aufgenommen die sich beim heitern Mahle in Toasten und Reden gegen Bendemann und Hübner unangemessen Luft machte. Bendemann saß in seiner bescheidenen Würde dabei. Die Düsseldorfer Malerei hat mit ihrer Eigenthümlichkeit auch ihre Grenzen. Aber Bendemann's Fresken im Königssaale beweisen hinlänglich daß er aus dem ihm von der Kritik gleichsam prädestinirten Kreise der gemüthselig weichen Elegie mit Kraft und Würde hinauszuschreiten im Stande ist. Und was die ganze Schule der Düsseldorfer betrifft, so hat sie neben Anderen einen Lessing aufzuweisen der der Stolz heutiger Malerei ist. Man gebe Größeres, wenn die Richtung weniger groß als liebenswürdig genannt werden kann! Man gebe Leistungen die die Richtung dieser Schule überflügeln; man begnüge sich nicht mit der Ohnmacht einer erbitterten Kritik! —

●.

Aus Berlin, d. 4. November.

Wahrhaftig, die Welt kehrt sich um! Sie wissen daß jener Engländer genöthigt war, in Italien von seinen eigenen Bedienten in Räubercostüm auf der Heerstraße sich anfallen zu lassen, weil es ihm nicht glücken wollte, auf seinen italischen Kreuz- und Querzügen einem nur irgend passablen Schufte von Banditen zu begegnen. So weit ist das Land der Romantik gesunken, und jetzt müssen schon die Kinder des Südens zu uns nach Norden kommen, um das romantische: la bourse ou la vie! zu vernehmen. Unsere Abruzzen sind der Georgenkirchhof, wie es scheint, denn in voriger Woche wurde eine bei der hiesigen italienischen Oper angestellte Sängerin, die mit ihrem Vater nach Hause ging, von einem Diebe, der dem Vater ein blankes Messer auf die Brust setzte, räuberisch angefallen, aber die Worte au voleur! die er im Munde der erschreckten Dame wohl für ein Abracadabra halten mochte, übten die magische Wirkung aus daß der Räuber verschwand ohne Geld bekommen, ohne den Dolchstoß verabreicht zu haben. — Sodann wurde Madame Viardot-Garcia, welche ihre Wohnung offen gelassen, einiger silberner Löffel durch Diebstahl entledigt. Ich glaube hiermit genügend bewiesen zu haben daß der Norden jetzt seine Revanche am Süden nimmt unter dem wichtigen Vorwande der jetzt eintretenden Winterzeit und Armuth. — Wenn ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von zwei Gerüchten schrieb, so war das eine, die Tödtung eines Lieutenants durch einen Major Erfindung eines müßigen Kopfes, das andere bedarf nur insofern der Berichtigung, als der eine der Duellanten nicht ein Lieutenant, sondern ein Referendarius, der andere ein Ministersohn war. Der Letztere bekam eine Kugel in's Handgelenk und ging zu Fuß nach Haus. Der Arzt konnte die Kugel leicht herausdrücken und der herzugerufene Dieffenbach gratulirte dem Patienten, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein. Nichtsdestoweniger traten Nervenzuckungen ein welche den Tod zur Folge hatten. Ursprünglicher Anlaß sollen politische Äußerungen gewesen, die Streitigkeit aber durch den Vater des Gestorbenen beigelegt worden sein; nachdem jedoch der Letztere öffentlich behauptet, sein Gegner habe abgebeten, sah sich dieser abermals genöthigt jenem seine Karte zu übersenden. Der Referendarius ist einstweilen flüchtig geworden und wird bereis steckbrieflich verfolgt. — Als bezeichnend für den hiesigen gesellschaftlichen Tact muß ich Ihnen mittheilen daß es bereits für unanständig gehalten wird, von den zwei wichtigsten Erfindungen der Neuzeit zu sprechen; sie sind, obwohl noch nicht zur Genüge in ihrem Werthe erkannt, schon für die Unterhaltung abgenutzt: die königl. preußischen Reichsstände meine ich und die Schönbeinsche Schießbaumwolle. — Gestern hörten wir ein Concert von dem Hornisten Vivier

unter Mitwirkung der Garcia, das, wie zu erwarten stand, keinen Zuhörer unbefriedigt ließ und unseren Appetit für diesen Winter auf ähnliche Kunstgenüsse bedeutend verstärkt hat. Da Thalberg erwartet wird und noch andere Celebritäten, so werden wir in der That auch nicht zu darben haben und wollen gnädig manches gebotene Mittelmäßige in den Kauf nehmen. Der zum Dramaturgen des Dresdener Hoftheaters designirte Dr. Gutzkow ist dermalen hier anwesend. — Von Beck's „Liedern vom armen Manne" erscheint die dritte Auflage. †.

[Eine neue Novelle von Stifter.]

Mit dem ersten Jahrgang der neuen Folge der vom Grafen Mailath herausgegebenen Iris hat die Buchhandlung G. Heckenast in Pesth in technischer Hinsicht artistisch wie typographisch ein Musterstück geliefert. In der Wiener Gesellschaft, wo es noch Sitte ist Bücher zu kaufen, macht man sich mit Gaben der Muse Geschenke und die Literatur geht zu solchen Zwecken mit der Artistik Hand in Hand. Gedichte von Levitschnigg und Dräxler-Manfred, Scenen aus einer Novelle von Stifter sind von Wiener Stahlstechern auf das glänzendste illustrirt und die Literatur läuft hier nicht neben der artistischen Leistung her, sondern Künstler und Dichter arbeiten entweder Hand in Hand oder jener dient diesem, nicht umgekehrt. — Unter den Beiträgen der Prosa machen wir zunächst auf Adalbert Stifter's Novelle: der Waldgänger, aufmerksam. An dem Verfasser der „Studien" hat Östreich seinen Auerbach. Und in der That, das Land ob der Enns mit seinen schwermüthig schönen Thälern hält den Vergleich mit dem Schwarzwald aus. Stifter ist, nicht blos wenn er den Stift führt, auch wenn er mit Worten malt, ein sehr glücklicher Landschafter. Als Staffage gibt er diesmal — für Östreich merkwürdig genug — eine protestantische Predigerfamilie. Aus ihr erwächst der „Waldgänger", eine jener stillen, schweig- und einsamen, aber in sich heitern Naturen wie sie die Gebirgswelt liefert. Das Mädchen dessen Herz er gewinnt, ist eben so kindlich harmlos rein wie er; zu dem Bunde beider Menschen lacht ein heiterer blauer Himmel. Jahre lang leben sie so hin; aber der Quell der Freude versiegt ihnen gemach, sie wissen selbst nicht wie. Sie gestehen sich's endlich; ihre Ehe ist kinderlos. Nicht sowohl das Bewußtsein des Mangels quält sie, nicht das Eingeständniß dessen was ihnen fehlt, als vielmehr die Sorge des Einen für den Andern, er könne glücklicher geworden sein in einem andern Bündniß. Georg nimmt einen Knaben in's Haus; aber es will keinen Segen bringen. Corona härmt und barmt sich im Stillen ab; endlich rückt sie mit dem Entschluß heraus: sie will sich von ihm trennen. Georg erschrickt, ereifert sich, wird stürmisch; aber er kennt die eigensinnige Festigkeit ihrer Natur, sie hat sich zu dem Opfer entschlossen und sie will es ohne Murren wider Gott und Natur bringen. Der Mensch, sagt sie, ist es sich und Andern schuldig, seine volle Menschenbestimmung auf Erden zu suchen und zu finden! Sie ist standhaft, ihr Religionsbekenntniß gestattet es ihnen: so willigt er endlich ein, obschon mit widerstrebendem Herzen. Sie trennen sich, sie theilen ihre Habe und scheiden für immer. Sie hat es ihm zur Pflicht gemacht, sich wieder zu verbinden. Er nimmt zum zweiten Mal ein Weib. Die Ehe ist gesegnet; aber es duldet ihn doch nicht an dem Orte wo er mit Corona gelebt, er verläßt die Heimath. Nach Jahren, sein zweites Weib ist todt, seine Söhne sind nach Amerika ausgewandert, besucht er einmal wieder die Stätte seines alten Sitzes. Ein Weib in dunkler Tracht, wie Corona immer ging, sitzt an dem alten Heerde. Sie ist es selbst. Wunderbares Wiedersehen! Sie hatten nichts von einander gehört. Sie fragen sich aus. Er erzählt was ihm die Schickung Gottes gewährte: und Du, Corona! fragt er. Sie schüttelt ihr Haupt; sie hat es nicht über sich vermocht die Hand einem Zweiten zu reichen. Der alte Mensch steht beschämt vor ihr, er verkriecht sich in sein Kämmerlein und weint die ganze Nacht. Dies ist der Waldgänger und er wandert einsamer wie je über die Berge weiter. — So einfach, schlicht und naturwahr ist die Novelle von Stifter. In künstlerischer Hinsicht wäre ihr eine festere Gliederung des Stoffes und eine gedrängtere Kürze zu wünschen; aber ein gewisser planloser Müßiggang gehört, wie es scheint, zu den Niederländereien dieser Dorfgeschichtenpoesie.

[Die Hosen des Herrn von Bredow.]

In zwei Bänden ist vorläufig die erste Abtheilung dieses neuen vaterländischen Romans von Willibald Alexis erschienen. Sie führt auch den besondern Titel „Hans Jürgen und Hans Jochem", und spielt in der Mark zu Anfang der Regierung Joachims des Ersten. Die zweite Abtheilung wird die Verbreitung der Reformation in der Mark zum Thema haben. Mit der Mode der Beinkleider wird der damalige Principienstreit zwischen alter und junger Zeit angedeutet, von denen jene an der engen ledernen festhielt, während diese sich zu der tuchenen Pumphose bekannte. Die Priester hielten es mit der ledernen und verfluchten von der Kanzel die bauschige Tuchhose als Zeichen der gottlosen Neuerung. „Denen die Pludderhosen tragen", rief der Hofcaplan Andreas Musculus, „hat Gott es in's Kerbholz geschrieben zum jüngsten Tage! Es wäre kein Wunder, wenn die Sonne plötzlich aufhörte zu scheinen, wenn es Nacht würde um Mittag, wenn die Erde nicht mehr trüge, wenn Gott mit dem jüngsten Tage dreinschlüge wegen dieser grauenhaft unmenschlichen Kleidung!"

[Wie sich die Franzosen mit uns beschäftigen.]

Während das Journal des Débats, das bedeutendste politische Blatt Frankreichs, kürzlich von den preußischen Universitäten Köln, Jena und Trier erzählte, Nicolas Martin unsere arkadischen Tugenden besingt, wirft Alexander Thomas der in Deutschland war und unsere Stichwörter kennt, in der Revue des deux Mondes, in seinem Artikel über die dänische Sache die Frage auf: Wird denn Deutschland, das jetzt so wacker und ehrenvoll strebt sich mit der Praxis der neueren Staatseinrichtungen vertraut zu machen, niemals lernen von der Vergangenheit das aufzugeben was aufgegeben werden muß? — Er meint natürlich ganz besonders das was einst zu Deutschland gehörte.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 21. Novbr.	Inhalt: Das Taschentuch oder die gelösten Irrungen. — Physiognomien des Wiener Lebens. 2 — Briefe aus Preußen. 2. — Aus Östreich. — Aus Bamberg. — Aus Karlsruhe. — Aus Berlin. — Auerbach's Frau Professorin. — Pauperismus u. Communismus. — Kohl über die Marschländer. &c.	2ter Band. 21. Lieferung.

Das Taschentuch oder die gelösten Irrungen.

Novelle von L. M.

Zierliche Koffer und Spinden standen offen an der Wand eines großen Familienzimmers, welches die Neuzeit Salon benennen würde. Blendendes Linnenzeug, weibliche Kleidungsstücke von leichten und schweren Stoffen, dunklen und lichten Farben, helle Krystallgefäße und so viel der silbernen Geräthschaften als man in dem Haushalt des wohlhabigen Mittelstandes zu finden pflegt, lagen auf langen Tafeln ausgebreitet. Es waren diese mit Geschmack und Ordnungsgeist gewählten und gefertigten Gegenstände die Aussteuer des jungen Mädchens, welches beschäftigt war die reiche Morgengabe, die Liebesspende der sorgenden Eltern, zu zählen und den Besitz in dem künftigen Haushaltungsbuch, dessen Einband der Freundin Hand mit schmucken Stickereien umgeben hatte, zu verzeichnen. »Achtzehn!« sprach sie laut zählend, indem sie ein feines Taschentuch mit dreifachem Steppsaum und ihrem im Zipfel verzeichneten Namen, anfaßte. »Achtzehn!« wiederholte sie leise und gerührt, »du segensreiche Zahl! Am Achtzehnten des Maimonds geboren, am achtzehnten Geburtstag ihn kennen lernen, achtzehn Monate später am Achtzehnten ihm verlobt« — »Und in achtzehn Tagen am achtzehnten Mai mein Weib!« jauchzte, sie stürmisch umfassend, der Geliebte, welcher ungesehen von ihr durch die offene Thür eingetreten war. Er drückte einen langen Kuß auf die schönen Lippen der Braut. Diese hielt das Tuch noch in der Hand; sie trocknete damit die von heiliger Freude quellenden Augen und hielt fester des Freundes Hand die in der ihrigen ruhte. »Kind!« rief dieser, »schone mein, ich bin verwundet!« — Laura zog seine Hand die sie an ihr Herz legen wollte, dem Licht des Fensters zu und rief erschreckt: »Du blutest?« — Dicht unter dem Handgelenk hatte ein leichter Linnenverband sich verschoben, und aus einer noch nicht durch frische Haut geschützten Wunde quoll warmes Blut. Das junge Mädchen nahm rasch das Tuch, womit sie nur eben die seligsten Freudenthränen getrocknet, und legte es zur Stillung des Blutes fest um die Wunde. »Dein Blut und meine Thränen!« sagte sie lächelnd. — »Mein Herz und Deine Seele!« erwiederte der Geliebte. — Er küßte die Tropfen von den Wangen des Mädchens. »Sie fanden aus Deiner Seele hierher den Weg,« sagte er, »und das rothe Naß — denke, es sei mein Herzblut das ich tausendmal für Dich ausströmen möchte!« — Er wollte das Tuch wieder losknüpfen. — »Laß!« bat die Geliebte, »bring es morgen zurück!« — Die Ecke des Tuch's, in welcher der Name der Eignerin mit Goldfäden gestickt prangte, war zufällig oben auf den Verband gekommen. »Wie strahlt Dein Name so hell!« sagte Edmund und berührte mit seinen Lippen das Tuch, »süßer Name, dessen Klang aus des Lebens Dunkel mich führte, der zum seligsten Gefühl meines Daseins mich weckte, du sollst mich durch's Leben und zum Tode führen!« — Eine wehmüthige Stimmung, wie sie ihrem heitern Sinn selten eigen, hatte die jungen Leute überwältigt. Die Mutter Laura's, welche scheinbar antheillos dem Gespräch der Verlobten zugehört hatte, erhob sich vom Sessel, der vor ihrem Arbeitstisch am Fenster stand, und fröhlich

Edmund's Hand fassend, sagte sie: »Lieber Doctor, ich bitte um die Geschichte Ihrer Verwundung! Alte Leute lieben das Historische, in welchem gar oft eignes Erlebtes und Empfundenes erinnerungsfrisch ihnen das Herz berührt. Daß Sie heute mit wunden Gliedmaßen kommen, ist mir ganz bedenklich, denn die Nacht welche dem Mai vorangeht ist von jeher als eine zu Wundern und Abenteuern geneigte bezeichnet. Sie, der vielgereiste Mann, werden davon besser belehrt sein, denn sicher entdeckten Sie auf dem Zug durch die weite Welt auch den Weg zum Blocksberg, und als Arzt ward Ihnen gewiß manches offenbar was anderen Sterblichen verhüllt geblieben. Zögern Sie nicht, geben Sie uns einen Umriß des Märchens das Sie gestern nach Sonnenuntergang erlebt. Waren Sie zum Ball auf luftiger Höhe geladen? Oder harrten Sie als Rettungsengel in schöner Menschlichkeit am Fuße des Berges und warf ein günstiger Zugwind ein luftiges Elschen mit verrenkten Gliedern in Ihre Arme? Oder mußten Sie sich bequemen einer schwerfälligen Alten den Dorn den sie bei wirrer Tanzlust sich eintrat, aus dem Fuß zu ziehen? O stellen Sie sich nicht so unschuldig bei meinen Fragen! Wie fromm Sie auch drein sehen mögen, weiß ich doch daß die heilige Walpurgis Sie nicht hat rufen lassen, denn diese hilft sich selbst!« —

Edmund lachte. »Theuerste Mutter,« entgegnete er, in den Scherz eingehend, »ich würde Ihre Weisheit noch mehr anstaunen, dürfte ich voraussetzen daß Sie Ihre Bemerkungen der Erfahrung bei ähnlichen Ausflügen auf den vielgenannten Berg verdankten. Aber was in jüngster Nacht mir begegnet, gehört nicht in's Reich der Träume! Als ich spät am Abend von Laura schied, kam auf dem Heimwege mein Diener mit der Weisung mir entgegen daß ich eilends nach dem Gasthof der »grünen Sonne« mich begeben solle; eine fremde Herrschaft habe schon zweimal nach mir geschickt. Auf der Stiege des Hotels brauste ein junger Mann dem vorleuchtenden Kellner mit der Frage entgegen: Noch kein Arzt? — Er steht vor Ihnen und zu Ihrer Hülfe bereit! sagte ich mit fast ängstlichem Tone. — Nicht für mich ließ ich Sie rufen, begann er beklommen zu sprechen, meine Schwester hat bei eiligem Wagenwechsel eine Contusion erhalten, die Anfangs unbeachtet, sich nun arg verschlimmert hat. — Wir traten in ein lichthelles Zimmer. Auf dem Sopha saß die Kranke; ein Tisch stand vor ihr; darauf hatte sie beide Arme gestützt, die Hände waren über das Gesicht gelegt. Wollte sie den Lichtstrahl, den Anblick des Reisegefährten meiden, wollte sie Thränen eines physischen Schmerzes oder einen Herzenskummer verhüllen? Noch wußte ich es nicht, denn der sanften Bitte meines Begleiters, dessen zärtlich devotem Ton ich abmerkte daß von der angeblichen Bruderliebe nichts vorhanden sei, — den entzündeten Arm zu zeigen gab sie keine Antwort. Nach einigen Minuten, welche ich schweigend vor ihr stand, faßte ich derb die Hand der Kranken, und sagte: Die Hand glüht, ein tüchtig Wundfieber ist im Anzuge, eine gefährliche Entzündung scheint sich auszubilden. Lassen Sie mich die ergriffenen Theile sehen um zu bestimmen was zu thun sei. — Warum erst sehen! entgegnete sie unmuthig, mein Arm ist geschwollen, es glüht und braust unter der Haut: — das sei Ihnen genug Ihre Maßregeln zu nehmen! — Aber es ist mir nicht genug! entgegnete ich trocken. — Was für Mittel werden Sie anwenden müssen? fragte sie trotzig. — Vielleicht Blutentziehungen! war meine kurze Antwort. — O! rief sie fast wild, dachte ich's doch! Blutgierige Tiger, Vampyre, Löwen und Hyänen seid Ihr Alle! — Geh' hinaus! herrschte sie ihrem Begleiter zu, und sobald dieser in das nächste Zimmer getreten, warf sie den Mantel, der das leichte Reisekleid deckte, zur Hälfte vom schönen Körper und hielt den Arm mir entgegen, an welchem ich nichts als eine kleine Entzündung entdeckte.

Es soll Ihnen gleich Erleichterung werden! sagte ich und nahm eine Lanzette aus dem Taschentuche. — Wie sie diese erblickte, stellte sie mit abwehrender Geberde sich vor mich hin und sagte zornig: Schneiden dürfen Sie nicht! — Die wilde Unart des schönen Kindes fing an mich zu interessiren, die Praxis hatte solch ein Mirakel mir noch nicht zugeführt. Mit rauhem Tone erwiederte ich: Und doch werde ich's thun! Dabei nahm ich noch ein Instrument aus dem Besteck und streifte den Ärmel meines Kleides etwas aufwärts. Die junge Wilde hatte meine Lanzette angefaßt und pfeilschnell ritzte sie damit meine Haut hier unter dem Handgelenk, vielleicht tiefer als sie gewollt, denn ihr Lachen klang fast wie Weinen; aber sie schien nun zufriedengestellt. Meine unerwartete Wunde hatte ich bald verbunden, gebot der Widerspenstigen, die nun eine Gezähmte schien, sich nicht zu regen, und theilte die Haut des kranken Armes wo es nöthig war. Sie war dabei ganz geduldig und sagte lächelnd: Es schmerzt nicht! Der Raptus des eigenwilligen Wesens schien vorüber, sie war freundlich und verbindlich und rief nach ihrem Begleiter. Als dieser eintrat, gab sie ihm die Hand und

sagte herzlich: Verzeihe mir, lieber Eugen! — Dieser schrieb mir am Morgen daß die Kranke eine Genesene sei, jedoch meinen Besuch erwarte. Zuvor aber wollte ich Dich, mein süßes Leben, begrüßen und eile nun zu dem schönen Räthsel!«

»Versenken Sie sich nicht zu tief in die Lösung des Räthsels!« warnte die Mutter. — »Auf Wiedersehn!« rief innig Laura dem Scheidenden nach.

Dieser eilte in's Gasthaus. Seine Kranke fand er allein. Sie empfing ihn mit einiger Grandezza, die ihr schwer zu werden schien, die anerzogene Weltsitte war mit dem angebornen Muthwillen in stetem Kampf. Der junge Arzt forschte in hergebrachter Weise nach dem Zustand der Kranken. »Deshalb ließ ich Sie nicht rufen!« sagte sie lachend, »ich bin hergestellt. Doch wie steht es mit Ihnen? Wie soll ich meine unverzeihliche Wildheit entschuldigen, ausgleichen? Betrachten Sie mich als ein Kraut, das Gift und Heilung bietet!« — Sie faßte bei diesen Worten sanft seine Hand, die sie gestern in wildem Übermuth verletzt; es schien als ob sie ihre Lippen auf die Wunde legen wollte. Da erblickte sie auf dem Tuch welches die Verlobte um Edmund's Hand geschlungen, den Namen: Laura — und rief entrüstet: »Wie kommen Sie zu meinem Namen? Gab vielleicht Eugen Ihnen das Tuch?« — Sie sah es genauer an; »nein,« sagte sie besänftigt, »es ist nicht mein, — aber wunderbar! mein Name!« — »Meiner Braut gehört es,« fiel Edmund rasch ein und eine selige Befriedigung leuchtete bei den Worten aus seinen Augen; »Laura heißt meine Verlobte. — Laura! süßer, heiliger Name!« wiederholte er, vergessend daß er in fremder Umgebung. In dem Augenblicke war Eugen eingetreten. Er sah das Tuch auf Emund's Hand mit dem geliebten Namen und hörte dessen letzte Worte; auch er wiederholte, aber murmelnd und leise zähneknirschend: »Laura, süßer, heiliger Name!« Er trat ohne zu grüßen näher und sagte barsch: »Noch in dieser Stunde reisen wir ab.« — »Bist Du von Sinnen?« entgegnete das junge Mädchen, »noch bin ich nicht reisefähig; die Erschütterung, die Anstrengung könnte mir nur verderblich sein!« — »Gleichviel, von hier gehst Du fort, ob todt oder lebendig!« — Er stürmte fort und warf Edmund durchbohrende Blicke zu. Auch dieser ging und sagte kopfschüttelnd: »Das Wechselfieber der Liebe zeigt bei diesem Paare abnorme Symptome. Die eingetretene Krise muß die Natur verarbeiten. Meine Wissenschaft ist hier überflüssig!«

Zu Hause fand er einen Eilboten, welcher ihn schleunig auf ein mehrere Meilen entferntes Schloß zu der Generalin Ollmund beschied. Die bejahrte Dame hatte einen schlagähnlichen Zufall gehabt und Edmund's Gegenwart war dringend. Er gebot Extrapost zu bestellen, schrieb noch einige Weisungen an einen befreundeten Arzt dem er einige seiner Kranken empfahl, theilte in einigen Herzensworten der Geliebten mit daß ein dringender Ruf ihn eilig nach Schloß D. — führe und nach kurzer Weile rollte sein Wagen die Bergstraße der freundlichen Stadt hinab.

Kaum hatte Eduard sein Zimmer verlassen, als mit vielem Geräusch Eugen dort eintrat, und den Diener welcher dasselbe säuberte, hastig nach dem Herrn fragte. »Der Herr Doctor ist verreist!« — »Wohin?« — »Kann nicht dienen; die Postpferde waren bis zur nächsten Station auf der Straße nach W. bestellt. Dort drüben im Eckhaus werden Sie wohl erfahren können, wohin er gegangen. Die dort werden es schon wissen: es wohnt daselbst« — aber ehe der alte Jacob der Rede Schluß »des Herrn Doctors Braut« über die schwerfälligen Lippen geführt, war Jener schon die Stiege hinab in das bezeichnete Haus geeilt, stürmte die Treppe hinauf und athemlos in ein offenstehendes Zimmer, wo Laura's Mutter den kecken unangemeldeten Besuch mit ernsten Blicken maß. »Verzeihung dem Fremden!« sagte dieser in fliegender Eile, »Sie wissen wohin Doctor Edmund gegangen; ich muß ihn sehen! Glück, Leben, Ehre hangen davon ab!« — Die Mutter welche in der Brusttasche Eugen's den Schaft einer Pistole bemerkte, ahnte böse Händel, nannte, um das Begegnen der Männer zu verhindern, Schloß D. wohin Edmund gegangen und wähnte damit die entgegengesetzte Richtung seines Weges zu bezeichnen; doch sie hatte in Edmunds flüchtiger Zuschrift bei eiligem Lesen, das D. mit B. verwechselt, und somit gegen ihr Wollen Eugen auf den Weg den er gesucht gewiesen. — Der Tochter die aus dem Garten ins Zimmer trat, theilte sie die Begebnisse mit, ihre Befürchtungen und das Mittel welches sie gewählt, möglichen Gefahren vorzubeugen. Laura erbleichte. »Nach D. ist ja Edmund eben gereist!« Sie hielt das kaum empfangene Billet noch in der Hand; »hier steht,« sagte sie zitternd: »ein dringender Ruf führt mich augenblicklich nach D . . .!« — »So geben auch wir dahin!« sagte rasch entschlossen die Mutter, »noch ist's um Unheil abzuwenden nicht zu spät!« Sie schellte, befahl dem Diener aus dem Posthaus einen Wagen zu bringen, und nach Verlauf einer Stunde rollten beide Frauen dieselbe Bergstraße welche Edmund gefahren war hinab.

Vor sich auf der Höhe, auf dem Wege welchen auch sie nehmen mußten, sahen sie wie im schnellsten Lauf ein leichter Reisewagen sich bewegte. Dieser Wagen barg Eugen's Begleiterin. Als Jener in räthselhafter Erbitterung die schnelle Abreise bestimmte, bei dem Zeitverlust aber den Edmund's Aufsuchen herbei führte nicht bedacht hatte daß die Lenker der Postpferde pünktlich zu kommen pflegen, faßte die beleidigte Geliebte rasch den Entschluß allein zu fahren. Die Thorheit ihrer unbesonnenen Flucht stand mit einem Male sonnenklar vor ihrer Seele, und sie ging bei einer älteren Freundin Rath und Hülfe zu suchen nach deren Schloß, wo ein Asyl zu finden sie gewiß war.

Glühend und erschöpft trat Eugen auf die Thürschwelle der grünen Sonne, wo der Portier ihn staunend ansah, und endlich sagte: »Excellenz haben wohl die gnädige Dame verfehlt? Dieselben haben die Rechnung bezahlt, uns königlich beschenkt und sind abgereist; sie sagten beim Abfahren, Ew. Gnaden wären voraus spaziert und würden unten im Thal an der großen Freiheitssäule, wo der doppelte Schlagbaum ist, erst einsteigen!«

Eugen war wort- und gedankenlos. Mechanisch trat er in das verlassene Zimmer, wo er alles leer fand. Um nicht Verdacht zu erregen, hatte Laura nichts zurückgelassen, aber auch nicht einen Gruß, keine Anklage, kein Abschiedswort! Das war zuviel für den armen Eugen; er fühlte sich wie zerknickt; doch die plötzliche Erschütterung weckte die bisher schlummernde Energie seines Charakters. Ruhig und besonnen sagte er zum eintretenden Wirth: »Ich habe mich bei einem Besuch verspätet, dann verirrt, bin nun zu müde um auf eignen Füßen nachzukommen. — Schaffen Sie mir sogleich Kurirpferde!« rief er und warf dem lauernden Lohndiener ein Goldstück zu.

Als im Postbüreau, im Lauf einer Stunde, die vierte Extrapost nach Schloß D... verlangt wurde, schüttelte der alte Postbeamte sinnend den Kopf, nahm ältere und neuere Zeitungen zur Hand, zu sehen ob in jener restaurirten Ruine aus dem Mittelalter ein Fürstencongreß sich zu versammeln gedenke oder ob ein Verein hochberühmter Naturpriester bei vegetabilischen Forschungen zu einem culinarischen Zweckessen sich vereinigt habe. Doch obschon alle Residenzen von »Höchst Ihren« Reisen der geliebten Monarchen sprachen, die Heerstraßen, die Lust- und Luftschlösser, die Dampfbahnen zu Wasser und zu Lande in ganz Europa nach allen Richtungen von reisenden Potentaten bevölkert schienen, so war unter den »bevorzugten« Orten welche sie berühren würden, das einsame Schloß D..., nirgends erwähnt; eben so wenig fand sich die Nachricht daß ein Kunst- oder Naturverein in moderner Verbrüderung dort die Hand zur Weltverbesserung sich reichen wolle. »Das Geheimnißvolle gehört in die Zeit der vielverfochtenen Öffentlichkeit!« sagte bedächtig der alte Herr; »die werthen Monarchen reisen incognito und die Herrn Studirten durchkreuzen still und geräuschlos die Goldgruben der Wissenschaft, und in den Silberminen der Poesie findet sich Manna und Nektar, sie zu speisen und zu tränken!« So philosophirte der harmlose greise Postbeamte.

Eugen der gern mit Windesflügeln den Weg zurückgelegt hätte, sah seiner Ungeduld eine schwere Prüfung auferlegt. Die durchsichtigen, abgezehrten Schimmel, welche seit zwei Monaten als »ausrangirte Postpferde« im Wochenblatt vergeblich zum Verkauf ausgeboten waren, wurden in Ermangelung anderer behufter Genossen noch einmal als lebens- und thatkräftig betrachtet, und vor eine Kalesche gespannt welche der Hälfte eines frühern Jahrhunderts gedient hatte. Über die steinigen Wege bewegte sich das alte Gebäu langsam wie ein Trauerwagen und der darin lag, glich in der Apathie in welche er nach zwei zurückgelegten Meilen des endlosen Weges endlich verfallen, wirklich einem Todten. Es war ihm völlig gleichgültig daß eines der Pferde erschöpft umsank und das Gespann durch einen herbeigeholten Ackergaul ersetzt wurde; er staunte fast daß mehrere Stunden später als er gehofft und geboten, der Wagen »schon am Ziele sei,« und wie er denselben verlassen wollte, bedachte er erst was er eigentlich vorhabe. In raschem Ungestüm hatte er die Geliebte beleidigt; sie, die sich ihm vertraut, mit ihm unbesonnen geflohen, hatte er beinahe vergessen, als eine dämonische Eifersucht, die haltbarer Gründe entbehrte, sein Empfinden und Denken gefangen nahm. Die erschöpfende Art der Reise hatte die erregten Sinne in ein stilleres Geleis geführt und die zu hoch gespannten Nerven waren jetzt erschlafft. Das Ziel der Fahrt, Schloß D., lag vor ihm, der Wagen hielt am verschlossenen Außenthor. Eugen stieg aus, gab dem Wagenlenker ein vierfaches Trinkgeld, wiederholte sein Gebot, das Posthorn nicht anzustimmen, und ging fast mechanisch durch die offene Gartenpforte in das ihm fremde Gebiet.

Der weite Raum des schönen Parks war von hohen Waldbäumen und dichten Laubzweigen durchzogen. Überall sprießten die jungen Gräser, blühten

die hellen Maiglöckchen und bunten Waldblumen. Es war unendlich friedlich hier. Fast willenlos und todtmüde ließ sich Eugen auf einer Ruhebank nieder, welche rund um den wunderbar starken Stamm einer alten Eiche gezogen war. Physisch erschöpft und geistig überreizt, faßte den jungen Mann ein nie gekannter Ernst; zum ersten Male im Leben überdachte er sein Leben. Wie unnütz erschien ihm sein Dasein! Einundzwanzig Jahre, rief er still seufzend, und noch keine That! ja noch nichts aufzuweisen, was den Besitz eines Herzens verdiente oder den flüchtigen Augenblick zu überleben werth wäre! Wie freventlich habe ich Zeit und Kräfte vergeudet! Aber es soll, es wird anders werden! — Die Waffe welche seine Brusttasche barg, zog er heraus, warf sie verächtlich in den Sand zu seinen Füßen, lehnte sich an den Stamm des Baumes und versank in jenen träumerischen Zustand welcher zwischen Wachen und Schlafen liegt.

Auf der entgegengesetzten Seite des breiten Stammes ruhte, ungesehen von ihm, ahnungslos welcher Feind in seiner Nähe, ein wirklich Schlafender. —

In dem Schloß welches der Park umgrenzte, lag indeß in einem hohen, durch dichte Gardinen verdunkelten Zimmer im weichen Ruhebett eine schlummernde Greisin. Auf ihren Händen ruhten die Lippen eines schönen jungen Mädchens, aus deren Augen heiße Thränen drangen. Sie hatte lange an dem Lager gekniet, doch als sie sich überzeugt daß die Kranke fest schlafe, stand sie auf und ging leisen Schrittes in das nächste Zimmer, wo sie eine ältere Frau welche still im Erker saß, unter lautem Weinen umschloß. »Laura!« sagte ernst die Freundin, »bewältige Deine Empfindungen! In Dir ist immer nur Sturm, mag es der Freude gelten oder dem Schmerze. Jetzt fasse Dich und erzähle!« — »Ach!« seufzte Jene und die angeborne Lachlust fand schon wieder den Weg durch den Thränenquell, — »was ist viel zu erzählen! Du kennst meine Schicksale besser als ich selbst. Meine Mutter, die Dir die liebste Freundin war, kannte ich kaum. Nur ein Bild blieb mir von ihr; es war ihr himmlisches Angesicht, als sie im Sarge lag. Du führtest mich an die dunkle Bahre und legtest meine lebenswarmen Hände in die erstarrte Rechte der Entseelten. Die Unbeweglichkeit und Eiseskälte der Todtenhand entsetzte mich. Ich fuhr erschreckt zurück. Wie Schwertstreich zuckte es durch mein Herz; es war jener unvergessene Augenblick da, wo die Psyche durch die noch verhüllte Kinderseele brach und das erste Bewußtsein meines erwachten Seelenlebens war ein Schmerzensschrei über Tod und Trennung. Ich stöhnte in herzzerreißenden Wehlauten. Du nahmst das dreijährige Kind auf Deinen Arm und trugst es in den Garten. Die Mutter, sagtest Du sanft, ist zu Gott gegangen; sie wohnt im schönen Himmel, wo sie ein Engel wird! Ich blickte auf, sah aber am klaren Himmel keine Mutter, keinen Engel. Weinend rief ich daß ich nichts sähe. Erst muß es wieder Nacht werden, dann wirst Du die Mutter finden; die lieben Todten sind Sterne geworden! — Du zeigtest auf die lichten weißen Lilien, die auf den Beeten prangten. Auch sie werden sterben und als Sterne wieder auferstehen, sagtest Du, denn was gelebt kann nicht vergehen! — Ich war nun wunderbar getröstet, und hielt mich an die Blumen und an die Sterne. Mit ihnen führte ich in der stillen Einsamkeit die süßesten Gespräche. Doch außerdem war ich ein wildes Kind. Der Vater, nach der Mutter Scheiden mit dem Leben zerfallen, hemmte keine meiner Neigungen und ich wuchs mit den Kindern der Pächter in ungezähmter Wildheit auf, wobei das Verderblichste war daß Niemand meinen Wünschen widerstreben durfte. Basen und Ohme überhäuften den Vater mit Bitten und Warnungen über meine Erziehung, so daß er endlich nachgab und mich im zwölften Jahre vier bejahrten grämlichen Basen in der Residenz zu beliebiger Reform übergab. Der alte Magister dem meine geistige Ausbildung vertraut wurde, der Tanzmeister, der Musiklehrer, die mich unterrichteten, waren Jugendgenossen der guten Tanten, alle in den engherzigsten Pedantismus eingeschraubt. Es war eine ausgesucht harmonische Quadrille welche die Fäden zu einem Erziehungsnetz ausspannte, und ich glich der Fliege im Spinngewebe, die gefangen, doch fortlebt, und hin und wieder die Flügel hebt. Die Menschen aber lernte ich gründlich hassen. Mein frisches Herz lechzte nach Liebe und fand in vielen herrlichen Büchern, die das junge Kammermädchen mitleidig geheim mit mir theilte, volle Nahrung. Alle jungen Leute in den Büchern liebte ich grenzenlos, von den Alten nahm ich gar keine Notiz. Endlich schlägt die Stunde meiner Erlösung. Der Vater will in einigen Monaten von der langen Reise aus dem Ausland heimkehren; in der Väter Schloß bei seiner Mutter will er mich finden! Seufzend verlasse ich das treue Viergespann und komme in Seehausen an, wo sogleich die Bilder der erträumten Freiheit wie abgeblühte Rosen zerflatterten, als die bis jetzt ungekannte, silbergelockte Großmutter mich empfing. Ihrem ehrwürdigen Ernst beugte sich ein Jeder und bald hing ich an ihr mit heißer Liebe. Sie

verstand es in meinen frischen frohen Sinn einzugeben, denn in ihrem Innern blühte noch manche Jugendrose in der Erinnerung nach. Aber mein brausendes Herz sehnte sich nach Ereignissen und fand glücklicher oder unglücklicher Weise in dem jungen Sohn des neuen Gutsnachbars ein gleichgestimmtes Gemüth. Wir suchten, fanden und verstanden uns bald, sanken zu der Großmutter Füßen nieder und erflehten zu unserm Bunde ihren Segen. Ach Himmel! Die Gute schalt nicht, aber sie lachte hell auf und sagte: wir wären Beide unverständige Kinder welche die Flügel weder erheben könnten noch sollten; der Vater habe sich schon bestimmt mich in eine vornehme Pension der Residenz zu geben, und für die Zukunft sei eine Stelle als Hofdame mir zugesichert. Zu Eugen sich dann freundlich wendend, fragte sie diesen wann er die Forstakademie beziehen werde; sein Vater habe ihr mitgetheilt daß er dort die Landwirthschaft in erweitertem Maßstab studiren werde. Wir waren Beide sehr beschämt, schwiegen aber, von der Würde der Großmutter bezwungen, still. Eugen's Entrüstung brach sich auf moderne Weise Bahn; er schrieb mir, seine Ehre sei verletzt, nur Flucht mit mir könne sie rein waschen, er werde, er müsse mich entführen! Der Vorschlag hob mein Herz. Flucht, Entführung! Das eben hatte ich in allen den rührenden Geschichten gelesen. Ich widerstrebte keinen Augenblick dem erwünschten Vorschlag, beschloß aber meinen Ritter recht schnöde zu behandeln und ausbündig zu quälen. Um Mitternacht, bei verhülltem Mondlicht, fuhren wir still davon. Doch schon die kurze Fahrt der ersten Meilen bot allerhand Unangenehmes; ich wurde beim Wagenwechsel verwundet, war krank, wir mußten in N. rasten. Ein Arzt wurde gerufen, der mir weit männlicher als Eugen erschien. Dieser Letztere belehrte mich bald daß auch junge Leute Wüthriche sein können. Meine Liebe schien mir recht verkehrt. Angst und Reue überwältigten mich gleichzeitig und führten einen vom Zufall unterstützten Entschluß zu rascher Ausführung. Der Wagen den Eugen räthselhafter Weise plötzlich bestellt, steht vor der Thür. Er der mich in Zorn und Unmuth verlassen, ist noch nicht zurückgekehrt; schnell benutze ich die Freiheit und fliehe ihn, dem ich erst willig folgte. Auf dem Wege begegnet mir Dein Jäger und theilt mir mit daß er durch Eilritt einen Arzt herbeirufen müsse, da die Großmutter sterbend auf Deiner Burg wäre. Mit welchen Empfindungen sank ich an ihrem Lager nieder!« —

Das junge Wesen war von der aufregenden Mittheilung ganz erschöpft; die Erinnerung an den Augenblick ihrer Ankunft drohte einen neuen Thränenstrom ihren Augen zu entlocken. Frau von Hochburg nahm rasch das Wort und sagte: »Mittheilen soll ich Dir, wie alles gekommen? Erschreckt hast Du uns freilich, Du unbedachtes Kind! Als der lieben Alten Dein Entweichen durch die lakonischen Abschiedszeilen die Du zurückgelassen, klar geworden, glaubt sie, da Du mit herzlichem Vertrauen mir zugeneigt, Du seist zu mir geflüchtet und eilt hierher. Aber die heftige Gemüthsbewegung, das Ungewöhnliche der raschen Fahrt und der Schreck Dich hier nicht zu finden, führen einen schlagähnlichen Zufall herbei. Schleunig wird ein Arzt berufen; er kam noch früh genug größerer Gefahr vorzubeugen; er gibt schon jetzt beruhigende Versicherungen, und Du kannst« setzte sie lächelnd hinzu — »den verlassenen, geflohenen Ritter wieder aufsuchen!«

»Ja, ich verdiene Deinen Spott, Deine Verachtung! aber schenke Mitleid mir thörichtem Kinde! Verstoßt Ihr mich, so gehe ich in ein Kloster oder gründe eine Diakonissen-Anstalt!« — »Oder«, setzte die Freundin schelmisch hinzu, »folge einem jungen Weltverbesserer als Missionärin in die öden Wüsten der heidnischen Wilden!« —

Die geliebte Kranke schlummerte sanft fort, und die über ihren Zustand beruhigten Frauen gingen hinab in den Park, um in den stillen kühlen Schattengängen die aufgeregten Empfindungen zu sänftigen und in's Gleichgewicht zu bringen.

In einem dieser grünumlaubten Wege begegneten ihnen zwei unbekannte Frauen. Es waren Edmund's Braut und deren Mutter. Beide schienen befangen, gedrückt; als sie sich aber durch die freundliche Weise der ältern Frau überzeugten daß diese die Gebieterin des Schlosses sei, wendete sich die Mutter entschuldigend mit der Versicherung an sie daß die Schönheiten der Anlagen sie hereingelockt; auch, setzte sie zögernd hinzu — hofften wir einen Freund zu finden.

Frau v. Hochburg schien das Letzte zu überhören und bat die Fremden ihr durch den Park zu folgen. »Lassen Sie,« sprach sie freundlich, »sich zuerst zu dem Stolz meines Parks, der vielgesegneten Friedenseiche leiten. Dort am Schluß des Laubganges sehen wir sie schon in reicher Blätterfülle prangen!« — Als sie der Rotunde welche den alten Stamm umzog, nahten, schrie Laura entsetzt auf; sie erblickte das von Eugen hingeworfene Pistol; der Sonnenstrahl glühte auf dem Metall der Waffe, es blitzte und leuchtete wie Tod und Verderben. Eugen, erschöpft und ermüdet, hatte

sich neben der Bank hingestreckt, sein Haupt ruhte auf derselben, und jene wähnte in ihm einen Sterbenden zu sehen. Ihr Aufschrei hatte Edmund, der ihr unsichtbar an der andern Seite des breiten Baumstamms saß, aus dem festen Schlafe erweckt. Er flog auf, aber es währte lange eh' er sich überzeugte daß er nicht träume; doch daß die Verlobte an seinem Herzen liege, war kein Traum und diese frohe Gewißheit ihm genügend. Stumm und staunend standen die verschiedenen Gruppen sich gegenüber. Edmund hatte zärtlich die Arme um seine Braut geschlungen; mit freudseligen Blicken und abwehrenden Geberden standen Eugen und Laura einige Schritte einander fern; die ältern Frauen blickten sich fragend an. Frau v. Hochburg, die einzig Gesammelte unter den Erregten, harrte wie Alle einer Erklärung über so überraschende Begegnungen, aber sie nahm gefaßt das Wort und sagte freundlich: »Noch weiß ich nicht welchen Zufälligkeiten ich die Gunst des Besuchs von Befreundeten und Fremden danke, doch heiße ich sie allesammt willkommen! Sie, lieber Doctor,« sprach sie zu Edmund gewendet, »scheinen ein erfreulich Wiedersehen zu feiern?« — »Gewiß« erwiederte dieser und trat mit der Verlobten näher — »Fräulein S. meine Braut, welche ich Ihrer Huld empfehle; am Achtzehnten dieses Monats wird unsere Hochzeit sein; aber welcher gute Stern oder neckische Kobold die Geliebte mir nachgeführt, weiß ich nicht.« —

Laura zeigte erröthend nach der Pistole. — »Wem gehört diese?« fragte ernst Frau v. Hochburg. — »Mir!« sprach rasch und bitter Eugen, »ich wollte durch dieselbe dem Herrn Doctor ein Zeichen des Dankes für seine Heilungsmethode zurücklassen!« — Er sah dabei mit verachtendem Blick nach dem Tuche, welches jener eben von der Hand lösen wollte. Auch Laura's Auge war darauf gerichtet, sie faßte darnach und sagte: »Deine Wunde scheint geheilt, gib das Tuch mir zurück!« — »Ihnen gehört das Tuch?« fragte stürmisch Eugen, »Ihr Name wäre« — »Sie können ihn hier in der Ecke lesen!« sagte Laura gereizt. — In Eugen lichteten sich allgemach die Irrungen. »Thor der ich war!« — rief er außer sich, »verwerft, verlacht, verachtet mich Verblendeten, Unwürdigen!«

Harmlos wie ein Kind das beim Suchen rother Beeren im Walde sich verirrt und dabei einige Abenteuer erlebt, gab nun der beruhigte junge Mann einen kurzen Abriß seines Liebelebens. Daß der Schluß des Romans gekommen, stand in ihm fest; nach der zukünftigen Nonne wagte er nicht das Auge zu richten. Diese, so sehr sie auch bei den Begebenheiten betheiligt war, überwältigte der kindische Muthwille; sie konnte ein helles Auflachen nicht unterdrücken und zu Edmund's Braut sich wendend, sagte sie mit komischer Feierlichkeit: »Liebe keinen Mann, fliehe das schwankende, treulose, leichtgläubige, vertrauenslose Geschlecht, und gehe mit mir in's Kloster!« — »Wäre nur nicht der Tag unserer Hochzeit schon bestimmt, so würde ich mit Freuden Dir folgen!« erwiederte lächelnd die beglückte Braut; »auch darf ich« und ihr Blick streifte bei den Worten mit lieblicher Neckerei den Geliebten, »schon muthiger in den Ehestand treten; Edmund gehört zu den Ausnahmen der Männerwelt, er ist Arzt, und diese — lieben treu, lieben wandellos!«

»Und« — ergänzte im Hintergrund eine Stimme — »in autorisirter Allgemeinheit!« Es war Laura's Mutter, welche zu dem künftigen Sohne sich gewendet und heiter sprechend fortfuhr: »Lieber Edmund, es ist gefährlich Dämonen zu rufen; die Geister des Blocksbergs, deren Walten unser Übermuth anerkannte, waren alsbald zur Hand, uns auf Kreuz- und Irrwege zu drängen!« — »Die Liebe war der Wegweiser« entgegnete herzlich Edmund, »und wo diese auf festen Grund bauet, führet sie immer die rechte Bahn.«

Frau v. Hochburg lud die Gesellschaft zur Rast unter der Friedenseiche ein. »Vor fast zweihundert Jahren,« erzählte sie, »hat nach bösem Strauß ein Hochburg den Baum zum Andenken an den Friedensschluß gepflanzt. Seitdem wandelten nur friedliche Geschlechter unter seinen Ästen, nur Glückliche hat der Schatten dieser Zweige geschirmt. Und auch heute seh' ich den alten Segen sich bewähren, denn Alle reichen ja versöhnt sich die Hände!« — Mit edlem Ernste wendete sie sich zu Eugen und sagte: »Ich höre, Sie werden mit nächstem zur Akademie abgehen?« — »Schon morgen!« entgegnete dieser, welcher die wohlverdiente Weisung verstand und beherzigte.

Ein reiches Mittagmahl war unter der Eiche aufgetragen; das verhängnißvolle Taschentuch hatte der beglückte Edmund als Friedenszeichen an einem der Äste angeknüpft. Linde Maienlüfte spielten in den hellen Sonnenstrahlen mit den Zipfeln hin und wieder. Fröhlich klangen die Gläser an einander, und muntere Gespräche bewegten den kleinen Kreis. Die Dryade im dunkeln Gipfel des Eichbaums, die unsichtbare Vertraute der kleinen Begebenheiten, schüttelte sinnend das lockige Haupt und sagte lächelnd: »Jahrhunderte sah ich dahinrauschen, in vielgestaltigem Wechsel drängte ein Zeitlauf den andern hinweg, das Men-

schengeschlecht aber blieb immer dasselbe: großherzig und engherzig, liebend und hassend, thöricht und weise! Die Erde ist voll Mängel und Gebrechen, der Himmel bessere die verkehrte Welt!«

Physiognomien des Wiener Lebens.

2.

[Straßen- und Kaffeehausleben.]

Der Poet ist ein geborner Müßiggänger. Also denken heimlich und sprechen es offen die Leute aus, mögen sie nun Schwielen oder Glacé an den Händen tragen. Und sie haben vielleicht auch Recht, wenn diese Annahme nicht zugleich auch das Mistbeet ihrer Verachtung wäre; sie wollen eben nicht begreifen daß man den Müßiggang mit demselben Talent betreiben könne, wie sie ihr stereotypes Tagwerk von der Hand in den Mund. Man will doch zuweilen auch im Buche des Lebens blättern, schlendert zu diesem Zweck scheinbar gefühllos durch die Straßen und stellt sich aus den Menschenlettern ein halbweg interessantes Capitel aus dem Alltagsleben zusammen, das man beliebig überschreibt. So habe ich es mindestens getrieben und bin stundenlang durch die Straßen Wiens gegangen um das charakteristische Merkmal aufzufinden, durch das sich die Bewohner dieser Stadt von denen anderer Städte unterscheiden.

Der Wiener, der dir auf den Straßen begegnet, geht entweder hastig und wenig achtend auf das was rings um ihn vorgeht, und dann magst du in den meisten Fällen gewiß sein daß es Einer von denen ist, die ein Amt oder Geschäft haben oder suchen. Oder er schlendert langsam und behäbig einher, und dann ist es Einer von Jenen deren Amt und Geschäft das »süße Nichtsthun« ist, mögen nun die Mittel hiezu ausreichen oder nicht. Auf seiner Stirne suchst du vergeblich die Furchen, in denen die Gedanken reifen; seine Hand spielt mit dem Spazierstock oder mit dem Geld in der Tasche, und ein feines heimliches Lächeln regt und bewegt auf seiner Lippe ruhelos die Schwingen. Auf der Stirn des Andern aber steht die tausendjährige Inschrift in deutschen Zügen aufgezeichnet: Unser täglich Brot gib uns heute!

Reichthum und Armuth, Elend und Luxus und jene wechselnden Mitteltinten, die den allzu auffälligen Abstand nothdürftig ausgleichen, sind die hervortretenden Farbentöne in dem Gemälde dieses Stadtlebens, das vielleicht ursprünglich von einer Meisterhand entworfen, aber nur schlechthin ausgeführt wurde. Die dunkle Seite des Gemäldes ist eben nicht so unglaublich schwarz und verdeckt, wie auf den Bildern von Paris und London; dafür aber sind auch die lichten Partien nicht so entzückend schön. Reichthum und Armuth halten sich die Schaale. Jedermann mag wohl wissen, was der Reichthum auf die Wage zu schleudern hat, er mag sich den vielgewichtigen Ballast für sein Gold einlösen. Die Armuth aber hat es schwieriger, ihr müssen nur Versprechen und Vertröstungen auf das Glück aushelfen, damit sie sich in der Schwebe erhalte. — »Er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich!« heißt es in einer Tragödie des großen Britten, und wie ich glaube im Julius Cäsar. Der römische Herrscher mag recht wohl gewußt haben daß ein denkendes Volk auf Abwege gerathe, die seiner eigenen Bahn schnurstracks zuwiderlaufen, darum hielt er es auch durch tausend Festlichkeiten nieder und machte so einen rothen Strich durch die Rechnung seiner Gedanken — bezahlte aber zuletzt diesen willkürlichen Act mit dreiundzwanzig blutigen Dolchstichen. Ein Volk das sich von einer zur andern Festlichkeit begibt, das immer und immer in den Netzfäden des sinnlichen Vergnügens zappelt, verkommt endlich vollends in diesem Gespinnst und gelangt niemals zum Bewußtsein seines wahren Zustandes. Mir kommt ein solches Volk wie jener junge Mönch in der mystischen altdeutschen Sage vor, der sich durch das Singen eines Vögleins tief in den Wald locken ließ, und den, da er wieder zurückkam und an die Pforte des Klosters, aus dem er ausgegangen war, pochte, Niemand erkennen wollte. Er glaubte nur einen einzigen Tag außen geblieben zu sein, und war sein ganzes volles Leben inzwischen vorbeigegangen, ohne daß er etwas Anderes gethan als ein lustig Vöglein auf den Bäumen singen zu hören. Ich will darthun, in wieweit das Wiener Volk ohne Kapuze und Cingulum diesem Mönch in der alten Sage, die jedenfalls das Hirngespinnst eines fahrenden Poeten ist, gleiche. Das Vergnügen spielt eine Hauptrolle in dem Leben des Wieners, sein Kopf denkt rastlos wie er eben seinem Herzen genugthun soll, und das Herz steigt zuweilen selbst in den

Kopf hinauf um nachzufragen, ob der alte spintisirende Kopf nichts auszudenken wisse das ihm eine rechte Freude mache. Der Wiener hat das Herz am rechten Fleck, er willfahrt aber nur allzugern dem Zuruf: Schlage dir die Gedanken aus dem Kopfe! — Ich habe es erlebt daß sich eine zahlreiche Menschenmenge drängend um einen Fleck in der Straße gruppirte, auf den vor einigen Minuten aus dem obersten Stockwerk eines Hauses eine Schlafmütze niedergefallen war. Dies neugierige zutäppische Zudrängen bei dem geringfügigsten Anlaß ist ein angeerbtes Naturübel des Wieners und reißt ihn gewaltig aus der gedankenvollsten Beschäftigung, daß er sich nicht alsogleich wieder darin zurechtzufinden weiß. Man wäre jedenfalls in einem ungerechten Irrthum, wenn man aus diesem einzigen schiefen Zug auf den ganzen Charakter einen verächtlichen Schluß ziehen wollte, wie es nur allzu oft geschieht; es ist dies eben nur ein kleinliches Gebrechen, das bei einem häufigen unwillkürlichen Eintreten überall hindert und hemmt, wo es gilt den Ernst fest im Auge zu behalten.

Kleine Charakterzüge in dem Wesen des Wieners führen nach und nach auf seine eigenthümliche Gebahrung in seinem inneren und äußeren Leben und dürfen demnach nicht leicht hingenommen werden; eine genaue Beobachtung dieser führt uns auf dies und das, was wir gern ergründen möchten und nie damit zu Stande kommen, weil wir eben den unscheinbaren Faden aus der Hand gegeben, der uns durch die labyrinthischen Gänge zum Ziel und wieder zurückführen konnte.

In andern deutschen Städten wogt der Menschenstrom eben nur durch einzelne Straßen, und diese sind dann die eigentlichen Schlagadern der Stadt; hier aber ist ein vielbewegtes buntes Treiben in jeder Straße und Gasse und das drängt und vermengt sich im ewigen Wechsel. Nur in einem einzigen Theil der innern Stadt geht es ruhiger und friedlicher her, dort drängen sich die großen Paläste der Aristokratie neben dem größten und prächtigsten der sie alle überragt, dem Palast des Fürsten Lichtenstein, an dem fort und fort von ausländischen Arbeitern gekünstelt und renovirt wird, bis er nach und nach seine ursprüngliche Schönheit vollends eingebüßt haben wird. — Dort also sind nicht wie in den übrigen Stadttheilen jene prunkenden Verkaufsläden aufgeschlagen, und das neugierige Auge, das sich gern an dem Flimmer und Schimmer weiden will, hat dort wenig zu suchen. An gewissen Tagen münden dort die reichgeschmückten Equipagen ein; dann wird es freilich auch da geräuschvoll, und die Portiers, die sonst in den langen Tagen aus Verzweiflung zu einem dicken Buch greifen, können nun ihre derben Späße im Tauschhandel mit den Livreedienern der hohen Herrschaften für sehr ergötzliche Berichte aus Boudoir und Speisesaal umsetzen und sich die lange Zeit damit vertreiben, bis die Gebieter und Gebieterinnen, die heute im Glanz der flammenden Girandolen ihre Diamanten und Gedanken nach dem code aristocratique der Etiquette flimmern lassen, wieder in den Wagen einsteigen wollen. Hier herrscht Stille, und nur stoßweise weht an schwühlen Sommertagen ein Lufthauch den Tact eines Walzers wie ein verlornes Rosenblatt herein; denn nicht allzuweit entfernt liegt auf dem Steinring der Bastionen das Paradiesgärtchen, wo man im Schatten grüner Bäume mit Musikzugabe seine Tasse Kaffee trinken kann.

Wer jedoch in diesem Gärtchen das Wiener Leben studieren wollte, hätte sich einen ungünstigen Posten, wie schön und reizend er auch gelegen, gewählt, hier würde er nur einzelne Tische besetzt finden. Das Kaffeehausleben ist in Wien wie in keiner Stadt in Deutschland ausgebildet. Hier begnügt man sich nicht mit nothdürftigen Conditoreien, wo man hastig seine Tasse leert; geräumige Säle müssen es sein, durch die eine dichte Tabakrauchsäule wirbelt, und müssen darin mindestens drei Billards stehen, daß man die Bälle klappern hören und dem Spiel zusehen könne, wenn man sich behaglich fühlen soll. Dann schlägt man sein Zelt dort für einige Stunden auf, knüpft Bekanntschaften an die oft in allzu derbe Vertraulichkeiten ausarten und rudert Tag für Tag in Regen und Sonnenschein diesem Hafen zu.

Das derartig ausgebildete Kaffeehausleben, bei dem die Lectüre die kleinste Nebenrolle spielt, charakterisirt wesentlich die Geselligkeit des Wieners. In Paris, wo es wo möglich zu einem größeren Grade der Ausbildung gelangte, hat es, ich möchte sagen seine politische Berechtigung, denn es finden sich dort die Männer der verschiedenen Parteien zusammen und kämpfen die Debatte der Kammern aus. Hier aber wo die politischen Ereignisse der Zeit nur in unschädlichen funkelnden Bonmots verpuffen, treten so recht die kleinlichen Ergebnisse des Tages in ihr Recht. Die Tagesblätter der einheimischen, meist belletristischen Presse, die auf den Tischen aufliegen, behandeln diese Interessen mit einer Wichtigkeit, als ob von ihnen das Heil des Staatslebens abhängig wäre. Politische Ereignisse werden nur durch ein Paar Blätter der ausländischen

Presse zugemittelt, und durch diese dringt allein die geistige Strömung der Zeit in die Gemüther und bewegt, wenn auch nicht mächtig genug, die trägen Massen, die politisch ganz und gar schuldlos versumpfen müßten, wenn nicht diese oder jene Nachricht von außen Bewegung hineinbrächte.

Die Zahl der Leser die mindestens die äußerste Schattenlinie der Zeitereignisse mit ihrem Fuß betreten wollen, ist gering; man hat in langer verderblicher Angewöhnung sich gewissermaßen schon mit der Tendenzlosigkeit der meisten inländischen Blätter so amalgamirt, daß man immer und immer mit der Hand darnach greift, obgleich man im Vorherein überzeugt sein kann stets nur den alten zerfahrenen Theatertrödel und jene fadenscheinigen Späße wiederzufinden, an denen man sich schon vor Jahren bis zum Ekel sattgelesen.

Der literarische Stand der Presse ist trostlos und traurig. Ihre Artikel sind meist Ephemeren die keine nachhaltige Wirkung haben können, da ihr Flügelschlag nicht die leiseste Bewegung verursacht. Die Schuld davon ist in diesem und jenem zu suchen, was hundertmal fruchtlos erörtert worden, ohne eine nachgiebige Handbewegung zu veranlassen, die den Zügel loser gehalten hätte. Von der Lectüre, die der Wiener in den Kaffee's haben kann, erwächst ihm kein Fortschritt; darum sieht er zu, wie die Spieler am grünen Tisch ihr Billardspiel betreiben, hat seine Freude an dem Klappern der Bälle und stößt gemüthlich die wirbelnden Rauchwolken aus seiner langen Pfeife. —

Briefe aus Preußen.

2.

[Die Verfassungsfrage.]

Der funfzehnte October und der achtzehnte October sind verflossen und keiner von beiden hat uns eine Verfassung gebracht. Dem allezeit geschäftigen und allezeit müßigen Witz der Residenz war damit eine neue Zielscheibe gestellt; aber was diente ihm nicht zu einer solchen? Der Berliner Localgeist ist eben so egoistisch wie indifferent; er hält alles für seinen Gaumen zubereitet und seine kritische Zunge die alles zerkostet, findet an nichts als an dem Nichts der Negation dauernden Geschmack. Man gewinnt in Berlin leicht allen Dingen eine possierliche Seite ab und läßt sie höchstens als interessant an sich vorüberziehen. Man durchspricht und zerspricht dort alles, und läßt es dann halbtodt bei Seite liegen. — Die Provinzen wissen weit mehr was an der Sache lebendig ist festzuhalten, sie machen die Entwickelung des Staates nach wahrhaftem Bedürfniß weit getreuer mit, sind freilich auch mitleidender dabei als die witzige Hauptstadt des Reiches die alles verbraucht und nichts gebiert, alles einsaugt und nichts schöpferisch hervorruft. Berlin ist eine große Stadt geworden, aber noch immer nicht der Mittelpunkt der preußischen Interessen, blos die Hauptstadt der Büreaukratie und der Sitz unserer Fürsten der sich eben so gut nach Potsdam verlegen läßt. — Was in vorliegendem Falle das von Berlin aus verbreitete Gerücht betrifft: die Verfassungsurkunde liege an Allerhöchster Stelle von allen Seiten unterzeichnet und untersiegelt fertig im Pulte, so wollen wir die Möglichkeit einer solchen Thatsache nicht bezweifeln. Es ist ja sehr leicht thunlich, aus dem Schooß der Provinzialstände eine Versammlung herzustellen die man Reichsstände nennt. Daß man zögert eine solche Reichsversammlung in's Leben zu rufen, läßt vielleicht schließen, man wolle dieselbe nicht blos für eine berathende gelten lassen, sondern ihr das Steuerbewilligungsrecht zugestehen. Für den Fall einer neuen Anleihe hatte ja auch Friedrich Wilhelm der Dritte Reichsstände für nöthig erachtet. Bevor aber die Nöthigung, sich neue Geldquellen zu eröffnen, vorliegt, will man das Bewilligungsrecht nicht ohne Noth aus der Hand geben. Man thut dann wirklich gut, den Zeitpunkt solcher Nöthigung erst abzuwarten. Ein solcher Zeitpunkt ist vielleicht auch gar nicht so sehr fern. Mit ihm wird dann der Bürger erst das Bedürfniß fühlen mitzurathen und mitzuthaten. Die Verfassungsformen erst formell als eine bloße Schule durchzumachen, wie man jetzt hier und dort einen Redeübungsverein stiftet, dazu sind wir doch wirklich schon zu alt geworden in der Entbehrung. Man lasse also den Moment der Nöthigung erst eintreten und die Provinzen werden sich rasch mit Bewußtsein zusammenfinden und alte lange gehegte Überzeugungen werden dann plötzlich in ihrer Reife dastehen. Wir für unsern Theil würden eine constitutionelle Verfassung ohne ein neues Wahlgesetz für ein Unglück halten. Jetzt wird in Preußen nur eine geringe Min

derheit vertreten, nur der Grundbesitz und der Adel der auf ihn fußt. Aus diesem Verhältniß erwächst selbst in den alten Provinzen des Reiches eine zu starke Ungleichheit in der Vertretung. Nehmen wir Beispiele. Im Regierungsbezirk Königsberg (Vergl. Schneer, die Dismembrationsfrage) beträgt die Gesammtheit der Bauergüter **3,500,000** Morgen, die der Rittergüter **2,000,000**. In Gumbinnen ist die Überzahl der Bauergüter noch stärker, **3,500,000** gegen **800,000** Morgen Rittergut. Im aristokratischen Posen dagegen umfassen die Rittergüter **3** Millionen, die Bauergüter nur etwas mehr als **2** Millionen Morgen. Wie kann man unter dieser Ungleichheit der Verhältnisse bei der jetzigen Beschaffenheit der Wahlen der Meinung sein, das Land und der Landbesitz sei richtig vertreten? Davon abgesehen daß die Aristokratie des Verdienstes jener materiellen Aristokratie das Gleichgewicht halten müßte, soll überhaupt nur von einer conservativen Vertretung des Reiches die Rede sein. Wir erinnern an Professor Michelet's Aufsatz, der vor Jahr und Tag in der Vossischen Zeitung (1845. Nr. 62) erschien. Michelet bezeichnete mit Aristokratie des Verdienstes ein allgemeines Element das gleichmäßig über alle Provinzen verbreitet, auch gleichmäßig vertreten werden und dem Materialismus des Landbesitzes die Wagschaale halten müsse. Für jetzt ist in Preußen alle Intelligenz die nicht zehnjährigen Land- oder Stadtbesitz hat, von der Ständewahl ausgeschlossen. Alle Vorzüge des Geistes, ja alle sonstige Stellung und Wirksamkeit wird von dem einseitig engen Wahlgesetze für nicht befähigt erkannt, zum Wohl des Staates das Wort zu führen und die Stimme abzugeben.

Man höre nicht auf Berlin, will man in der Frage über die Reife Preußens zur Verfassung klar werden. Die Bildung Berlins ist entweder ganz im Widerspruch mit der politischen Entwickelung der Nation, oder sie ist über diesen Widerspruch und über die ganze Frage schon hinaus und hält sich hinter den Schießlöchern eines Witzes der alles niederwerfen möchte, weil ihm die Fähigkeit zum Aufbauen fehlt. Auf beiden Seiten, — und die Parteiung scheidet in Berlin nach beiden Richtungen hin Alter und Jugend, — tritt uns eine Blasirtheit entgegen die den gesunden guten Muth zur Fortbildung des Staates lähmt. In Berlin haust unter der publicistischen Jugend ein gewisser theoretischer Radicalismus der so lange unthätig sein möchte bis ihm volle Preßfreiheit wird, mit verzweifelter Erbitterung ein politisch-sociales Utopien festhält und nicht wissend daß die Preßfreiheit bereits unter uns angefangen hat seine Geltung und Wirkung zu finden, sich damit begnügt sein desperates Mißvergnügen gegen die ganze nationale Existenz stoßweise zum Ausspruch zu bringen. Diesem abstracten Radicalismus gegenüber erscheint mir selbst Karl Heinzen in seiner sonst vielfach verwerflichen Schrift über die preußische Bureaukratie noch ehrenwerth. Heinzen hat sich vielfach verlaufen, denn er bezüchtigt die Beschränktheit selbst da wo sie ehrlich ist, nichtswürdiger Absichten; er hat vielfach gegen sein eigenes Princip gesündigt, denn er hält sich für einen Republikaner und weiß nicht daß nicht blos Muth, sondern auch Geduld und ehrlicher guter Wille zum Republikanismus gehört; aber er sieht doch in der verfassungsmäßigen Monarchie eine nothwendige Stufe dieser Zeit. Seine Täuschung, in der Verfassung blos Elemente der Opposition, nicht auch zugleich die Elemente des Conservatismus zu sehen, liegt freilich klar am Tage. Zur Erziehung einer Nation gehört eben auch wesentlich die Herausbildung der erhaltenden Kräfte nach innen und außen; eine nationale Verfassung schirmt gleich sehr Volk und König und feiert nur in der Wohlfahrt des Ganzen ihre Triumphe. — Bülow-Cummerow wird in der preußischen Publicistik immer der bedeutendste Stimmführer für unsere Epoche genannt werden müssen. Sein Gesichtskreis ist freilich nicht weit, aber wenn dieser Mann der Opposition gegen die Bureaukratie zum Schrecken der Beamten zur königlichen Tafel gezogen wurde, wenn man ihm nicht blos Artigkeiten erwies, sondern Gehör gab, so ist seine Wirksamkeit damit angedeutet, und ein Publicist der auf die Entwickelung seiner Zeit wirkt, ist mehr werth als ein Ideolog, der ein Glaubensbekenntniß hinstellt das vielleicht erst das dritte Geschlecht in Frage ziehen wird. Bülow-Cummerow ist royalistischer Aristokrat. Darauf beschränkt sich seine Geltung; aber diese beschränkte Geltung ist nicht in Abrede zu stellen, denn er hat an der Unfehlbarkeit der Beamtenhierarchie gerüttelt, deren ausschließliches Monopol, den Staat zu machen, in Zweifel gezogen, ein Monopol das wo nicht eine chinesische Verpuppung, doch jenen »eingefrornen Dünkel,« von dem Heine singt, in sich hegt und pflegt. Minister Stein sagte schon, unsere Beamtengewalt sei auf die politische Nichtigkeit der Bürger gegründet, und dies wird so lange der Fall sein als im Staate die Mittel noch immer für höher gelten als der Zweck. Wir theilen das nicht was Bülow-Cummerow will; aber in dem was er n i c h t will, sind wir mit ihm einig. Werden in Preußen die Minister

vor den Ständen nicht verantwortlich gemacht, so kann vom Heil unseres Verfassungslebens nicht die Rede sein. Bülow-Cummerow's Buch über »Preußen, seine Verfassung und Verwaltung« war vielleicht in Berlin schon vergessen, sobald der Reiz der Neuheit dahin war; in den Provinzen greifen diese Fragen noch unausgesetzt um sich und suchen am Bestehenden ihre Lösung.

Nach den Provinzen aber hat man lediglich zu sehen, will man in den Stand der Dinge gesunde Einsicht gewinnen. Hier sind es Männer aus dem Kern des Volkes, Männer der praktischen Thätigkeit, die sich die Fragen über die Wohlfahrt der Monarchie näher rückten als die Gelehrsamkeit wissenschaftlicher Juristen, der leidenschaftlich principielle Eifer theoretischer Publicisten es je vermag. Die Rheinischen Stände in Coblenz standen an der Spitze des Bewußtseins über die Verfassungsfrage. Ich verweise auf Camphausen, auf Merkens, die beiden Abgeordneten von Köln, ich verweise auf Hansemann von Aachen, auf den Abgeordneten des Ritterstandes v. Loe. Hansemann ist bekannt als Vertreter der Minderheit des Petitionsausschusses für allgemeine Reichsstände. Er trat der Mehrheit des Landtages entgegen, die der Meinung war das Rheinland werde durch die Verfassung verlieren, wie es selbst schon durch die Gemeinsamkeit mit Westfalen verloren habe. Hansemann legte als preußischer Patriot den Satz in die Wagschaale, daß die Ostprovinzen nur gewinnen könnten und mithin im nothwendigen Gefühl der Zusammengehörigkeit der Monarchie die Sache der allgemeinen Reichsvertretung festzuhalten sei. Mit dem Freiherrn v. Loe stellte eine ganz andere Verfassungspartei ihren Kämpfer in's Feld. Loe erklärte sich gegen alle tabula rasa der allgemeinen Gleichmacherei, gegen alles Centralisiren, Nivelliren, Reglementiren, sowie gegen die Vertretung des Volks durch Köpfe. Er will eine geschichtliche Grundlage für die Verfassung und sucht sogar nach den ehedem deutschen Reichsständen als nach einer rechtmäßigen Wurzel für preußische Stände. Loe will provinzielle und corporative Selbständigkeit, so kirchlich wie weltlich. Und dies ist ein Punkt, über den die Monarchie Preußen, will sie sich verfassungsmäßig feststellen, noch nicht einig mit sich ist, selbst wenn ihr Oberhaupt es wäre. Im französischen Constitutionalismus werden nicht die organischen Stände vertreten, sondern Meinungsparteien. In Frankreich treten nicht die Abgeordneten eines Handelsstandes, des großen Grundbesitzes, der Gewerbe, Städte und Dörfer zusammen, sondern Deputirte der äußersten Rechten und Linken, der gemäßigten Rechten und des linken Centrums. Die französischen Kammern bestehen aus Stellvertretern der verschiedenen Parteien die sich auf dem Felde der Presse bilden und dort ihr Feuer schüren. Der Wahlcensus in Frankreich scheidet blos Gebildete und Ungebildete, und das Ministerium hält sich je nachdem es in der Majorität der herrschenden Stimmung des Augenblicks seine Stütze hat, oder für seine Meinung sich künstlich diese Mehrheit verschafft. Dieser Zustand liegt uns fern; er ist, glaub' ich, nur erträglich bei vollständiger Preßfreiheit. Preußen will sich aber, so scheint es, ohne diese volle Preßfreiheit verfassungsmäßig gestalten. Es will also nicht in der öffentlichen Meinung, sondern in organischen Elementen der bürgerlichen Thätigkeit die Wurzeln zu seiner Verfassung finden. Loe's Richtung entspräche dieser Form des Verfassungslebens, und was mittelalterlich darin zu sein scheint, wird gewiß von der Liebhaberei des höchsten Willens begünstigt. Bei alle dem wird die schwere Frage laut, ob Preußen nicht bereits in allen seinen Einrichtungen wie in der Stimmung und Geistesart seiner Bewohner zu modern ist um sich provinziell und corporativ zu constitutioniren; es fragt sich, ob die bisherige Centralisation des Staates die man bis jetzt für seine Grundbedingung hielt, unter diesen Formen nicht gefährdet werde. Auf der andern Seite verstößt es gegen den deutschen Grundbegriff von Reichsständen, kommt dabei das provinzielle und das corporative Element gar nicht zur Geltung. — Preußen ist mit seinen Begriffen und Bedingungen, mit seinem Wollen und Können weder nach der einen, noch nach der andern Richtung schon reif, eine Verfassung von Gehalt und Gewicht abzuschließen; es ist blos reif die Bedingungen dazu in sich aufzusuchen und die dabei gegebenen Nöthigungen sich zum Bewußtsein zu bringen. Je freier die Presse wird, desto klarer werden wir erst uns selber werden. Sie soll nicht ungestraft ihre nicht immer reinen Triebräder in Thätigkeit setzen dürfen, aber sie soll nicht gestört werden sich zum entschiedenen Organ des allgemeinen Willens heraufzubilden. Bei der unbestechlichen Selbständigkeit der preußischen Gerichte war es bisher möglich und erträglich gewesen daß ein Staat der den Fortschritt anbahnte, gleichwohl den kleinern deutschen Staaten gegenüber noch immer zögerte sich verfassungsmäßig festzustellen und die rechte Form dafür zu finden. Wir haben so lange gezögert; übereilen wir uns jetzt nicht die Formen abzuschließen!

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Östreich.

Ist Östreich ein Glied des deutschen Bundes? — Diese Frage sei erlaubt bescheiden aufzuwerfen. — Nach der deutschen Bundesacte soll die Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse keinen Unterschied machen im Genusse bürgerlicher Rechte. Aber in Östreich macht sie es denn doch. In diesem Lande gilt nicht der betreffende Artikel der Bundesacte, sondern das Josephinische Patent, der schwache Erstling der Toleranz. Ehre dem Kaiser Joseph und seinem Toleranzpatent, so wenig es auch jetzt zu geben scheint. Damals war es viel; darum ist es aber jetzt doch sehr wenig. Es ist doch immer nur ein Almosen, und Menschen haben Rechte. Daß die Protestanten keine Kirchen haben dürfen und der Eingang zu ihren Bethäusern nicht von der Straße sein darf, ist vielleicht nur kleinlich; daß sie dem katholischen Pfarrer alle sogenannten Stolgebühren entrichten müssen, als wäre er der ihrige und hätte für sie etwas gethan, ist beeinträchtigend; das Schlimmste jedoch ist daß sie im Grunde sogar außer dem Gesetze stehen, indem zu jeder Erwerbung unbeweglichen Eigenthums oder eines Befugnisses, Meisterrechtes u. dgl. für Nichtkatholiken ein „Dispens" erforderlich ist. Joseph II. hat zwar hinzugesetzt daß diese Dispense ohne Anstand ertheilt werden sollen; allein den Sinn des Wortes hat er nicht ändern können. Ein Dispens muß seinem Namen und Wesen nach verweigert werden können wie eine Steuerbewilligung. Wenn das Josephinische Patent noch gelten könnte, wären die Protestanten in Östreich soviel als ganz rechtlos; denn es bedürfte gar keines neuen Gesetzes, um das alte an dieser schwachen Stelle zu durchbrechen. — Hat Östreich die deutsche Bundesacte unterzeichnet, so ist, dünkt uns, alles ihren Bestimmungen Entgegenstehende ungültig geworden. Ist dies der Fall, so würde von dieser Zeit an das Josephinische Patent mit seinen Beschränkungen keine Rechtskraft mehr haben, sein Fortbestehen also eine Verletzung des Bundesvertrages sein. — Das heißt, wir wagen es nicht diese Schlußfolge logisch zu machen, wir stellen dies blos als Frage, als bescheidenen Zweifel hin; wir würden um Aufhellung in diesem Punkte aufrichtig dankbar sein. Ist der Bund verletzt, wenn irgend ein Glied seine Bestimmungen nicht achtet, so ist das für den Bund um so bedenklicher wenn es von Seiten des mächtigsten Bundesstaates geschieht. Das heißt: wir fragen an, ob dem so sei. Man möchte freilich fast noch mehr staunen über das Benehmen der andern Bundesglieder, die für anderes als Rechte der Fürsten und höchstens der Mediatisirten gar keine Sinne zu haben scheinen. Preußen hat die ausgetriebenen Zillerthaler aufgenommen, d. h. es hat ihnen eine Zuflucht gewährt, aber ihr Recht nicht vertheidigt. Es war wenigstens mit keinem Worte verlautet daß es sich für sie auf den Bundestag berufen hätte. Noch weniger hat davon verlautet, daß die Zillerthaler selbst oder östreichische Protestanten überhaupt je sich auf den Bund berufen hätten. Kennt man ihn in Östreich vielleicht gar nicht? Oder gilt er nicht? Warum werden denn aber die Bücherverbote des deutschen Bundes jedesmal amtlich angezeigt? — Ist aber Östreich ein Glied des deutschen Bundes und enthält der Bundesvertrag auch Bürgschaften für die Völker, so muß es sich den Bestimmungen des Bundes unterwerfen und den östreichischen Staatsbürgern steht die Berufung an den Bund rechtlich offen*). Oder gibt es etwa auch geheime Artikel welche Östreich von Pflichten die ihm lästig, lossprechen**)? Behauptet es vielleicht noch jenes barbarische Unrecht, genannt jus de non appellando? Soll denn auch der Schatten der Reichsverfassung uns verfolgen? ++.

Aus Bamberg.

Der ehemalige Bürgermeister von Würzburg, Hofrath Behr, hat hier, wie Sie bereits aus politischen Blättern wissen, seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen. Eine gewisse Opposition die ohne concrete Kenntniß der Sachlage jedes Ereigniß zu abstracten Lamentationen über allgemeine deutsche Despotie benutzt, hat in der langen Gefangenschaft Behr's das Motiv gefunden ihn mit Sylvester Jordan in Marburg, sowie Baiern mit Kurhessen parallel zu setzen. Wir müssen diese Gleichstellung im Namen der Wahrheit abweisen. Es ist wahr daß man ehedem König Ludwig als Kronprinzen mit Bürgermeister Behr Arm in Arm gehen sah; es ist wahr daß Behr zu denen gehörte welche die Illusionen des damals jungen Fürsten von allgemeiner Freiheit und Gleichheit pflegten. Behr glaubte sicherlich das Portefeuille schon in der Tasche zu haben als Ludwig den Thron bestieg, während dieser seinen ehrgeizigen Absichten nicht entsprach, ihn nicht beförderte. Hieraus erwuchs eine persönliche Spannung, die den Würzburger Bürgermeister auf dem Constitutionsfeste zu Äußerungen und Reden verleitete, auf deren unverholene Leidenschaftlichkeit die Anklage auf Hochverrath erfolgte. Es fällt mir nicht bei diese Vorfälle nach beiden Seiten hin zu rechtfertigen; wer aber Behr nach Kenntnißnahme seiner damals mit Beschlag belegten Papiere rein sprechen wollte, hätte ein schweres Stück Arbeit zu bestehen; wir rufen die Stadt Würzburg zum Zeugen dafür auf. Dem hessischen Märtyrer aber ist Behr schon um deswillen nicht an die Seite zu stellen, weil dieser seit acht Jahren bereits nach Erledigung seiner Sache auf freien Füßen ist. Behr wurde auf sein Gnadengesuch Anfangs auf einen Stadtdistrict, dann auf eine Provinz angewiesen. Daß Behr nicht wieder in die bürgermeisterliche Würde einzusetzen war, wird die Stadt Würzburg am besten wissen und bleibt nur dabei zu bedauern daß Baiern selbst die Schuld trägt, wenn es sich nicht bemüht auf dem Forum deutscher Öffentlichkeit über seine Zustände Bericht abzustatten. Behr's Gefährte, Dr. Eisenmann, hat es verschmäht das ihm nahe

---

*) Der geehrte Herr Einsender ist im Irrthum. Der Bund nimmt keine Beschwerden, keine Bittschriften an; der Deutsche hat nur an seine specielle Regierung zu petiren. D. Herausg.

**) Unseres Wissens hat jeder einzelne deutsche Staat Verpflichtungen gegen den Bund; der Bund aber nicht die Verpflichtung sich in die inneren Angelegenheiten des einzelnen Bundesstaates zu mischen. D. Herausg.

gelegte Gnadengesuch, auf das man ihm wie jenem Gewähr zusagte, einzureichen *).

Aus Karlsruhe..

Goethe's Faust, seit lange für die darstellende Kunst ein ergiebiger Bronnen, aus welchem schon Cornelius, Retzsch, Nehrlich, Ary Scheffer u. A. mit mehr oder weniger Glück schöpften, hat auch auf unserer Kunstausstellung einige Darstellungen geliefert, von Noack unter anderm ein Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa. Dagegen ist Fasel in München mit Wallenstein beschäftigt und lieferte zunächst eine Thekla an Max Piccolomini's Sarge. Große Theilnahme erweckt Heinrich Rustige's Bild: Rubens führt seine Frau Helena Formann in's Atelier seiner Schüler. Wie die Frau, die ihrem Manne Venus und Maria war, in ihrer üppigen Lieblichkeit vor dem aufgeregten Schwarm der Jünger steht und jeden anders reizt und entzückt, so sieht man doch zugleich daß sie auf Vandyk eine besonders leidenschaftliche Wirkung macht; doch ist auch der ältere Teniers eigenthümlich von ihrem Reiz ergriffen. Das Bild verdient seine Wanderschaft durch Deutschland anzutreten. — Da sonst Copien keine Aufnahme finden, so haben wir mit besonderm Dank das Bildniß des Baseler Holbein, Copie eines alten Portrait in Basel von J. J. Mayer, zu erwähnen. Den Preis in der Malerei von allen verdient zweifelsohne die Schwarzwälderin von G. Schön in München, ein einfach naturwahres Stück aus dem Leben, mit altniederländischer Feinheit und Sicherheit gemalt. △.

Aus Berlin, d. 12. November.

Vor einigen Tagen, als ich nächtlicher Weile nach Hause ging und die Linden passirte, vernahm ich ein dumpfes Rollen, und vom Brandenburger Thore her nahte sich ein dunkler Zug, nur von zwei Windlichtern trübe beleuchtet. Es war ein Prinz auf Reisen. Diese Privilegirten die sonst mit Fluges eile durch die Welt hin ihren Weg nehmen, wie still, wie gemessen, ganz wie andre Leute eben auch, bewegen sie sich nach dem Tode vorwärts! Es war die Leiche des Prinzen Heinrich die von Rom ankam und nach dem Dome fuhr, um dort am andern Morgen feierlich beigesetzt zu werden. Prinz Heinrich, ein Bruder des vorigen Königs, ein Mann von feiner Bildung bei persönlich liebenswürdigem Charakter, war bekanntlich Großmeister des jetzigen Johanniterordens, der seit 1812 ein reiner Adelsorden ohne Präbenden, ohne Einkommen, blos eine Decoration ist. Als 1810 und 1811 die Balleien und Comthureien des Ordens in Preußen eingezogen wurden, soll diese Maßregel, die den verstorbenen Prinzen großer Einkünfte beraubte, wiewohl er damals noch nicht Meister war, denselben verdrossen haben und indirecter Anlaß für ihn gewesen sein, seine Residenz außerhalb Preußens zu suchen. Erst der Tod hat ihn nun in das Vaterland zurückgeführt. Im neuen Campo Santo Berlins wird er später jeden Groll verschlafen müssen. — Während an der Stelle der vor einigen Jahren durch einen menschenmörderischen Brand zerstörten Mühlen des Mühlendammes sich bereits ein Theil des neuen Mühlenwerkes in mittelalterlichem, castellartigem Style erhebt, und Aussicht vorhanden ist daß in Folge dieses Baues die sehr belebte und enge Passage des Mühlendammes erweitert werden kann, steht unserer Stadt durch einen in Bezug auf Menschenleben noch viel unseligeren Brand eine Verschönerung und Verkehrserleichterung bevor. Ein Grundstück am sogenannten Schinkenplatze hart an dem schmahlen Durchgange nach der Taubenstraße ward ein Raub der Flammen. Erst blutiger Opfer bedurfte es, um einen lange schon bezweckten Durchbruch der Taubenstraße nach dem Platze leichter zu ermöglichen, als es bis jetzt bei dem Eigennutze einiger Grundbesitzer der Fall sein konnte. Heute Vormittag fand das feierliche Begräbniß der einen bei dem Brande verunglückten Familie, eines Schneiders mit seiner Frau und drei Kindern, statt. Der Zug sollte unter Begleitung eines großen Musikcorps und des Schneidergewerkes durch die Stadt gehen, aber die Polizei gestattete nur, aus welchem Grunde ahnen wir nicht, den Anschluß der Musik und des Gewerkes draußen vor dem Thore. — Der gestrige Abend brachte, nachdem Hr. v. Küstner nun sicher ermittelt, daß der 11. November der Geburtstag Schiller's sei, eine Festrede im Opernhause und darauf die Vorstellung des Schillerschen Wilhelm Tell. Wir sind darin nach dem Vorgange anderer Städte nicht originell und Hr. v. Küstner hat wie hier so in anderen Sachen nur den Eifer, hinter „Trähsen" (Dresden) wie er sagt, nicht zurückzustehen. Vielleicht nimmt er sich jetzt, weil die Hofbühne zu Dresden einen bedeutenden Literaten zum Dramaturgen berief, irgend einen literarischen Gehülfen zur Seite. „Nu Herr Jeeses, das kennen mier och!" — Vom Besuch des Theaters hielt uns am Schillertage, wie billig, die Darstellung der Rolle des Tell zurück. Es kostet Mühe Schiller's Werk zu verhunzen, allein der affectirten Effecthascherei gelingt es doch. Wo ist die schöne Einfachheit der Schweizer Sitte, wo die Bergluft die uns aus dieser Dichtung entgegenweht? — Auf der Leinwand, auf den zu Kunstwerken gesteigerten Kulissen, aber nicht im Spiel unserer Mimen, wenigstens nicht in dessen Spiel der die Verse des Tell zerhackt und zerkaut. ✝.

*) Dr. Eisenmann sitzt noch immer auf der Festung zu Kronach gefangen. Jedenfalls thut es noth daß Baiern, dessen Federn so fleißig über Münchens Kunst und über schöne Bauten in den Bädern berichten, uns über diese Angelegenheit welche allgemeine bürgerliche Wohlfahrt, Leben und Freiheit, Schuld und Strafe seiner Mitbürger betrifft, öffentlich Zeugniß ablege. Der Argwohn hat in Deutschland so lange sein Recht sich zu äußern, bis die Offenheit in öffentlichen Dingen ihn verdrängt. D. Herausg.

[Auerbach's Frau Professorin.]

Die Urania bringt uns nach einem Bilde von Hübner in Dresden Auerbach's Portrait und eine Novelle von ihm. Jenes ist sehr ähnlich, obwohl der schwäbische Genius von Nordstetten weit glücklichere Momente in seinem runden Antlitz aufzuweisen hat; diese aber, die Novelle, gehört zu den glücklichsten Arbeiten Auerbach's. Er nennt sie nicht Novelle, sondern Erzählung, wie er seine frühern novellistischen Schöpfungen Dorfgeschichten nannte. Ich weiß nicht, erkennt Auerbach die tiefere Gliederung eines Stoffes zu einem künstlerischen Organismus überhaupt nicht an, oder verzichtet er für seine Darstellungen mit Bewußtsein auf eine höhere Be-

nennung mit der Andere so freigebig sind. Er gibt uns auch hier Scenen, Gruppen, Situationen aus dem Bereich seiner Schwarzwälder in deren Lebenskreisen er uns mit dem ganzen Zauber seiner Genremalerei heimisch macht. Dieser „Wadeleswirth" in seiner ganzen Behausung, diese Lorle in ihrer lieblichen und doch zugleich stahlgepanzerten Natureinfalt gehören sammt ihrem Drum und Dran zu den Figuren die Auerbach zu einem Teniers der deutschen Novellistik machen. — Ein Maler der seinen Studien in der Natur nachgeht, findet in Lorle, wie der gemeine Ausdruck dafür ist, sein Ideal. Wie sich Beide finden; wie sie's dem Vater in der dunkelen Kammer bei gelöschten Kerzen gesteht daß sie Reinhard lieb hat und er sie; wie sich Beide dann zusammenthun, aufbrechen und in's Weite ziehen; wie sie im Anblick der glühenden Alpen den heiligen Herzensbund besiegeln; wie sich das Dorfkind dann in der Stadt als Frau Professorin einrichtet, den Widerspruch zwischen ihrer frischen Naturkraft und der verkünstelten und verkrüppelten großen kleinen Welt der Stadtmenschen so schmerzlich empfindet; wie sie bei Hofe erscheinen soll und beim Prinzen Audienz hat; wie sie den Zwiespalt zwischen ihres Mannes Beruf und ihrem Naturell immer tiefer inne wird; wie Beide sich abstoßen und doch immer wieder anziehen, sich zanken und wieder versöhnen; wie Reinhard endlich in seiner blasirten Verlorenheit immer toller wird und Lorle den völligen Bruch nun fühlt, die bange Nacht hindurch weint und betet, früh Morgens sich aufmacht, ihr Bündel schnürt und im sicheren Instinct, nicht in diese Welt zu gehören, auf Nimmerwiedersehen in ihr Dorf zurückkehrt: das ist eine ganze Reihe von meisterlichen Scenen die in ihrer Unschuld und ihrer Treue, in ihrer lieblichen Einfalt und in ihrer durchdringenden Wahrheit ihresgleichen suchen. Tritt nun all dies Einzelne in seiner lebenswarmen Frische mit dem durchgehenden Faden der Lebensgeschichte einer ländlichen Unschuld in der Stadt zu einem Ganzen zusammen, so haben wir eine vollendete Idylle vor uns, ein Gemälde dessen Linien so fest und richtig sind wie seine Farben duftig und leuchtend. Was nun mehr? — Der Dichter selbst will uns mehr geben als ein niederländisch Bild. Er stellt diesen Ausschnitt aus dem Naturleben des Dorfes einer ganz anders gegliederten Welt der Bildung in der Gesellschaft, im Kunst- und Staatsleben gegenüber. Damit tritt er nicht blos in das Gebiet der Reflexion. Geist und Gemüth in schöner Fülle berechtigen und befähigen ihn diese Gegensätze bald scharf und keck, bald zart und innig zu beleuchten. Schon alle jene Scenen die uns nur dörfliche Zustände schildern, sind mit schlagenden Einfällen durchspickt und in der Figur des Collaborators hat sich Auerbach ein Organ zu seiner Polemik geschaffen. Er, der ganz einfach erzählen, ganz ruhig plastisch seine Dorfgestalten hinstellen will, geräth ungesucht in eine dialektische Parallele zwischen Dorf und Stadt, Natur und Geist und liefert uns unermüdlich zu diesem Streit ein ganzes Arsenal voll Waffen, einen Schatz von Einfällen die lange mit sich herumgetragen, gehegt und gepflegt, ihren kernhaften Ausdruck gewinnen. Der Dichter hält durch diese reiche Ausstattung seiner Figuren fast zu sehr die Entwickelung seines Stoffes auf; er macht seine Arbeit fast zu einer Mosaik. Aber er geht weiter, er bleibt nicht bei der Reflexion, denn er ist Poet. Will er die Unschuld vom Lande über die ganze verworrene Welt der Kultur triumphiren lassen, so muß er auch auf der andern Seite Gestalten herstellen die zu diesem Kampfe befähigt sind. Das führt unversehends dazu die Idylle zur Novelle zu machen, die eben so schöpferisch die andere Seite des Lebens zur Erscheinung zu bringen, diesen Kampf beider Welten in einem entschiedenen Conflict zu erledigen hätte. So wahr die Dorfnaturen gehalten sind, so wenig fertig und sicher stehen ihnen jedoch die Gestalten aus der Bildungswelt gegenüber. Sein Collaborator, der Zwischenredner, ist ein bloßes Gefäß das mehr in sich birgt als eine organisch entwickelte Person erträgt; diese speculative Sucht die Erscheinungen des Lebens symbolisch zu fassen, steht mit der späteren Verzweiflung an aller Kultur in keinem richtigen Verbande. Auerbach bleibt uns das Werden, die Entwickelung der Figuren schuldig; er zeichnet uns nur fertige, in sich feste Naturen mit Glück, nur die Gestalten der in sich getrenen Natur sind in seinen Gemälden richtig. Reinhard selbst, der Maler, wird uns im Wandel seiner Anziehung und Abstoßung zu Lorle nicht klar, nicht glaublich. Mathilde, eine Gestalt aus der Gesellschaft, die ihn reizt und in Reinhard eine geistige Anziehung zu Frauennaturen anderer Art erweckt, bleibt eine vorübergehende Erscheinung und tritt nicht in's Gewebe der Ereignisse, und gerade Mathilde, eine Gestalt aus der Gesellschaft, mußte zur festgehaltenen und durchgeführten Verwickelung führen. Auch der alte Wadeleswirth geht spurlos mit Tode ab, ehe der Dichter ihn zu einem durchaus nöthigen Conflict sämmtlicher Zustände und Figuren benutzt hat. An diesem Conflict zu dem sich die Verhältnisse voll Widerspruch steigern und gipfeln, fehlt es; es bleibt nur bei der Beleuchtung wie Lorle sich der Stadt gegenüber fühlt und gebahrt, und die Geschichte der Personen geht zwar psychologisch ganz richtig auseinander, aber an dem Auseinandergehen seiner Gestalten soll der Dichter kein Genüge haben, er darf sie uns nicht eher entziehen als bis er vor uns die ganze Möglichkeit ihrer Entfaltungen erledigt hat und er erledigt sie uns nur in dem gesteigerten Conflict und Höhepunkt den das Kunstwerk will. Das künstlerische Bedürfniß geht hier wirklich mit dem menschlichen Hand in Hand. Hat Auerbach uns blos ein Stück wahres Menschenleben schildern wollen, so hat er das in schöner und eigenthümlicher Weise gethan; er ist dann ein Teniers, ein Zachtleewen, ein Sammetbreughel, oder irgend ein Niederländer in der deutschen Novelle. Nur, dünkt mich, liegt die Lösung einer höheren Aufgabe nahe genug und diese Lösung ist unbeschadet aller Naturtreue möglich. In Auerbach entzückt uns der Genremaler so sehr daß wir auch gern den Novellisten und seine Erfindung feiern möchten. — Auerbach wird, wenn er dies liest, auf die Unersättlichkeit der Kritik schelten. Wir bescheiden uns ihm unter den deutschen Novellendichtern bei alle dem einen hohen Rang zuzuerkennen. Es bleibt nur bei unserem Bedauern daß der französische Novellist bei soviel Erfindung und so wenig Naturtreue dem deutschen Genius bei wenig Erfindung und soviel Naturtreue nur eben deshalb immerfort noch fast überall den Rang abläuft.

[Pauperismus und Communismus.]

Louis Lax, Redacteur der Aachener Zeitung und Verfasser der leitenden Artikel dieses Blattes, theilt die Schriften über das obige Thema in philanthropische und politische, oder

auch in utopische und praktische. Steinmanns neue Schrift: „Pauperismus und Communismus" würde zum Theil zu den letzteren gehören. Steinmann malt den Zustand der Armuth, die Lage der arbeitenden Classen mit furchtbaren Farben, doch sucht er die Wurzeln schon in der Vergangenheit unserer Entwickelung. Er tadelt die Anleihen bei fremden Banquiers, den Luxus, die allgemeine Gewerbefreiheit, die Kornspeculation. Man vergleiche in Bezug auf den letzten Punkt in Nr. 7 unseres Blattes den Brief aus Danzig. Steinmann fordert die Abschaffung der Consumtionssteuer welche vorzugsweise auf den Armen lastet; er fordert statt deren eine Einkommensteuer welche jeden nach Verhältniß des Vermögens trifft. Doch verlangt er daß dies nicht Sache einzelner deutscher Staaten, sondern allgemeine Sache des Bundes werde. Doch geht er vielleicht darin zu weit dem Staat in der Gestaltung dieser Gesellschaftsverhältnisse zuviel Vormundschaftsrechte einzuräumen und aufzubürden. Der Staat muß aufhören zu experimentiren; die Vergesellschaftung muß diese Verhältnisse ordnen und der Staat wird eine vernunftgemäße Organisation der Arbeit die sich in der Praxis gestaltet, nicht stören. Durchdringt die Massen ein offener, gesetzlicher, freier und selbstbewußter Geist, so wird sie sich ihr vernünftiges Recht verschaffen. — „Das Übel der Civilisation," sagt Steinmann, „liegt in der unentfalteten Kraft des Menschen, in der verhinderten Entwickelung und Bethätigung seines regsten Wesens."

[Kohl über die Marschländer.]

Die nordfriesischen Marschen entstanden aus dem Küstenschlamm der Eider und Elbe; sie wurden eingedeicht und bebaut gleich den Niederungen und Deltaländern des Ganges, Nil, Po und Rhein. Die ganze Nordwestküste von Deutschland und Holland umzieht dieser grüne Marschsaum, der sich von dem hügeligen Festlande, der „Geest", sehr scharf abscheidet. Die Marsch ist fruchtbares aber baumloses Acker- und Wiesenland, die Geest waldiges und sandiges Hügelland mit Quellen und Flüssen, während die Marschen nur Deiche und Kanäle haben. Der stete Kampf mit den Elementen macht den Marschbewohner stolz und unabhängig, namentlich in den schleswigschen Marschen in denen sich die friesische Volksthümlichkeit am längsten erhalten hat. Die Friesen sammeln jetzt ihre Volkssagen, und bereiten ein friesisches Lexikon vor und schreiben in der todten Sprache die jetzt niemand mehr spricht einige Bücher. Auch als sie lebend war, blieb sie den friesischen Stämmen unter einander schwer verständlich, denn jede Insel, jedes Kirchspiel hatte starke sprachliche Verschiedenheiten. — Kohl macht es den Engländern zum Vorwurf daß sie mehr auf dasjenige Blut achten das ihnen aus der Normandie, als auf das welches ihnen von der Elbe, Weser und Nordsee zufloß. Der Menschenschlag jenseits der Eider hat einen tiefsinnigen Ernst, eine tüchtige Gediegenheit, auch eine Förmlichkeit die uns englisch vorkommt. Hengst und Horsa sind die Stammväter beider Sachsenvölker. In der schleswichschen Stadt Tondern, jetzt drei Stunden ab von der Küste, schifften sich diese ein und das Gedächtniß weist noch auf die Stelle hin. Die Engländer kümmern sich wenig um die Dithmarschen, das Land Hadeln, Stedingen, Kedingen, Föhr, Jütland und Friesland, wo die Gebeine ihrer Väter ruhen. — Von J. G. Kohl ist auch noch ein zweiter Band seiner Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein (Leipzig, Brockhaus) erschienen.

[Ritter Bunsen.]

Die Illustrirte Zeitung brachte eine Charakteristik Bunsen's in welcher derselbe im reineren Sinne des Wortes ein protestantischer Richelieu genannt wird. Die philologische, geschichtliche und theologische Wissenschaftlichkeit dieses preußischen Diplomaten, die tiefe Gläubigkeit seines christlichen Gemüthes außer Zweifel gestellt, nehmen wir doch sehr Anstand dem Ritter Bunsen auch bei der Möglichkeit seiner späteren Ministerialherrschaft im preußischen Cultus die Bedeutsamkeit, Macht und Wirksamkeit eines Richelieu zuzusprechen. Bunsen, dünkt uns, hat sich durch sein unzureichendes Wirken in Rom wenigstens noch nicht als Staatsmann im größeren Style erwiesen. Die preußische Vereinigung mit England zur Stiftung des Bisthums zu Jerusalem war als politischer Act ebenfalls unbedeutend. Es wirft auf die preußische Diplomatie ein eigenthümliches Licht, wenn Bunsen, der mehr als Gelehrter dasteht und als solcher Werth hat, als Staatsmann schon in die Wagschaale fallen soll. Bunsen, dessen private Persönlichkeit jedenfalls bedeutend ist, nennt sich mitunter scherzweise „einen entlaufenen Schulmeister," und in der That gehörte Kraft und Talent dazu, sich vom Gymnasiallehrer zu Göttingen bis zum preußischen Botschafter im Mittelpunkt der katholischen Welt und jetzt im bedeutendsten Staate Europa's aufzuschwingen. Erklären wir uns dies einfach. Der Waldeckische Philolog der von Göttingen nach Paris ging um Sanskrit zu lernen, und den Niebuhr, damals dort preußischer Gesandter, zu seinen Arbeiten verwandte, ist dadurch gestiegen daß er die religiösen Sympathien beider Könige von Preußen theilte, sie pflegte und literarisch zum geistvollen Ausspruch brachte. Bunsen, in Rom für die Wirkungen kirchlicher Formen gewonnen, und seit seiner Verbindung mit Lady Frances zu der englischen Episcopalkirche hinneigend, führte in der Gesandtschaftscapelle in Rom eine Liturgie ein die Friedrich Wilhelm der Dritte für seine Agende benutzte. In der romantischen Gründung des Bisthums zu Jerusalem vereinigten sich der vierte Friedrich Wilhelm und sein Diplomat. — Bunsen's Wichtigkeit als Kunstkenner und Archäolog bleibe unangefochten für den der Rom und Ägypten studirt. Man rühmt auch in London des preußischen Ritters kluge neutrale Haltung zu Tories und Whigs. Nicht minder von Werth ist für jeden Deutschen von Bildung die wohlwollende Gastfreundschaft auf der Carlton-Terrace beim preußischen Gesandten zu London.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 28. Novbr.	Inhalt: Im Jahre des Heils 1846. — Der heilige Graal in San Lorenzo. — Ludolf Wienbarg in Sachen Schleswig-Holsteins. — Aus Wien. — Aus München. — Aus Jena. — Schubart und Anton Reiser. — Die Deutschen in China. — Handelsfreiheit und Schutzzölle. — Staatsrath Jaup.	2ter Band. 22. Lieferung.

Im Jahre des Heils 1846.

Von **Karl Beck.**

Der Tag beginnt und wieder mußt Du wandern
In das gewohnte Joch, nach Deinem Brot.
Du hörst nicht auf das Leid der Andern,
Du hörst das Echo nur der eignen Noth.
Ach, was Du denkst ist Zahl und Maaß und Waage,
Ach was Du treibst ist Trug und Streit;
Die Plage theilt sich mit der Klage
Erbarmungslos in Deine Zeit.

Sinnst Du mit eines Trödlers schlauer Kunst
Den alten Kram des Lebens neu zu schmücken;
Mit neuem Schwank, mit einer neuen Brunst,
Mit neuem Wahn die Menge zu berücken;
Hast Du das Losungswort getroffen
Zu einem Tagesheldenthum,
Und siehst verzückt die Thüren offen
Zu Gut und Geld, zu Macht und Ruhm:
Dann mußt Du klug den Blick des Nächsten meiden,
Dann glätte wohl die Falten Deiner Stirn,
Dann lasse Dein gebärend Hirn
Geheim sein schmerzlich Wochenbette leiden.
Ein Wort, ein Lächeln auch, ein Schritt verräth
Was mächtig Dir in dunkler Brust erstarkte,
Und schelmisch bringt ein Zweiter es zu Markte.
O, säume nicht! Bedächtig heißt: Zu spät!
Rasch zeige die Geburt in allen Gassen,
Ihr, eh sie stirbt, noch huldigen zu lassen.
Dem Schwärmer laß die seltne Grille
Mit Kraft und Ernst, nach weiser Ahnen Brauch,
Ein dauernd Werk zu schaffen in der Stille —
Erschaffe Du, wie Gott, mit einem Hauch!
Die wildbewegten Pulse dieser Zeit
Sind Ungeduld und Athemlosigkeit,
Den Schnellsten nennt die Welt den Ersten auch.
Sei schnell, Du bist der Herr zu dieser Frist,
Bis Morgen Dich besiegt, der schneller ist!

Die Furcht vor Morgen und die Qual von Heute
Geht mit dem Schreck von Gestern Hand in Hand.
Wohin Du horchst, es rühmen Dir die Leute
Die alte Zeit, die nur zu früh entschwand:
Da noch Erwerb auf allen Wegen
Mit flinker Faust zu greifen war;
Da vor des Ehebettes Segen
Noch nicht gezagt ein brütend Elternpaar;
Da noch die Zunft mit anerkanntem Fug
Den Fremden wies aus den bedrohten Hallen;
Da noch der Krieg den Völkern allen
Die übervollen Adern schlug.
So elend ist die Welt geworden!
Sie wünscht den Krieg, vielleicht die Pest zurück,
Allmächtig im Gewühl zu morden.
Wie Fliegen um ein winzig Zuckerstück,
Um eines Tropfens halb verwischte Spuren:
So schwärmen um ein jedes Pünktchen Glück
Geräuschvoll tausend Kreaturen.

Willst Du nach Brot in fremde Thäler ziehen?
In Deines Herzens Angst die Heimath fliehen?
Mit Weib und Kind fort nach der falschen See?
Auswandern, ach, es ist das herbste Weh!
Wohl längst befrachtet steht der Leiterwagen,
Wohl steht geschirrt der Klepper vor dem Haus,
Doch können sie Dein Hüttlein weiter tragen?
Und gibt das Grab die Theuern Dir heraus?
Erinnerung an Deinen Jugendtraum
Umgaukelt Dich, ein heller Sommerfaden,
Und hängt sich hier an Deinen liebsten Baum
Und dort an Deinen besten Kameraden.
Wenn gar zuletzt Dein quellend Auge schaut
Das Nest im Thurm, vom Klapperstorch gebaut,
Der scheiden muß im Herbst, ja scheiden,
Doch stets mit überstürztem Flügelschlag

Geflogen kommt am ersten milden Tag,
In treuer Brust des Heimwehs holde Leiden:
Dann geht wie Kirchensang und Orgelton
Durch Dein Gebein ein tiefes Selbsterbarmen,
Und wieder hält den schon verlornen Sohn
Und doppelt fest die Heimath in den Armen.
Das Röllchen Geld, gespart von Deiner Hand,
Zu werben um ein neues Vaterland
Genießest Du am liebsten doch daheim:
Du traust ja gern dem frommen Reim
Vom Herrn, der auch den kleinsten Sperling letzt,
Und auf dem Feld die zarte Lilie netzt.

Geh hin und spanne Dich in's alte Joch,
Und wisse nur: Du wirst beneidet!
Wer auserwählt, wer stolz von Dir sich scheidet
Wer aufgebläht am Eigenthum sich weidet,
Der seidne Mann ist ärmer noch!
Er sieht die Armen, bleich und knöchern
Und lüstern nach der Seligkeit
Nun auferstehn aus ihren Grabeslöchern;
Kein Priester hat das Banner eingeweiht,
Das ihre Hand nun rauschend hebt,
Kein Fräulein hat begeistert es gewebt;
Ihr Banner ist des Jünglings morsches Kleid,
Er war verschämt und starb im stummen Leid.
Er war zu schwach um Holz zu spellen,
Zu redlich, sich dem Spieler zu gesellen,
Zu stolz, in Tressen und Kamaschen
Das Roß zu treiben und den Hund zu waschen,
Zu christlich für die Zunft der Diebe,
Zu schüchtern, um vor hundert Thüren
Das Lied zu leiern von der Nächstenliebe,
Zu wahr, um mit erlognen Schwüren
Zu fesseln ein erhitztes Weib,
Daß es besorgt mit einem leckern Mahle
Ihm stärke den gedungnen Leib,
Und gnädig den verbuhlten Zeitvertreib
Mit goldnem Tagelohn bezahle;
Ihr Banner ist das Kleid der Arbeitslosen,
Die rasch ihr Leid ersäuften in den Wellen,
Die Nachts verhungert an des Praßers Schwellen,
Die Nachts erstarrten bei des Sturmes Tosen;
Ein Hemd ist ihr Panier, es hing am Weibe,
Das ruhelos um Nahrung warb,
Und am Gewicht der Last verdarb
Mit einer Frucht im Mutterleibe.
Geh hin und spanne Dich in's alte Joch,
Den Du beneidest, der ist ärmer noch!
Er fürchtet die verschwenderischen Kinder,
Die schnelle Pest im Stall der Rinder,
Den Brand der Speicher und Kastelle,
Im Lenz den jähen Zorn der Welle;
Er zittert vor dem kleinsten Faltenzug
Der auf der Stirn des Staates dunkelt;
Den Schrein, darin sein Silber funkelt,
Wo birgt er ihn? wer hütet ihn genug?
Du fürchtest Nichts! Du willst nicht Mehr,
Willst kaum Genug die Noth zu stillen,
Was übrig bleibt ist Dein Begehr,
Das Allerletzte nur, um Gotteswillen!
Du fragst ja nicht, ob's Deiner armen Seele
An allem Licht, an jedem Blümchen fehle?
Du willst ja nichts vom Zufall erben,
Verlangst ja nicht des Glückes Gnadenschein,
Du willst ja gern und mühevoll erwerben,
Genießen willst Du nicht, nur nicht verderben,
Nicht leben, — nur am Leben sein!

Berlin, im November.

Der heilige Graal in San Lorenzo.

Nach italienischen Familienpapieren, aus den Funfzigern des vorigen Jahrhunderts.

— Nicht Geheimnisse wollte ich enträthseln, sondern Menschen finden mit denen ich frei und ohne Zwang fühlen, auf das Heil der Welt sinnen konnte. — Außer einigen Geistlichen aus der Schweiz und mehreren Herren vom Hofe die ihr Incognito streng festhielten, lernte ich zu Turin in den Freimaurerlogen auch einige Franzosen kennen. Den allgemeinen Interessen der Menschheit steht von allen Nationen vielleicht der Franzose am fernsten, weil er eben ganz nur Franzose ist und die Schwäche der andern Völker ihm das Vorrecht gibt, aller Welt seine Formen und seinen Inhalt aufzunöthigen. Der Begriff der Menschheit ist für die französische Bildung so lächerlich geworden als das Idol der Natur, für welches Rousseau schwärmt. Voltaire's witzige Äußerung, mit Jean Jacques' Schriften bekäme man Lust, wieder auf allen Vieren zu kriechen, ist das Stichwort, womit man jede sittliche Einfalt der Seele dem Gelächter preisgibt. Jeder Franzose erscheint mir nur wie ein neues Exemplar desselben Buches, das Voltaire schrieb und das die Welt als das Evangelium der Aufklärung hinnimmt.

Und doch war mein Reisegefährte, mit dem ich nach Genua zurückkehrte, ein Franzose von besonderem Schlage. Von altem, aber zurückgekommenem Adel,

hatte er nur seiner Persönlichkeit, nicht seiner Verwandtschaft mit den großen Häusern Frankreichs seine Stellung in der Welt zu verdanken. In der Anmuth seiner Erscheinung trug er Alles, was er an Geist besaß, ohne damit prunken zu wollen, zur Schau; er versprach vielleicht mehr als er hielt, aber Offenheit und Sanftmuth, im Verein mit einer natürlichen Grazie, die fast an die Unschuld eines Kindes erinnerte, versöhnten immer wieder, wenn der strengere Sinn seine gesellschaftlichen Talente für anstößig und eines Priesters nicht ganz würdig hielt. Er war ein Feind aller Heuchelei, aller finstern Schliche, alles Aberglaubens, aller Tyrannei der Satzung; seine Freisinnigkeit gab ihm in der That den Anstrich einer unbefangenen Humanität; er war ein Gesellschafter der all seinen Geist auf seiner Zunge trug, ein Beichtvater von liebenswürdiger Gefälligkeit, ein Abbé ohne Furcht und ohne Tadel. Seine galante Poesie hatte ihn in Paris zum Abgott der Damen gemacht, man nannte ihn la bouquetière du Parnasse und er schien seinen Ruhm mit bescheidener Gelassenheit zu tragen. Abbé Bernis — denn niemand anders war meine Bekanntschaft, damals ein Mann in der Blüthe seiner Jahre — Abbé Bernis war arm gewesen, ohne geldgierig zu werden; in seiner sorglosen Lebenslust, aus der er kein Hehl machte, lag weder Schwelgerei, noch Frivolität; sein Epikuräismus war unschuldiger Art und er schien bei den Damen der großen Welt um so mehr Glück zu machen, als er ihnen nicht gefährlich war. Seine Religiosität bestand darin, an gute Sterne zu glauben die über uns im Leben walten, aber er hatte zugleich das Talent den Abglanz dieser Sterne in der Kaffeetasse seiner mächtigen Freundinnen zu deuten und zu erklären. Er war in traulichen Abendstunden im Boudoir der Damen der gesellschaftliche Magier, der den Leuten aus dem Kaffeesatze das Schicksal prophezeibte. Man wollte wissen Frau von Pompadour habe ihn schon vor ihrem Verhältnisse mit dem Könige gekannt. War das der Fall gewesen, so war seine Bescheidenheit doppelt zu rühmen, denn der arme Abbé hatte sich, auch als ihm die Sonne der Gunst öffentlich leuchtete, lange Zeit mit einem Dachstübchen in den Tuilerien begnügt. Er durfte die große Maitresse von Frankreich wöchentlich einmal in einer Abendstunde besuchen; sie empfing ihn mit ihrem bon soir, cher Abbé! scherzte dann mit ihm über die Sterne am Himmel und über die Conjuncturen in der Kaffeetasse; beim Abschied schlug sie ihn höchstens mit den Fingerspitzen an die Wange. Lauscher hatten ihre Scenen mit einander gewissenhaft beobachtet und Versailles schien allen Ernstes nicht übel Lust zu dem Glauben zu haben, man könne amüsant sein ohne lasterhaft zu werden. In diesem Rufe stand Abbé Bernis und seine Bescheidenheit, die vielleicht das Ergebniß eines ruhigen Blutes war, wurde glänzend belohnt. Er wurde plötzlich zum Gesandten in Venedig ernannt. Die Minister stellten ihm jedoch, entweder als Probe für seinen diplomatischen Beruf, oder als eine hinterlistige Falle die Aufgabe, sich bei seiner Durchreise in Turin die Abschrift eines Vertrages zu verschaffen den Sardinien ganz geheim mit Spanien geschlossen habe. Abbé Bernis ging in Turin geraden Weges zum Minister und stellte ihm offen seine Verlegenheit dar. Diese Aufrichtigkeit in der Diplomatie war so neu, daß sie Glück machte. Der Minister des Turiner Hofes gab ihm den Vertrag in Abschrift, mit dem Bemerken die Sache könne ohnedies nicht lange ein Geheimniß bleiben. Seitdem war der Ruf des neuen Gesandten bei der Republik Venedig gesichert und Abbé Bernis konnte in dem cul de sac der Lagunenstadt unter dem Scheine der Aufrichtigkeit als wirklicher Diplomat nach Belieben seine Spinnennetze weben. Er hatte dort im Verkehr mit Abenteurern, Courtisanen und Rittern der Farobank die europäischen Geheimnisse ausgeforscht und seinen Aufenthalt in Venedig weise genug benutzt, um Frankreich mit dem alten Hause Östreich zu verbinden. Seine Verdienste um die heilige Kirche wurden später mit dem Cardinalshut belohnt; jetzt war er vom französischen Hofe zum Staatsrath ernannt und wurde zurückberufen, verweilte jedoch noch einige Zeit in Turin und in Genua, wo ich ihn wie einen harmlosen Müßiggänger im Hause eines weltlustigen Freundes wiedersah. Niemand ahnete daß seine Mission dahin ging, Sardinien und die Republik Genua für das europäische Bündniß gegen England und den verwegenen preußischen Markgrafen von Brandenburg zu gewinnen. In den Logen, wo ich mit ihm zusammentraf, war Alles von seiner freundlichen Anmuth entzückt. — Ich sollte ihn in Genua an einem Orte wiederfinden, wo ich ihn nicht suchte, — in der Kirche.

Es war eines Sonntags in San Lorenzo, als der letzte Ton vom hohen Chor verhallte. Ich stand noch vor einem Bilde des heiligen Lazarus, der das Leichentuch und die Decke des Todes von sich schüttelt, auf den Zuruf des Herrn aus dem Grabe steigt und mit den Lebendigen wandelt. Lazarus! Lazarus! dacht' ich

still für mich, Dein Glaube hat Dir geholfen. Die Menschheit von heute ist auch ein Lazarus. Wir liegen in den Banden der blöden Ohnmacht, die Knechtschaft des Todes hemmt unsern Athem, dumpfe Starrheit hält Leib und Seele gefangen, fast hat uns schon die Verwesung ergriffen. Und uns fehlt das Wort der Erlösung! Christus ist nicht mehr lebendig unter uns um uns aus dem Todesschlaf aufzurufen, sein Geist ist uns abhanden gekommen, darum steht Niemand mehr auf, nimmt sein Bett und wandelt!

Der Dom war leer. Nur an der Sacristei hielt noch ein Haufe Schaulustiger. Sie sahen nicht danach aus, als hätten sie an der heiligen Handlung Theil genommen; sie waren vielleicht gekommen, die Merkwürdigkeiten der Kathedrale in Augenschein zu nehmen, ob es schon nicht der Tag war, an welchem man den heiligen Graal zeigt. Einige Kirchendiener, selbst einige Geistliche eilten geschäftig auf und ab, um die Kapelle zu öffnen, in welcher die geweihte Schaale aufbewahrt wird. Wie ich näher trat, sah ich den Abbé Bernis in der Gesellschaft welche Filippo Durazzo, ein ehemaliger College von mir, zu führen schien. Filippo war in früheren Jahren mit mir zugleich im Seminar des Ordens gewesen. Plötzlich Erbe eines großen Vermögens, hatte er den geistlichen Stand, zu dem er als Seitensproß seiner Familie bestimmt war, aufgegeben und in Paris ein geräuschvolles Leben geführt. Er war seit kurzem zurückgekehrt, war in den Senat gewählt und hatte sich nach dem Willen seines Erblassers mit einer älteren reichen Dame vermählt. Er lebte sehr schwelgerisch, sein Haus war der Schauplatz immerwährender Festlichkeiten. Nur ganz flüchtig hatte ich die Bekanntschaft mit ihm erneuert und Abbé Bernis gab wohl die Veranlassung daß er in der Kirche auf mich zueilte, um mich zum Zeugen eines Streites zu machen, in welchem die Gesellschaft begriffen war.

Es gilt eine Wette und ein kirchliches Geheimniß! flüsterte er mir lachend zu, nachdem ich den Abbé und die fremden Herren begrüßt. Es hat Jemand, der sich nicht nennen will, gestern Abend an der Tafel des Dogen die frivole Vermuthung aufgestellt, der Smaragd, den die gesammte Christenheit Jahrhunderte lang als den heiligen Graal verehrte und den wir hier als den größten Schatz der Republik heilig halten, sei am Ende nichts weiter als ein Glasfluß aus den venezianischen Spiegelfabriken. — Dergleichen Ketzerei, fügte er ernst und laut hinzu, darf man nicht auf sich beruhen lassen, denn die Ehre der Republik hängt daran.

Noch mehr wohl die Ehre der heiligen Kirche! erinnerte ein Kaplan von San Lorenzo.

Für den Aberglauben wollen wir nicht fechten! flüsterte einer von den Cavalieren.

Alles ist hier Partei in der Sache, sagte Bernis, wer soll entscheiden? Wir sollten einen Naturforscher zu Rathe ziehen, einen gelehrten Mineralogen. Jedoch müßte er für einen Augenblick alle christlichen Voraussetzungen aus Liebe zur Sache fahren lassen.

Das würde schwer halten, entgegnete Durazzo, denn die Lehrer unserer Hochschule, auch wenn sie blos über Steine und Pflanzen predigen, sind auf den christlichen Glauben verpflichtet. Wir Patrioten unserer glorreichen Republik, die wir zu sehr bei dem guten Ruf des heiligen Graal betheiligt sind, wir haben ein Auskunftsmittel gefunden, um einen unparteiischen Richter zu stellen. Hört, meine Herren! Wir haben, kraft unserer jungen Würde als Senator der Republik die Judenschaft aufgefordert, uns ihren besten Juwelenkenner zu senden.

Es ist einer ihrer Rabbiner, sagte der Kaplan; aber er hat früher auch mit Edelsteinen gehandelt. Er harrt draußen unseres Winkes.

Hat man ihm auch, flüsterte Abbé Bernis, einen Eid abgenommen, damit er nicht plaudert!

Seine Frage wurde bejaht und aus der Nebenpforte der Sacristei trat die kleine gebückte Gestalt des greisen Juden von dessen Wunderkuren man sich viel erzählte.

Sie schicken einen Gelehrten, sagte Bernis; also fürchten sie eine Religionsfrage.

Es ist derselbe weise Medicus, der dem Dogen mit Sprüchen aus dem Talmud, mit Spinnengeweben, mit Mondschein und allerlei kabbalistischem Hokuspokus die welke Hand geheilt hat.

Der kleine Rabbi stand jetzt vor uns, blickte sorgsam aber ohne Furcht im Kreise um und neigte sich demüthig nach allen Seiten. Dann faßte er seinen Talar sauber zusammen und sah ruhig drein, der Dinge gewärtig, die da kommen sollten.

Wißt Ihr, Jude, warum es sich handelt? fragte Durazzo; wir haben einen Juwelenkenner verlangt.

Ich weiß, Eccellenza, erwiderte der Rabbi gutmüthig; meine Genossen trauen mir die Kenntniß edler Steine zu.

Es ist nur ein Scherz, fuhr Durazzo fort; im Grunde wissen wir selbst sehr gut, was wir an dem heiligen Steine haben.

Eccellanza, sagte der Rabbi, der Glaube kümmert sich nicht um Mineralogie.

Dies schüchtern als Warnung ausgesprochene Wort wurde überhört, während man die Kirchenthüren schloß, die Kapelle sich öffnete und die Gesellschaft sich um die smaragdne Schaale drängte. Es war Niemand zugegen, der nicht an dem Geheimniß der Prüfung des Steines Theil nahm und als Mitwissender die Verpflichtung des Schweigens sich nicht selbst auferlegte.

Ich kenne den Stein! sagte der Rabbi, sich jeder profanen Berührung des Heiligthums enthaltend, während die Männer des Christenthums die von den Kirchendienern herabgehobene Schaale nach allen Seiten betasteten. Man zwang den Juden an der sachlichen Prüfung Theil zu nehmen. Er schien mehr seine Versucher als den Stein prüfen zu wollen. In den Blikken seines klugen, sanften Auges schien sich das Bewußtsein über die Schwierigkeit des Falles die ihm vorgelegt war, zu verrathen. Es war für ihn gleich sehr von Gefahr, wenn er die Ächtheit des großen Smaragds bezweifelte, als wenn er sie bestätigte. Abbé Bernis zog mich bei Seite und erklärte mir den eigentlichen Stand der Sache. Der Doge habe in Zeiten der Noth zwanzig tausend Ducaten auf den Stein geborgt. Es sei ein Geheimniß der Republik daß die Judenschaft gegen eine schriftliche Anweisung auf den heiligen Graal die Summe zahlte. Vielleicht, setzte Bernis lächelnd hinzu, vielleicht wurden die Hebräer nur durch die Drohungen der Inquisition zur Zahlung vermocht, denn ich fürchte der Smaragd ist nicht die Hälfte werth. Es wäre ein unerhörter Schatz, wenn der Stein von Kennern als ächt befunden würde!

Nun, Jude, leg' den Prüfstein daran! sagte Durazzo, der mit dem Zollstock die Wölbung der Schaale ausgemessen hatte. — Der Rabbi konnte sich noch immer nicht entschließen, die gewöhnlichen Versuche mit Instrumenten anzustellen. — Vierzehn Zoll hat der Smaragd im Durchmesser, sagte Durazzo, wollt Ihr Euer Gutachten nun abgeben, ob er ächt ist?

Signor, ich kenne den Stein! wiederholte der Rabbi nachdrucksvoll.

Es ist die Schaale aus welcher Christus der Herr das Osterlamm aß! sagte einer der Geistlichen, um ihn einzuschüchtern.

O ich weiß, betheuerte ihm der Rabbi, König Salomo erhielt sie einst von der Königin von Saba! — Der kleine Hebräer musterte zugleich mit ruhigen Blikken den Kreis der Versammelten. Man versicherte ihm, daß seine Aussage ein Geheimniß bleiben solle. — Thut der heilige Stein keine Wunder mehr? fragte der Rabbi zögernd und scheu.

Doch, doch! rief der Kaplan zürnend; Du bist nicht herberufen, um über die kirchliche Bedeutung des heiligen Graals ein Urtheil zu geben!

Abbé Bernis klopfte dem Rabbi sanft auf die Schulter und sagte, es handle sich bei seinem sachlichen Gutachten blos um die Materie des Steines.

Der kleine Meister gerieth in eine wunderbare Aufregung. Es war nicht Furcht was ihn bewegte, es war ein seltsames Gemisch von Unwillen und Schmerz, von Zorn und Wehmuth. Sehr edle und sehr ehrwürdige Herren! begann er mit schwankender Stimme, ich soll Rede stehen über den sachlichen Werth eines heiligen Kleinods. Ihr fühlt es nicht, wie bitter kränkend es ist daß der Jude nur über den Geldwerth des Steines ein Urtheil haben darf, nur sagen soll wie hoch ihn die Juweliere schätzen. Fühlt Ihr es nicht um Euretwillen, sehr edle Herren, wie es mißlich ist daß unlautere Hände mit dem Prüfstein am heiligen Graal herumtasten und seine Kostbarkeit wie irdische Waare tariren sollen, während das Volk doch an die unberechenbare Wunderkraft der heiligen Schaale glaubt? Wenn ich nun sagte, — wo Gott davor sei! — der Stein sei nicht ächt, Ihr müßtet es doch als Geheimniß bewahren, damit das Volk nicht irre wird. Wie, oder wollt Ihr das Volk aufklären über Dinge die, schon wenn man hört sie könnten geprüft, bewiesen oder widerlegt werden, ihre Wunderkraft verlören?

Geht Dich nichts an, Jude! rief Durazzo mit zorniger Geberde. Mehrere von den Geistlichen waren beschämt bei Seite getreten und versteckten so gut sie konnten ihre Verlegenheit. Die peinliche Stille unterbrach nur Durazzo's stürmische Hast, der nicht abließ scheltend und polternd in den Alten zu dringen. Es kam ihm vielleicht nur darauf an, seine Wette zu entscheiden. Thu' was Deines Amtes ist! rief er dem Rabbi zu, ihn beim Kleide zerrend, und dieser, hart an die Schaale gedrängt, sah sich genöthigt die Prüfung zu beginnen. Er bog sich jetzt, eine kleine Feile in der Hand, über den Stein. Es galt für den Kenner, die Schwere, das Wasser, den Lichtstrom des Smaragd's zu untersuchen. Aber der Rabbi gab sich, wie es schien, nur den Anstrich als sei er wirklich mit der Schätzung des Kleinod's beschäftigt. Er blickte dann wieder unsicher und unruhig im Kreise um. Durazzo gab ihm das Ehrenwort, er dürfe ungefährdet sprechen.

Signor! rief der Rabbi plötzlich, Filippo mit beiden Händen an der Schulter rüttelnd, Signor, — glaubt Ihr an Gott?

Bestürzte Blicke richteten sich auf die seltsame Bewegung des Juden der mit dem ganzen Übergewicht einer stillen Würde vor uns stand. Seine gedrückte Gestalt hatte sich in die Höhe gedehnt, jede Fiber seines Gesichtes war in Spannung, in seinen Augen funkelten sprühende Blitze. Der Anfangs zitternde Ton seiner feinen, dünnen Stimme hatte plötzlich einen schmetternden Klang; es war als wenn es an den silbernen Becken am Altare widerhallte als er laut und dringend rief: Signor, glaubt Ihr an Gott?

Gehört das zur Sache? murrte Durazzo verwirrt.

Wohl gehört es zur Sache! rief der kleine Rabbi fast empört, fast erbittert. Zweifelt Ihr an Gott, so gibt es keinen Gott weder im Himmel noch auf Erden. Er i st nur, wenn man an ihn glaubt.

Die Cavaliere sahen sich betäubt an, einige von den Prälaten blickten still zu Boden, Andere lächelten blöde drein. Ich hing mit Entzücken an den leuchtenden Augen des kleinen Mannes, der mit seinem alttestamentlichen Eifer über die schlaffen Diener Christi triumphirte. Der Zorn eines Propheten strahlte von seiner Stirn; wie er das Haupt schüttelte, wogten die grauen, silberweiß untermischten Haare wirr durch einander.

Aber der Stein, der Stein! schrieen Mehrere plötzlich um sich aus der Bestürzung zu helfen.

Ist zum Stein des Anstoßes geworden! sagte der Rabbi ernst und doch sanft. — Die durchdringende Sicherheit und Wärme seiner Stimme hielt die Frager und Versucher von neuem zurück. Der Rabbi lächelte, wie er sie rathlos dastehen sah und den eitlen Übermuth in Schranken hielt. — Ob das Crucifix von Holz oder von Gold ist, sagte er ruhig und mild, das gilt doch wohl gleichviel. Der Glaube thut das Wunder und dem Glauben genügt ein Kieselstein. Muß ich die Priester Christi an das Geheimniß der Wandlung mahnen? Wer darf da fragen, ob das Brot noch Brot, der Wein noch Wein? Im Reiche des Glaubens gibt es keine gemeine Wirklichkeit. Sind die heiligsten Dinge nicht eben nur das wofür sie unter Menschen gelten? Mir ist jeder Fetisch heilig, sobald ein Volk an ihn glaubt, aber es muß nur ehrlich und wirklich glauben!

Er schwieg und eine peinliche Stille lag über der Versammlung. Der Rabbi nahm sein Gewand zusammen und drückte sich wieder scheu zurück. Nachdem er, wie er glaubte, sein hinreichendes Gutachten gegeben, hätte er sich gern verkriechen mögen.

Aber die Ächtheit des Steines! fuhr Durazzo von neuem auf ihn ein. Ihr solltet seinen Werth abschätzen!

Erlaubt mir, sehr ehrenwerther Herr, sagte der Rabbi mit ruhiger Gemessenheit wieder einen Schritt vortretend und sich an Signor Filippo wendend. Erlaubt! Wenn Niemand zweifelt, ob die Schaale ächt ist, so i st sie ächt. Die Judenschaft hat sie schon einmal für gültig angenommen. Ist das nicht genug? Erlaubt! In ihrem Geheimniß liegt der Werth der Schaale.

Ich hatte mich dem weisen Juden nähern, ihm die Hand drücken wollen, aber er trat bereits seinen Rückzug an. Meine arme Weisheit ist zu Ende! sagte er mit unterwürfiger Verbeugung. Man erlaube daß ich mich entferne! flüsterte er dem Abbé Bernis zu, der ihm zunächst stand. Bernis legte seine Hand wohlwollend auf die Schulter des Juden und nickte ihm zu. Er gab dann, bevor sich die Bestürzung und der Unwille der Andern in Worten entladen konnte, dem Kirchendiener einen Wink und der Rabbi verschwand eilig durch die kleine Seitenthüre, die ihn zu uns geführt. Wie Signor Durazzo sich nach ihm umsah, war er uns bereits entzogen. Die Versammelten maßen sich gegenseitig mit Blicken, in denen sich bald das Gefühl der Beleidigung, bald der Anreiz, sich selbst zu verspotten, kund gab.

Nun, und die Wette! rief Bernis lächelnd, ist sie entschieden? Der Rabbi hat den Stein für h e i l i g erklärt, ist uns aber den Beweis schuldig geblieben, ob er ä ch t ist.

Der Jude hat uns genärrt! stürmte Durazzo auf, er hat nur schlau seine Unwissenheit bemäntelt. — Durazzo machte eine Bewegung als wolle er ihm nacheilen.

Halt! sagte Bernis, mich dünkt der Jude hat sich, indem er die Trüglichkeit der Wissenschaft nicht förmlich eingestehen wollte, so gut wie möglich aus dem Spiele gezogen.

Er hat mehr als das gethan! nahm ich das Wort, der Jude hat die Bekenner Christi beschämt. Der Glaube ist es, der Berge versetzt und das Wunder ist noch alle Tage gültig, aber freilich nur für die, deren Geist noch die Befähigung dazu hat. Es gibt nur einen Gott für den, der an ihn glaubt und sich an seinem Dasein betheiligt fühlt. Ein ungläubiger Jude hat uns an die Macht und Geltung des Glaubens gemahnen müssen!

Die Heftigkeit meines Unmuthes nahm ich selbst

erst an der Wirkung wahr, die der plötzliche Ausbruch auf die Gesellschaft übte; mein Wort war nur ein Echo dessen, was der Rabbi gesagt, aber es war die Bestätigung eines Christen. Man fand jetzt nicht wieder den beliebten und gewohnten Übergang zum Scherz. An dem Gemurmel der geistlichen Herren, an den spöttischen Blicken der Cavaliere konnte ich ermessen daß ich ihnen verdächtig erschien. Abbé Bernis nahm mich freundlich bei der Hand und sagte mit der Miene des diplomatischen Weltmannes: Vielleicht steht es mit gar manchen Satzungen unserer geheiligten Religion nicht besser als mit der Frage über die Ächtheit der Schaale; man soll sie gar nicht untersuchen wollen.

Ich sah ihn traurig an. — Damit sprächet Ihr, sagt' ich, Euch selbst und Allen die Befähigung ab die Grundwahrheiten des Christenthums von den Satzungen der Menschen zu scheiden.

Wer will Spreu und Weizen sondern? fragte Bernis und zog die Augenbrauen und die Schultern seltsam in die Höhe.

Jeder, sagte ich, dem es Ernst ist um die Wahrheit. Der Geist erforschet alle Dinge, selbst die Tiefen der Gottheit; nur muß der Geist durchdrungen sein von der Heiligkeit der Aufgabe.

Bernis zog mich bei Seite und flüsterte mir zu: Besser, der Verstand forscht gar nicht, denn ich fürchte er wird kein anderes Ergebniß finden als daß der Stein unächt ist, auch wenn es sich die Leute nicht eingestehen wollen, nicht dürfen. Man lasse die Sachen im Dunkel! Insofern hat der Jude recht. Die Völker müssen regiert werden und dazu ist das Christenthum noch immer gut genug!

Ich sah ihn bestürzt an. Mit dieser Heuchelei auf dem freundlichen Angesicht drückte er mir die Hand und schied. Durazzo war aus patriotischem Eifer untröstlich daß die Wette durch den gelehrten Juwelenkenner nicht entschieden war; mehrere seiner Gefährten lachten laut über den komischen Ausdruck seines Unmuths. Der Kaplan von San Lorenzo maß mich mit strengen Blicken. Die ganze Sache bleibt doch unter uns! sagte er mit einem Tone der mir zu verrathen schien, er finde es strafwürdig daß ich in dem Ausspruch des Juden eine Beschämung des Christenthums sah.

Die Gesellschaft hatte sich aufgelöst und die Kirche verlassen. Einzelne Beter knieten noch in den Seitenkapellen; es waren Bettler und Kranke, die auf Erlösung hofften, alte Mütterchen, die längst mit dem Leben abgeschlossen hatten, Kinder, die man willenlos an die äußere Übung des Dienstes gewöhnt. Sind das die einzigen Gläubigen in der Christenheit? dachte ich still für mich, und die Weisen und Mächtigen, die mit dem Heiligen ein frivoles Spiel treiben, halten das Volk, blos um es sicher regieren zu können, im alten Glauben fest? —

Ich war wieder an das Bild des Lazarus getreten und weidete mich an der schönen Wahrheit des Scheines, den der Pinsel eines alten geweihten Malers auf einem Stück Leinwand fast zur handgreiflichen Wirklichkeit zu gestalten gewußt. Ich hatte bei der Beleuchtung des Bildes einen Genossen, der meinen Schritten gefolgt war und schon längere Zeit hinter mir stand. Ein schönes Bild! sagte er, als ich den Platz verlassen wollte; — von einem alten Meister, den ich noch nicht kannte, fügte er hinzu und hielt mich am Kleide fest.

Ich gab dem Fremden den nöthigen Bescheid. Er rühmte die Färbung, die Pinselführung, die Anordnung der Gruppe, die Erhabenheit, in der es gedacht, die Kraft, in der es ausgeführt.

Der Glaube hat es geschaffen! sagte ich still für mich.

Sehr wahr! erwiderte der Fremde in dumpfem Tone, und der Glaube war es auch, der den todten Lazarus auferstehen hieß.

Beides ist schon sehr lange her, sagte ich, das heutige Geschlecht hat von dieser Wahrheit keine Ahnung mehr.

Ihr irrt Euch! rief der Mann seltsam erregt; was einmal wahr gewesen, ist es auch heute noch, das Wunder wird noch täglich neu.

Ich weiß, war meine Erwiederung, ich kenne das Dogma von der Wandelung, dessen buchstäblichen Sinn sie festhalten, während sie ohne alle Befähigung sind, das Wunder an sich selbst zu erfahren.

Es gibt noch Gläubige! murmelte der Fremde. Wenn der ächte Glaube an die Gräber tritt, so erweckt er auch heute noch die Todten. Er ist nur nicht mehr innerhalb der Kirche zu suchen.

Ich sah den Sprecher verwundert an. Erst jetzt fiel mir das Ungewöhnliche in seiner Gestalt, das Seltsame in seiner ganzen Erscheinung auf. Der starke Knochenbau seiner athletischen Schultern trug ein Antlitz, dessen starre Härte, wenn er schwieg, wie aus Erz gegossen schien. Die fleischlosen Wangen hatten in ihrer gelblichen Farbe etwas Mumienhaftes. Von hervortretenden Backenknochen geschützt, von buschigen

Brauen überhangen, blickten aus tiefen Höhlen stiere Augen; sie leuchteten nicht, aber sie hielten mit durchbohrenden Blicken ihre Beute fest. Die Muskeln zuckten mehr unwillkürlich, als daß sie freiwilliges Leben verriethen. Ein Zug von Schwermuth milderte, wenn er sprach, das Abschreckende seiner ganzen Erscheinung. Man war ungewiß ob verworfene Leidenschaften oder ein namenloses Unglück sein Gesicht so tief gefurcht. Ein dunkles, talarförmiges Gewand gab ihm halb und halb einen geistlichen Anstrich. Ich hatte ihn nicht ohne Theilnahme gemustert, wie er das Wort sprach, der Glaube sei nicht mehr innerhalb der Kirche zu suchen. Ihr seid kein römischer Christ, sagte ich leise.

Er maß mich mit seinen starren Blicken von Kopf bis zu Füßen und flüsterte: An Euch ist auch nur das Gewand römisch.

Nehmt Euch mit Euern Äußerungen in Acht! bat ich ihn. Ihr seid ein Calvinist!

Nimmermehr! erwiderte er mit eiserner Ruhe. Der Verstand führt nicht zum Glauben zurück. Eine Religion die keine Geheimnisse mehr kennt, hat aufgehört Religion zu sein. Wenn es dem Zeitalter am Glauben fehlt, so müssen wir nicht vorwärts schreiten auf der Bahn der klügelnden Vernunft, sondern uns rückwärts wenden zu den Quellen des alten Lebens. Mein Glaube ist älter als das Christenthum, er hat im Orient, an der Wiege des Geschlechtes seinen Ursprung.

So seid Ihr Jude? fragt' ich.

Er schüttelte das Haupt. Das Judenthum hat den Muth verloren die Welt zu erobern und mit dem Muthe die Kraft Gottes, die Kraft Wunder zu thun. Es kann ebensowenig wie das Christenthum auf seine Quellen zurückgehen, sonst würde es die wahre Religion der Menschheit finden.

Welche andere Quellen, fragte ich erstaunt, welche ältern Urkunden, als die Bibel, könnt Ihr gefunden haben?

Wenn Ihr die ganze Bibel hättet, sagte der Mann mit einer unerschütterlichen Festigkeit, dann würdet Ihr Juden und Christen Euch nicht gespalten haben wie zwei thörichte Geschwister, die sich in das große Erbe der Menschheit theilen wollen, statt es gemeinsam zu verwalten, weil es untheilbar und unveräußerlich ist. Die Bibel verdient hohe Achtung, sie ist wie der Zendavest, wie die Edda, wie die Götterlehre aller Völker ein heiliges Buch; aber wie Ihr sie habt, ist sie nicht vollständig, ihr fehlen drei Capitel, der Anfang, der Mittelpunkt und das Ende, ihr fehlt das Geheimniß der Weltregierung.

Ich sah ihn starr an; die Festigkeit seines dreisten Ausspruches verwirrte mich. Mich dünkt, sagte ich furchtsam, der Welt könne geholfen werden, wenn sie auf die reine Quelle der Bibel zurückkehrte! Welche Weisheit könnte dem Menschengeschlecht entzogen sein, die sich hierin nicht offenbarte, wenn sie die Menschen nur zu deuten wüßten!

Eben die Deutung, sagte er, ist Euch versagt, weil Euch der Glaube an das täglich neue, täglich lebendige Wunder fehlt. Wie Tag und Nacht mit einander wechseln, die Sonne auf- und niedersteigt, die Blume blüht und verwelkt, der Leib wächst und stirbt, das Alles haltet Ihr für keine Wunder mehr, denn die Gewohnheit hat Euch stumpf gemacht und Ihr nehmt die Geheimnisse des Lebens und Sterbens wie eine Alltäglichkeit, mit der sich der Verstand abgefunden. Daß Alles ein Wunder ist, jeder Athemzug Eurer Seele, jede Regung Eures Leibes sich in jedem Augenblick geheimnißvoll aus sich selbst erzeugt, das begreift Ihr nicht. Was Eure Priester Wunder nennen, das soll eine abgemachte Vergangenheit sein. Hat Moses, hat Christus je auf Erden gewandelt, so wandelt er auch noch heute und geht als Geist um. Was einmal wahr gewesen, ist es auch noch jetzt, oder es war niemals!

Eine seltsame Hast war über den Mann gekommen, während er so sprach. Seine Blicke liefen unheimlich am Gewölbe der Kirche auf und nieder, es loderte in seinem Innern ein quälendes Feuer, dessen stürmischer Ausbruch bald schreckte und verwirrte, bald wieder verhängnißvoll reizte.

Und diesen Glauben an die tägliche Erneuerung einer göttlichen Wunderkraft habt Ihr in Euch genährt?

Durch Einsamkeit, durch Nachtwachen, durch Weltentfremdung, sagte er mit seinem dumpfen Ton und sah mich ruhig an. Wer nach der verlorenen Reinheit der Seele strebt, gelangt auch wieder zum Besitz des verlorengegangenen schöpferischen Wortes, dessen Ausspruch hinreicht, um den Stein in Brot zu verwandeln. Es ist dasselbe Wort, mit welchem Petrus den Übelthäter Ananias zu Boden streckte, dasselbe Wort, das Christus zu Lazarus sprach, also daß dieser aufstand, sein Bett nahm und wandelte.

Ich sah ihn zweifelnd an. Und Ihr kennt dies Zauberwort?

Er schien diesen Ton des Zweifels zu verstehen, nahm sein Gewand zusammen und starrte mich wieder regungslos an. Nicht ich, sagte er mit gezwungenem,

bitterm Lächeln, ich bin nur ein Schüler in der Weisheit großer Meister.

Wen nennt Ihr Euern Meister?

Eben die, sagte er mit dem Anflug von Bescheidenheit, eben die, welche die Menschen für todt halten, während es die einzig Lebendigen sind. Nicht die Leiber sind lebendig, sondern die Geister, weil sie am Weltall weben und wirken, und der wahre Glaube befähigt zum Umgange mit den wahrhaft Lebendigen. Moses, Elias, Christus sind drei von den großen Vorstehern dieses Erdballes, sie sind so lebendig wie Gott selbst, sie helfen dem großen Baumeister der Welt in seinem Wirken und Schaffen.

So seid Ihr ein Freimaurer? fragte ich dreist.

Nicht in Eurem Sinne, erwiderte er kalt und trokken, mich mit wegwerfendem Blick bis zur Sohle musternd. Was nennt Ihr einen Maurer? fragte er nach einer Pause, mich von der Seite fest ins Auge fassend.

Ich nenne den so, sagte ich, der an dem großen Werke mitarbeitet, die Menschen zu einer allgemeinen Verbrüderung im Geiste heranzubilden. Was die Kirche nicht mehr vermag oder nicht mehr will, das erstrebt die Gemeinschaft der Edlen, die sich zum Bau eines unsichtbaren Tempels die Hände reichen.

Er schüttelte den Kopf, während er spöttisch lächelte. Ihr wollt die Menschen verbrüdern, sagte er, den Menschen im Menschen heilig halten, und Ihr schließt die Juden aus! Mit welchem Rechte bildet Ihr Euch ein, den Tempel Salomonis zu errichten?

Ich schwieg betroffen. Die christliche Ausschließlichkeit kannte ich, obschon ich Neuling war, bereits als einen Grundsatz der Loge, welcher ich angehörte. In der Miene des seltsamen Menschen lag plötzlich die ganze Anmaßung eines kecken Dünkels. Meine Loge, sagte er, reicht weiter hinein in den Schooß der Zeiten, meine Religion ist nicht so arm und karg. Ihr macht das christliche Bekenntniß zu einer Bedingung und habt von diesem Bekenntniß doch nur den todten Buchstaben in Händen. Somit fehlt Euch auch das eigentliche Wesen der ächten Maurerei, Euch fehlt der Muth des Geistes, der die Geheimnisse der Natur erforscht und die Tiefen der Gottheit durchdringt. Ihr schaart Euch zu freundschaftlichen Liebesmahlen zusammen, besingt und feiert menschliche Gefühle, aber Ihr kennt den Kern des Menschen nicht, Ihr glaubt die Welt von der Knechtschaft zu befreien, wenn Ihr die Ketten mit Blumen umwindet. Der ächte Maurer ist der ächte Mensch und der ächte Mensch der wahre Sohn Gottes.

Ich zitterte plötzlich vor dieser Selbstvergötterung der Creatur. — Wie gewinnt man Zutritt zu Eurer Loge? fragte ich in meiner Verwirrung.

Vielleicht bist Du bald reif für unsern Bund, sagte er fast mitleidig stolz, noch bist Du ein Kind im Glauben!

Und wie nennt sich Eure Loge?

Zum heiligen Graal, sagte er in gedehntem Tone, legte den Talar über seine Brust zusammen, verbeugte sich ruhig und schritt nach der Thür. Wie ich ihm folgte, ragte die hohe, dürre Gestalt des Mannes noch aus dem Volkshaufen hervor, in dessen Gewühl auf dem Platze er meinen Blicken verschwand.

Der Mann nannte sich Saint Germain. — Sein heiliger Graal ist schwerlich der ächte.—

Ludolf Wienbarg in Sachen Schleswig-Holsteins.

Der deutsche Bund hat diesmal eine Sache welche das gesammte Deutschland mit lebendiger Einmüthigkeit für die seinige erklärt hat, dahin zu erledigen gesucht daß er die Zusammengehörigkeit des Herzogthums Holstein mit Deutschland und dessen volksthümliche Verbindung mit dem Herzogthum Schleswig öffentlich bekannt und sich in der Erbfolgeangelegenheit für gewisse Möglichkeiten die Entscheidung vorbehielt. Hieraus ließe sich entnehmen daß der deutsche Bund dem Vorwurfe, Schleswig in der Bundesacte ganz vergessen zu haben, damit begegnet indem er es unter Holstein mitbegriffen, wie ja auch die dänische Krone unter dem Herzogthum Holstein die Stadt Altona und mehrere Herrschaften mitversteht, die nur anhangsweise zum Herzogthum gehören und früher deutsche Selbständigkeit hatten. Es ließe sich aus dem Protocoll des deutschen Bundes ferner entnehmen daß in den Herzogthümern lediglich die Seitenlinie des Mannsstammes folgen dürfe, falls die Krone Dänemarks auf einen weiblichen Erben übergehen sollte. Hiermit wären eigentlich die Wirren, wie es scheint, geschlichtet, wenigstens für jene Möglichkeiten die freilich noch im Schooße der Zukunft verhüllt liegen. Es war Friedrich der Sechste, der Verbündete der Franzosen, der im Jahre

1806 über dem Rendsburger Thore die steinerne Inschrift: Eidora Romani terminus imperii (Eider, des deutschen Reiches Grenze) herunterschlagen ließ. Zehn Jahre später jedoch gab der dänische König der Einladung Gehör, als Fürst deutscher Herzogthümer an der Eider zum deutschen Bunde zu treten, eine Einladung die sich für einen Herzog von Holstein von selbst verstanden hätte, für einen König der Dänen, falls er deutsches Land behalten wollte, eine nothgedrungene Zusage zur Folge haben mußte. Seit der Zeit ist die Eider stillschweigend wieder als die Grenze Deutschlands anerkannt, obschon am Rendsburger Thore die Inschrift nicht erneuert wurde. Haben die deutschen Herzogthümer, wie es der Fall ist, ein eigenes Erbfolgerecht, so gilt das bei ihnen, die dänische Königsfamilie mag sich Hausgesetze geben welche sie wolle, denn die Herzogthümer sind souverän so gut wie die dänische Krone. Soweit wäre der Handel ganz einfach und klar, und die dänische Staatsphilosophie räumt auch ein daß nicht davon die Rede sein solle die deutschen Herzogthümer vom deutschen Nationalzusammenhang zu trennen. Aber wohl gemerkt: die Rede solle nicht davon sein, weil man mit der Sache selbst, mit der unaufhörlichen Danisirung der deutschen Länder sich begnügt. Man läßt die Herzogthümer dem Namen nach deutsch sein und begnügt sich ihre Reichthümer mit der dänischen Armuth zu verschmelzen, sie durch böslich gezogene Eisenbahnlinien*) vom deutschen Verkehr zu entwöhnen und sie als dänische Provinzen zu behandeln. Dies ist die Sache, und der deutsche Bund verwahrt die Selbständigkeit der Herzogthümer und ihre souveräne Erbfolge nur für Fälle der Möglichkeit die noch fern liegen. Es ist hier nicht genug die staatsrechtlichen Begriffe zu ordnen wie die neun Kieler Professoren in ihrer Schrift dies mit wissenschaftlicher Gründlichkeit gethan; es handelt sich darum die Wirklichkeit der deutschen Länder an der Eider und ihren Nothstand gegen fremde Willkür sicherzustellen. Es ist Thatsache daß die dänische Krone Schleswig und Holstein in der Praxis als eroberte Provinzen ausbeutet und bei allen Zusicherungen in der Theorie, deren Zusammenhang mit Deutschland nicht anzutasten, sie fortwährend als ewige Beute und als Krongut zu behandeln entschlossen ist. Will man wissen, in welcher Lage sich Schleswig-Holstein befindet, welcher Zukunft unsere deutschen Länder entgegengehen, so höre man nur dies Eine daß der deutsche Bundesbeschluß in dieser Sache von dem Censor der schleswig-holsteinischen Landeszeitung gestrichen wurde, der deutsche Bund also nach dänischer Staatsdialektik in den Ländern die sie für deutsche anerkennt, keine Gültigkeit hat. Schleswig-Holsteins deutsche Existenz ist somit in ihren Grundfesten thatsächlich untergraben, und dem Bunde kann dies Verbot seines Beschlusses nicht gleichgültig sein, selbst wenn er den Schilderungen einer schnöden Gütergemeinschaft zwischen Dänemark und den deutschen Ländern an der Eider kein Gehör geben will. —

*) S. in unserem Blatte die Correspondenz aus Kiel, die Nummer vom 24. October.

Mit dem einen Fuße schon am Bord des Schiffes das ihn nach Nordamerika führen sollte, hat sich Ludolf Wienbarg zum literarischen Anwalt der Sache seiner heimischen Brüder gemacht. Fürwahr, Deutschland bedarf in Wort und That aller Kräfte auf die es Anspruch zu machen hat. Mitten in dem journalistischen Gekläffe persönlicher Eitelkeiten, mitten in der eifersüchtigen Jagd egoistischer Talente, mitten in der verzweifelten Abstraction philosophischer Maulwurfsgänger, mitten in dem Gewusel der theologischen Doctrinen, mitten in den polizeilichen Verhetzungen zwischen Büreaukratie und Schriftenthum, mitten alle dem was uns Deutschland verleiden könnte, gibt es noch ein nationales Deutschland dessen Zukunft dem reinen, ungetrübten Willen angehört und zu dessen Gestaltung alle verirrten Kräfte zusammengreifen werden, um sie aus der Idee wie sie in uns schlummert, zur Wirklichkeit herüberzuführen. Das literarische, das philosophische, das theologische, selbst das politische Deutschland konnte Wienbarg aufgeben, für seine Person aufgeben; das nationale hält seinen Schritt gebannt und zum nationalen arbeiten ohnedies selbst jene Wirren unabweisbar auch wider ihren Willen hin. Fürsten und Völker dürfen diesem Deutschland getrost in's Auge schauen, denn auf diesem Boden wird sich ihr Bund von neuem schließen, der kleine Trödel zwiespältiger Miseren von selbst verschwinden.

Wienbarg wohnte als guter Holsteiner am 14. September jener Nortorfer Volksversammlung bei, die sich bei der Unfähigkeit ihrer Führer in nichts auflöste. Eine kleine Broschüre von ihm beginnt also in frischem Humor: »In Nortorf, in unserem guten Lande Holstein, waren wir versammelt, bei drei bis viertausend Mann aus Schleswig und Holstein und siebenhundert in rothe Röcke gesteckte Landeskinder dazu, und der Landinspector Tiedemann hielt große Inspection über uns von der Höhe einer Eisenbahnwagenburg herab, und da sagte er uns mit höchst gesalbten Worten:

kennen thäten wir ihn, zusammen wären wir gekommen zur Wahrung unserer Rechte und wir ständen auf gesetzlichem Boden; und nun möchten wir uns umsehen, denn so sähe ganz genau eine verbotene große Volksversammlung aus. Und dann beschwor er uns ruhig nach Hause zu gehen; mit specieller obrigkeitlicher Erlaubniß dürften wir's ungeprügelt.« — Man wußte nicht was man wollte, weil die Führer nicht den Muth hatten etwas zu wollen, nicht die Umsicht es gesetzlich zu thun. Was aber hätte man thun können? Eine Adresse an die schleswigschen Stände berathen, eine Aufforderung an sie erlassen, sich von Holstein nicht zu trennen, wie sich Holstein nie von Schleswig trennen werde. Eine solche Adresse war vom Ausschuß entworfen gewesen. Die Handschrift war an eine Hamburger Druckerei geschickt. Der Drucker meldete, die Censur der freien Stadt mache Schwierigkeiten (denn Hamburgs kaufmännisches Interesse geht so lange mit Dänemark als es nicht mit Deutschland gehen kann); aber nur Geduld! hatte der Drucker gesagt, ich habe das Ding nach Braunschweig gesendet. Am Sonntag, einen Tag vor der Versammlung, hatte der Ausschuß die gedruckten Exemplare, mehrere tausende, erhalten, aber zu seinem Schrecken ohne Angabe von Drucker und Druckort. Was ohne den Censurstempel gedruckt ist, ist freilich verdächtig und ungesetzlich. Darauf hielt der Ausschuß bis in die Nacht hinein eine lange und schwere Berathung und kam dann übernächtig und halbverschlafen in Nortorf an, und Tiedemann, der große Rechner und Landinspector der die Versammlung inspicirte, trat wie gesagt auf die Eisenbahnwagenburg und sprach in folgender Weise zu den Männern von Schleswig-Holstein. »Oft schon, sagte er, habe ich zu Euch gesprochen, stundenlang war es mir vergönnt zu Euch über unseres Landes Bedürfnisse und Rechte zu reden; heute aber ist mir nur eine kurze Zeit zugemessen; ich habe eben nur so viel Zeit Euch zu sagen daß der Herr Oberamtmann den Befehl hat unsere Versammlung zu hindern. So erkläre ich denn hier daß wir uns auf gesetzlichem Boden befinden, daß wir das Recht haben diese Versammlung zu halten, daß wir aber der Gewalt weichen, weil wir nicht wollen daß heute hier auch nur ein Tropfen schleswig-holsteinisches Blut vergossen werde. Ihr habt uns Euer Vertrauen bewiesen, indem Ihr auf unsern Ruf so zahlreich aus allen Theilen des Landes hier erschienen seid, um zu beweisen daß wir wirklich die Sache des Volkes der beiden Herzogthümer vertreten. Beweiset nun Euren gesetzlichen Sinn dadurch daß Ihr ruhig nach Hause gehet, damit wir uns jetzt den gesetzlichen Boden bewahren. Thut es der Sache, thut es mir zu Liebe! Wenn Ihr mich noch lange unter Euch sehen wollet, so thut jetzt um was ich Euch bitte, geht ruhig nach Hause!«

»Man nennt die Massen, sagt Wienbarg, ein rohes Instrument, weil ihre Saiten scheinbar wild und wirr durcheinanderschwirren, und doch hat dies Instrument die wunderbar feinsten Saiten die zugleich in jedem anklingen und solche Saite war's die wie ein tiefes Wehe erklang und jedem in Mark und Bein schnitt. Rittmeister Torp, ich glaube so nannte man den dänischen Anführer unserer Dragoner, soll auf der äußersten Flanke über den Hohlweg hinaus wo die Volksversammlung aufhörte, einen versprengten Mann oder einige geschlagen haben. Aber Tiedemann hatte in dieser Stunde Tausende geschlagen.«

Was aber, nachdem die ungesetzlich gedruckte Adresse nicht vorgelegt werden konnte, was hätte man sonst noch thun können auf der Nortorfer Volksversammlung? — Man hätte aus der Volksversammlung eine Volkswanderung nach Plön machen können. Im Schlosse von Plön, einige Meilen entfernt, war der König-Herzog. Man konnte die Nacht durch in hellen Haufen marschiren; Leuchtfeuer bezeichneten den Weg, die herbeiströmende Menge hätte sich dem Zuge angeschlossen und man konnte mit dem ersten Strahl der Sonne oder bei hellem Tage dem Fürsten durch eine Gesandtschaft die sich gleichsam an der Spitze des ganzen Landes befand, eine Bittschrift überreichen, seinen dänischen Räthen in Sachen deutscher Männer nicht ganz zu vertrauen und auf des deutschen Landes Stimmung und Gesinnung zu hören. Dieser Gedanke dämmerte in Manchen auf, wie Wienbarg erzählt, und rasch gefaßt, hätte ihm eine rasche Ausführung zum Leben verholfen. Aber erst nach langen Tantalusqualen von Erwägen und Bedenken verkündigte der alte Tiedemann vor dem Portal des Hôtels ein Etwas das nach einem Entschlusse aussah, die Wanderung nach Plön zum Herzogsschlosse anzutreten. Aber die Mehrzahl der Genärrten war schon murrend auseinandergegangen. Als Tiedemann jene Entscheidung zum Vorschein brachte welche in seinem Munde mehr einem sauve qui peut! als einem allons enfans! glich, da zählte die Versammlung nur so viele Hunderte als eine Stunde vorher Tausende, da flog — so lange hatte er gewartet — der Dampf des wie unwillig fortstürmenden Altonaer Bahnzugs über die Köpfe der Wenigen hin die noch ausgeharrt. Und der alte Tiedemann stand

noch immer da auf dem Boden des Gesetzes, aber ringsum war es öde geworden und mich dünkt, sagt Wienbarg, es kicherte ein dänisches Hohnlachen in der Abendluft. —

Fast gleichzeitig mit der Schrift der neun Kieler Professoren Falck, Tönsen, Hermann, Christiansen, Madai, Droysen, Waitz, Ravit, Stein, welche das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig erläuterten und das Gutachten der dänischen Reichsräthe einer Kritik unterwarfen, erschien »der dänische Fehdehandschuh, aufgenommen von L. Wienbarg,« eine 316 Seiten umfassende Schrift. Sie wird durch jene nicht überflüssig gemacht. Kam es den neun Männern der Hochschule Holsteins darauf an die staatsrechtlichen Begriffe und Ausdrücke zu untersuchen und zu ordnen, so ist Wienbarg beflissen den wirklichen Sinn und Nachdruck welchen die handelnden Personen in ihre Schritte und Worte legten, einfach und naiv aufzufassen, die Zweideutigkeiten gewisser Wörter und Erlasse im dänischen Gebrauche aufzudecken und die gegenwärtige Gefahr der Herzogthümer in ihrem wahren Lichte zur Erkenntniß zu bringen.

Auf dem Grundvertrage mit Christian dem Ersten von Dänemark beruht noch heute das geschichtliche Staatsrecht der Herzogthümer. Als die damaligen Stände, Ritterschaft und Städte, im J. 1460 den dänischen König, denselben den die Schweden die bodenlose Tasche nannten, zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein und Stormarn frei erwählten und ihm, nicht als Könige von Dänemark, sondern als ihrem Herzoge huldigten, beschwor derselbe in zwei Urkunden die volle Anerkennung der vollen Unabhängigkeit und Getrenntheit Schleswigs und Holsteins vom Königreich Dänemark, und beschwor die ewig dauernde ungetheilte Vereinigung der Lande Schleswig und Holstein, nach den Worten des niedersächsischen Urtextes: dat se bliven ewich tosamende ungedelt. Den ersten Bruch des Grundvertrags von der Ungetheiltheit der deutschen Lande ließen die Stände gleich nach Christians Tode geschehen, weil das Erstgeburtsrecht den herrschenden Familien damals fehlte und jeder Prinz am Lande betheiligt wurde. Die Stände ließen es geschehen, sie verzichteten auch auf ihr Wahlrecht, aber immer mit dem Bewußtsein es bleibe ihnen vorbehalten, und jede Huldigung des neuen Fürsten aus demselben Stamme wurde, wenn auch nicht unter stricter Beobachtung der Formen, doch unter stillschweigender Anerkenntniß des Grundvertrags vollzogen. Die Fürstengewalt wuchs überall im Laufe der Zeiten über die ständische hinaus und die Ritter trugen in Schleswig und Holstein die Schuld, wenn etwas versäumt wurde, die Rechte die das Land gemeinsam mit den Städten hat, zu wahren. Aufgehoben sind die Grundbedingungen unter welchen ein dänischer König zugleich Herzog von Schleswig-Holstein ist, noch niemals und nimmermehr. Dehnten die nachfolgenden Könige von Dänemark ihre Hoheitsrechte in den deutschen Landen aus, so thaten sie es eben als Herzöge des Landes, nicht als Könige von Dänemark und diesen kann nicht zu gute kommen was dem Lande erbeigenthümlich verbleibt, es mochte nun nach der Sitte der Zeiten mehr der Person des Fürsten oder mehr den Ständen und dem Volke übertragen werden. Die Zusammengehörigkeit mit Dänemark ist aber nur zeitweise, beruht nur in der Person des Fürsten, ist keine Unterwerfung unter dänisches Scepter, ist keine Anerkennung einer dänischen Gesammtmonarchie die mit der Hoheit des deutschen Fürstenbundes ihr Spiel zu treiben scheint. Es gab eine Zeit wo die deutschen Elemente kraft geistigen Übergewichtes so stark in Dänemark waren daß in Copenhagen am Hofe, in den geselligen Kreisen, in der Literatur, in den Ministerien und der ganzen Beamtenwelt sich alles deutsch gestaltete. Selbst das Commando im dänischen Heere war deutsch, während man jetzt die deutschen Truppen in Holstein dänisch befehligt. Mit Struensee scheiterte diese geistige Übermacht des deutschen Elements, die einzig statthafte Eroberung im Schooße des Friedens. Seitdem will Dänemark Repressalien ergreifen, und das Dänenthum, allerseits im Laufe der Geschichte verunglückt und gedemüthigt, will sich an den deutschen Elementen mit einem Hasse rächen der lächerlich wäre, wenn man ihn nicht in seiner pfiffigen Anmaßung verächtlich finden müßte. Dänemarks Stolz ist hohl geworden und die deutschen Länder sollen ihn füttern. Von England wurde es niedergeworfen, von Frankreich im Stiche gelassen, durch die heilige Alliance auf seine Inseln beschränkt. Eine dänische Gesammtmonarchie, wenn sich die Idee einer solchen noch erträumen ließe, hätte vor allen Dingen Norwegen das mit den Dänen Eine Sprache spricht, zu reclamiren. Dänemark läßt seine großen Schiffe in den Häfen verfaulen und kann sich in seinem Dünkel nicht entschließen aufzuhören eine große Macht zu sein. Es hält mit barbarischer Gewalt am Sundzoll fest und saugt mit räuberischer Gier systematisch die deutschen Länder aus, um eingebildeten Phantomen von europäischer Größe zu fröhnen. Es ist Zeit ihm den Vertrag aufzukündigen; es wäre fast

Zeit mit gewaffneter Hand die Mahnung zu unterstützen daß Schleswig und Holstein selbständig, souverän und deutsch sind, daß sie nicht als dänische Provinzen behandelt werden dürfen, daß mit dem Erlöschen des Mannsstammes ihr Zusammenhang mit Dänemark erlischt.

Bis auf den Fall dieser letzten Möglichkeit ist aber das Land der dänischen Reichsrathsdialektik preisgegeben, eine Dialektik die dem Bunde gegenüber pfiffig genug ist die Länder dem Namen nach als deutsche bestehen zu lassen und sie der Sache nach fortgesetzt zu danisiren. Man legt dem Herzog von Augustenburg die Worte in den Mund: die Herzogthümer müssen eine Verfassung haben, so geht es nicht länger! — Berathende Stände sind keine Verfassung; sie setzen eine Verfassung voraus und diese fehlt Schleswig-Holstein, es fehlt für die alten, nicht erloschenen Rechte des Landes eine moderne Abfassung, eine Erneuerung des alten Vertrages. An den alten Rechten des Landes haben Wind und Wetter genagt, aber ihre Grundpfeiler sind nicht morsch geworden, wenn auch die Welle der Zeit sie überspülte, erschlaffte Jahrhunderte und das Unglück des Nothstandes Schutt über sie häuften. Diese Grundpfeiler stehen unterwärts fest und das Bewußtsein des heutigen Zeitalters darf sie zum Bau einer Verfassung tauglich finden. Diese Grundpfeiler sind einfach folgende Sätze. Schleswig-Holstein ist nicht an Dänemarks Geschick geschmiedet, denn es ist ein selbständig deutsches Land und Volk, zum deutschen Bunde gehörig und mitsammen untheilbar wie die Schleswiger und die Holsteiner es waren und wollten, wie sie noch heute es sind und sein wollen. Schleswig-Holsteins Verwaltung hat mit dem dänischen Staatshaushalt nichts gemein; die Regierungsgewalt beider Länder liegt nicht im dänischen Königsgesetz, sondern in dem Vertrage begründet, den jener Christian der Erste als Herzog mit den Ständen Schleswig-Holsteins einging; auf Grund und Boden beider Länder ist nur der Mannsstamm erblich herrschend. — Dies sind die Grundzüge einer Verfassung die sich Schleswig-Holstein zu erkämpfen hat, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem festen Willen und mit dem Geist der das Werk des Eisens nicht aufkommen läßt.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien, Mitte November.

Eine wichtige Neuigkeit! Meister Tod tritt in Östreich für Preßfreiheit in die Schranken. Der Knochenmann schlägt zu diesem Ende einen sichern Weg ein. Fehlen erst die Würgengel der Geister, denkt er, dann müssen die Geister leben! Seit kurzer Frist holte er zwei Personen in sein Reich, deren einer so viel strich als zwanzig seiner Collegen, während der andere sich so viel Zeit zum Streichen nahm daß er gewiß mit einem großen Rückstand in jene Regionen schied, wo man um die Freiheit des Geistes nicht ein Jahrhundert lang zu petitioniren braucht. Der Eine war im Sinne des Wortes ein literarischer Knecht Ruprecht, und hieß auch Rupprecht. Er war zugleich Pomolog und Blumist, und weil ein Censor, der Blumen und Früchte zieht, gewiß eine merkwürdige Erscheinung ist, so gab ihm eine deutsche Universität den Doctortitel, der Staat aber die Würde eines k. Rathes. Rupprecht zog gewöhnliche Blumen mit unsterblicher Zartheit, während er die geistigen mit Wollust entblätterte; er behandelte eine Kartoffel mit der feinsten Aufmerksamkeit, und die schönste Idee mit göttlicher Grobheit. Während er in seinem berühmten Garten unermüdlich die wankenden Pflanzen stützte, die schmachtenden erfrischte, verloren in den ihm zugewiesenen Handschriften hundert Gedanken den Fuß, hundert andere die Hand — ein Kopf ward gar nicht geduldet — so daß sich zuletzt alle herzlich freuten, wenn er sie in Bausch und Bogen verdammte, und durch ein Non admittitur! vor einer krüppelhaften Existenz bewahrte. Dieser milde Censor war aber nicht blos Blumist und Pomolog, sondern auch ein großer Poet. Die Zahl seiner unterthänigen Gelegenheitsgedichte ist unbekannt, doch lautet die Sage daß er nach jedem bücherrichterlichen Todesurtheile vor Freuden ein Gedicht fabricirt habe. Die Preßpolizei trauert in Sack und Asche um Herrn Rupprecht. — Der zweite Censor, Herr Kuffner, der unermüdliche Vielschreiber, ging eben so langsam zu Werke, als der erste rasch. Er ließ die Manuscripte und Bücher die er richten sollte, so lange liegen, bis nicht blos er, sondern auch das Revisionsamt, ja selbst die Verfasser sie gänzlich vergessen hatten. Dabei war er so besorgt und menschenfreundlich daß er jedem etwas mannhaften Gedanken eine Zwangsjacke anlegte, blos aus Furcht, ein mannhafter Gedanke könnte Unfug stiften und um sich hauen. — Wer wird die beiden Unsterblichen ersetzen? — Ein östreichisches Censoramt ist lockend, besonders für Schriftsteller, die gleich mit dem Anstellungsdecrete ein Unsterblichkeitspatent erhalten, da alle Blätter in scheuer Ehrerbietung sie loben, ja, wie den beiden Verstorbenen geschah, zu den Sternen erheben. — An Kuranda ist von hier ein Schreiben abgegangen, in welchem Viele, die sein journalistisches Wirken schätzen, ihre Gefühle über die ihm widerfahrene Behandlung in Preußen an den Tag legen, und ihn ihrer Theilnahme versichern. Bemerkenswerth ist es daß ein Mitglied der niederöstreichischen Stände, ausgezeichnet durch seine Stellung

und sein Wirken, für den politischen Fortschritt, und einige Beamte bei diesem Acte ehrender Anerkennung betheiligt erscheinen. Könnte man bei uns Adressen circuliren lassen, so wären die Unterschriften sehr zahlreich ausgefallen. — Lassen Sie mich auf Neuigkeiten in der Oper übergehen. Während Herr Balfe von London nach Wien kam, um eine alte Oper, „die Belagerung von Rochelle", den Wienern vorzuführen, welche seine Werke so dankbar aufnahmen, ward die gediegene classische Oper eines deutschen Meisters im Kärnthnerthortheater nach zwanzigjähriger Ruhe in Scene gesetzt. Spohrs Faust ward von dem Impresario mit tiefen Seufzern zum Leben berufen, weil die wälschen Opern ihre Zugkraft verloren hatten, und ein wenig Rücksicht für deutsche Genialität beim Ablaufe der Pachtzeit als captatio benevolentiae nicht übel am Platze ist. Die Aufführung dieser Oper bot viele Schwierigkeiten; denn Sänger und Sängerinnen, an leichte, einschmeichelnde Musik, an siegreiche Effecte gewöhnt, welche die Menge fassen kann, hatten eine Schöpfung vor sich, deren reiche, glänzende Schönheiten zum Verständniß zu bringen nicht eben leicht ist, weil sie wie ächte Perlen gesucht werden müssen im Abgrund des schöpferischen Geistes. Überdies ist dies Werk reich an herrlichen Eigenthümlichkeiten, und das Eigenthümliche bricht sich schwerer Bahn als das Alltägliche, das sich flüssiger in Ohr und Seele schmiegt. Das in außerordentlich großer Zahl versammelte Publikum begriff dies wohl und behandelte die Sänger mit Nachsicht für kleine Mängel und mit enthusiastischer Dankbarkeit für gelungene Partien. Die Hauptpersonen Faust (Hr. Leithner), Kunigunde (Frau Stöckl-Heinefetter), Röschen (Frau van Hasselt-Barth), Mephisto (Hr. Draxler) ernteten reichen Beifall, das Publikum rief die Sänger nach jedem Acte, nach jeder Scene. Die Chöre waren ausgezeichnet. Seitdem ist das geniale ächt deutsche Werk zu wiederholten Malen über die Bühne gegangen. Im Theater an der Wien hat Balfe's Belagerung von Rochelle den Beifall der Menge erhalten, die dankbarer ist als die Kritik, und keinen Anspruch auf Originalität oder Einheit der Schule macht. Hr. Balfe ist nach London zurück und versprach in einigen Monaten wiederzukommen. — Ernst gab einige Concerte die nicht den großen Zuspruch wie einst fanden. Das Publikum ist vielleicht gesättigt von dem Virtuosenthum. Verdienstlich war es von Ernst, der wohl Beifall aber keinen Enthusiasmus erweckte, daß er in seinem Abschiedsconcerte ein Werk von Spohr vortrug. — Im Burgtheater ging „Falconiere", Trauerspiel von Otto Prechtler, als Neuigkeit in Scene. Nach der Aufführung der Kronenwächter wies ein Correspondent der Eleganten Zeitung aufs entschiedenste Prechtler's dramatische Impotenz und einen Servilismus der Gesinnung nach, der seinesgleichen suche. Dieses Urtheil fand ich durch Falconiere bestätigt. Erlassen Sie es mir die Gebrechen dieses Trauerspiels näher zu bezeichnen, Ihnen zu beweisen in welchen Widersprüchen alle diese Personen herumvegetiren, wie charakterlos oder falsch gezeichnet sie sind. Ich will auch kein Wort über die höchst schamlose Bestürmungsscene verlieren, in welcher der Held seine rohen Attentate auf die Ehre einer Frau in Gegenwart ihres Gemahls macht. Hr. Prechtler hat uns schon durch mehrere Stücke an den Tag gelegt, welch ein ohnmächtiger Dramatikus wenn auch bedeutender Politikus er ist. Der Schauplatz der Handlung ist Venedig, und um jedes politische Gelüste des Wiener Publikums im Keime zu ersticken, schildert uns Herr Prechtler das große Venedig, daß wir bei den ersten Pinselstrichen alle republikanische Neigungen in uns abtödten. Wir hören ewig vom Löwenrachen sprechen, hören so oft als möglich daß selbst die **Gedanken** vor der geheimen Polizei nicht sicher sind, sehen den Zugang zur Seufzerbrücke, und die Zehnmänner so versessen auf Köpfe daß sie mit Dampfschnelligkeit von den Hälsen fallen, ohne Unterschied ob schuldig oder nicht. Und dabei keine einzige Lichtseite, kein einziger schöner Zug des doch auch daran reichen Venetianer Lebens. Schreckliches, schauderhaftes Unwesen in so einer Republik! Wahrlich, es ist fein auf diese Weise die Liebe zur Gegenwart und zur Monarchie zu pflegen und zu hegen! Hr. Prechtler wurde für seinen guten Willen am ersten Abend herausgeklatscht. Er erschien und dankte mit ausdrucksvoller Verneigung daß man seine politischen Zwecke so wohl begriffen habe. Am folgenden Abend nahm das Publikum, das sich indessen von seinem Schrecken über Venedig erholt hatte, Hrn. Prechtlers dramatisch-politische Vorlesung mit größter Kälte hin. ●.

Aus München, d. 11. November.

Nicht ohne eine Bangigkeit betrat ich gestern das Theater wo uns Laube, wie für manchen zu fürchten stand, den Genius Deutschlands zu einem Scribeschen Intriguenstück zu verarbeiten versprach. Seine „Karlsschüler" wurden zur Geburtstagsfeier des Dichters gegeben. Die Besorgniß, Schiller von Laube vorgeführt zu sehen, stützt sich auf die literargeschichtlichen Maximen dieses Schriftstellers, auf seine Kritik die so heftig und streng sie in ihren Manieren, eben so lax in ihren Principien ist. Hat doch Laube nicht Selbstüberwindung genug, um seine Bernsteinhexe dem Publikum im Druck vorzuenthalten. Inzwischen belebte uns gestern, als der Vorhang in die Höhe ging, die Hoffnung, Schiller werde Laube halten, falls Laube Schiller nicht richtig halten und durchführen werde. Unsere Besorgniß war jedoch nur zum Theil gerechtfertigt, der Respect vor dem Genius Deutschlands hat unsern Autor wenigstens nicht fehlgreifen lassen, Schiller's Manen sind im Volk zu mächtig und Laube's Talent ist jedenfalls besser und tüchtiger wie seine Tendenz. Die drei ersten Acte sind freilich nur Futter für die Kulissen. Der Großfürst Paul wird erwartet und die Karlsschüler studieren ein Stück ein, halten einen Klubb und schwelgen in Schubart's Fürstengruft. Wie im Anfang Rococo's, in den ersten drei Acten von Gottsched und Gellert, so beschäftigt uns auch hier ein leeres Gewühl von lärmenden Äußerlichkeiten die uns als Vorbereitung zu einer Feier Schiller's wenig würdig erscheinen. Theatralische Beweglichkeit soll uns über den Mangel an dramatischem Leben täuschen, äußerliche Lebendigkeit die innere Leere ersetzen. Und als wenn der Autor sich selbst und dem Gewicht seines Stoffes nicht traute, sich und uns zu langweilen fürchtete, flicht er mit „Bleistift" und seinem „Hundejungen Nette" eine Komik ein die viel zu schwach und haltlos ist um uns die Schwabennatur auf dem Soccus zu charakterisiren. Es befällt uns mitunter mit Schrecken, welchen Händen Schiller in der Production eines Dichters von heute anheimgefallen ist. Der ästhetische Schreck hierüber ist fast stärker als das Mitgefühl für den wirklichen Schiller unter

der Botmäßigkeit des Herzogs Karl von Würtemberg. Aber der Antheil für den großen Dichter ist zu lebendig und wir nehmen selbst Anekdoten über einen Nationalliebling willig und mit Begeisterung hin. Der Respect vor Schiller zwingt auch den Autor im vierten Acte zur Wärme für seinen Helden und die Situation erwächst uns in Hinblicken auf die Entwickelung Europa's und der ganzen Menschheit zu einer entschiedenen Wichtigkeit. In einer Scene zwischen dem Herzog und der Gräfin Hohenheim die über das Geschick des Dichters der Räuber sich streiten, gewinnt der ganze Stoff einen menschlich hohen Werth, die Bedrängniß unseres Helden und die Dialektik der beiden Figuren schürt das Feuer an das wir bis dahin vermißten. Laube hat, von seiner technischen Fertigkeit abgesehen, überall gewisse Griffe die richtig sind und wirksam durchbrechen. Der Herzog gibt einen Überblick auf die Lage des aufwieglerischen Zeitgeistes auf allen Punkten Europa's, er spricht dem revolutionären Kopfe der aus seiner Karlsschule hervorgegangen, die Aussicht auf das Schaffott zu. Die Gräfin geht in der Empörung des weiblichen Herzens so weit dem Herzog den Bruch ihres Verhältnisses anzukündigen, wenn Menschlichkeit und Menschenwürde ihm nichts mehr gelten. (Hrn. Jost der den Herzog machte, hätten wir etwas feiner gewünscht.) Der brüske Soldaten- und Herrschergeist, der empörten Frauenwürde gegenüber, ist sehr gut gezeichnet. Diese Elemente beherrscht Laube und der Antheil an dem Schicksal des Genius, an seiner Fortune und seinem äußeren Wohlergehen, ist ein Lieblingszug in Laube's Schöpfungen. Ginge der Autor hier noch einen Schritt weiter und ließe die Frau sich hingebender für den bedrohten Dichter erklären, so wäre der Stoff wieder verdorben und wir hätten die von Laube beliebte Figur einer Christine die das Talent zu ihrem Stallmeister macht. Viel Glück bei Frauen, die Börse voll, und Stallmeister bei einer Fürstin: so weit versteigt sich Laube am liebsten, wenn er sich zum Anwalt für die Genies macht. Fast alle seine Productionen variiren dies Thema. Es ist diesmal von Oberflächlichkeiten freier geblieben und der Stoff selbst hat den Autor gezwungen sich seiner Würde nicht zu begeben. Als zum Schluß nach der Flucht Schiller's Dalberg's Brief mit einem Hoch auf den Dichter vorgelesen wurde, erhob das ganze Publikum ein lang anhaltendes Bravo das dem Genius seines großen Dichters galt *). — — Von Interesse ist Ihnen auch wohl zu hören daß man an unserer Hochschule einen Docenten für deutsche Literaturgeschichte sucht. Im neuen Lande aller deutscher Kunst, in der Stadt König Ludwigs und an seiner Hochschule fehlte bisher noch eine Professur für deutsche Poesie und Literatur. △.

*) Einen Brief aus Dresden der uns glauben machen wollte, Hr. Emil Devrient habe das Stuck nicht hinreichend unterstützt, haben wir aus Mangel an Raum unbenutzt lassen müssen. Der Brief war sonst voll Lob über Laube's Arbeit. Die Münchner scheinen noch den 10. November als Schillertag festzuhalten. In Leipzig gingen am Vorabend Wallensteins Lager und die Piccolomini in Scene. Am 11. fand in Gohlis wie gewöhnlich die Feier statt. Am Abend war musikalisch-declamatorisches Theater. An der Festtafel die darauf folgte, sprach unter anderm Robert Blum mit der ihm eignen Biederkeit der Rede von den muthmaßlichen Schicksalen die einem Schiller in unseren Tagen, den Tagen des Argwohns und der Verketzerung, vorbehalten gewesen wären. Nicht zu einer Flucht nach Mannheim, zu einer Flucht nach Amerika würde man den Dichter der Räuber heutzutage nach und nach maßregeln. Der Humor dieser Darstellung erweckte allgemeine patriotische Heiterkeit. D. Herausg.

Aus Jena.

Schon früher wurde in der Europa auf ein Werk culturgeschichtlichen Inhalts aufmerksam gemacht das ein Bild der geistigen Entwickelung und Fortbildung des Menschengeschlechts zu geben bezweckt, auf Apelt's, Prof. der Philosophie in Jena, „Epochen der Geschichte der Menschheit.“ Jetzt nachdem auch der zweite Theil erschienen ist, kann dasselbe um so mehr allen Freunden einer geistvollen Lectüre empfohlen werden, als es wohl geeignet ist zur Bildung eines sichern Urtheiles auch in den religiösen Wirren unserer Zeit hinzuleiten. Beschäftigte der erste Theil sich vorzugsweise mit der Bedeutung der Naturwissenschaften und zeigte nach Kant und Fries, den Unterschied zwischen Wissen und Glauben festhaltend, daß jenes an und für sich nie in das Gebiet des letztern hinüberzuführen vermöge, so gibt der zweite Theil zwar mit wissenschaftlicher Schärfe, doch in für jeden Gebildeten verständlicher und sehr ansprechender Weise die Entwickelung des transcendentalen Idealismus nach Kant und Fries, und zeigt demgemäß das der religiöse Glaube einen andern Grund habe als das Wissen, daß er in der Vernünftigkeit des Menschengeistes selbst ruhe und von da aus selbständig seine erleuchtenden und erwärmenden Strahlen in das Leben werfe. Wir können das Buch auch den Lesern dieser Zeitschrift bestens empfehlen als eine zeitgemäße entsprechende Lectüre, zumal auch die Sprache nicht die gewöhnliche pedantische Schulsprache, sondern eine durchaus geschmackvolle und gewählte ist. — Die Broschüre die eine fingirte Versammlung deutscher Schriftstellerinnen in Weimar gleichsam wie aus den Acten und Protocollen schildert, ist, wie ich höre, von unserm Professor O. L. B. Wolf. Die Parodie würde amüsanter sein wenn sie witziger wäre. ••.

[Schubart und Anton Reiser.]

Prutz lieferte im neuen Jahrgang seines literarhistorischen Taschenbuchs einen Artikel über den Dichter der Fürstengruft. Dieses Opfer deutscher Fürstendespotie gab Veranlassung das wohlfeilere Martyrthum der heutigen Publicistik zu beleuchten. Schubart wurde bekanntlich aus Ulm vertrieben weil er in seiner Zeitschrift, der 1774 gegründeten deutschen Chronik, die falsche Nachricht gebracht, Maria Theresia sei vom Schlage gerührt. Graf Ried, der kaiserliche Minister in Ulm, sann auf Mittel ihn zu fahnden. Aber der Herzog Karl von Würtemberg, der große Erzieher, der in den Menschen Verbrecher voraussetzte und sie gewaltsam dressirte, kam ihm zuvor und steckte den Dichter, um ihn zu bessern, neun Jahre lang auf Hohenasperg in den Kerker. — In der Schilderung seines Helden verweilt Prutz zugleich bei einer Betrachtung der gesammten Zustände des damaligen Deutschlands. In das aufgelöste und eben so erschlaffte wie verworrene Reich brachte Friedrich der Zweite Leben und Bewegung; die Begeisterung für ihn wurde sogar ein Culturmoment und Prutz schildert die preußischen Werbeofficiere als Colporteure der Bildung. Sogar Kleist, der Sänger des Frühlings, war eine Zeit lang in der Schweiz Werbeofficier gewesen. Ein solcher brachte Klop-

stocks Oden in Schubarts Haus und im Siegwart sind es preußische Werbeofficiere die in der schwäbischen Familie die Oden- und Liederdichter einführen, die Schöngeister machen und sich als Vertreter des modernen Geistes geberden. Als Schubart in Augsburg, weil er bei Gelegenheit des Pater Gaßner von Schwabenstreichen und Schwabenpöbel gesprochen, verhaftet und dann verjagt wurde, rettete ihn ein preußischer Werber und sprach zu ihm: Herre, sind Sie man jut preußisch, so wird Ihnen kein Teufel was thun! — Mit Hinweis auf diese kleinen Züge wollen wir dem Ernst der Schilderung Schubart's und dem Werth der Arbeit von Prutz keinesweges Eintracht thun, vielmehr die Kraft in der Behandlung literarischer Stoffe von Prutz anerkennen. Ein größeres Eingehen in die Situationen würde seiner Schilderung zu mehr Leben verhelfen und aus gelehrten Abhandlungen plastische Bilder machen. — Diese novellistische Gestalt gewann Anton Reiser unter Willibald Alexis' Händen. Eine Schilderung Anton Reiser's eröffnet den Jahrgang des Taschenbuchs. Dieser Conrector am grauen Kloster zu Berlin, Karl Philipp Moritz, der wie Rammler unter Friedrich dem Zweiten praktisch, durch sein Metrik theoretisch der Nationalpoesie in Berlin auf die Beine, wenigstens auf die Versfüße helfen wollte, ist eine eben so anmuthige Figur als Schubart eine wüste und ungeberdige. Moritz war ein Hannoveraner und beschrieb im Anton Reiser den kleinen Jammer seiner Entwicklung bis zu dem Moment wo er durchgeht und Schauspieler wird. Es ist in ihm eben soviel Zerworfenheit wie in Schubart, aber sie bezeichnet sich in ihm mehr als ein unseliges Herumtappen nach einer schönen Form für sein äußeres und inneres Leben. Moritz, der Verfasser der berühmten Götterlehre, war auch Publicist, er leitete die Vossische Zeitung und war von dem Gedanken entzückt dem deutschen Philister die abgestaubenen Staatsactionen zu verleiden und ihm dafür ästhetisches Interesse für heimische Zustände einzuflößen. Sein Streben scheiterte an der Censur die das Publikum an ihm verübte. Eben so leidenschaftlich war Moritz von dem Drange erfaßt, die Welt zu sehen. Er erschien in England zum Staunen der Leute als Fußreisender, und schweifte als Vagabund auch in Italien umher. Alexis schildert sehr interessant sein Zusammentreffen mit Goethe in Rom.

[Die Deutschen in China.]

Seit dem Friedensschlusse England's mit China im J. 1842 hat auch deutscher Handel in Canton und Hong-Kong Fuß gefaßt. Während aber alle handeltreibenden Völker durch Tractate und officiell anerkannte Consuln ein Verhältniß mit China eingeleitet und organisirt haben, entbehren allein die deutschen Kaufleute in beiden gedachten Orten für ihre Personen wie für ihr Eigenthum jedes rechtlichen Schutzes. Im Jahre 1842 wurden in Canton sämmtliche fremde Factoreien geplündert und verbrannt und erst im vorigen Sommer fand bei der Erbitterung der Chinesen gegen die Fremden ein Volksauflauf statt der nur durch entschlossenes Zusammenhalten der Fremden in Waffen gedämpft wurde. Gegen Veruntreuungen und Beleidigungen seiner Landsleute schreitet für Engländer, Franzosen, Amerikaner, Holländer und Dänen der Consul ein; und der Deutsche ist mit Leben und Eigenthum dem erbitterten Pöbel und den betrügerischen Mandarinen China's rechtlos bloßgestellt. — Die deutschen Kaufleute in Canton und Hong-Kong geben mit ihren Namensunterschriften in der Hamburger Börsenhalle eine Schilderung ihrer Lage und stellen dem großen Vaterlande von dreißig Millionen Brüdern anheim für sie einzuschreiten und durch Anstellung eines Consuls ihre Existenz in China zu einer rechtlichen zu machen. Sie stimmen für einfache Ernennung und Heraussendung eines Handelsconsuls, und verwarnen zugleich daß dies einseitig und in der beliebten deutschen Zerstückelung und Vertröbelung durch einzelne Staaten unserer Heimath geschehe. Natürlich, da der Chinese keinen Begriff haben kann von unserer zerrissenen Souveränität und in der weiten Fremde nur die Machtvollkommenheit einer gesammten Nation wirken kann. Der deutsche Bund hat hier abermals einen erwünschten Fall, der Welt von dem Dasein eines Deutschlands Zeugniß abzulegen.

[Handelsfreiheit und Schutzzölle.]

Diese Frage schwimmt in Deutschland, wie so manche andere bei den vielfach verzweigten und verzwickten Interessen unserer Zustände, ungewiß umher. In Frankreich ist sie noch eben so ungewiß, aber die Anhänger beider Parteien organisiren entschiedener ihre Kräfte durch Bildung von Vereinen und Ausschüssen in den Häfen, Handelsplätzen und Fabrikorten. Im Allgemeinen sind die Häfen und Paris für die Handelsfreiheit, die Industrieplätze dagegen. Bordeaux auf der einen, Lille und Rouen auf der andern Seite sind die Hauptsitze der Parteiung. Streng abgetheilt scheinen freilich die kämpfenden Lager dort auch nicht, denn in den meisten Häfen kämpft das Interesse der Rheder gegen das der Kaufleute; jene verlangen für die französische Schifffahrt einen noch größern Schutz, und der neuerwachte Ehrgeiz der Nation auf eine mächtige Marine macht ihre Richtung volksthümlich. Die Thätigkeit der französischen Kammer scheint sich auf Herabsetzung der Posten und der Salzsteuer concentriren zu wollen; es fragt sich ob sie für jene Sache Zeit und Kraft übrig behalten werde.

[Staatsrath Jaup,]

der bei der Frankfurter Germanistenversammlung den Vortrag über deutsch-nationale Gesetzgebung hielt, gehört zu den angesehensten Männern der freisinnigen Partei in Deutschland und mit vollem Recht. Nicht nur im activen Staatsdienst (ihm verdankt Hessen-Darmstadt wesentlich seine Gemeindeverfassung) sondern auch vom Staatsdienste entfernt in den dreißiger Jahren als Abgeordneter, sowie durch seine selbständigen Schriften und seine Beiträge zum Rotteck-Welckerschen Staatslexicon bekundet sich seine Wärme für Recht und Freiheit und seine tiefe Einsicht. Das Lob, welches Jaup in oben genanntem Vortrage dem König von Baiern zollte, zeigt, wie das männlich offene Benehmen König Ludwigs in der schleswig-holsteinischen Sache ihm Herzen zugewendet hat, die sonst in manchem Widerspruche mit ihm stehen mögen. †.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 5. Decbr.	Inhalt: Ein Jude aus dem vorigen Jahrhundert. — Ein Opfer. Erzählung von Eduard Mautner. — Physiognomien des Wiener Lebens. 3. — Aus Wien. — Aus Berlin. — Hans Christian Brandes. — Jordan's Geschichte von Hayti. — Marheineke. — Friedrich Leopold Stolberg.	2ter Band. 23. Lieferung.

Ein Jude aus dem vorigen Jahrhundert.

Nach italienischen Familienpapieren.

Der Herbst brachte uns die ganze Gluth des Nachsommers. Die Felsenstadt Genua athmet gegen Abend die eingesogenen Sonnenstrahlen wieder aus. Ich pflegte beim Anbruch der Dämmerung den Strand aufzusuchen und wandelte gern am Bollwerk des alten Hafens, in der Nähe der Bucht am Palast Fiesco. Am Strande begann ein lebendiges Treiben. Man sagt, Genua habe ein Meer ohne Fische, ein Land ohne Bäume und Männer senza fede. Der erste Satz des alten bitteren Sprüchworts hat die Genueser klug und erfinderisch gemacht, um dem Elemente, auf das sie verwiesen sind, dennoch den schuldigen Tribut abzugewinnen. — Genua's Felsen steigen jäh aus der Tiefe auf, die Brandung geht selbst bei der Ebbe hoch und schwer. Das mag der Grund sein, weshalb die Fische sich nicht leicht an die Oberfläche wagen. Man muß sie erst durch besondere Mittel herauflocken. In der Stunde der ungewissen Dämmerung besteigt man leichte Kähne. Je zu zwei sitzen die Fischer in kleinen schmahlen Nachen und kreuzen am Ufer hin und her. Der Vordere liegt ausgestreckt auf der Brust, mit dem Obertheil des Körpers über den Schnabel des Kahnes hinwegragend, in der Linken eine brennende Fackel, deren heller Schein die Thiere reizt, in der Rechten mit der Harpune gerüstet, um die keckften unter ihnen, die aus der Tiefe hervorsteigen, zu treffen. — Dicht im spitzen Winkel der alten Bucht vor dem Palast Fiesco sucht man ihnen auch noch auf andere Art beizukommen. Das Meer schäumt hier zwischen den Klippen mit der ganzen Gewalt seiner entfesselten Wuth. Dicht hinter den tobenden Wellen bildet sich aber eine ruhige Wasserstelle. Wer dort ein Netz werfen könnte, würde Petri Fischzug halten. Kein Nachen aber wagt sich hier durch die Brandung und von der offenen See aus läuft man Gefahr, an die Klippen geschleudert zu werden, bevor sich jene friedliche Wasserstelle erreichen läßt. Aber der Genuese weiß sein treuloses Element zu überlisten. Hüben und drüben auf den vorspringenden Felsenspitzen stehen und hangen die lustigen Bursche mit den braunen Gesichtern, die rothe Mütze auf's Ohr gedrückt, sonst beinahe ganz nackt, vom Schaum der Wogen bespritzt. Paarweis halten sie eine Leine in Händen, die im Winkel des Golfs von einem Ufer zum andern reicht; in der Mitte derselben hängt der Angelhaken, den sie dicht hinter der Brandung in die ruhige, flache Stelle des Wassers senken. Auf diese Weise überbrücken sie den Schlund und holen sich ihre Beute dicht neben dem Rachen des Todes hervor. Wenn sie die Leine in die Höhe schnellen und eine tüchtige Seebarbe in freier Luft am Haken zappelt, so ist auch noch das Triumphgeschrei der Zuschauenden ihr sicherer Lohn.

Ich stand und sah dem munteren Wettkampfe zu. Tiefer hin auf der Fläche des sanft bewegten Meeres schossen die Fischer mit den Fackeln hin und her. Die Dämmerung wob ihren Schleier um Meer und Felsen; die wilden Fischerbuben sprangen noch immer wie Gemsen an den Klippen auf und ab.

Ich wandte mich links bergan in eine jener Gassen, die das letzte Erdbeben in Trümmer stürzte. Die

christliche Bevölkerung pflegt dem Zorne Gottes zu weichen und eine alte Satzung der Republik bestimmt den Schauplatz solcher Verwüstung zu einem Zufluchtsort für die orientalischen Juden. Der Jude baut sich auch da noch gern an, wo der Christ Fluch und Verwünschung fürchtet. Wie ich über Schutt und Gerüll die todte Gasse hinaufstieg, saßen und hingen die Menschen des alten Testamentes haufenweis auf den halbzerstörten Mauern und Dächern, einige wie friedliche Schwalben am Gebälk, andere mitten im pestartigen Schmutz wie Raben die keinen Ort scheuen um Beute zu machen.

Lautes Getümmel und Geschrei, das von der Bucht herauf erscholl, lenkte meine Schritte wieder zurück. Zwei Fischerknaben, die keckſten unter den Angelern, hatten beim Schwingen der Leine das Gleichgewicht verloren und waren von Klippe zu Klippe in die Bucht gestürzt; ihr Hülferuf erstarb im Geräusch der Brandung. Schnell genug war das Ufer von Fackeln erhellt, aber erst nach beträchtlicher Weile gab der Schlund seine Opfer wieder. Die Männer trugen die erstarrten Körper an's Land, schüttelten und stülpten sie kopfüber; zwei Weiber stürzten sich mit dem Schrei der Verzweiflung auf die entseelten Leiber ihrer Söhne. — Ruft den gelehrten Juden herbei, den kleinen Rabbi! riefen mehrere Stimmen; dort oben haust er in dem alten Eulennest, das sich an den Berg klammert! — Tragt die beiden Buben zu ihm hinauf, sagten Andere. Ehe der Alte herunter kömmt, ist es zu spät!

Rasch waren die Körper der beiden Knaben, man konnte sie vielleicht schon Leichen nennen, auf die Schultern der Männer gehoben; der ganze Zug setzte sich die Felsengasse hinauf in Bewegung; wie aus einem dumpfen Kessel tönte das wilde Gewirr, das Geheul der Weiber, das Geschrei der Kinder aus der engen Schlucht herunter. Vor einem halbzerstörten Hause machte man Halt. Aus einer Mauerspalte die mit zerbrochenem Glas und Oelpapier versetzt ein Fenster zu bilden schien, drang ein sparsames Licht hervor. Der Bewohner der Höhle war also daheim. Man hielt sich nicht damit auf an die versperrte Thür zu klopfen und auf ihr Öffnen zu warten; ohnedies genügten wenige Faustschläge, die mürben Bretter die den offenen Eingang wehrten zu zertrümmern. Her mit dem Rabbi! heraus mit dem Juden! schrie der tobende Haufe in der Gasse, während ich mich mit den Trägern durch die schmahle Öffnung in das Innere drängte, im halberhellten Raume mit Händen und Füßen suchend und tappend. Aus dem Winkel des Zimmers, eine spärliche Lampe in der Hand, den Talar mit der andern fest um die Brust geschlagen, erhob sich die kleine dünne schwärzliche Gestalt eines Mannes. Ein altes rußiges Weib, das neben ihm am Boden gekauert, suchte auf dem Herde einen Spahn Holz zurecht, zündete ihn an und drückte den auflodernden Brand in die Mauerspalte. Die Höhle war hell; es war Eliezer, mein kleiner sanfter kluger Jude von San Lorenzo, der in ihrem eigenen Tempel die eben so überweisen wie übermüthigen Christen beschämte*).

Das ganze Zimmer war von dem lärmenden Schwarm angefüllt, während die welche der Raum nicht faßte, das Dach des Hauses zu ersteigen Miene machten, um sich zerstörend und verwüstend von oben her Eingang zu verschaffen. Er ist ein Weiser aus dem Orient! schrie die verworrene Menge, er versteht die schwarze Kunst! Er lasse sehen ob seine Zaubereien gut genug sind für Christenkinder! — Die beiden Körper der Jünglinge hatte man ihm zu Füßen hingebreitet.

Es war nicht nöthig dem Rabbi Muth einzuflößen; er war jetzt nicht scheu, nicht ängstlich; er schien daran gewöhnt daß man ihn so stürmisch um Hülfe anging. Ein stummer Wink von ihm genügte die Alte in Thätigkeit zu setzen, damit sogleich das Nächste und Nöthigste geschah. Die zwei entseelten Körper lagen in wärmende Decken gehüllt am Boden, der Rabbi kniete nieder und rieb die starren Glieder, die Alte und ich waren mit wollenen Tüchern behülflich. Es war vergeblich; kein Puls wollte schlagen, kein Athemzug sich regen. Auf die Stille die während dessen unter der lauschenden Menge herrschte, erfolgte von neuem ein dumpfes Gemurmel. Ich versuchte umsonst den Aufruhr der Gemüther zu beschwichtigen; statt der bisherigen Bitten, Erwartungen und Hoffnungen wurden drohende Stimmen laut. Der Rabbi saß still am Boden, starrte den Todten in's Gesicht, befühlte ihre Herzgrube und schüttelte leise das Haupt. Plötzlich sprang er auf, fuhr mit seltsamen Geberden im Zimmer herum und streckte beide Hände gen Himmel. Laßt mich allein mit den Jünglingen! schrie er laut; Menschenkunst reicht nicht mehr aus, Gott, der alleinige Gott muß helfen!

Ein plötzlicher Entschluß schien in ihm reif zu sein. Er trieb den ganzen Schwarm aus dem Zimmer hinaus; niemand wagte sich ihm zu widersetzen, so stürmisch mit lautem Geschrei und Gezank drang er auf

*) S. in der vorigen Nr. unseres Blattes den Artikel: Der heilige Graal in San Lorenzo.

Alle ein. Auch die Alte mußte weichen und schon hatte er die Thüre mit Brettern, mit Stuhl und Tisch gesperrt als er mich noch wahrnahm. Er schien Lust zu haben mich ebenfalls zu vertreiben, aber die Hast und Angst die ihn befiel gestattete ihm keinen weitern Verzug. Er holte allerlei Geräthschaften herbei, warf sich dann plötzlich wie sinnlos an den Boden, drückte die Stirn an die Diele, schrie und jammerte wie in letzter Todesqual; dann sprang er zu dem Pult im Winkel, blickte in das aufgeschlagene Buch und warf sich von neuem singend und heulend über die beiden Leichen, küßte ihre Stirn, hauchte ihre Herzgrube an und bestrich die starren Glieder mit einem feinen eisernen Stäbchen vom Wirbel herab bis zu den Fingern und Fußspitzen. O mein Himmel! rief er Athem schöpfend und die hellen Tropfen auf der Stirn trocknend, es sind ihrer zwei und ich bin hier allein, allein mit meinem Gott! — Er stierte mich an; ich wußte nicht ob ein Dämon seine Sinne verwirrte. Es war eine bange Minute des Schweigens, während draußen das Gemurmel des Volkes sich von neuem wie eine heranwachsende Fluth erhob. Bete mit mir! schrie der Rabbi in höchster Angst, Du bist kein Sohn Abrahams, aber ob Christ, ob Heide, bete zu Deinem Gott! Helfen wird freilich nur der Eine, der Wahre, der Gott meiner Väter! — Ich blickte mich erschrocken um, ob kein Lauscher da sei, kein Zeuge des heiligen Amtes, kein Bote der Inquisition. Der Rabbi warf sich auf den Boden und sang wunderbare Worte mit einer Stimme die bald wie die Klage des Gefolterten, bald wie das Wimmern eines hülflosen Kindes klang. Dann warf er den Talar, fast seine ganze Bekleidung von sich. Es war ein schreckhafter Anblick, wie der kleine, mit greisem Haar bedeckte Körper des Mannes in die wilde Bewegung eines Rasenden gerieth. Die grauen Locken flatterten über seine Stirn, in seinem sonst so stillen, ruhigen Auge loderte eine verzehrende Gluth. Von neuem war er über die Jünglinge hingestürzt, strich und rieb auf und nieder, bald sanft, bald heftig und fuhr mit dem eisernen Stabe über die starren Glieder hin und her.

Als er erschöpft innehielt, — er lag mit seinem Körper ganz über die Knaben gebreitet, — trat ich zu ihm, berührte ihn sanft mit der Hand und sprach: Seid ohne Furcht, Meister, ich schütze Euch, wenn Ihr das Unmögliche nicht leisten könnt!

Hebe Dich von mir, Zweifler! willst Du meinen Glauben stören? ist Dein Gott so ohnmächtig, so arm? — Er rief es mit einer Begeisterung, die an wilden Zorn grenzte. — Sie leben, beide Jünglinge leben. Mein Gott hat mir geholfen. Gelobt sei der Gott Abrahams, der alleinige Gott Himmels und der Erde!

Er hatte sich in die Höhe geschnellt und sank von neuem zusammen. Ich griff nach den Pulsen der todten Jünglinge; das Leben klopfte von innen leise an die Pforten des äußeren Todes. Neue Wärme drang durch die Adern, die Knaben regten sich, sie schlugen die Augen auf: Hallelujah! rief ich, Meister, Dein Gebet ist erhört! — Er raffte sich auf, warf sich in seine Kleider, entfernte sorgfältig alle Geräthe, drückte dann beide Hände gegen seine Brust und sprach mit gesenktem Haupte stille leise Worte des Dankes in sich hinein. — Dann öffnete er die Thür und rief mit lauter Stimme hinaus: Herrin mit Euch! Eure Jünglinge sind lebendig! — Tobend und jubelnd brach die Menge ins Haus, Weiber und Kinder frohlockten laut, ein schallendes Halloh drohte die mürben Wände der Hütte zu erschüttern. Die Geretteten erholten sich rasch; die Männer hoben sie auf die Schultern und trugen sie unter lautem Jauchzen triumphirend von dannen. Neue Schaaren hatten sich von allen Seiten her in die Berggasse gedrängt, man zündete Fackeln an, man gab den Trägern ein glänzendes Geleit. Vom Ufer herüber tönte das wilde Geschrei der ausgelassenen Freude des Volkes. Die Brandung der Wogen, denen man ihre Beute entrissen, donnerte dumpf im Felsenkessel nach. — An den Juden, den Mann des Wunders, dachte niemand weiter.

Ich kehrte zu ihm zurück. Es war still geworden in der Hütte, die kümmerliche Lampe flackerte unsicher auf und nieder. Der kleine Mann mit dem starken Glauben saß, den Rücken dem Eingang zugewandt, freundlich lächelnd in seinem Winkel. Auf der Bank neben ihm stand ein Krug Wasser, eine Schaale Honig und ein Brot, wie es schien, sein einfaches Nachtmahl. Er hielt das Messer in der Hand und ließ es spielerisch zwischen zwei Fingern in der Schwebe auf und nieder gleiten, und während er sinnend vor sich hinblickte, wiegte er zufrieden und wohlgefällig, ganz mit sich selbst beschäftigt, sein greises Haupt. Er schien keines Dankes gewärtig zu sein, kein anderes Lob verdienen zu wollen, als das er sich selbst im Stillen gab. Ich stand hinter ihm, ohne daß er meinen Eintritt bemerkt hatte. Meister, sagte ich, meine Hand leise auf seine Schulter legend, Meister, Euer Glaube hat geholfen, Euer Gott ist ein mächtiger Gott! — Er stand auf und sah mich verlegen an. Die feine, spärliche Gestalt des Alten drückte sich kümmerlich zusammen, aus dem

milden, sanften Augenpaar lugte die Vorsicht wie ein furchtsamer Spion hervor. Ah! seid Ihr's, Signor? sagte er sich erinnernd. — Verzeiht, flüsterte er schüchtern, wenn ich im Drang der Noth Worte ausstieß, die Euch, die Euren Glauben verletzen konnte.

Wer den stärksten Glauben hat, sagte ich bewegt, der hat den wahrsten Gott.

Er hatte mich jetzt von neuem mit Blicken gemustert, die auf meinem schwarzen geistlichen Gewande haften blieben. Scheuet diese Hülle nicht, sagte ich, sie bedeckt für diesmal ein Herz, das den Menschen im Menschen sucht, ihn als Bruder begrüßen möchte. Laßt mich Eure Hand drücken, die selbst an Euern Feinden Gutes that. Ist das christlich, fürwahr, mich dünkt, so seid Ihr ein Christ, ein besserer als viele die: Herr, Herr! rufen. Muß ich Euch um der Stärke Eures Glaubens willen beneiden, so habe ich wohl Grund, ehrfurchtsvoll zu dem Gott aufzublicken zu dem Ihr betetet. Und der Gott, der hier hülfreich war, ist ja auch wohl der Vater, der Urgeist Aller! Nur die blinde Verworrenheit der Menschen hat es verschuldet, wenn sie sich um der verschiedenen Äußerung ihres Glaubens willen verfolgen. Laßt es ein gutes Zeichen sein, daß Ihr auch in dem Gewande eines christlichen Ordens einen Menschen fandet, der sich Euch liebevoll naht!

Er sah mich ruhig an, aber in seinem braunen Auge spiegelte sich noch leise der Argwohn, der im Hintergrund seiner Seele nistete. Ich fühlte in seinem stillen Blick den Vorwurf einer jahrtausendlangen Schmach, die das Christenthum auf sein Volk gehäuft. Dieser Blick schien schweigend sagen zu wollen: bin ich ein böser Zauberer? Meine Kunst ist trüglich, aber Gott ist groß. Warum kommst Du zu mir? Vielleicht nachdem ich Euch Gutes gethan, um mir heimlich wehe zu thun? — Ich bezwang kaum die Bewegung, die sich meiner beim Anblick der stillen Leidensmiene des Mannes bemächtigte; ich glaube, mir zitterte verstohlen eine Thräne im Auge, wie ich meine Schuld, die Schuld der christlichen Jahrhunderte gegen den Juden fühlte. Meister, sagte ich, ich habe neulich in San Lorenzo die Klugheit Eures guten Verstandes bei so viel ehrlichem Eifer für die Wahrheit bewundert. Laßt mir heute das freudige Erstaunen über die Entdeckung eines starken, großen, heiligen Willens, der die Natur bezwingt, weil er mit Gott im Bunde ist!

Wir saßen unvermerkt uns gegenüber, Aug' in Auge. Er hatte mir den Platz neben sich gegönnt auf der schmahlen Bank. Die Hand, die er mir nicht reichen wollte, hatte ich von selbst ergriffen und er duldete daß ich sie hielt, er entzog sie mir nicht. Auf seinem Antlitz wechselten kalte Gleichgültigkeit und Herzensgüte; er schien es nicht gewohnt, sich liebevoll berührt zu fühlen. Die kleine Lampe flackerte bald heller auf, bald glimmte sie schüchtern in sich zusammen. Es war sehr still um uns her. Man findet nicht gleich das rechte Wort, wenn man mitten im Gewühl des verworrenen Lebens plötzlich einen ächten, reinen Menschen entdeckt. Es war mir, als läge draußen die Welt in Trümmern, als hätten die Jahrhunderte ihre Irrthümer und Gebrechen als Schutt um die kleine Hütte aufgehäuft und drinnen säßen, wie in den Gräbern Pompeji's, von kaltgewordener Lava verdeckt, zwei stille gerettete Gestalten.

Meister, begann ich unser Schweigen unterbrechend, die Welt ist sehr arm geworden an Glauben, sehr arm und doch sehr verworren. Sie beten zu allerlei Heiligen und finden Gott nicht mehr heraus!

Der Rabbi sprang wie entsetzt von der Bank auf und starrte mich an. Mit einer jähen Hast löste er den Gürtel seines Talars, schüttelte das Gewand so heftig als wenn er es vom Staube säubern wollte, sah mich nochmals an, setzte sich wieder neben mich und legte dann langsam sinnend sein zerknittertes Kleid in regelrechte Falten. Er schien nicht den rechten Weg zu kennen, um seinerseits Eingang zu mir zu finden.

Ich weiß nicht, sagte er endlich nach langem Schweigen, schüchtern und ängstlich seine Blicke werfend, ich weiß nicht wie Euer Wort zu Eurem Kleide stimmt.

Ein Kleid verhüllt doch nur den inwendigen Menschen, sagt' ich, es erdrückt ihn nicht. Ich bin Euch anstößig im Gewand des Collegiums das sich nach dem Herrn und Heiland nennt. Ich lege es bald von mir, denn ich bin der Schule entwachsen.

Ihr meint wirklich, die Heiligen hätten in der Christenheit Gott verdrängt? fragte Elieser so eifrig daß es wie ein heimliches Frohlocken klang. Aber er lenkte gleich wieder ein. Das sollten Eure Heiligen doch wohl nicht! setzte er hinzu, sie sollten es nicht im Sinne Eurer Kirche, sie sollen Gott mit der Creatur vermitteln, Stellvertreter sein zwischen ihm und ihr! Meint Ihr nicht?

Eines Mittlers, sagte ich, bedarf die Welt um den Gedanken der Kindschaft Gottes festzuhalten, aber nur des Einen, der selber rein befunden wurde. Ich bin mit mir einig geworden daß die römische Kirche

sich aus diesem Bedürfniß, aus diesem Gedanken heraus verjüngen muß.

So seid Ihr reif — fuhr der Rabbi heraus und zögerte auszureden.

Zum Ketzerthum! ergänzte ich seine Rede, wenn Ihr so das gereinigte Christenthum nennen wollt, das die Spreu vom Weizen sondert, die Satzungen der Menschen verwirft und am Kern der Sache Gottes festhält! Meister, Ihr würdet diesem Ketzerthum, wenn Ihr es kenntet, Gerechtigkeit widerfahren lassen! Es gibt ein christliches Ketzerthum, das einen so starken Glauben hegt, wie er nur in den Propheten des alten Bundes sich bekundete.

Man nennt es im deutschen Norden Lutherthum, sagte der Rabbi.

Dies Lutherthum, fuhr ich fort, das in der Person Christi seinen Mittelpunkt findet, ist auch zugleich auf den alten Bund zurückgegangen und sieht im neuen Testament nur die Bestätigung des alten, indem es mit Christus die Offenbarung schließt. Und wenn Ihr in ihm auch nur den letzten großen Propheten Eures Volkes seht, so könnt Ihr Euch zu ihm bekennen und in diesem Sinne Christ sein.

Die Ehrlichkeit meiner Worte zwang ihn, allen Argwohn fahren zu lassen. Die Falte auf seiner Stirn war verschwunden, sein Auge blickte sanft und gütig, aber um seine feingeschwungenen Lippen spielte ein heimlich verstecktes Lächeln. —

Ihr habt damit begonnen, meinen Glauben zu preisen, sagte er indem er drohend den Finger gegen mich erhob, und jetzt stürmt Ihr schon auf mich ein, als müßtet Ihr mich auf den einen schmahlen Weg hindrängen den Ihr für Euch gefunden habt. Kann es denn der Wege nicht viele geben? Sagte nicht Euer Herr und Meister selbst, es gäbe der Wohnungen viele im Hause seines himmlischen Vaters? Seid bei Eurem Lutherthum, wenn Ihr Euern Glauben nach dem starken Kämpfer gegen Rom so nennen mögt, seid doch gar sehr auf der Hut, daß Ihr nicht die tyrannische, selbstsüchtige Ausschließlichkeit der alten Kirche in die neue mit hinübernehmt! — Das Judenthum macht keine Proselyten!

Das strafende Lächeln stand jetzt auf seinem ganzen Antlitz, funkelte in seinem dunkelbraunen Auge, thronte auf der hellen, reinen Stirn. Ich fühlte mich beschämt, ob mich schon sein Argwohn nicht traf. — Nur nach Austausch mit Euch verlangt mich, Meister, sagt' ich, Belehrung such' ich. Mein Herz dürstet nach reinem Quellwasser und ich finde es bei Euch während in der verworrenen Christenheit selbst das Verlangen danach erstorben ist.

Die kleine Gestalt des Mannes hob sich vor meinen Augen mächtig in die Höhe; ein wehmüthiger Ernst lag plötzlich auf seinem still gewordenen Angesicht. Dann überkam ihn eine innere Unruhe, die sich auch in der Hast seiner Bewegungen verrieth. Er war aufgestanden, war im kleinen Raum des Gemachs stürmisch auf und abgeschritten; jetzt stand er wieder vor mir und sah mich ruhig durchdringend an. Ich glaube an Euern Jesus von Nazareth, als an einen von Gott gesandten Propheten! sagte er feierlich. Aber Ihr nennt ihn Gott. Ich begreife das nur, sofern alles Prophetenthum göttlicher Art ist. Wer die reine Natur wieder in sich findet, der ist ein Kind Gottes. Die alten Weisen des Morgenlandes sind den Spuren der ursprünglichen Gottähnlichkeit des Menschen nachgegangen, Sokrates, der Heide, hat sie in sich entdeckt, die Propheten in ihrer Erleuchtung standen in diesem Zusammenhang mit dem Herrn, also daß sie sich als seine Söhne fühlten, und hat Jesus am vollkommensten die göttliche Urnatur des Menschen wieder aufgefunden, so war er der reinste Mensch und der reine Mensch ist göttlicher Art. — Aber auch der edelste Sohn sollte uns nicht den Vater verdrängen wollen!

Meister, sagt' ich, als er schwieg, wenn wir in Jesus von Nazareth den Edelsten und Reinsten finden, so wollen wir eben nur mit ihm und an seiner Hand Theil haben an der Gemeinschaft mit Gott. Der Sohn soll uns zum Vater führen!

Ihr behauptet, unterbrach mich der Rabbi sehr streng, schon der Glaube an ihn mache selig. Die Römischen suchen sich mit äußerlichen Werken von der Verdammniß loszukaufen und das Lutherthum will durch den Glauben selig werden. Mich dünkt, Ihr seid hüben und drüben in einseitigem Irrthum befangen. Die Werkthätigkeit ist ein gedankenloses Thun geworden und der Glaube ist kein thatsächliches Leben mehr. Denn was heißt Euch Glaube? Die Annahme, daß Alles richtig und abgethan ist, die Erlösung sich ohne Euer Zuthun erledigt? Wessen Glaube unter Euch ist aber so in Liebe zu den Menschen hingegeben, daß die Natur Christi in sein Schaffen und Wirken überginge? Vor lauter Lärm kommt der Römische nicht zur Besinnung im stillen Gebet, und dem der sich zu Luther bekennt, erwächst aus dem Gebet doch immer noch kein volles, freudiges, blühendes Menschenleben. Seid, bevor Ihr Christen sein wollt, doch erst Menschen!

Ich sah betroffen zu Boden; ich dachte unwillkür-

sich an den Spruch des deutschen Angelus Silesius, den ich zu Rom in der Werkstatt Giovannantonio's, des braunen Professors, gelesen:

Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in Dir, so bleibst Du ewig doch verloren!

Es überlief mich heiß und ich schwieg.

Der Rabbi nahm mich gefangen mit seinem Blick, mit seinem Wort. — All Euer Christenthum, fuhr er fort, erscheint mir nur wie ein nothdürftiges Auskunftsmittel, um den Urgeist, dessen Walten Ihr nicht in Euch selber entdecken könnt, Euch nach außen fern zu rücken, es sei in einem Diesseits oder in einem Jenseits. Auch wenn Ihr Christus für den Allmächtigen erklärt, der Euch in Eurer Reue und Buße erlösen kann, so habt Ihr damit noch nicht Theil an seiner Natur, denn sein Wesen war thätige Menschenliebe. Ihr habt ihn, wenn Ihr ihn Gott nennt ohne selbst aus eigenem freiem Entschluß göttlich werden zu wollen, damit nur von Euch gethan und beseitigt. Ich will nicht von dem Christenthum reden, das die Neger mit Hunden in die Messe hetzte. Ich will nur von Eurer gereinigten Lehre sprechen. Sie läßt Euch schwören, daß Ihr vom Leib des Herrn esset. Wer aber isset denn von seinem Geiste? Die drei ersten Evangelisten und die Apostelgeschichte wissen nur vom Menschen Jesus, aber von einem Menschen freilich den Gott erfüllte. Es war eine jüdische Gemeinde, die sich um ihn versammelte, und Er war in seiner vom Geist durchleuchteten Natur ein stiller, tiefer Mensch. In seiner zarten Scheu vor aller Wirklichkeit hat er kein irdisches Kirchenreich stiften können, in seiner weichen, in Gott aufgelösten Seele hat er auch kein Dogma feststellen wollen, auf dessen Buchstaben hin man sich Seligkeit erwerben könne, seine Lehre war Hingebung in Liebe an die Menschen. Erst Paulus, der Stürmer, rief: Verflucht ist wer nicht an sein Wort glaubt! Und so hat denn die Welt jemehr sein liebevoller Geist ihr abhanden kam sich um seine Worte gestritten und ist die große Verwilderung und Verwüstung da hereingebrochen, wo sich der Geist der Demuth und Geduld, der Hingebung und Liebe friedlich und freudig bethätigen sollte!

Der Rabbi schwieg. Er senkte das Haupt, er drückte seine Stirn in beide Hände und blieb stumm. Ich saß lange und lauschte auf seinen Athemzug. Er schlief nicht, ich weiß nicht war er erschöpft oder hielt er eine stille Einkehr in sich selbst. Er hält die Lehre Christi nur für eine Ergänzung des Judenthums, nur für die weibliche, für die passive Seite der ganzen Religion. Christus, sagte der Rabbi, habe nur sehr selten von Moses gesprochen, weil dieser als sein Gegenstück mehr der auf Thatkraft dringende Held sei. Er sprach von Hillel als einem der Vorläufer Christi, der schon Demuth gelehrt und ganz eingegangen sei in die duldende Liebe. Er sprach von Sirach und jener Zeit der Gefangenschaft der Juden, die sich schon ganz als eine christliche Epoche, als eine Epoche der Einkehr des Geistes in sich selbst, verkündigt habe, und so gäbe es vielleicht im Leben aller Völker Momente wo sie Gott fanden und jedes nach seiner Art und Weise zur Kindschaft Gottes Beruf in sich trug. Die wahre Religion der Menschheit ist keine abgeschlossene, in sich fertige und alleinseligmachende Kirche, zu der sie jederzeit die Priester gemacht!

Ich saß und sann darüber nach. Es war der Nachklang von der Rede des Rabbi in mir selber. — Unvergeßliche Stunde, die ich in der Hütte des Meisters zubrachte! War mir's doch als flatterten, obwohl scheu und schüchtern, gute Geister um uns, als rauschten Engel mit ihrem Flügelschlag draußen am kleinen Gitterfenster und als hielten sie Wache vor der Thür, damit die Welt mit ihren Gräueln und mit ihrem Aberwitz die leise Stille nicht störte, in der meine Seele von einem reinen Quell der Wahrheit trank.

Die Nacht war schon weit heraufgezogen, als ich das Haus des Juden, der mir das Christenthum gedeutet, verließ. Er hatte mir noch die Hand sanft geschüttelt, als er mit der Lampe in der Thür stand, mir vorsichtig den Pfad durch das Gerüll der Steine bezeichnend. Im Innersten erschüttert, schlich ich fort. Und doch war mir eine Wohlthat erwiesen. Ich mußte an Nicodemus denken, der heimlich in der Nacht den Herrn besuchte. Nur war hier der Anhänger Christi der Lernende, der Trost- und Hülfebedürftige, und ein Jude der Lehrende gewesen, der Segen spendete mit Reden und Thun.

Ich wandelte noch lange am Strande auf und ab. Erst als die Sonne über die Felsen stieg, suchte ich meinen Heimweg.

Ein Opfer.

Erzählung von Eduard Mautner*).

1.

Wie kömmt's daß Dichter gern bei Trümmern wohnen?
Ob Trümmer es von Erdenlust und Weh,
Ob es die Trümmer alter Religionen,
Ob es Venedig oder Ninive?
Ich glaub', sie können's leichter dort ertragen,
Wenn eignes Glück zertrümmert und zerschlagen;
Ich glaub', sie können leichter dort verschmerzen
Die tiefen Wunden ihrer eignen Herzen,
Und aus dem Anblick endloser Vernichtung
Erhebt als stolzer Phönix sich die Dichtung.

Kennt ihr den Mann, der durch die Welt gezogen,
Den sich der Dichtung Genius erkor
Nicht als des Friedens farbgen Regenbogen,
Nein, als ein schönes, wildes Meteor?
Der stürmend jedes Frauenherz genommen,
Der wogend durch den Hellespont geschwommen,
Und den ein mächtig, freiheitstrunknes Sehnen
Trieb nach dem Land der kämpfenden Hellenen,
Wo endlich seines Herzens Gluth gekühlt,
Und wo das Meer sein einsam Grab bespült.

Ihr kennt ihn wohl! Er hat euch oft begeistert,
Hat euch in Schmerz und Wonne übermeistert.
Verschwenderisch mit seines Geistes Gold
Schuf er den Manfred und den Childe Harold.
Als er ermüdet aus dem Dasein schied,
Ging durch die Welt ein unglückschweres Beben:
Sein Leben war ein großes Heldenlied,
Und seine Lieder waren Heldenleben.

An Trümmerstätten liebt' auch er zu hausen,
Im einsamen verfallenen Palast.
Wo der Lagune Wellen ihn umbrausen,
Hielt oft der müde Lebenspilger Rast.
Dort ließ er sich in träumerischem Sinnen
Von seinen düstern Zweifeln rings umspinnen
Mit seiner Skepsis eisig kaltem Spott,
So an den Menschen rüttelnd wie an Gott,
Erfinderisch sich marternd und sich quälend,
Und wunderbare Märchen uns erzählend.

Nur bei des Mond's unsicher fahlem Schein
Ließ er sich fahren in das Meer hinein,
Und starrte düster in das Funkensprühen,
Und freute sich am hellen Phosphorglühen.
Zuweilen auch hielt er vor dem Altane
Von einer schönen Venezianerin,
Er schwang behend empor sich aus dem Kahne,
Und weiche Arme schlangen sich um ihn.

Er aber kehrt bei'm nächsten Morgenrothe,
Noch bleicher und noch ernster als er kam,
In seinem schwarzen grabverhüllten Bote
Zurück mit seinem Sieg — und seinem Gram.

Die Gondoliere in der Dogenstadt,
Die werden nie von ihm zu sprechen satt,
Und jedem Fremden singen sie die Lieder,
Die er geliebt hat, stets und immer wieder.

Auch eine Sage, trüb und nachtverloren,
Flüstern sie leis' dem Fremden in die Ohren.
Hör' an die Sage wer da will und lese:
Vom Fischermädchen und vom Lord Inglese.

2.

Wenn ihre Brüder in das Meer gezogen,
Saß still das schöne Mädchen an dem Strand;
Die zarten Füße netzten ihr die Wogen,
Und feine Netze knüpften ihre Hand.
Wenn sie zurück mit ihrer Beute kamen,
Da hing sie auf die Angeln und die Hamen
An ihrer Hütte niedrer Bretterwand.
Der alte Vater hatte Holz gescheitet,
Jetzt wird der Reis, der würzige, bereitet,
Und wärmend loht empor der helle Brand;
Die Brüder strecken die durchnäßten Glieder
Rings in dem Kreise um das Feuer nieder.
Zum Zitherklange singt Teresa Lieder,
Und alle horchen still und andachtsvoll:
Es war so wunderbar, so märcheneigen,
Wenn ihrer Töne süßverschlungner Reigen,
Hin durch das heil'ge, abenddunkle Schweigen
Und über's Meer, das schlafende, erscholl.

Wenn ihrer Brüder Netze glücklich waren,
Da streifte sie die weißen Ärmel auf,
Kam nach Venedig rasch hereingefahren,
In ihrer Barke Fische zum Verkauf;
Doch hielt sie erst am Augustinerkloster,
Das brachte Segen für den ganzen Tag.
Auch die Madonna bat sie heiß und brünstig,
Daß ihr das Wetter zu der Heimfahrt günstig,
Und daß sie Wind und Wogen zähmen mag.
Des Mädchens märchenhafte Schönheit reizte
Der Frauen Neid, der Männer Liebesgluth;
Um ihren Blick, um ihre Waare geizte
Venedigs junges adeliges Blut.

---

*) Wir sind hier abermals in dem Falle, unsern Lesern einen östreichischen Lyriker vorzuführen. Von Eduard Mautner aus Ungarn wird in Leipzig bei Georg Wigand ein Band Gedichte erscheinen, dem wir als Probe diese poetische Erzählung entlehnen.
D. Herausg.

Sie aber blieb verschüchtert wie ein Reh.
Wenn man die Fische ihr mit Gold gewogen,
Dann war sie wieder spurlos fortgezogen,
Wie sie gekommen, in die weite See.

3.

Nach Bildern alter todter Meister spürend
Betrat Lord Byron einst des Klosters Flur:
Da zeigt sich ihm, im hellstem Glanz, verführend,
Ein Bild der ew'gen Meisterin Natur.
Teresa lag, in tiefer Andacht trunken,
Vor der Madonna Bildniß hingesunken;
Das Frühroth fiel durch farb'ge Scheiben ein.
Phantastisch aus den langen, schwarzen Haaren,
Die bunt geschmückt mit Schilf und Seegras waren,
Hob sich ein lichtumglänzter Heil'genschein;
Und unter ihren zartgezognen Brauen
Sah man der Rührung helle Perlen thauen;
Doch da ihr Kopf zur Erde tief gebogen,
War ihrer Augen blau Vergißmeinnicht
Von ihren langen, schwarzen Wimpern, dicht,
Ein tief Geheimniß, demüthig umzogen.
Um ihres Nackens schneeig weißen Glanz
Wand aus Korallen sich ein Rosenkranz,
Den ließ sie rasch durch zarte Finger gleiten;
Die rothen Lippen murmelten zu Zeiten.
Die göttergleichen, jungfräulichen Glieder
Verrieth das enge, dürftige Gewand;
Der junge Busen sprengte fast das Mieder
Von rothem Tuch, geschmückt mit Schnur und Band:
Es war beinah', als wär emporgestiegen,
Aus der krystall'nen Wohnung ihrer See,
Vor der Madonna im Gebet zu liegen,
Der Adria geheimnißvolle Fee. —
Der Brittendichter störte nicht ihr Beten,
Ist hinter einen Pfeiler scheu getreten;
Und wie er still in ihren Reiz versunken,
Ward seine Seele tief in Liebe trunken. —

O bete nur! Wo diese Blicke haften,
Da ist der Seele stiller Friede hin:
Es sind die Möven wilder Leidenschaften,
Die sturmverkündend schon dein Haupt umzieh'n.
Nicht vor des Meeres, vor des Herzens Stürmen
Mag die Madonna gnädig dich beschirmen;
Vor bitter trübem, schrecklichem Erfahren
Mag die Madonna huldvoll dir bewahren
Dein junges Leben von kaum sechszehn Jahren! —

Jetzt stehst du auf; nun noch ein Kreuzeszeichen,
Geküßt noch der Madonna Kleidersaum.
Lord Byron stehet wie in tiefem Traum.
Doch wie magnetisch seine Blicke streichen, —
Du schreitest froh und arglos aus den Hallen, —
So bist du deinem Schicksal schon verfallen!

4.

Er sah sie oft, er sah sie wieder,
Sie senkte stets die Augenlider
Wenn er an ihr vorüberzog;
Und dennoch blieb ihr Blick verstohlen
Geheftet fest an seine Sohlen,
Bis daß er um die Ecke bog:
Sie möcht' es gar zu gerne wissen
Von welchen tiefen Kümmernissen
Gebleicht dies schöne Angesicht;
Sie möcht' es gar zu gern erfahren,
Warum denn unter Lockenhaaren
So schwermuthsvoll sein Augenlicht!

O! such ihn nimmer zu ergründen,
Den Pfuhl von Schmerzen und von Sünden,
Den eine Männerbrust verschließt;
O singe, spiele, tändle weiter,
O bleib' ein Kind, das froh und heiter
Des Lebens sonn'gen Lenz genießt:
Du würdest schaudernd ab dich kehren,
Gefiele es des Schicksals Neid,
Dir Einen Blick nur zu gewähren
In dies Gewirr von Schuld und Leid.
Dein Mädchenherz, es kann nicht ahnen,
Auf welchen wildverschlungnen Bahnen
Die Männer das Verhängniß treibt:
Und glücklich, die es nie erfahren,
Die noch mit längst gebleichten Haaren
Ein Kind, ein spielendes, verbleibt.

Teresa war in dunklem Drange
Sich ihrer Liebe nicht bewußt,
Es stahl das Mitleid sich als Schlange
In's heil'ge Eden ihrer Brust.
Er war so anders, war so eigen,
Nicht Denen gleich, die ihr genaht,
Und seines Blick's beredtes Schweigen
War mehr als Andrer laute That. —
Stets hielt Teresa im Canale
Nah' bei des Dichters Marmorhaus,
Und bot, genüber dem Portale,
Die Fische ihrer Brüder aus.

5.

Ein Abend war's, ein schöner, märchenbunter.
Die achte Stunde klang herab vom Thurm,
Die Sonne ging so blutigroth hinunter,
Und, die es sahen, prophezeiten Sturm.
Lord Byron stand auf des Palastes Stufen:
He! Gondoliere! klang sein hastig Rufen. —
Ecco Signor'! Doch rath ich ab die Fahrt!
Eh' wir der Gondel leichte Segel braffen,
Ist schon die Wuth des Sturmes losgelassen,
Und schlimmer ist's beklaget als bewahrt!

Ei, sprach der Lord, oft schlürft' ich Weinesflammen:
Laß einmal seh'n wie salz'ges Wasser schmeckt!
Ertrinken wir, nun wohl! so sei's zusammen!
An's Ruder Freund, die Segel aufgesteckt!
Und fürchte nichts! Ich hab' oft heiß und lange
Den Tod erfleht; er wandte ab den Blick!
Drum, guter Freund! sei Dir auch heut' nicht bange:
Du fährst Lord Byron und sein Mißgeschick!

Er trat in's Boot, Pietro an das Steuer.
Sie fuhren schweigend durch die Straßen her,
Und bei der Blitze unstät gelbem Feuer
Erreichten sie das weite, offne Meer.
Bald war ein Ball die Gondel, den die Wogen
Jetzt aufwärts warfen, jetzt zur Tiefe zogen:
Es reizt den Lord dämonisches Behagen
Sich immer weiter in die See zu wagen.

Da tönt ein Hülfeschrei, ein schriller, greller,
Der selbst die Elemente übertäubt,
Und plötzlich zuckt ein Blitz, ein jäher, heller,
Hin über's Meer, das Schaum gen Himmel stäubt:
Nicht allzufern trieb eine Fischerbarke,
Wehrlos der Winde und der Wellen Spiel.
Zum Ruder greift des Dichters Hand, die starke.
Das Glück ist mit ihm; er erreicht das Ziel,
Und hebt Teresa's ohnmachtstarre Leiche
Aus ihrer Barke in sein Boot hinein.
Hin über sein Gesicht, das schöne, bleiche
Zuckt wie ein Blitz ein rother Freudenschein.
Sein ist sie, sein! Er hat sie abgerungen
Dem nassen Tode der sie schon umschloß.
Und mit des Morgens frühsten Dämmerungen
Begrüßet ihn sein banger Dienertroß.
Nun wird die süße Beute wohl geborgen; —
Doch welch Erwachen droht ihr, welch ein Morgen!

6.

Die Brüder hielten sie für ertrunken
Auf der Heimfahrt in dem Meer;
Sie aber lebte, und war versunken
In einen Traum, so schön und hehr:
In den Traum, sich geliebt zu wähnen
Von einem großen schönen Herzen.
Ach! in der Freude stillselige Thränen
Mischten sich bange, leise Schmerzen.
Denn was konnte die Arme ihm bieten,
Ihm, mit dem weltenumfassenden Blick,
Als ihres Leibes süßknospende Blüthe,
Als ihres Glaubens warmduftende Mythe,
Als ihr Leben, ihr ganzes Geschick? —

7.

Seid allzurasch nicht im Verdammen,
Wenn einer Dichterliebe Flammen
Nicht wie ein häuslich Kerzenlicht
Bis auf die letzte Neige flimmern,
Wenn sie wie Meteore schimmern,
Bis daß die Gluth zusammenbricht! —

Nie hat Lord Byron nachgetrachtet
Dem Ruhm des frechen Don Juan,
Der seinem eitlen, tollen Wahn
Geschmückte Frauenopfer schlachtet.
Dämonisch in dem wilden Hirne
Tobt ein gewaltig Element:
Geliebt hat er die Fischerdirne,
Was man so eben lieben nennt. —

Nun ist's vorbei, nun ist's vergangen;
Der Traum ist aus, die Nacht verrann:
Nun halten and're Rosenwangen
Und and're Augen ihn in Bann.
Ach! es versteht so süß zu scherzen
Des Procurators junges Weib!
Wie ruht sich's warm an ihrem Herzen,
An ihrem göttergleichen Leib!
Welch ängstlich, heimlich süßes Bangen,
Wenn er sie in der Nacht besucht;
Welch heißes Sehnen und Verlangen
Nach der verbotnen, schönen Frucht!
Wie ist beredt der Liebe Sprache,
Wenn des Genusses Lust vermehrt
Des eifersücht'gen Gatten Rache, —
Ein drohendes Damoklesschwert. —

Lord Byron war zu groß zum Lügen,
Teresa wußte ihr Geschick:
Sie schien sich still hineinzufügen,
Kein Vorwurf lag in ihrem Blick.
Doch eines Tags, trat sie entschlossen
Hin vor den Lord mit festem Fuß,
Auf ihre Züge hingegossen
Lag still ein eherner Entschluß.
Ich kann nicht länger hier verweilen:
Ich bin zu stolz ein Herz zu theilen,
Und wär' es selbst Dein großes Herz;
So leb' denn wohl! Ich will nicht klagen:
Hatt' ich die Kraft mein Glück zu tragen,
Kann ich auch tragen meinen Schmerz! —

Ein langes, schmerzliches Umarmen —
Er liebte sie, und — läßt sie zieh'n;
Bald schlagen in der And'ren Armen
Des Glückes Wogen über ihn. —

8.

Doch wie mit irrem Flügelschlage
Das Vögelein bei Nacht und Tage
Umflattert das zerstörte Nest:
So hielt es mächtig auch Teresen,
Dort wo sie glücklich einst gewesen,
An der geliebten Stätte fest.

Soll sie zum Vater wiederkehren,
Der sie schon längst verloren hat?
Getrocknet sind ja seine Zähren,
Sein müdes Herz ist kummersatt.
Sie ging und kam, und jeden Abend
So wie der Thau die Blumen mild,
Erquickte ihre Seele labend
Sein unvergeßlich theures Bild.
Da stand sie lauschend am Portale,
Bis daß er in die Gondel stieg,
Und schweigend hinfuhr im Canale,
Vielleicht zu einem neuen Sieg.
Er sah sie wohl, wenn sie so schweigend,
In ihrem unermeßnen Weh
Den schönen Kopf zur Erde neigend,
Dastand gleich einer Niobe.

Doch wie sie eines Abends lauschend
Da saß an des Palastes Thor,
Da schlugen fremde Stimmen rauschend
An ihr erschrecktes, zages Ohr;
Von zwei vermummten Männern Einer
Sprach deutlich daß sie es vernahm:
„Der heut'ge Abend oder keiner
Macht den verfluchten Ketzer zahm!
Will er's mit unsern Weibern treiben,
Lern' er auch kennen unsern Stahl.
Des frommen Paters Ablaßschreiben
Das schützt uns vor der Hölle Qual.
Signor hat hundert Goldzechinen
An seiner Nächte Ruh gewandt,
Die gilt es heute zu verdienen
Mit spitzem Dolch und sichrer Hand:
So wie er in die Gondel steigt
Ein fester Stoß nach diesem Lord,
Daß seine falsche Lippe schweigt
Auf ew'ge Zeiten; — und dann fort!"

So wie Teresa dies vernommen,
War's ihr mit Einem Male klar;
Da ist es über sie gekommen,
Daß sie sein Rettungsengel war.
Für ihn zu fallen durch die Rächer
Treibt sie ein freud'ger Opfermuth.
Sie eilt hinauf in die Gemächer;
Dort liegt sein Mantel, liegt sein Hut.
Du stolzer Lord! Die Fischerdirne
Will jetzt Dein guter Engel sein!
Sie drückt den Hut sich in die Stirne,
Und hüllt sich in den Mantel ein. —
— — — — — — —

Nicht lang darauf ein wildes Rufen:
Dort sind die Mörder! haltet sie! —
Todt liegt Teresa auf den Stufen,
Lord Byron beugt sich über sie.
Sein Hut, sein Mantel, blutumflossen,
Sie deuten ihren Opfertod —
Von Scham und Schmerzen übergossen,
Färbt sich sein Antlitz blutigroth.

Physiognomien des Wiener Lebens.

3.

[Die Presse.]

Man wirft dem östreichischen Volke mit bosbafter Bereitwilligkeit geistige Impotenz, Mangel an politischem Bewußtseln und ein allzu geringes Eingreifen in die Politik unserer Tage vor; man hat sich diese Vorwürfe gewissermaßen schon für alle vorkommenden Fälle zurecht gelegt, um sie dann so schnell als möglich an Mann zu bringen. Das östreichische Volk muß den Sündenbock in dem Verband der Völker abgeben, ihm schreibt man alle Tactlosigkeiten und Verkehrtheiten zu, die vielmehr auf Rechnung eines starren Systems zu schreiben sind das aus Furcht vor Übergriffen alle geistige Lebendigkeit niederhält. Da das System nicht Vorwurf einer öffentlichen Besprechung im eignen Lande sein darf, sollte man wenigstens indirect dadurch wirken, daß man Vorzüge und Gebrechen des Volkes offen aufdeckte, und somit sein schlummerndes Bewußtsein nach Kraft und Möglichkeit weckte. Dies geschieht nicht, und fragt man, wo die Quelle fließe aus der man das trübe Wasser aller seiner vorurtheilsvollen Verdächtigungen schöpft, so muß man, ob sie auch noch aus vielen andern sumpfigen Stellen sickert, die Antwort als schweren Vorwurf gegen ein Institut aussprechen, das immer in behäbiger oder apathisch schlaffer Ruhe die Hände denkfaul in den Schooß legt und nichts thut, sein Volk dessen Rechte es pflichtschuldig zu schützen hätte zu vertreten. Ich meine die Presse, und komme auch alsbald den stereotypen Beschuldigungen entgegen, mit denen diese ihre Misère bemäntelt. Ich weiß daß oft die grünsten und gesündesten Äste und Zweige, die eben die schönsten Blüthen und reifsten Früchte getragen, unter der Scheere als zu üppig wilder Auswuchs fallen. Ich weiß es und liebe nicht die frevelhaft wüthende Scheere, da ich die

freiwaltende Natur liebe. Ich liebe aber auch und bemitleide nicht weiter den Baum, der Tag für Tag und Jahr für Jahr sich in das Mark schneiden läßt, nothdürftig fort vegetirt und nicht lieber ganz und gar verdorrt, wenn ihm stets die besten Triebe abgesägt werden. — Die Presse hat sich nachgerade an dies verkümmerte Dasein gewöhnt, sie läßt sich die letzte Scholle Landes unterwürfig und leichtsinnig unter den Füßen wegpflügen und setzt dem Volk, das nahrhafte Geisteskost verlangt, meist nur den Abhub der Literatur vor.

Es fehlt somit die geistige Vermittelung mit dem Volke durch die einheimische Presse, es fehlt der mächtige Impuls, der es mitten auf den Schauplatz der politischen Ereignisse im staatlichen Leben und der Zustände im Bereiche der Kunst stellen sollte. Der Charakter des Volkes, dem hier das belebende Element gebricht, verliert auf der einen Seite Kraft und Stärke, also das Mark seiner Eigenthümlichkeit, auf der andern Seite die Glätte und Schmiegsamkeit, also das Muttermal der Sicherheit, und muß sich demnach in den Fällen, da er sich in Wort und That ausspricht und ausgibt, entweder energielos und schwach, oder auch ungemeißelt derb äußern.

Das Wiener Leben siecht und verkommt geistig an dieser lahmen Presse, die recht gut und artig mit den Spielmarken des Wortes zu handtieren versteht, die mit ihren Kunststückchen jeden Gaukler zu Schanden macht, nie aber oder nur in den wenigsten Fällen das geschriebne Wort als ein ernstes, heiliges Ding nimmt, mit dem man eben keine müßige Kurzweil treiben solle. Die leidige Gewöhnung an verderbte Zustände hat auch den gebrechlich morschen Zustand der Presse zu hohen Jahren kommen lassen, die Angewöhnung ließ ihre Schlingpflanze weit und breit um sich greifen, daß es zuletzt schwer halten möchte sie von dem alten Gemäuer loszureißen. Die Zugeständnisse der schlimmsten Art, die man dieser Gewöhnung machte, haben hinwieder den zeitweise aufbrausenden Zorn über die Inhaltlosigkeit der journalistischen Presse beschwichtigt. Das englische und französische Volk findet seine geistige Nahrung, das deutsche Volk in vielen seiner Staaten sucht sie mindestens in der Tagespresse, und nur der deutsche Östreicher hat, da er sie nie in der einheimischen Presse gefunden, endlich auch das Suchen darnach aufgegeben und sich, da er vergebens nach Worten gefragt, mit Wortspielereien beschieden.

Mögen die Machthaber immerhin dem Schriftsteller den wohlthätigen und reformirenden Einfluß auf das Gesammtleben des Volkes absprechen, es bleibt dennoch eine historische Thatsache, daß die Schrift oft ebenso viel gilt als eine diplomatische Combination. Die Schriftsteller die in Östreich die journalistische Presse handhaben und vorzugsweise in Wien ihr Standlager aufschlagen, dürfen diesen wohlthätigen Einfluß nimmer beanspruchen, und es muß ihnen wenn sie sich auch mit allen Waffen ihres Witzes dagegen vertheidigen wollen, vielmehr ein verderblicher Einfluß auf die Bildung des Volkes zur Last gelegt werden. Sie werden nicht müde diesen alten Komödienkram und die zerfahrene Budenwirthschaft wieder und wieder, tausend und abertausendmal feilzubieten und ergehen sich in langen und langweiligen Phrasen und Tiraden, den Theaterplunder abzuhandeln als ob von ihm das Heil der Kunst und Literatur abhängig wäre. Dies sind hier die stehenden Rubriken der journalistischen Spalten, welche anderswo Kammerverhandlungen oder Fragen der Zeit, die zum Bewußtsein des Volkes gebracht werden müssen, in verständlicher Fassung ausfüllen. Das Volk, das immer nur liest, wie der Sänger A. hier gesungen und die Tänzerin Z. dort ihre Beine geschleudert, wird zuletzt mit seinem ganzen Denken und Trachten in den schwühlen verpestenden Kunstkreis dieser Misère geworfen und vermag sich nicht so leicht wieder daraus loszuringen, wenn sein Denken und Trachten für ernstere Fragen in Anspruch genommen wird.

Das Leben Wiens, ein jeder Puls- und Herzschlag dieses Lebens, wäre zugleich der mahnende Stundenschlag auch für die unpolitische journalistische Presse, daß sie endlich den geistigen Bedürfnissen eines Volkes nachkomme, das doch nicht allein von Brote leben will. Es fehlen aber eben nur die Federn, die nicht planlos über das Blatt hinfahren, die vielmehr die Vorgänge von wahrer Erhebung berücksichtigen, sie klar und rund erledigen. Es fehlt ein geistiges Hineinleben in den Zustand des Volkes, die liebevolle Hinneigung in sein Gemüth. Die leichtsinnige Verkennung dessen, was mit Recht gefordert werden kann, und seine leichtfertige Zufuhr dessen was überflüssig und unwesentlich heben jenen Mangel nicht auf, sie erregen vielmehr das begründetste Mißtrauen in das journalistische Treiben, das nicht genug bestärkt werden kann.

Ein Zeitblatt sollte als Spiegel dem Volk sein Bild durch die Strahlenbrechung des lichten Wortes zurückwerfen, daß es sich erkenne im Guten und Schlimmen. Wenn es aber immer und immer nur sein Zerrbild oder gar nur eine fremde Fratze heraus-

glotzen sieht, dann ist nur zu verwundern daß es endlich mit der Faust nicht das Glas in Scherben zertrümmert. Eine Literatur, die sich selbst täglich an ihren Trägern in der gehässigsten Weise angreift, die zum allgemeinen Ergötzen häufig einen Hahnenkampf erboster Literaten, der den Titel »Viel Lärmen um Nichts« führen könnte, vor dem Publikum aufführt, muß sich immer mehr herabwürdigen und den Stand ihrer Vertreter so verdächtigen daß alles Vertrauen in ihre Aussprüche in die Brüche geht. Man wird mir entgegnen daß dies auch anderswo so Sitte sei. Dies zugebend vorenthalte ich nicht die Verachtung, die einem solchen ehrlosen Treiben hier und anderswo als Galeerenzeichen aufgebrannt werden muß.

Ein Volk muß seine Schriftsteller achten und lieben können, von denen es sich belehren oder auch nur unterhalten lassen soll. Man wird den Schauspieler, der seine Frau in einem Anfall von Wuth über eine schlechtgespielte Scene auf der Bühne mit Maulschellen tractiren wollte, jedenfalls mit lautem und nachhaltigem Unwillen von der Bühne weisen. In der Literatur aber wird nur allzu oft so geschauspielert, und es ist diese unwürdige Gebarung noch geduldet, denn es setzt eben ein Skandal, das belustigt und die niedrige Meinung des Volkes von den Literaten, die einem wahren Schriftsteller die Zornröthe ins Antlitz jagen muß, mit neuen Gründen stützt und berechtigt. Solche Vorfälle sind hier nicht Ausnahmsfälle und fristen zugleich das Dasein eines oder des andern Wiener Blattes.

Diese Physiognomie gehört mit zur Charakteristik des Wiener Lebens, insofern es in öffentlichen Lokalen sich den geistigen Stoff aus der journalistischen Presse holen soll. Wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es auch heraus! sagt ein deutsches Sprüchwort, und diese meine Worte sind nur halbe Echolaute. Ist dies Gemälde zu grell, so bedauere ich keine andern Farben dazu zu haben.

Die Handhaben der journalistischen Presse haben sich in der letzten Zeit zusammengethan, um die Übelstände derselben in Erwägung zu ziehen und sie so viel als möglich zu verbessern. Ich will den löblichen Zweck dieser Versammlungen nicht in Abrede stellen, sie haben es jedoch darin versehen, daß sie nicht vorerst bei sich selbst angefangen, sondern mit weitausgreifenden Mitteln, denen überdies der Vorwurf der Taktlosigkeit nicht erlassen werden konnte, zu ihrem Zweck gelangen wollten. Sie sind nun nach öffentlichen Berichten auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Wie wird es jetzt mit den Verbesserungen gehalten, die gelobt aber nicht ausgeführt wurden? Diese Frage ist keine Verhöhnung der lobenswerthen Absicht, sie geschah von mir nur im Interesse des Publikums, das sich gewiß die reifsten Früchte von diesen geheimen Berathungen verhoffte. Eine segensreiche Umwandlung der journalistischen Verhältnisse ist bis jetzt nicht erfolgt, und da der geringste Verzug eine gewissenlose Versündigung gegen die Leser ist, kann und darf ich den ganzen schweren Vorwurf den ich ausgesprochen nicht zurücknehmen.

Das Wiener Leben, wie es aus den Spalten der journalistischen Presse lugt, steht nach Allem was ich gesagt auf den untersten Stufen, und es wäre jedenfalls schlimm um das Volk bestellt, wenn es seine geistige Nahrung einzig und allein sich nur aus ihr verschaffen müßte. Dies aber ist nicht der Fall, und ich werde späterhin darauf hindeuten, durch welche Zuggräben und Canäle der Geist der Zeit unaufhaltsam in die Massen strömt, die nicht ganz so roh, plump und bildungslos sich im rastlosen Wechsel drängen und treiben, wie man meist böswillig anzunehmen sich für berechtigt glaubt.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien, d. 24. November.

[Der Judenhaß in Prag, Trauerfälle, Musik und Oper.]

Manche Neuigkeit, die wir erleben, läßt uns zweifeln ob wir auch Kinder unserer als erleuchtet gepriesenen Zeit seien. Fast sollte man glauben daß auf das Jahrhundert der Aufklärung das goldene Zeitalter der Dunkelmänner folgen solle, wenn man sieht mit welcher Frechheit hier und da, und da und dort, auch ganz unbedeutende Menschen auftauchen, die uns wieder zurückwerfen möchten in mittelalterliche Barbarei. In Prag hat ein Professor der italienischen Sprache es gewagt, im Hörsale der Universität confessionelle Scheidewände zwischen den christlichen und israelitischen Schülern aufführen zu wollen. Die israelitischen Akademiker sollten sich, wie dieser Professor plötzlich kommandirte, wie eine gezeichnete Herde, auf den letzten Bänken zusammensetzen. Als einige dagegen protestirten, in einem Hörsaale, wo gewöhnlich Philosophie (!) gelehrt wird, einen Ghetto zu bilden, gerieth der edle Sprachlehrer in unmäßigen Zorn und ein Theil der gut katholischen Studenten wollten die israelitischen Genossen

nach altböhmischer Sitte zum Fenster hinauswerfen. Francesconi, so heißt der aufgeklärte Mann, suchte nun den Sturm den er so muthwillig aufgeregt, zu beschwören, und dictirte als dies einigermaßen gelungen, eine Klagschrift gegen die so bedrohten, lernlustigen Israeliten, wobei er die christlichen Hörer aufforderte, an der Redaction dieses monströsen Actenstückes Theil zu nehmen. Zum Schlusse drang er den Israeliten noch eine christliche Escorte auf, die sie nach Hause geleiten mußte. — Sechzig Jahre nach Joseph's Toleranzgesetzen wird die Aula zum Tummelplatz fanatischer Zuckungen entweiht! In Wien wollte man an diese Neuigkeit Anfangs nicht glauben. Man erwartet daß der Lehrkörper der Prager Universität seine Entrüstung über ein so rohes Benehmen auf eine unzweideutige Art kundgeben werde. Bleibt ein solcher Lehrer, für den man ohne Mühe hundert würdige Ersatzmänner fände, auf der entweihten Lehrkanzel, so wird der aufgemunterte Fanatismus bald weiter gehn, und Verlegenheiten bereiten, die man durch energische Strenge vermeiden kann. — Die Einverleibung Krakau's brach hier 9 bis 10 Tage vor dem officiellen Grabgeläute der Republik durch die verhüllenden Schleier. Schon das bloße Gerücht brachte die Börse in Aufruhr, die Papiere zum Falle. Am 19. gab die Hofzeitung officielle Kunde von Polens allerletztem Athemzuge. An demselben Tage verschied hier die Großfürstin Maria Michaelowna, so daß Polen und Russen Stoff zur Trauer hatten. Am 21. ward die Leiche der Großfürstin in die russische Botschaftskappelle übertragen. Der feierliche Zug ging zwischen sieben bis acht Uhr Abends durch die Alleen des Glacis die hier und da ihre welken Blätter auf den prächtig geschmückten Sarg streuten. Ich will bei dieser Feierlichkeit verweilen, weil oft das Hofceremoniel bedeutend erscheint. — Den Zug eröffnete ein Detaschement Husaren, dann folgten zwei k. k. Palefreniers zu Pferde und mit Laternen, und k. k. Kammerfouriere. Hinter diesen schritt der erste Secretär der russischen Botschaft mit den Insignien des Katharinenordens auf einem Sammtkissen; dann folgten paarweise die Sänger der Botschaftskapelle und Popen. Den Hofleichenwagen zogen sechs weiße Rosse. Den Sarg bedeckte eine Decke von Goldstoff mit Hermelinverbrämung. K. K. Unterkammer-Thürhüter mit Fackeln, Leiblakaien, Trabantenleibgarden und russische Hofcavaliere umgaben den Wagen, dem der tiefbetrübte Vater der Verewigten, der Großfürst Michael, mit seinem Hofstaate und mehreren hier anwesenden russischen Cavalieren folgte. Grenadiere bildeten Spalier, sechs Hofwägen und ein Detaschement Husaren beschloßen den Zug. Die Wache, an der er vorüberkam, trat in's Gewehr und rührte das Spiel. Vor der Wohnung des russischen Botschafters wurde der Sarg von dem Großfürsten und seinem Gefolge von dem Wagen gehoben, und unter Vortritt k. k. Edelknaben und Leibgarden in die Botschaftskapelle getragen, wo die hier anwesenden Erzherzöge, die Herzogin Pauline von Nassau, der Oberstkämmerer Graf Moritz Dietrichstein und mehrere k. k. geheime Räthe und Kämmerer versammelt waren. Die Leiche ward auf den Katafalk gehoben, um welchen k. k. Leibgarden sich reihten. Mit dem nun folgenden Trauergottesdienste endete die Feier. Am 22. und 23. blieb die Leiche ausgestellt. — Noch einen fürstlichen Todesfall muß ich in die Chronik aufnehmen. Am 6. starb nämlich hier die Fürstin Eleonore zu Schwarzenberg. — Gehen wir jetzt von dem düstern Gebiete der irdischen Vergänglichkeit in die heitern Räume der Kunst über. Am 12. brachte die Gesellschaft der Musikfreunde Mendelsohns Paulus zum zweiten Male zur Aufführung, die erste hatte am 8. stattgefunden. Daß dieses großartige Werk zwar mit Beifall, aber nicht mit Enthusiasmus begrüßt wurde, liegt theils im Umfang und in der Tiefe des Werkes, theils darin, daß in den gewaltigen Tonmassen, die man mit aller Anstrengung und bei einer Zahl von 1000 verschiedenartig begatten Mitwirkenden nicht aufs genaueste zu beherrschen vermag, manche Schönheit verloren geht oder verschwimmt; endlich wohl darin daß der Bekehrungseifer eines Paulus, und wäre er selbst von Engelchören in Musik gesetzt, indifferente Seelen nicht zu erregen vermag. Demoiselle Karoline Meyer, von Leipzig hieher berufen, sang die Sopran-, Dem. Betti Burg die Altpartie. Beide bewährten ihren Beruf zu solchen Leistungen. Meister Staudigel und Hr. Lutz, dann die Dirigenten Schmiedel, Klein, Fischof, Helmesberger und Krall erwarben sich um diese großartige Schöpfung ein ehrenwerthes Verdienst. — Im Theater au der Wien trat der als Liedercomponist bekannte F. C. Fuchs mit einer Oper: Gutenberg (Textbuch von Otto Prechtler) vor das Publikum. Der Gutenberg mußte hier in einer Vorstadtbühne seine Unterkunft suchen, nachdem er in Brünn und Grätz Beifall gefunden. Die Oper enthält vortreffliche Nummern, Chöre, Duette und Soli, und zeugt von einem schönen Talente. Der Componist, und die Darsteller der Hauptpartien, Staudigl (Faust), Ditt (Gutenberg) wurden wiederholt gerufen. Warum ward dies Werk nicht im Hofoperntheater gegeben? Reicht ein kaiserlicher Zuschuß von 75,000 Fl. C.-M. nicht hin, die wälschen Directoren zu bewegen, hin und wieder ein offenbares Talent aufzumuntern? Jetzt, da ihr Regiment zu Ende geht, sollte man ihnen als neue Pachtbedingung aufgeben, auch deutschen strebsamen Talenten wirksam unter die Arme zu greifen. Nur auf diese Weise kann die enorme Zuschußsumme Nutzen für das Land bringen. In demselben Hoftheater sahen wir ein neues Ballet, die Zauberlampe, die weniger Licht gab als eine Pfennigkerze, und in der Langenweile verlosch, die sie in reichem Maße hervorbrachte. — Der Todtentanz mit unsern Censoren ist noch nicht zu Ende. Jüngst verblich Hr. Hohler k. k. Büchercensor. •

Aus Berlin.

[Frau Luise Aston.]

Zu den früheren Ausweisungen die ernster und trüber Natur waren, gesellte sich eine neue die für uns fast von komischer, oder bei dem flammenden Ernst der betheiligten Personen von tragikomischer Wirkung ist. In einer kleinen, zu Brüssel erschienenen Broschüre: „Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung" erzählt uns Frau Luise Aston die Geschichte ihrer Verbannung. Diese Verbannung beschränkt sich für dies Mal auf die Hauptstadt Preußens, denn die geschiedene Frau eines Engländers Aston, geborene Hoche, Tochter eines Superintendenten, hat durch Geburt im Lande ihr Heimathsrecht. Zeitungsartikel die sie für verleumderisch erklärt, brachten sie in den Verdacht einen Frauenemancipationsklubb stiften zu wollen. Sie behauptet kein anderes Vergehen sich beimessen zu können als den Umgang mit geistreichen Männern aufgesucht und Cigarren geraucht zu haben; alles

andere was man ihr vorwerfen könne, liege — im Reiche der Idee, in ihren Ansichten. Nach ihrer Erzählung hat ein Polizeibeamter ihr unter der Form einer harmlosen Conversation ihr Glaubensbekenntniß abgelistet und heimlich zu Protocoll nehmen lassen. Auf Grund ihres fahrlosen Geschwätzes erschien sie nun plötzlich Schwarz auf Weiß als Atheistin. Es ist nicht zu leugnen daß dieser „weibliche Charakter" mit heiligen Dingen, wo nicht spielt, doch renomirt. Auf der andern Seite nimmt es diese Frau, die sich nicht blos auf George Sand, sondern auch auf eigne unglückliche eheliche Schicksale beruft, doch wieder mit ihren Irrthümern so leidenschaftlich ernst daß uns bei dem feurigen Ausbruch ihrer Exaltationen eine Rührung anwandelt. Es will uns scheinen als habe eine Partei ein Spiel mit ihr getrieben und in der That hörten wir von einem Aston-Klubb der es sich zur Aufgabe gestellt die vielleicht an sich unbedeutende Frau wichtig und berühmt zu machen; was denn auf die Gefahr der Frau selbst fast gelungen sein könnte. Auch die Broschüre scheint uns an mehreren Stellen soufflirt zu sein. Die Art und Weise freilich wie Madame Aston z. B. von Köpenik aus die Götter Griechenlands anruft und über die verlorene Freiheit des hellenischen Lebens jammert, hat dazwischen wieder so viel weiblich Barockes daß sie der komischen Wirkung nicht entgeht. Nicht blos das Unglück, auch eine phantastische Verschrobenheit macht beredt. Steckt hinter der Beredtsamkeit dieser Broschüre eigenes Talent, so wird Luise Aston für Deutschland nicht verloren gehen, auch wenn sie persönlich für Berlin zu existiren aufhören muß. Sie schildert ihren Verkehr mit Polizeisecretären, Polizeiräthen und Polizeipräsidenten, theilt ihre Eingabe an den Minister des Innern und endlich ihr Schreiben an die allerhöchste Stelle mit. Bei Erwähnung der Audienz die ihr der Minister gewährte, gibt sie das Stück eines Dialogs, der in ihrer Darstellung ziemlich burlesk wird. Man höre!

„Minister: Sie haben sich so frivol und außergewöhnlich benommen, Madame Aston, daß ich mich wundern muß, wie Sie es wagen, gegen Ihre Verweisung zu protestiren.

Ich: Ich weiß nicht was Ew. Excellenz frivol nennen?

Minister: Warum stellen Sie Ihrem Glaubensbekenntnisse voran daß Sie nicht an Gott glauben? —

Ich: Weil ich nicht heuchle, Excellenz!

Minister: Man muß Sie an einen kleinern Ort verweisen, wo Sie der Verführung nicht so ausgesetzt sind, um wahrhaft für Ihr Seelenheil zu sorgen.

Ich: Aber meiner schriftstellerischen Carriere wegen ist mir der Aufenthalt in Berlin wünschenswerth, wo ich stets neue geistige Anregung finde.

Minister: In unserem Interesse ist es keineswegs daß Sie Ihre künftigen Schriften die gewiß so frei wie Ihre Ansichten sind, hier verbreiten.

Ich: Nun, Excellenz, wenn sich erst der preußische Staat vor einer Frau fürchtet, dann ist es weit genug mit ihm gekommen!

Minister: Ich bin beschäftigt — (ab.)"

Ihre Anklage ging darauf hin daß sie „Proselyten für ihre Unsittlichkeit" mache. Nach ihrer Behauptung besteht aber ihre Unsittlichkeit nur im Cigarrenrauchen und — in ihren Ansichten. Von diesen macht sie denn auch vor dem Publikum kein Hehl. Die Phrase von der Emancipation der Weiber erscheint hier in einem ungewöhnlichen Fanatismus, obschon nichts neu daran ist als eben die Heftigkeit des Ausdrucks. „Ich glaube allerdings nicht an die Nothwendigkeit der Ehe," sagt sie S. 45 blank und einfach, „weil ich weiß daß ihr Glück meistens ein erlogenes und erheucheltes ist, daß sie in ihrem Schooße alle Verwerflichkeit und Entartung verbirgt. Ich kann ein Institut nicht billigen das mit der Anmaßung auftritt, das freie Recht der Persönlichkeit zu heiligen, ihm eine unendliche Weihe zu ertheilen, während nirgends gerade das Recht mehr mit Füßen getreten und im Innersten verletzt wird; — ein Institut das mit der höchsten Sittlichkeit prahlt, während es jeder Unsittlichkeit Thor und Thüre öffnet; das einen Seelenbund sanctioniren will, während es meistens nur den Seelenhandel sanctionirt. Ich verwerfe die Ehe, weil sie zum Eigenthume macht was nimmer Eigenthum sein kann: die freie Persönlichkeit; weil sie ein Recht gibt auf Liebe, auf die es kein Recht geben kann; bei der jedes Recht zum brutalen Unrecht wird. In den Instituten liegt die Unsittlichkeit nicht in den Menschen; in den Menschen nur insofern als ihnen Einsicht und Kraft fehlt, um bessere Verhältnisse zu schaffen. Doch in unserem Jahrhundert liegt diese Sehnsucht, dieser hoffnungsreiche Drang und Trieb nach freieren Gestaltungen, welche endlich das rein Menschliche zu seinem Rechte kommen lassen. George Sand tritt in uns als die Prophetin dieser freien schönen Zukunft entgegen, indem sie die Zerrissenheit und Nichtigkeit der jetzigen Verhältnisse mit unendlicher Wahrheit schildert. Durch die ganze neuere französische Literatur geht dieser Zug des Schmerzes und der Sehnsucht, der heiligen oft entweihten Liebe einen Tempel zu bauen. Dies ist die einzige Frauenemancipation, an der auch meine Sehnsucht hängt, das Recht und die Würde der Frauen in freieren Verhältnissen, in einem edleren Cultus der Liebe wieder herzustellen. Sich selbst wegwerfen ist die höchste Schande, und gerade diese Schande wird durch die Ehe vor aller Welt zur Ehre gestempelt." — Wenn die Polizei es übernimmt die Meinungen verschrobener Köpfe zu verdammen, dann hat die Literatur freilich kaum noch nöthig, mindestens nicht mehr die Lust, dieselben zu verurtheilen. So lange es eine Sittenpolizei gibt, — und diese wird es geben so lange der Staat provisorische Formen hat, — so lange kann diese gegen literarisch geäußerte Ansichten die das Institut der Ehe, diesen Grundpfeiler der moralischen Ordnung, für unsittlich erklären, freilich nicht gleichgültig sein. Ist jedoch das Verfahren gegen Luise Aston so wie es in der Broschüre erzählt wird, hat man ihr das Glaubesbekenntniß des Atheismus wie sie erzählt, abgelistet, dann bedauern wir um so mehr daß man der öffentlichen Moral der Nation die doch auch in der Literatur trotz falscher polizeilicher Maßregeln noch nicht ganz zum Schweigen gebracht ist, nicht zutraut Verirrungen und Verlorenheiten solcher Art auf ihr inhaltleeres Nichts zurückzuführen. △.

Aus Berlin, d. 25. November.

[Frau Birchpfeifer.]

Beim wunderbaren Gott, dies Weib ist — groß! Eine Johanna d'Arc des Drama's, diese Charlotte Birchpfeifer! Wir sind gerettet, auf ewig gerettet, denn sie hat sich auf's

Moralische, auf die Tendenz gelegt. Eine wahre Arche Noah von Charakteren ist dies Originalschauspiel (in fünf Abtheilungen natürlich und mit einem Nachspiele) das sich „Eine Familie" nennt. Da haben wir den einen Sohn, der leiht auf Pfänder; der andere ist ein Verschwender; eine Tänzerin die tugendhaft ist und in wirklicher Wahrheit liebt, eine Mutter von so strenger rauher Tugend daß ich Gott danke daß sie nicht die meine ist, worin ich noch mehr durch die Darstellerin der Rolle, Madame Birchpfeifer, bestärkt werde; einen alten Gecken als Onkel, einen Marquis der Börsenspiel und Intrigue mit gleicher Ungeschicklichkeit besorgt, und das Alles mit einer doctrinären Sauce begossen, die wunderbar heterogene Ingredienzien enthält. Wir lernen von Frau Birch daß zwar Unterschied der Stände sein muß, daß aber die Kinder nicht mit nackten Beinchen gehen, nicht französisch plappern sollen, daß die ganze moderne Erziehung nichts taugt, daß es unklug ist, wenn Wucherer, um betrügerischen Bankerott machen zu können, eine Bagatelle von 400,000 Thlrn. oder so etwas auf einer alten Polterkammer verbergen und dabei Stühle umwerfen. Aber vor allen Dingen lernen wir, was man heutzutage mit dem Publikum aufstellen kann. Nur einem höchst gebildeten Publikum darf der Dichter die Arbeit überlassen, jene feinen Nüancirungen der Charaktere selbst hinzuzufügen durch welche sie erst das volle Leben, wirkliches Fleisch und Blut erhalten, der Dichter selbst hat dazu natürlich keine Zeit und wenn auf dem Theaterzettel hinter dem Titel die Bemerkung fehlt „in Eile", so geschieht das lediglich, weil Theaterzettel keine Briefe sind. Das Schauspiel ist in derber Manier à la Michel Angelo K a r b a t s c h i o geschaffen und wenn diese Poesie keine Tochter Eva's ist, mit der zu sündigen wir Lust empfänden, sondern ein recht massiver Kerl, so ist die Überraschung um so größer. Gott, was leistet nicht heutzutage Alles das schöne Geschlecht, diese Perle der Schöpfung, von der man bisher nur Zartheit der Empfindung gewohnt war! Frau Birch setzt sich einen centnerschweren Amboß auf den Busen und läßt die Schauspieler mit Effecthammern darauf herumschlagen, ohne daß es ihre gigantische Natur rührte; wenn sie eben so classisch gebildet wäre, als sie naturwüchsig ist, würde sie vielleicht sogar während der Meßbudenproduction noch den Vers citiren: Illi inter sese magna vi brachia tollunt! Nehme die genialische Frau hiermit unseren gefühltesten Dank entgegen; er ist natürlich unbedeutend gegen die Tantième, die ihr das Stück einbringen wird, aber ein Schelm gibt mehr als er hat und ich empfinde schon Gewissensbisse daß ich die sechzehn Groschen, die ich auf den Genuß ihres Drama's gewendet, nicht zurückgelegt für Baumwolle zum Anstricken der Strümpfe meiner zu hoffenden Generation, denn es gibt, wie ich jetzt gestehen muß, nichts Unanständigeres als eine nackte Kinderwade. Möge die erhabene Dichterin noch lange in unbeschränktem Besitze aller deutschen Bühnen bleiben zum Glücke für die Kunst, zur Wonne der als Financiers berühmten Generalintendanten, wie zur Nacheiferung sich entwickelnder Dramendichter, und möge endlich Herr von Küstner, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, sie zum Dramaturgen des Berliner Hoftheaters machen, womit Herr Rötscher im absoluten Gefühle seines speculativen Sittlichkeitsprincips gewiß sehr einverstanden sein wird. — Sie begreifen daß mir das Herz zu voll ist, um Ihnen noch heute etwas anderes berichten zu können, ich habe nur e i n e n Gegenstand besprochen, *ἓν ἀλλὰ λέοντα!* †.

[Hans Christian Brandes.]

In der deutschen Theatergeschichte kennt man diesen Gilblas der in Elend geboren, als Lehrjunge auf den Verdacht eines Diebstahls floh, voll Verzweiflung in die weite Welt lief, als Bedienter eines Wunderdoctors in Polen, als Handwerksbursch und Bettler vagabondirte, von Hunger und Jammer gequält sich endlich vor den damals noch unehrlichen Thespiskarren einer herumirrenden Truppe spannte und so als Zeitgenosse Lessings der Kunst entgegenreifte. Seine Selbstgeschichte ist aus dem J. 1798, schildert aber wesentlich die Theaterzustände zur Zeit vor und während des siebenjährigen Krieges. Willibald Alexis, der uns die Gestalt Moritz-Reiser's wieder vorführte, gibt uns in der diesjährigen P e n e l o p e auch einen Abriß von Brandes' Jugendgeschichte, die er mit Humor recapitulirt und mit seinem Talent zur niederländischen Komik ausstattet. Besonders anziehend ist die Schilderung der Schuch'schen Theatergesellschaft die noch Komödien aus dem Stegreife aufführte, in denen Schuch selbst als Hanswurst glänzte, und die damals zwischen den preußischen Städten Breslau, Berlin, Stettin und Königsberg wanderte. Brandes selbst war ein Stettiner. Alexis nennt es eine Ironie des Schicksals daß dieser trocknen Philisterseele in ihrem Lebenslaufe soviel burlesker Spaß widerfuhr. Brandes kann in seiner Lebensgeschichte aus Elend und Jammer gar nicht auftauchen und berichtet seine Entwickelung zum Theaterdichter und Director wie eine ächte Hausknechtsnatur.

[Jordan's Geschichte von Hayti.]

Es sind einige Jahre her als uns Theodor Mügge in seinem Roman Toussaint Louverture die Revolution des Negervolkes auf St. Domingo schilderte. Es war ihm, däucht mir, sehr wohl gelungen die tropische Gewalt dieses paradiesischen Eilandes und die vulkanische Natur seiner schwarzen Menschen mit heißen Farben zu malen. In vier Jahrhunderten haben hier vier verschiedene Bevölkerungen mit unerhörten Gräueln gegen einander gewüthet und den Boden wechselweis mit ihrem Blut getränkt. Die ursprünglichen Eingebornen verbluteten unter den Händen der Spanier; diese wichen den Franzosen, bis endlich deren eigene Revolutionsideen ihnen auf Hayti ein Grab bereiteten und die Schwarzen im erwachten Gefühl ihrer Menschheit unter Blut und Thränen den Platz behaupteten. Das afrikanische Element der Menschheit ist auf Hayti zuerst in die berechtigte Reihe der Völker getreten, die Theil an den höchsten Gütern und Theil an der Weltgeschichte haben. Dieselbe verachtete Race die die Bosheit der Civilisation absichtlich verwahrloste, dieselben Menschen die man ihrer wilden Heimath entrissen und wie Vieh behandelt, die der Übermuth der Weißen für ein Mittelding von Mensch und Affe erklärte, haben nun die Idee der Freiheit erfaßt, den Peinigern die Sklavenpeitsche entrissen, wie Helden das Schwert geführt und sich ihre eigene gesellschaftliche Ordnung gegeben.

Dies auf kleinem Raume war das große Schauspiel auf St. Domingo. — Von Wilhelm Jordan aus Königsberg, dessen Name in anderer Weise vielfach genannt worden in Leipzig, erhalten wir eine pragmatische Geschichte Hayti's, dessen erster starker Theil (Leipzig, Jurany) uns bereits vorliegt. Jordan nennt die Geschichte Hayti's ein großes Stück Naturgeschichte des Menschen. Die Bedeutsamkeit seiner Aufgabe faßt er im Eingang in folgenden Worten zusammen: „Es ist ein geringer Theil des Erdballes dessen Geschichte ich schreibe. Wenn aber nicht die Größe des Schauplatzes, sondern das Bedeutsame und Eigenthümliche der Handlung den Werth eines Dramas bedingen, so kann sich Hayti mit seiner Geschichte jedem Lande der Welt dreist an die Seite stellen. Einzig in ihrer Art steht diese Insel da mit der Eigenthümlichkeit der Ereignisse, die ihre Natur bedingt hat, mit der Kürze der Zeit in der sie alle Stufen durchlaufen, die anderwärts Jahrtausende gekostet, mit der unglaublichen Gewalt und Furchtbarkeit der Leidenschaften, die auf ihr Vernichtungskriege geführt, mit ihrer durchaus neuen, in der Vergangenheit beispiellosen Gegenwart endlich, welche zum ersten Mal ein bisher träges Hauptelement des Menschengeschlechts, das afrikanische, hineinmischt in das vorwärtsschreitende politische Leben der Völker. Hayti ist die verjüngte Bühne einer in vier Jahrhunderte zusammengedrängten Weltgeschichte. Es zeigt uns in einer nahen Vergangenheit den Urzustand der Völker, von dem uns sonst nur das Dämmerlicht der Sage schwache Kunde gibt. Wir sehen die Kultur wie sie selbst noch barbarisch und nur von Habsucht und religiöser Schwärmerei getragen, plötzlich hereinbricht in das Paradies des harmlosen Naturvolkes als ein erbarmungsloser Cherub, es mit dem Flammenschwert des Fanatismus zu vertreiben, zu vernichten. Mit den Flibustiern tritt in verjüngter Gestalt das Faustrecht des Mittelalters auf die Scene, um sich rasch zu einer Art von Feudalwesen zu gestalten. Aber nicht selbständig vermag dies den Übergang zur Gesittung zu bewerkstelligen. Die Leibeigenschaft genügt ihm nicht als tragende Grundlage, ist auch unhaltbar wie überall, wo es Ländereien in Überfluß gibt. Sie steigert sich zur Sklaverei und so wird von Afrika der Hauptkeim der Entwicklung hinüberverpflanzt. Wir lernen wie das gräßlichste Nachtstück der Geschichte mit Nothwendigkeit in sein Gegentheil umschlagen muß: wie gerade die gewaltsame Verthierung einer Spielart unsrer Gattung dazu führt, sie endlich herauszureißen aus ihrer rohen Naturversunkenheit und sie emporzuheben zum Lichte der Bildung." Jordan sieht in Hayti einen Miniaturspiegel für die Zukunft Europa's die nicht ausbleiben werde wenn der Angstschrei der unteren Träger unserer gesellschaftlichen Ordnung sich zur Selbstbefreiung gezwungen sieht. Auch Hayti habe 1789 eine staunenswürdige Kultur gehabt, aber nur durch entsetzlichen Menschenverbrauch. Die Fesseln wurden gewaltsam gesprengt, im wilden Vernichtungskrieg ging die ganze empergeschwindelte Herrlichkeit in Trümmer, die Kultur wurde fast zu Barbarei und erst nachdem ihr Paradies zur Wüstenei geworden, erbten es die armen schwarzen Sieger. — Die wissenschaftliche Kritik mag Jordan's Arbeit beurtheilen wenn sie vollendet vorliegt. Uns genügte es hier das Buch vorzuführen und den Standpunkt des Verfassers anzudeuten.

[Marheineke.]

Es war wie ein Vermächtniß als Philipp Marheineke kurz vor seinem Tode die Geschichte der Reformation, die er früher in einem größern und gelehrten Zusammenhange geschrieben, noch einmal kurz und faßlich zusammenstellte und, wie der Titel der kleinen wohlfeilen Schrift besagt, dem deutschen Volk erzählte. Als Motto dazu wählte er Luther's Wort aus dem J. 1530 an den Kurfürsten von Mainz: „Ich kann's ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arme, elende, verlassene, verachtete, verrathene und verkaufte Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande." — Aus Marheineke's Nachlaß haben wir eine Auswahl seiner Vorlesungen zu erwarten welche Vatke in Berlin und Matthies in Greifswald herauszugeben gedenken. Beide sind jüngere Freunde des Meisters, Beide Religionsphilosophen einer Richtung von der man sagen kann sie habe mitten inne zwischen den Extremen der Gefühlsfrömmigkeit und der nüchternen radicalen Kritik der Religion den Kern des Christenthums philosophisch festgehalten. Marheineke's Dogmatik erschien bereits früher in zweiter, seine Symbolik in dritter Auflage, deutsch und lateinisch. Neu wird uns seine Ethik und seine Dogmengeschichte sein. Von seinen Predigten erschien ebenfalls schon vor Jahren eine Sammlung. Sie suchen an Gedankengehalt ihresgleichen, wirkten aber in ihrer nicht immer zugänglichen Form weniger von der Kanzel herab, von derselben Kanzel die auch Schleiermacher allsonntäglich in der Dreifaltigkeitskirche bestieg. Gegen diesen glücklicheren Meister des lebendigen Wortes trat Marheineke als Redner zurück; seine Predigten waren in sich geschlossene, fest und systematisch gegliederte Abhandlungen zu deren Verständniß der Laie sich mitunter erst den Schlüssel von der Philosophie borgen mußte. Die deutsche Wissenschaft wird sich aber den Kern der Forschungen Marheineke's nicht entgehen lassen.

[Friedrich Leopold Stolberg.]

Der alte Voß schrieb seiner Zeit ein Buch worin er baar und blank nachwies wie „Fritz Stolberg ein Unfreier geworden." Ein Biograph hätte jetzt die Aufgabe in der Natur Stolbergs leidenschaftslos nachzuweisen wie dessen innere Hülfsbedürftigkeit ihm eine Nöthigung zum Übertritt zur alten Kirche gewesen, wie er nirgend sonst Beruhigung gefunden. Statt den Übertritt Stolbergs psychologisch zu erklären, hat Alfred Nicolovius eine Philippica gegen das Lutherthum als „die Mutter des Antichristianismus" geliefert und die Sache des Übertritts systematisch vertheidigt. Seine Schrift über Stolberg ist blos eine wirre Parteischrift für den Proselytismus. — Wir lesen in den „Blättern für literarische Unterhaltung" einen interessanten Artikel von Dr. Wilhelm Wolfsohn der uns dies bestätigt. (Der Verfasser, aus Odessa gebürtig, hält gegenwärtig in Leipzig literaturgeschichtliche Vorlesungen.)

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 12. Decbr. | 2ter Band. 24. Lieferung.

Saint Germain in Genua.

Nach italienischen Familienpapieren.

Am nächsten Morgen*) erhielt ich folgende Zeilen von Signor Durazzo. »Werther Freund,« schrieb Filippo, »ganz Genua ist voll von den Wunderkuren die der Abbé Germain verübt. Er hat erst gestern wieder einen Heilversuch gemacht der uns Alle in Staunen setzt. Und während er Tolle vernünftig macht, so macht er die Vernünftigen fast toll. Fürwahr, er muß große geheime Naturkräfte besitzen. Und seine Kunst ist zugleich unterhaltend. Er gibt heut Abend meinen Gästen ein Schauspiel der niedern Magie; die höhere behält er sich für Eingeweihte vor. Ich bitte Euch, kommt und lernt unsern Germain kennen. Es ist erlaubt, in Masken zu erscheinen; also ficht es Euern Stand nicht an. Monseigneur Bernis ist ebenfalls von der Gesellschaft. Mich dünkt, es könnte Euch zerstreuen. Ihr verdüstert in dem engen Käfig unter Kranken und — unter Büchern die vielleicht noch kränker sind.«

Der Räthselhafte, dem ich in San Lorenzo begegnete, steht wirklich im Rufe Wunder zu thun; nur geht er damit nicht betend in's Kämmerlein, wie der Rabbi; er gibt seine Vorstellungen bei offener Thür und in den Hallen der Reichen. Filippo Durazzo der ihn schon von Paris her kennt, hat ihm seinen Palast zur Verfügung gestellt, und in den Sälen des glorreichen Hauses, wo die Bilder alter Dogen und Senatoren hängen, treibt ein Kobold seinen seltsamen Spuk. Ich hörte das von den Leuten im Collegium; man sagte, Signora Durazzo habe neben ihrem jugendlichen Gatten ein besonderes Gelüst nach einem Verjüngungstrank. — Ich machte mich auf nach der Villa Durazzo, sobald der Tag sich neigte.

Es war ein lärmendes Gewühl in den schönen Marmorhallen. Die Erlaubniß in Masken zu erscheinen, war zum Besten hoher Herren von der Kirche gegeben, die gern unerkannt an den Lustbarkeiten der üppigen Welt Theil nehmen. Mein schwarzes Ordensgewand wäre Maske genug für mich gewesen, aber ich hatte mich doch in einen farbigen Domino gehüllt. Wie ich im Vorzimmer an der Spiegelwand vorüberschlich, mußte ich über die Mummerei lächeln zu der ich mich ohne Zweck und Anlaß verstand. Die Räume der Villa waren auf das festlichste geschmückt; die Dame des Hauses schien es sich zur besondern Aufgabe gemacht zu haben den gesunkenen Glanz der Familie ihres Gatten wieder zu heben. In den Adern der Signora Durazzo war von Alters her ein Tropfen spanischen Blutes und so brachte sie in den neuen Haushalt zugleich eine Grandezza die der fast französischen Beweglichkeit des jungen Hausherrn ein Gleichgewicht gab.

Vom bunten Gewühl und vom blendenden Glanz der Kerzen ermüdet, trieb es mich in die Nebengemächer zurück. Kaum hatte ich mich in einer entlegenen, von Weinranken umschirmten Grotte niedergelassen, als ein Schwarm junger Nobili dicht vor mir um den kühlenden Springbrunnen, der das Moos der Grotte mit duftendem Wasser benetzte, Platz nahm. Sie

*) Siehe in der vorigen Nummer unseres Blattes den Artikel: Ein Jude aus dem vorigen Jahrhundert.

lüpften die Masken, nahmen Eis und ergingen sich in ungehindertem Austausch. Es waren einige französische Cavaliere unter ihnen, die ich früher in der Umgebung des Monseigneur Bernis gesehen hatte; aber die französische Sprache war in Genua aller Welt geläufig und auch die Nobili der Republik verriethen die Pariser Schule und schienen geübt in der Sprache der Medisance. Die Unterhaltung geschah boshaft genug auf Kosten der Dame des Hauses. Ihr zu gefallen, sagte der Eine, werden wir die ganze Nacht die Maske nicht ablegen dürfen; sie liebt es eine Larve über der Larve zu tragen.

Der Zaubermann, lachte ein Anderer, sollte ihr sein Elixir nicht vorenthalten! Aber vielleicht scheitert an ihr seine Kunst, das flüchtige Alcohol der Jugend zu fesseln.

Sein Mittel müßte rückwärts wirken! flüsterte ein Dritter.

O, diese Kraft hat sein **aurum potabile**, das trinkbare Gold, das er für geprägtes verabreicht! Seht dort den alten Herrn, den die Zaubermittel des Abbé Germain schon ganz in die Kindheit zurückversetzt haben!

Es war der Bruder der Signora Durazzo, ein alter Hagestolz, der seine spanische Abkunft in dem feierlichen Pathos seiner Haltung zur Schau trug. Er war lange Zeit am Hofe zu Madrid gewesen und als spanischer Gesandter bei der Republik beglaubigt. Er schritt auf den rothen Absätzen seiner Schnabelschuhe wie auf Stelzen einher, den Orden des Vließes ließ er auf der Brust unter seinem Domino hervorschimmern, der ungewöhnlich lange, weithin gestreckte Degen störte unaufhörlich seine Umgebung und verwickelte ihn links und rechts in ein Gewebe von Complimenten, die er gern zu veranlassen schien. Dem Alten folgte, wie er an uns vorüberschritt, das unterdrückte Lachen der lustigen Spötter. — Den hat der Abbé sicher! flüsterte der Eine, der Alte schlürft Tag und Nacht vom Verjüngungstrank, bis er kindisch wird.

Ihr nennt den Zauberer Abbé? fragte ich, aus dem Versteck hervortretend und mich an den Redner wendeud dem ich in Turin begegnet war. Die Gesellschaft brach auf; nur der Angeredete hielt mir Stand. Ist Germain französischer Geistlicher?

Er nennt sich Abbé, war die Erwiderung.

Und mit welchem Rechte? fragt' ich.

Mit dem Rechte das sich jeder nimmt, war die Antwort. Man hält in Gesellschaft jeden für das, wofür er sich gibt. Einige halten ihn für einen orientalischen Juden der sich taufen ließ, die Weihen empfing, dann excommunicirt wurde und nun eine neue Religion stiften will. Nach Andern ist er Euer Landsmann, aus Piemont gebürtig. Eure Berge stecken ja wohl voller Wunder und Wunderlichkeiten.

Ihr scheint Beides zusammenzuwerfen! sagte ich ernst. — Er verließ mich mit einem gelangweilten Blicke.

Nach einem Rundgange den man Paarweise, die Dame des Hauses an der Hand des Monseigneur Bernis, durch die glänzenden Räume der weitläufigen Villa gemacht, zerstreute sich die Gesellschaft von neuem nach Lust und Gefallen. Mich verlangte danach, Bernis nach dem Abbé Germain fragen zu können. Es hielt schwer, sich jenem zu nähern; alle Welt hatte ihn in seiner Maske erkannt und drängte sich um ihn. Er war, wo er stand und ging alsbald der Mittelpunkt eines Kreises, der sich um ihn bildete. Bald streute er alten Excellenzen Weihrauch und wußte sie durch seine vertrauliche Bescheidenheit zu gewinnen, bald neckte er einen Schwarm junger Flatterköpfe mit kecken Einfällen. Den Damen gegenüber war er ganz Bouquet vom Parnaß, wie Voltaire ihn nannte. Die Liebesgötter spielten Versteckens hinter der Anmuth seines Witzes, während er doch in keinem Augenblicke das Zutrauen verscherzte das seiner ursprünglich geistlichen Würde zu Gute kam. Er schien hier der Einzige zu sein der von dem charakterlosen Wirrwar der feinen Bildung mit Bewußtsein Genuß und Vortheil zog. Bernis war in der Gesellschaft der eigentliche Wundermann, während wir noch immer vergeblich auf die Thaten des Magiers harrten.

Bernis war, von einem Schwarm junger Amouretten gedrängt, auf den Balcon der Villa hinausgetreten. Man durfte hier die Maske lüpfen und die Kühle des Abends genießen. Die Terrasse lief bis an's Gestade hinunter; in der Ferne spiegelte sich im rothen Schein des aufsteigenden Mondes das leise bewegte Meer. Im Orangengebüsch des Gartens der zu unsern Füßen hinlief, brannten verstohlen lockend die farbigen Lampen.

Denken Sie sich, sagte Monsieur de Bernis zu den lauschenden Damen, denken Sie sich alles Grün dieser Gehege plötzlich in Weiß verwandelt, die Bäume gepudert, jeden Strauch frisirt **à la neige**, statt jeder Frucht einen Zahn, fast so leuchtend wie die Perlen in schönem Munde. Das Licht einer blassen Sonne, die zu discret und diplomatisch ist um alle ihre Strah-

len zu entfalten, funkelt millionenfach in diesen erstarrten Tropfen, in diesen Zacken vom schönsten Krystall. Denken Sie sich das in der Phantasie und Sie sind in — Rußland.

Und Sie waren dort? tönte es aus dem Schwarm der jungen Damen hervor.

Erst gestern noch, sagte Bernis mit dem komischen Anstrich eines hinter zweifelhaftem Ernst versteckten Lächelns.

Ein leiser Schreck lag auf den staunenden Gesichtern. Der geistliche Diplomat schien in der That sich die Rolle des Magiers anzueignen und dessen Triumphe in Beschlag zu nehmen. Er weidete sich einige Augenblicke lang an den Wirkungen seiner kecken Behauptung, gestand dann aber lachend ein daß er damit die Zauberei des Abbé Germain bevorworten wollte. Er ist es, fuhr er fort, der uns mit Einem Schlage in die erstarrten Eisfelder des Nordpols versetzen wird.

Wie? hier? noch in dieser Stunde? tönte es wie aus Einem Munde.

Es bedarf nur eines Winkes von so schönen Augen, sagte Bernis, und ich gebe das Zeichen daß die Landschaft, die sich vor uns hinbreitet, plötzlich erstarrt und stirbt. Wäre der Zaubermann nicht so ernsthafter Natur, er würde sich den Vortheil nicht nehmen lassen, diese Bitte von den Damen selbst einzuholen.

Man bestürmte ihn jetzt und er machte die Mittheilung, daß auf die Anordnung der freundlichen Wirthin, Signora Durazzo, ein besonderes Zimmer der Villa zu dem Tempel der Magie hergerichtet sei. In demselben Augenblicke ward auch schon das Zeichen gegeben und Alles drängte sich nach dem hintern Raume, während Bernis der so eben eintretenden Dame Durazzo den Arm bot um sie nach dem Schauplatz zu führen.

Es war eine weite, nur sehr spärlich erleuchtete Rotunde in welcher die Gesellschaft Platz nahm. Der völlig dunkle Hintergrund war durch einen Vorhang geschieden. Theils unter neckenden Scherzen, theils mit dem Vorgefühl eines leisen Schauers hatte sich die Versammlung in der Dämmerung des Saales geordnet. Bernis fuhr auch hier fort den Cicerone zu machen. Haben Sie keine Furcht, meine Damen! versicherte er ganz ernst, die Eiszapfen Sibiriens bleiben uns fern, da wir im Sichern sitzen, während die Welt vor unsern Blicken in Frost erstarrt.

Wird es nicht erlaubt sein, nachher auch einen Blick hinter die Kulissen zu werfen? fragte eine junge Herzogin, die sich an Bernis drängte.

Sie verrathen schon, erwiderte dieser, eine sehr verhängnißvolle Wissenslust! Aber die erste Bedingung um den Zauber nicht zu stören, ist Schweigen, — in Sachen unserer geheiligten Religion nicht minder wie in den Scherzen der Phantasie! Eine würdige Schülerin des großen Rosicrucius, eine zukünftige Eingeweihte iu die Geheimnisse der »mystischen Rose« darf nie nach dem pourquoi du pourquoi fragen! —

So erledigt der Franzose allen Lebensgehalt scherzend und spielend. — Das schwache Dämmerlicht, das von der Kuppel aus die Rotunde erhellte, war jetzt ebenfalls erloschen. Wir saßen in völliger Nacht und die allgemeine Stille erhöhte die Spannung. Nur im Hintergrunde tauchte bald wieder ein leises Geflüster auf, das nicht dazu geeignet schien, auf die Erscheinungen der Magie vorzubereiten; die französischen Herren erzählten den Damen der Republik eben keine Geschichten aus dem Geisterreich.

Als der Vorhang jetzt aufrollte, blickte man durch einen leeren Raum in ein scharf abgerahmtes Wandbild das uns den Hafen von Genua im Halbkreis zeigte. Es war der Blick auf die wirkliche Landschaft, die sich uns mit der Aussicht aufs Meer von der Terrasse der Villa aus darbot. Aber der Mond leuchtete strahlender, das Laubwerk der Gärten schien üppiger, zahllose Lichter und Fackeln unterstützten die Beleuchtung und ein Kranz blühender Orangenwälder zog sich im Hintergrund an der Riviera hin. Durch künstliche Zuthaten war das Phänomen glänzender gemacht. Mit Einem Schlage fuhr rauschend ein fremder Lichtschimmer über das Bild, die Landschaft tauchte sich in eine ganz andere Färbung, die Welt vor uns starrte in Wintereis. Kein Blatt hatte sich verändert, nur der Wechsel der Lichtgebung und des Farbenspiels brachte diese täuschende Verwandlung hervor. Eben so schnell traf ein elektrischer Blitz diese Welt des starren Nordens, der südliche Sommer stand wieder vor uns und das Staunen der Gesellschaft löste sich in Entzückungen. Wie der Vorhang fiel und das bläuliche Milchlicht wieder durch die Kuppel herunterdämmerte, erging sich Alles in Lobpreisung des Zauberers, der der Gesellschaft noch immer entzogen blieb. Gestehen Sie, meine Damen, sagte Bernis, der Winter hat auch seine Schönheiten wie das Alter der Jugend gegenüber; er hat nur seine andern Farben, er ist dasselbe Musikstück aus Moll in Dur übertragen, und der Zauberer scheint es vielleicht zu verstehen das Alter jung, die Jugend alt zu machen, wie er uns dieselbe Landschaft aus dem Genuesischen ins Moscowitische übersetzt hat.

Es folgten noch einige Darstellungen dieser Art; die Kunst des Magiers schien sich auf optische Täuschungen zu verstehen. Farbige Gläser mit Hohlspiegeln brachten diese artigen Scherze zum Vorschein. Manches mochte an die magischen Landschaften erinnern, in denen Baptista Porta einem barbarischen Jahrhundert das Reich der Seligen in Spiegelbildern zeigte. Das Paradies an das die gebildete Welt von heute glaubt, ist vielleicht mit den Reizen Mohammed's ausgestattet; möglich daß der gefällige Zauberer den Menschen offenbart was sie erwarten und verlangen. Plötzlich trat jedoch Filippo Durazzo hinter dem Vorhange heraus und kündigte der Gesellschaft einige Scenen des deutschen Nordens an. Wir haben uns in Rußland umgesehen, sagte er; unser Zauberer verspricht uns auch einige Blicke in das Jenseits. Vor der Hand aber wird er uns aus der Geschichte unserer Tage den kleinen Helden zeigen, der das alte Kaiserreich der Deutschen umstürzen möchte und von dessen Ruhm die germanische Welt hinter den Alpen ganz erfüllt ist. Es ist ein letztes Thule anderer Art das wir jetzt erblicken werden, eine sandige Mark, wo die Schöpfungskraft der Natur aufhört und der Fürst dieser Wüste ist der Marchese von Brandenburg der sich auch einen König der Borussen nennt.

Alle saßen in gespannter Erwartung; nur der französische Staatsrath, Monsieur de Bernis, war unruhig geworden und zog Durazzo, der jetzt unter die Gesellschaft getreten war, mit der Frage bei Seite ob es keinen Anstoß geben werde. Nicht also die Kirche, nur die Politik war dem staatsmännischen Abbé noch heilig. Die Satyre die der Geistliche gegen die Religion mit lächelnder Miene zuließ, erschien dem Diplomaten verfänglich, sobald sie sich über die Intriguen der Höfe erstreckte.

Inzwischen war der Vorhang wieder in die Höhe gerollt. Auf einer öden, mit spärlichen Kiefern besetzten Haide irrte in der phantastischen Tracht eines arkadischen Schäfers ein junger Prinz umher. In seinem blassen Gesicht lag der Ausdruck der deutschen Schwermuth, seine Geberde deutete das Gefühl der Einsamkeit an; dann und wann setzte er die Flöte die er wie einen Zauberstab in der Hand hielt, an den Mund und spielte einige melancholische Weisen. Aus dem Fichtenwalde im Hintergrunde trat plötzlich die riesenhafte Gestalt eines gekrönten Mannes der statt des Scepters einen tüchtigen Eichenstock schwang, dem Jüngling nachschlich und nicht übel Lust bezeigte, sein Instrument gegen ihn in Bewegung zu setzen. Der junge Prinz floh und sein Vater verschwand mit zorniger Geberde hinter ihm her. Die Scene veränderte sich dann. Der Prinz bestieg ein Pferd das ihm ein Freund am Zügel hielt. Beide saßen auf und galoppirten davon, bis sie plötzlich von einem Schwarm riesiger Gardisten umzingelt waren und unter Mißhandlungen am Boden lagen. Der alte König trat wieder auf und hielt Kriegsgericht. Er schwang den großen Knotenstock gegen den Sohn, während dessen Freund zum Schaffot geführt und im Hintergrunde von den Gardisten erschossen wurde. Das dritte Bild zeigte uns den Prinzen mit Ketten beladen im Kerker; er saß und studirte in großen Folianten. Der König trat ein, umgeben von den Granden Brandenburgs. Er nahm dem Sohn die Ketten ab und führte ihn einer häßlichen, widerwärtig aufgeputzten Dame zu, die er ihm als seine Prinzessin Braut vorstellte. Der Prinz weigerte sich seiner Verlobten die Hand zu reichen. Man führte ihm eine zweite und dritte Dame vor; der königliche Jüngling drückte durch Pantomime seinen Abscheu gegen das gesammte Geschlecht der Weiber aus, während der alte König wieder in possierlicher Wuth aufschäumte und den Knotenstock schwang.

In das allgemeine Gelächter das die Darstellungen begleitete, mischte sich jedoch unter den Damen der laute Ausbruch der Entrüstung. Die Theilnahme die der Prinz gegen den barbarischen Vater eingeflößt, verwandelte sich in Haß, sobald man in ihm einen moderneu Narciß erkannte der das gesammte Geschlecht der Frauen mißachtete. Das nächste Bild zeigte ihn als sieggekrönten Helden auf dem Schlachtfelde; er trug einen groben dunkelblauen Rock mit schwerfälligen Schößen und steifem, rothem Kragen. Ein kleiner Dreimaster bedeckte sein Haupt, der Zopf den er trug, war so lang, daß er sich seiner als Reitpeitsche für den Schimmel den er ritt, bediente. Es war dies der lange Mollwitzer Schimmel der den Helden in seiner ersten schlesischen Schlacht getragen und der von dem Bilde des großen Königs, wie ich es später in Deutschland auf allen Wegen und Stegen fand, unzertrennlich blieb. Den langen Zopf sah ich nirgend an ihm; vielmehr war er der Mann der den Leuten den Zopf abschnitt, obschon er selbst noch einen kleinen Haarbeutel trug. Der preußische Friedrich war längst in Folge zweier siegreichen Feldzüge im Besitz des Landes das er mit Fug und Recht dem Kaiser entrissen; es ging damals das Gerücht, er rüste sich von neuem gegen die Heere von ganz Europa, aber wir lebten noch in den Nachwirkungen seines ersten Siegesruhmes und es war

leicht, meinen kindischen Landsleuten die Züge aus dem Leben des Mannes wie burleske Possen vorzuführen. Es folgten in dem magischen Bilde einige Scenen voll wildem Kriegsgetümmel. Pulverdampf erfüllte die Bühne, aber der Held auf dem weißen Roß schimmerte überall siegreich durch. Er trug einen von bösen Höllengeistern gefeiten Harnisch unter der blauen Uniform, die Kugeln prallten von ihm ab und auch der Schimmel schien ein unsterbliches Leben zu haben. Bei alle dem war das Ende des Helden kläglich. Der Magier war vermessen genug uns die Zukunft König Friedrich's vor Augen zu führen. Der stolze Reiter versank in einen tiefen Sumpf, das Pferd hatte der Morast schon verschlungen, er selbst rang mit Händen und Füßen gegen den Schlamm der Untiefe und gegen die Ungeheuer, die von allen Seiten ihn bestürmten. Er versank und nur der kleine Dreimaster schwamm noch auf der Oberfläche des Wassers, bis plötzlich der Höllenfürst in Gestalt eines Drachens erschien, mit seiner Klaue nach dem untergesunkenen König griff und ihn unter dem schallenden Hallo der Zuschauer an dem langen Zopf in die Höhe zog. Damit schloß der plumpe Spaß dieser Prophetie.

Einige Herren von der Signoria, welche demaskirt dem läppischen Schauspiel beigewohnt, hatten sich mit den anwesenden Diplomaten schon beim Beginn der Farçe entfernt. Mich reizten nicht ferner die Wunderthaten eines Gauklers der vielleicht in den Schänken des Landvolkes sein eigentliches Publikum fand, aber doch auch der feinen Bildung Beifall abzugewinnen schien. Wie ich aus der Rotunde trat, schlüpfte Monsieur de Bernis, der hastig den Saal verließ, an mir vorüber. Ich redete ihn an und fragte spottend, ob er mit Hülfe dieser Magie die Republik Genua zu einem Bündniß gegen den nordischen Helden zu bewegen hoffte.

Ihr seid sehr boshaft, Signor, sagte er entrüstet, oder Eure Humor kennt keine Grenzen.

Es freute mich, daß sein eigener Humor eine Grenze gefunden und der grobe Spaß eines Charlatans in dem er sich jedenfalls verrechnet hatte, ihm für den Augenblick die Lust verdarb den Ernst des Lebens wie ein täuschendes Spiel zu nehmen. Bernis drückte Maske und Hut tiefer ins Gesicht und verließ eilig den Palast. — Der Hof von Turin erklärte sich in den nächsten Tagen gegen das Bündniß zwischen Frankreich und Östreich und die Republik Genua zögerte mit ihrer Entschließung, da die französischen Hülfsgelder, die sie gegen Corsika brauchte, ausblieben. —

Ich eilte durch die Säle nach der Terrasse und stieg in den Garten hinunter. Der Tempel der Magie hatte bereits einen Theil der Gesellschaft entlassen, in den schattigen halberleuchteten Gängen, in den duftenden Lauben fanden sich kleine Kreise zusammen, einzelne Gestalten suchten und flohen sich im Gebüsch, Geigen und Flöten tönten aus dem dämmerigen Versteck. Im Schimmer der bunten Lampen, im Rausche der lockenden Töne schwirrte Alles wie ein magisches Traumbild vor mir auf und ab, Mohammed's Paradies war hier in Bewegung, es bedurfte keines Zauberers es den Menschen zu erschließen.

Wie ich aus dem Gehege duftender Akazien trat, stand ich plötzlich still. An dem Bassin, dessen Spiegel ein Kranz von Pechfackeln erhellte, hob sich eine dunkle Frauengestalt. Sie glaubte sich unbelauscht; sie hatte die Maske abgelegt, bückte sich über die steinerne Brüstung, tauchte die Hand in die kühle Fluth und benetzte Stirn und Augen. Aus der Säule mitten im Wasser stieg eben eine dunkelrothe Flamme die weiße Leuchtkugeln in die Luft schleuderte. Ich glaubte die Gestalt zu kennen, wie sie jetzt sich erschreckt umblickte, ihren Mantel zusammenraffte und nach dem Schatten des Gebüsches eilte. Sie verrieth sich mir an dem elastischen Schwung ihrer hohen Gestalt. Ich beflügelte meine Schritte, um sie einzuholen. Sie irrte durch mehrere Gänge hin und her; ich schnitt ihr den Weg ab, wie sie sich der Villa näherte; plötzlich war sie hinter dem Vorsprung einer Mauer verschwunden. Es war ein Nebenflügel des Gebäudes, der nach der unbeleuchteten Seite des Gartens lief. Vergeblich tastete ich an der Wand auf und ab, die mir die Fliehende entzog. Es mußte das Erdgeschoß sein in dessen oberem Theil die Rotunde war. Ein bretterner Verschlag am Ende des Gemäuers zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich drängte den Balken zurück, erweiterte die Lücke, die sich mir bot und stieg, ohne zu wissen was ich suchte, in den dunkeln Raum. Eine Stimme aus dem Innern rief: Zurück! Ich bat um Einlaß zum Abbé Germain. Auf die Forderung der Parole die ich schuldig blieb, erfolgte einige Zögerung, aber es erschien Licht und ich stieg eine kleine Wendeltreppe hinan die mich in den obern Raum führte. Es war ein enger, mit Fenstern versetzter Pavillon, in dessen Dämmerung ich trat. Der bedeckte Gang, der daran stieß, führte bis zu dem großen Marmorsaal, wo sich die Gesellschaft jetzt wieder versammelt hatte und den Tanz eröffnete. Ich überblickte von oben her durch ein oeil de boeuf den ganzen Raum. Die Cavaliere umflatter-

ten den bunten Reigen der Tänzerinnen, hier und da hatten sich die Erschöpften um kleine Tische vertheilt. Überall war rauschende Lust, lachendes Behagen. Filippo Durazzo flatterte wie ein Schmetterling durch die Reihen der phantastisch geschmückten Mädchen, die Dame des Hauses, noch immer maskirt, saß in einem Schwarm französischer Schöngeister und schien unter dem Scherz der Schmeicheleien auf Augenblicke zu vergessen daß hinter der jugendlichen Maske ihr altes Herz vielleicht noch immer vergeblich nach dem Verjüngungstrank des Zauberers dürstete.

Dieser, der Mann der Wunder, stand plötzlich dicht neben mir, an die Brüstung der Galerie gelehnt. Sein Auge starrte unverrückt auf den bunten Knäuel der lustberauschten Welt, der Wiederschein der Kerzen beleuchtete den schreckhaften Ernst seiner Miene. Es war dieselbe große, breitschulterige Gestalt mit dem mumienhaften Antlitz seiner stieren Züge, der ich in San Lorenzo begegnet war. Es war als wenn seine Blicke sich aus dem Knäuel der bunten Welt seine Opfer heraussuchten, und in der That nahte sich uns bereits ein solches Opfer. Es gelüstete mich, mit dem Manne ein Wort zu wechseln, aber in demselben Augenblicke, wo ich mich ihm nähern wollte, öffnete sich dicht neben mir eine kleine Fallthür und mit Händen und Füßen ängstlich tastend, keuchend und stöhnend arbeitete sich die wunderliche Figur des spanischen Gesandten durch die kleine Öffnung in die Höhe. Germain blieb in seiner Haltung unbeweglich, aber der Alte stürzte mit einer förmlichen Heißgier auf ihn ein. Er hatte drängende Gewissensfragen; sein langes, schmahles Gesicht schmachtete nach Aufschlüssen. Mann Gottes, Mann des Wunders! flüsterte der Alte, sagt mir, muß ich denn wirklich, wie Ihr mir gestern angedroht, erst die Cabala studiren um meinem Ziele näher zu kommen?

Germain stand unbeweglich neben ihm; er warf ihm gleichgültig die Antwort hin. Landschaften färben, sagte er, ist nur ein Spielwerk. Wenn sich der eisgraue Mensch verjüngen will, so bedarf es einer großen Arbeit. Ihr müßt wenigstens die Anfangsgründe in der geheimen Wissenschaft kennen, müßt eine Ahnung davon haben wie man die Worte der heiligen Schrift aus ihrem Verbande löst und die Buchstaben versetzt, um die neue Combination der Bibel zu finden. In unserer Loge haben wir die materia prima wieder entdeckt. Dies ist die Substanz, aus der Gott den ersten Menschen unsterblich schuf. Durch die Sünde ging sie dem Menschengeschlecht verloren.

Bester! rief der Alte, ich will Alles thun was Ihr verlangt, wenn Ihr mir nur Hoffnung gebt zur Wiedergeburt. Ich will wie ein Karthäuser leben, ich will täglich eine Messe lesen lassen.

Nicht mehr als ich Euch angebe! unterbrach ihn der Magier. Wenn es darauf ankommt, die Naturkräfte in Euch wieder in ein Gleichgewicht zu bringen, so müssen auch die Geldkräfte neu organisirt werden. Wie ich Euch sagte, im zweiten Grade unserer Loge kommen die Geweihten in den Besitz des rothen Pulvers das uns in den Stand setzt, jedes Metall das wir im Schmelztiegel behandeln, zur Reife des Goldes zu bringen.

Habt Ihr schon diesen Grad erreicht? fragte der Alte hastig.

Ich arbeite in diesem Zweige, bin aber noch von der Meisterschaft entfernt, sagte Germain trocken und kalt.

Aber im ersten Grade, drängte ihn der Alte, aufrichtig, wie weit seid Ihr für Euch selbst mit dem Verjüngungsproceß?

Man spricht nicht gern von sich selbst, sagte Germain ausweichend, auch ist die Kunst in unserem glaubensleeren Zeitalter sehr heruntergekommen. Graf Gualto in Venedig hat vielleicht schon das dritte Jahrhundert an seiner ewig jugendlichen Stirn vorüberziehen sehen. Aber es sind nur Wenige die an's Ziel kommen.

Das dritte Jahrhundert? Was Ihr sagt! um Gotteswillen! rief der Alte zitternd und legte beide Hände dem Magier auf die Brust. — In seinen Zügen spielte ein Wechsel von Grausen und Entzücken, er wetzte die Zunge wie ein lüsterner Feinschmecker, während Furcht und Angst in seinen blöden Augen stand. Ich wußte noch immer nicht, ob der Abbé ein bloßes Spiel mit ihm trieb. Zum Betrüger war er fast zu plump. Er gehörte vielleicht, wenn er täuschte, zu denen die selbst getäuscht sind, jedenfalls zu den Narren einer sehr ernsthaften Gattung. Er behandelte die spanische Eccellenza mit einer bewundernswürdigen Gleichgültigkeit; vielleicht brachte ihm dieser feste Stolz und diese Sprödigkeit um so sicherer das Opfer in die Hände. Aber er sah aus wie einer der an die Lüge, die er predigt, glaubt. Auf seiner Stirn lagerten schwere Falten, sein Blick heftete sich so fest in den Boden als wollte er ihn klaftertief durchbohren. Das Greisenhafte seiner Erscheinung verrieth doch den Trotz einer starken Natur.

Heruntergekommen, sagt Ihr? flüsterte die Eccellenza, heruntergekommen ist die Kunst?

Dies Zeitalter voll weltkluger Zweifler, sagte Germain, hat nur noch Wenige aufzuweisen die die Prüfungen überstanden; es fehlt an Muth und an Tugend.

An Tugend? Gehört Tugend auch dazu? stöhnte der Diplomat. Geht nicht allzuhart mit mir um, Ihr fürchterlicher Cato, denn ich bin alt —

Und wollt wieder jung werden! unterbrach ihn Germain in einem spottenden Tone. Aber wir wollen den Versuch mit Euch machen. Vielleicht könnt Ihr es bis zum Alter Methusalems bringen, wenn Ihr folgsam seid und Euch unbedingt meinem Willen unterwerfet. Die entschwundene Jugend, die Grazie der ersten Anmuth werde ich Euch nicht wiedergeben können, ich kann Euch höchstens auf dem status quo erhalten. Als Diplomat werdet Ihr wissen daß das in menschlichen Dingen schon viel heißen will!

Der Alte hustete heftig und hielt sich mit beiden Händen die keuchende Brust. Wenn Ihr Euch nur überzeugen ließet, strenger Mann, sagte er mit flehender Geberde, daß dieser Husten der mich quält, nicht so eigentlich zu meiner Natur gehört! Auch das Zipperlein das mich mitunter plagt, brauchte in dem Friedenstractate nicht so nothwendig einbedungen zu sein. Im Übrigen bin ich mit dem status quo meines Befindens ganz zufrieden. Der Appetit ist Gott sei Dank! noch da und mein Malaga erhält mich so leidlich auf den Füßen.

Alles was sündhaft ist, müßt Ihr abthun! sagte der Magier mit strengem Ernst. Wer ein Genosse der Geisterwelt sein will, muß aufhören der weltlichen Lust zu fröhnen. Die Sünde hat Euch so weit gebracht, die Sünde tödtet den Menschen, während ihn Gott im Paradiese mit einem unsterblichen Leibe schuf.

Seid nur nicht zu grausam! bat der alte Herr.

Morgen, werdet Ihr, fuhr Germain fort, den ersten Tropfen dieses Balsams nehmen. Wenn Ihr einen leisen Krampf verspürt, so soll Euch das nicht bange machen; es ist im Gegentheil das erste gute Zeichen daß es wirkt. Ein laues Bad wird die Kraft des Elixirs wohlthätig vertheilen. Neun Tage darauf nehmt Ihr den zweiten Gran und Ihr werdet dann in einen tiefen Schlaf verfallen. Während dieses Schlafes verliert Ihr Eure Haare und Zähne.

Da werde ich freilich nicht viel verlieren können! sagte der Alte in Todesangst und schlug die Kinnladen klappernd an einander.

In diesem Schlaf, fuhr Germain fort, wird sich Euer Körper mit einer neuen Haut bekleiden und der weitere Proceß Eurer Wiedergeburt wird sich dann finden.

Und der Husten, das Zipperlein? fragte der Diplomat.

Wir werden sehen, tröstete ihn der Abbé, ob Mutter Natur an Euch noch mächtig sein will. Jetzt verlaßt mich, denn Eure Schwester, die Donna Durazzo, bedarf meiner.

Mann Gottes! rief der Alte, indem er Germain mit Thränen der Freude umarmte, die Heiligen seien mit uns!

Die lassen wir aus dem Spiele! murmelte der Magier.

Aber Euer Werk ist doch nicht des Teufels? flüsterte die Eccellenza.

Die Natur ist rein und gut, versicherte der Abbé, nur der Mensch in seinen Sünden und Gebrechen ist von Gott abgefallen!

Er hatte ihm die Fallthür wieder geöffnet und der Alte stieg mühsam in den untern Raum zurück; der steife Paradedegen klapperte hinter ihm drein.

Wie sich Germain wieder allein sah, trat er von neuem an die Brüstung der Galerie und sah dem Getümmel der Tanzenden zu, indem er von Zeit zu Zeit einige unverständliche Worte vor sich hinmurmelte. Es schien mir Zeit aus dem Versteck zu treten und ihn anzureden. Er war ganz mit sich selbst beschäftigt und ließ sich nicht stören, als ich die kleine Thür hinter mir ins Schloß drückte und mir den Anschein gab, als träte ich jetzt erst auf den Balkon. Ich stand schon eine geraume Weile dicht neben ihm, ohne daß ich seine Aufmerksamkeit auf mich zog. Der Tanz war im Saale von neuem eröffnet, die Musik tönte rauschend zu uns herauf, die schwebenden Gestalten der Tänzer wirbelten im Kreise zu unsern Füßen. Ihr scheint Euch nicht in die Gesellschaft mischen zu wollen! redete ich ihn an, da er unerschütterlich in seiner Stellung beharrte. Ihr beherrscht sie von oben herab und leitet die Menschen an den geheimen Fäden ihrer Schwächen und ihrer Bedürfnisse.

Er war weder überrascht mich an seiner Seite zu sehen, noch von dem Tone des Spottes der mein Wort begleitete, verletzt. Guter Freund! sagte er kalt und trocken, ohne mich eines Blickes zu würdigen, Ihr denkt mit mir ganz gleich über die Menschen, nur ist Euer Gefühl zu weichherzig, um sich ihrer zu bemächtigen.

Ich sah ihn erstaunt an; ich war fast erbittert

daß ein Gaukler so dreist eine Sympathie mit mir behauptete. Ich fürchte, Ihr irrt Euch in mir, sagte ich eben so kalt und abweisend.

Das Ennui der Vergnügungen, murmelte Germain finster vor sich hin, liegt wie ein Dämon auf der Bildung dieses Jahrhunderts.

Das Zeitalter hat keinen Glauben mehr, sagte ich, deshalb legt Ihr Beschlag auf seinen Aberglauben. Das heißt vielleicht die Teufel durch Beelzebub, den obersten der Teufel, austreiben!

Dies Geschlecht ist in Sünden ergraut, fuhr Germain fort, der Sumpf der Gewohnheit zieht Alle in seinen schlammigen Boden. Das ist das tiefste Leiden der Menschheit daß die Bedürfnisse einen Jeden zum feigen Sklaven machen, während er frei geboren ist und vom einfachen Quell der Natur trinken sollte.

Ihr sprecht, wenn mir recht ist, einen Satz von Jean Jacques Rousseau nach! sagte ich lächelnd.

Ich sah ihn neulich in Venedig, fiel Germain ein, er vergoß Thränen beim Anblick eines schönen Weibes, das sich erniedrigte.

Thränen sind freilich nicht die rechte Arznei, die man den Menschen bieten sollte! sagte ich spottend. Wer ein Arzt sein will, muß das Übel mit demselben Übel, Gift mit Gift heilen. Das scheint wenigstens Eure Methode zu sein, indem Ihr der leichtsinnigen Welt mit allerlei Scherzen das Geisterreich eröffnet. Ihr seid ein Meister in optischen Täuschungen. Sind das die Geheimnisse Eurer Loge vom heiligen Graal?

Die Welt will getäuscht sein! sagte er, meine Frage überhörend.

Wenn Ihr Maurer seid, fuhr ich fort, so nimmt es mich doch Wunder, wie Ihr Euch erdreisten könnt, ein gekröntes Mitglied des Bundes, einen Fürsten der gegen den Aberglauben kämpft, dem Gelächter der Menge preiszugeben.

König Friedrich ist ein Abtrünniger, sagte Germain mit strafendem Ernst, er hat mehrere Logen in seinem Lande schließen lassen und den Prinzen seines Hauses verboten die noch bestehenden zu besuchen.

Mir sehr begreiflich! sagte ich bitter.

Er hat uns glauben gemacht, fuhr Germain im Eifer fort, er werde der wahre Freimaurer sein der die Welt von den Sklavenbanden befreit, das Christenthum beseitigt und die Religion der Zukunft unter den Menschen begründet. Er gefällt sich darin, der erste Freigeist auf den Thronen Europa's zu sein und hat die Logen verworfen, die den Juden befähigen, dem Bunde der Menschheit anzugehören.

Ihr kennt den Rabbi Elieser? unterbrach ich ihn.

Ich lernte ihn in den ägyptischen Katakomben kennen, sagte Germain. Er gehört zu den wenigen Auserwählten die den Stein der Weisen fanden, vom Trank des ewigen Lebens trinken.

Vielleicht wollt Ihr mich glauben machen, der weise Rabbi sei der ewige Jude! rief ich lachend. Eure Märchen und Wunder sind für mich kindische Gaukelspiele.

Ein flammender Zorn sprühte aus Germain's Augen, eine dunkle Gluth überlief sein Angesicht. Aber es gelang ihm, sich zu bezwingen, er legte beide Hände auf meine Schulter, sah mich durchdringend an und sprach fast wehmüthig bewegt: Armer Zweifler, unglücklich genug, das Elend der Welt zu fühlen und doch zu blind und verschlossen, um einzusehen, wie man den verlornen Menschen zu Hülfe eilt!

Mit diesen Worten verließ er mich und war im dunkeln Hintergrund verschwunden, eh' ich um mich blickte. Ich stand einen Augenblick verworren und betäubt. Jedenfalls war ich außer Stande mich in dem Labyrinth der Gänge zu beiden Seiten zurecht zufinden und den Ausgang zu gewinnen. Wie ich mich nach der Thür wendete, öffnete sich die Wand hinter mir. Seid Ihr hier, Abbé? fragte eine weibliche Stimme. Ich ging rasch der Eintretenden entgegen und ergriff ihre Hand. Ich flüsterte ihren Namen. Ein lauter Schrei war die Erwiderung, für mich Bestätigung genug. Sie wollte sich mir entwinden, aber ich hielt sie fest und drückte sie mit Gewalt an mich. Du hier? sagte ich, in dieser Behausung der Lüge, in diesem Tempel der Heuchelei!

Unglücklicher! schrie sie laut, der Prophet hat das Bild Deiner Zukunft vor unsern Augen enthüllt, Dein Knabe stirbt, Dein Vater ist todt!

Sie riß mich in wilder Hast den dunkeln Gang hinunter und öffnete eine Thür durch die sie mich folgen hieß. Einige Stufen führten nach unten und ich stand plötzlich in der dunkeln Rotunde, auf demselben Schauplatze auf welchem sich der Frühling plötzlich in den Winter verwandelte. Der Vorhang flog rauschend in die Höhe und die weite Halle der Todtenkapelle in der Heimath meines Hauses stand vor mir offen da. Im Hintergrunde drängte sich die Reihe der alten Familiengrabmäler. Dicht vor mir stand ein Sarg mit der Leiche eines Kindes; daneben starrte mich das todte Antlitz meines Vaters an. Es war nur Ein Blick, den man mir gönnte; der Vorhang schloß sich eben so schnell. Ich schrie laut auf, halb erschreckt, halb

ergrimmt über den Spuk eines boshaften Zauberers der mich blenden und bestricken wollte. Ich war ganz allein im dunkeln Raum. Auf meinen wiederholten Ruf eilten aus dem Nebenzimmer einige Diener mit Kerzen herbei. Der Zorn mochte die Zeichen des bangen Schreckens auf meinem Gesichte zur Schau tragen, als ich in den erleuchteten Saal trat und die Umstehenden bei meinem Anblick scheu zurückwichen. Die Maske war mir entfallen und ich sah mich den Neckereien der Spötter preisgegeben. Durazzo stürzte auf mich ein mit der Frage, was mir geschehen sei. Ein elender Gaukler drängt sich mir zum Propheten auf! rief ich, indem ich mich zwang, in den frivolen Ton der lachenden Menge einzustimmen. Ich zog ihn bei Seite, ich fragte ihn, ob er die Pythia kenne die dem Zauberer hülfreiche Hand leiste. Er wußte nichts von ihr, drohte mir lachend mit dem Finger und kehrte in den Schwarm der Tänzer zurück. Ich hatte ihm nicht gestehen wollen, welches Trauerbild die freche Hand des Zauberers vor mir entrollt.

Ich verließ das bacchantische Gewühl, unter dessen lachender Larve der Ernst in der Gestalt der Tollheit lauerte; ich eilte durch die schweigenden Straßen nach meiner Wohnung zurück.

Der Diener überreichte mir einen schwarzgesiegelten Brief. — Er enthielt die Botschaft vom Tode meines Vaters, die Kunde von der Krankheit des Kindes.

Die Berliner Kunstausstellung.

Vor Jahren war es mir vergönnt in einer großen süddeutschen Residenz als Laie und Liebhaber ein Wörtchen in der Kunst mitzusprechen. Man kann von alten Gewohnheiten nicht lassen; es sei mir erlaubt Ihnen meine flüchtigen Erinnerungen an den diesjährigen Berliner Salon mitzutheilen. Mein ganzer Anhaltspunkt, dreißig Meilen weit von Berlin, ist der Katalog. Dieser soll auch jetzt mein Führer sein. — Ich überspringe gleich die ersten neununddreißig Nummern und bleibe bei der vierzigsten stehen, bei einem mir lieb gewordenen Maler, bei einem Berthold Auerbach in Farben, ich meine Jakob Becker aus Frankfurt am Main. Der Vergleich mit Auerbach ist mir eigentlich nur so entfahren, aber je mehr ich über Becker nachdenke, desto mehr scheint er mir gerechtfertigt. Wie der Dorfchronist aus Schwaben liebt es auch dieser Maler nicht das deutsche Naturleben zu idealisiren; er begnügt sich damit der Wirklichkeit ihr Recht zu gönnen; er scheut sich nicht vor rothen Backen oder derben Muskeln. Gesundheit, die Poesie der Gesundheit und derbe »Buchmeiersche« Deutschheit sind die besondern Vorzüge Beckers, und sie sprechen sich wie in den Gesichtern und Leibern seiner Gestalten, so in den Bäumen, Büschen und Wiesen seiner Landschaften aus. Ich vergesse es nicht, wie ich einst nach langer Abwesenheit aus der Heimath Beckers herrliches Bild: »der vom Blitz erschlagene Schäfer« plötzlich auf der Brüsseler Kunstausstellung wiederfand. Mitten unter den schillernden, schreienden und gedankenlosen Farben der heutigen Belgier nahm es sich aus wie eine schöne unverdorbene Menschennatur, die plötzlich in einen modernen Salon voll Klatscherei und tollen Lärmens versetzt wird. Es war wie ein Geist aus Deutschland und mir war davor zu Muthe wie dem verbannten Veneden, da er in der Fremde Auerbachs Dorfgeschichten zum ersten Male las und ihm für dieses Stück zugeschicktes Deutschland in dem bekannten offenen Briefe danken mußte. Aber zu lange und für die Berliner gewiß unbegreiflich lange halte ich mich bei Becker auf und ich muß weiter eilen. Es wird mir nicht schwer, da mich schon in der nächsten Nachbarschaft des Katalogs größere und bedeutendere Meister wieder erwarten. Ich meine die Porträts von Karl Begas. Die Bildnisse des Bildhauers Rauch und des großen Humboldt gehören gewiß mit zum Größten, was in diesem Jahrhunderte in der Porträtirkunst geleistet wurde. Noch sind es nur Porträts bedeutender Menschen, aber einst, bei unseren Nachkommen, werden sie zu historischen Bildern erwachsen wie gewisse Porträts Vandyks. Aus dem Gesichte Alexander v. Humboldts spricht nicht nur der ganze »Kosmos« sondern auch der ganze freie Weltmann im doppelten Sinne des Wortes, wie er die Pariser Salons mit seiner unerschöpflichen Beredsamkeit entzückt oder sie staunen macht, daß in einem deutschen Kopfe neben so viel Gelehrsamkeit so viel Esprit und Ironie stecken könne. Eben so viel Leben — Charakteristik und Biographie — liegt in Rauch's Kopfe. Wer diesen blauen, klar blickenden Augen,

diesem freien Munde, diesem ganzen durch und durch ausgearbeiteten Gesichte nicht den bildenden Künstler ansieht, der hat nie einen ächten Künstler gesehen, hat nie erfahren daß und wie ein solcher in seinen Gebilden zugleich sein eigenes Selbst und damit seinen eigenen Charakter zu Tage fördert. Große Bildhauer von Phidias bis auf Thorwaldsen schufen von je her Gesichter und Köpfe, als hätten sie sich selbst Modell gestanden. — Gleich auf Begas folgt August Behrendsen mit seinen herrlichen Landschaften unter denen mir »das Alpenglühen« besonders ausgezeichnet erschien. Es ist hier eine der großartigsten Naturerscheinungen bis in ihre kleinsten Geheimnisse belauscht, voll Wahrheit auch in den scheinbar unbedeutendsten Übergängen, und meisterhaft harmonisch behandelt in den glühendsten wie in den sanftesten Farben. Wie glücklich ist doch ein Künstlergemüth das eine so große Schönheit vom Fuße der Alpen in die kahlen Gegenden Königsberg's so unversehrt zu übertragen vermag! — Eduard Bendemanns Cartons zu den Freskogemälden im Thronsaale des königlichen Schlosses zu Dresden machen auf die ausgeführten Fresken besonders begierig. Wer sollte noch in dem Bendemann von heute den Düsseldorfer vermuthen? Er ist es auch wahrhaftig nicht mehr, er ist zu plastisch, zu sehr ausgesprochen und viel zu wenig vag, um ihn noch einen Düsseldorfer nennen zu können. Das beweisen schon die ausgestellten Cartons. Bei den ausgeführten Fresken wird man sich vielleicht nur freuen daß er es wenigstens einst gewesen und nun mit der grandioseren Composition auch die besseren lebendigeren Farben verbindet. Von Bendemann, der mit Nr. 50 bezeichnet ist, muß ich einen großen Sprung machen auf Nr. 282 — räumlich und ideell ein großer Sprung, denn ich komme von Heinrich dem Städtegründer, von Salomo und Lykurg auf das Schulexamen aus der Jobsiade vom Düsseldorfer J. F. Hasenclever, ein Bild voll guten Humors und drolliger Laune, wie wir sie in Deutschland nur selten sehen. Nur ist es für den Gegenstand, der zerrissene und zerlumpte schmutzige Dorfjugend sein soll, zu zierlich, zu geleckt, — ein Vorwurf, den man den Düsseldorfern selten ersparen kann. — Die Eröffnung eines Testamentes behandelt zwar geschickt und sehr lebendig einen alten Stoff, gemüthliche Erben die sich freuen ohne lachende Erben zu sein. Denselben Stoff hat auch schon der talentvolle Wiener Dannhauser zwei Mal mit Glück behandelt, ohne doch das alte englische, so charaktervolle Gemälde zu erreichen, dessen Nachahmung eigentlich alle späteren Testamentseröffnungen sind. Sie bleiben stets in demselben Geleise und fassen die Sache nie anders, z. B. humoristisch auf, was ihnen doch nach Jean Paul's Schilderung einer Testamentseröffnung noch leichter und dankbarer wäre. Alois Hunin, der ein Belgier ist, braucht freilich die »Flegeljahre« nicht zu kennen und man muß noch dankbar sein daß zu seinem Bilde nicht wie sonst bei den heutigen Niederländern eine seitenlange Erklärung nöthig war. — Ein weibliches Porträt von Eduard Magnus gehört mit zum Lieblichsten was die diesjährige Ausstellung lieferte; es ist das wahrhaft sprechende Porträt der »nordischen Nachtigall« wie sie die Leute nennen, nicht bedenkend daß die nordischen Nachtigallen eigentlich stumm sind. Man freut sich, in diesem Bilde Jenny Lind, die man sonst nur auf der tragischen Höhe zu verehren gewöhnt ist, sich so menschlich nahe gerückt zu sehen. Nicht als Norma, die heilige Sichel in der Hand, oder als unheimliche, blaße Nachtwandlerin ist sie dargestellt, sondern ganz und gar und wahr und lebendig als Jenny Lind, als unbefangenes, liebliches Wesen, dem man gern ein freundliches Wort sagen möchte. Sie sitzt da, so heiter und unschuldsvoll in die Welt blickend, daß uns der Gedanke kommt, Professor Magnus habe mit seinem Pinsel die beste und schlagendste Vertheidigung geschrieben gegen all die Verdächtigungen und Verleumdungen, mit denen die harmlose Künstlerseele in letzter Zeit überschüttet wurde. Von Jenny Lind wird der Übergang nicht schwer auf L. Pollack's liebliches Bild: »Ein junges Mädchen wird von einer Gespielin mit Blumen bekränzt.« In diesem und den andern drei Bildern läßt L. Pollack die ganze Pracht seiner südlich getränkten Farbe spielen, wie wir es längst an ihm gewohnt sind. Wenige Maler, Riedel etwa ausgenommen, verstehen es die Italiener mit all ihrer Formschönheit, mit all ihrer heißen Sinnlichkeit so richtig zu malen. Wirklich können wir von den vier Bildern nur das eine, nicht italienische, tadeln welches nach der Sage aus dem Pilger in der Liebe die Prinzessin vorstellt, welche durch den Papagei eine Liebesbotschaft erhält. Die orientalischen Prinzessinnen sind gewöhnlich dumm, der Papagei ist eben seiner Buntheit wegen ein unmalerischer Vogel; orientalisches Costüm ist ungewohnt und barock wie tropische Pflanzen. Alles das vereinigt sich aus Pollack's Bilde ein schlechtes zu machen; noch dazu liegt auf dem Gesichte der Prinzessin und ihren kalmukisch geschlitzten Augen wirklich ein dicker Nebel von Dummheit, der einen sehr unangenehmen Eindruck macht. — Die Landschaften von

Scheuern in Düsseldorf und W. Schirmer in Berlin sind wie man es von diesen berühmten Landschaftern erwarten kann bedeutend. Schirmer ist immer ruhig und Goethisch klar, Scheuern läßt immer noch viel zu errathen übrig, in der Seele des Beschauers viel nachklingen, wie nach Lesung eines Lenau'schen Gedichtes. —

Mitten unter den ruhigen, beschaulichen, denkenden Deutschen tritt uns plötzlich ein Mann mit wilden Bewegungen, lebhaften Geberden, ausdrucksvollem Gesichte entgegen. Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, es ist ein Fremder, der in die ruhige, gedankenbehagliche Gesellschaft so viel Aufruhr bringt. Es ist Horace Vernet mit seiner Prinzessin Editha Schwanenhals, die auf dem Schlachtfelde von Hastings ihren erschlagenen Verlobten, König Harald, findet. Viele gehen mit Schrecken an dem Bilde vorbei, denn das verzerrte Gesicht, auf dem eine unheimliche, unnatürliche, starren, blutunterlaufenen Augen entsprungene Thräne hängt, die ungraziöse, ja häßliche Bewegung und der lange Hals der magern Prinzessin widern sie an, und ihr Gefühl hat ganz gewiß Recht. Aber nicht Recht haben die leicht Erschreckten so schnell vorüberzugehen. Wenn sie nur noch einen Moment verweilten und einen Blick auf den erschlagenen König und seine Brüder, oder auf den einen Mönch der um die Leichen beschäftigt ist, fallen ließen; sie könnten dann stundenlang und bewundernd vor dem großartigen Werke stehen. Horace Vernet, der platte Wälsche, ist ein Romantiker und malt den alten Norden, seine Kraft und seine Barbarei schöner und wahrer als es alle unsere schreibenden und malenden Fouqués zusammen vermögen. Was sind die knochenlosen Nibelungen gewisser Düsseldorfer neben diesen alten Sachsen? Mark- und charakterlose Gestalten die wie Butter nachgeben, wenn sie solch ein todter Sachse Horace Vernets berührt. Das Leben, die lebendige Kraft, die treffende Wahrheit ist es was mancher Deutsche noch von manchem Franzosen zu lernen hat, wenn es sich lernen läßt. Heine sagte ein Mal von Horace Vernet, er hätte mehr Soldaten gemalt als das Königreich Baiern Truppen hat; er hat aber auch mehr Bibeln gemalt als eine preußische Generalsynode verbrauchen kann und mehr Romantik als die deutsche romantische Schule und ihre Nachzügler geschrieben haben. Viele gingen vor dem Bilde vorbei weil es zwanzig Jahre alt und aus einer früheren Periode des Künstlers stammt, während sie nur den Algierischen Schlachten- und Bulletinmaler verehren. Ob diese Recht haben? Ich glaube nicht! Vor Jahren malte Horace Vernet ganz nach seinem Gefallen, nach Eingebungen seiner Phantasie, seines Genius; heute ist er der Porträtmaler von Schlachten zwischen Franzosen und Beduinen, wie sie der unkünstlerische Zufall zusammenwirft und muß die unmalerischen Franzosen mit dem prosaischen Gesichte Herrn Bugeauds in den Vordergrund stellen, glücklich wenn ihm der Zufall erlaubt ein interessantes Schlachtengenrestück, z. B. einen Arzt der um einen Kranken beschäftigt ist, vorzuschieben. Mögen sich die Franzosen für ihren afrikanischen Ruhm von Vernet begeistern; ich bleibe bei dem Vernet der die Prinzessin Editha, die häßliche, malte. Sonderbar, ja komisch ist es bei diesem Bilde, daß die Schönheit, welche der Prinzessin Editha das Prädikat Schwanenhals verschaffte, bei Horace Vernet zu ihrer Verhäßlichung beitrug, denn der Sage allzugetreu gab er ihr einen Hals, der in der That nicht viel kürzer ist als der eines Schwanes. Wie der einem Menschenleibe stehen muß, kann jeder leicht denken. — Charles Girardet brachte ebenfalls ein Bild voll Leben und Bewegung, das sich unter den deutschen Bildern eben durch diese Eigenschaften auszeichnete. Es gibt uns die Unterbrechung einer gottesdienstlichen Versammlung von Protestanten in einer Höhle der Cevennen durch bewaffnete Macht unter Führung von Mönchen. Da ist alles voll Rührigkeit, voll Ausdruck, voll Leidenschaft. Carl Rahl, Professor an der k. k. Akademie in Wien, brachte ein Bild das einen ähnlichen Stoff behandelt: Die Verfolgung der ersten Christen in den Katakomben Roms. Mein Gott! es ist ganz vortrefflich gemalt, es ist sehr classisch, man kann ihm so eigentlich gar keinen Vorwurf machen und jeder Schüler kann vom Herrn Professor sehr viel lernen, aber es verläuft sich so in Allgemeinheiten daß uns eine classische Langweile dabei anwandelt. — Was brachte diesmal Karl Hasenpflug aus Halberstadt? Das wird jeder errathen der in seinem Leben nur fünf Kunstausstellungen besucht hat: Einen Blick aus einer Halle auf eine alterthümliche Stadt, diesmal im Winter. Mit kleinen Abwechslungen liefert dieser Maler das nun schon seit vielen Jahren. Er liefert es mit Grazie ad infinitum; Perspectiv und Zeichnung, Licht und Schatten sind immer ganz ausgezeichnet; aber es ist und bleibt doch stets dasselbe. — Karl Hübner's Jagdrecht wäre zu jeder andern Zeit ein gewöhnliches, gut ausgeführtes Genrebild, heutzutage ist es ein Zeitbild. Daß der Maler selbst es als solches betrachtet wissen will, zeigt schon die Überschrift, die auf ein sogenanntes Recht

hindeutet das ein Unrecht ist. Sonst hätte es schlechtweg: die Wilddiebe, oder die erlegte Sau, oder der wildernde Bauer geheißen. Es zeigt einen Bauer der auf Befehl des Gutsherrn vom herrschaftlichen Jäger erschossen wird, weil er eine Wildsau erlegte die ihm seine Saaten verwüstete. Der Bauer, tödtlich getroffen, auf seinen entsetzten Sohn gestützt, schleppt sich nach seiner Hütte, während der edle Junker in Gesellschaft seines Schergen lächelnd weiter reitet. Wer denkt hier nicht an Freiligrath's schönes Gedicht: »Was denkt die Lerche sich?« Das Bild ist wie jenes ein Zeitgedicht, und es ist ein Zeichen der Zeit daß ihre Rufe in die sonst von der Aristokratie beschützten Ateliers der Maler dringen und der Kunst politische Richtungen geben. Karl Hübner hat schon manche Bilder der Art geliefert die wie aus dem Feuilleton eines Journals hervorgingen, die schlesischen Weber, das Weib im Walde, das Reisig sucht und vom Förster brutal angefallen wird u. a. Aber die Malerei hat sich zu hüten daß sie nicht in die Fehler der politischen und socialistischen Poesie verfalle, daß sie sich nicht in Prosa verflache, sich nicht in Alltäglichkeiten ergehe. Wohin sollte es führen wenn wir bald nichts anderes als Proletarier zu sehen bekämen, ebenso wie wir heute in der Poesie fast nichts anderes zu hören bekommen, als Jammer und Geheul! Der Maler hat eben so wie der Dichter zu bedenken, daß nur das Fertige, das Abgeschlossene Gegenstand der Kunst sei und daß er am zeitgemäßesten ist, wenn er historisch ist. Das scheint Friedrich Martersteig aus Weimar in Paris eingesehen zu haben. Auch er ist zeitgemäß in unserer religiös bewegten Zeit, obwohl er nicht die Berliner Synode oder Herrn Tholuk malt. Seine Lutherbilder aber sind ein Spiegel aus dem uns in unsern Tagen manche Wahrheit mit ernstem Gesicht entgegensieht. Unter seinen Stücken gefiel uns am besten die Übergabe der Augsburgischen Confession 1530. Es ist darin so viel Ruhe der Überzeugung ausgedrückt, wie man es bei einem jungen Maler nicht gewohnt ist. Doch fehlt dem Bilde die Wärme; es ist so protestantisch nüchtern daß die Vertheidiger des Katholicismus als Mäcene der Kunst vor diesem durch und durch protestantischen Bilde in ihrer Ansicht nur bestärkt werden. — Schorn's »gefangene Wiedertäufer« würden dafür sprechen. Dies Bild, wie viel man ihm auch vorwerfen kann, Unklarheit und Disharmonie: den einen großen Vorzug hat es daß es mit einer Wärme der Sinnlichkeit gemalt ist die man eben gewöhnlich nur dem Katholicismus zugesteht. Die schönen Weiber, die vor dem Erzbischof zu Gericht stehen, erwecken den Neid gegen den schönen Schneider von Leyden, daß er die glückliche Idee des Communismus gehabt hat und verwirklichte. Aber wenn schon von vollendeter künstlerischer Sinnlichkeit die Rede ist, dann gebührt vor Allem August Riedel und seinem Landmädchen aus der Umgegend Roms die Krone. So viel Gesundheit, solche Formvollendung, so viel lebendiges Feuer und durchgeistigte schöne Körperlichkeit werden sich selten auf einem Bilde vereinigt finden das nur Eine Figur zum Gegenstande hat. Niemand versteht es so wie Riedel den ganzen Charakter des schönen und gluthvollen Italiens zusammenzudrängen. Jede seiner Figuren sieht aus als wäre sie durch und durch durchsonnt; das Fleisch ist verklärt vom Lichte und durchduftet ohne schwindsüchtig oder zerfließend zu werden. Daß er nicht nur sinnlich, auch sinnig sein kann, hat er uns in der Mutter mit ihren Kindern gezeigt, die wir vor zwei Jahren auf hiesiger Ausstellung zu sehen bekamen. Und was anders macht den Poeten und Künstler als lebendige Sinnlichkeit und Sinnigkeit? — Zum Schlusse muß ich noch die orientalischen Landschaften des Russen J. Aiwazowsky rühmend erwähnen. Constantinopel im Mondlichte schien mir die bedeutendste. Sie malt die Zauber und Geheimnisse der östlichen Nacht schöner und poetischer als alle Orientales Victor Hugo's oder Freiligrath's. Ein Politiker der mit mir das Bild betrachtete, schüttelte das Haupt und meinte, es sei bedenklich und ein böses Zeichen daß Constantinopel den Russen so schön erscheine und diese Bilder seien nur verkörperte Träume und Sehnsuchtsgefühle der nordischen Barbaren. — Van Haaken mit seinen Winterlandschaften, wie vortrefflich sie auch sind, wird nachgerade doch monoton. Er hat schon so viel Winter gemalt daß man ganz Rußland damit versorgen könnte. Weniger monoton trotz der ewigen Wiederholung wird der alte Schiavone aus Venedig mit seinen trauernden, betenden, guten und bösen, melancholischen und lustigen Mädchen. — An Schnee und Eis und einsamen Windmühlen kann man sich satt sehen, nicht an schönen Mädchenangesichtern, und schön und üppig und einladend sind Natale Schiavone's Mädchen immer, trotz dem daß ihr Fleisch nicht eben das gewöhnliche Menschenfleisch ist. Natale Schiavone hat schon so viele eben nicht sittsame Frauenzimmer gemalt daß man die Harems aller Pascha's und Sultane mit ihnen versorgen könnte. Trotzdem sieht man ihn immer wieder gerne an der Spitze seiner reizenden Töchter, die man aus hunderten leicht heraus erkennt. — Noch viele Maler hätte ich lobend

hervorzuheben, die sehr talentvollen Metz und Otto Meyer, ferner Steinbrück, den poetischen Steuben, Elisabeth Baumann, August Kaselowsky, Mühlig u. A. m.; aber ich breche hier ab. Ein Meister wie Rauch braucht mein Lob noch weniger und ich habe nicht nöthig seine colossale Büste Friedrich's des Großen und die beiden Modelle für die Standbilder Gneisenau's und York's besonders zu rühmen; sie werden würdige Seitenstücke zu den Standbildern Bülow's, Scharnhorst's und Blücher's sein.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien, Ende November.

[Bauernfeld.]

Gönnen Sie mir über die neuen Leistungen der Bauernfeld'schen Muse etwas mehr Raum! Man kann nicht immer als lakonischer Chronist auftreten. Die Kritik braucht Raum zur Entfaltung und Begründung, wenn sie nicht statt zu überzeugen ihr Urtheil dictatorisch aufdrängen will. — Zuvor einige Worte über politische Poesie in Östreich. Grün hat bei uns zuerst das Saitenspiel höher gestimmt, und die Klagen und Wünsche der freiheitsdurstigen Zeit von seiner Lyra rauschen lassen. Das Haberrohr der liebegirrenden Schäfer gerieth seit dieser Zeit auch bei uns in Mißkredit. Der wackere Sänger fand ebenbürtige Nachfolger. Beck, Hartmann, Meißner, Landesmann und Andere folgten in dieser Sturm- und Drangperiode, Lenau schritt mit der Bardenharfe seine eigene Bahn; Andere halten die Werke ihrer Begeisterung zurück, wie Jakob Kaufmann, ein nur im Kreise vertrauter Freunde bekannter Dichter vom besten Gehalt. Ganz anders erging es den östreichischen Dichtern, wenn es galt den politischen Inhalt der Zeit, ihre Ahnungen und Forderungen in dramatische Gestaltungen zu übertragen. — Wir haben, wie die erwähnten Namen zeigen, politische Lyriker die sich freudige Anerkennung erwarben, wir haben aber kein einziges dramatisches Talent, das in seinen Bühnenarbeiten den Flügelschlag des erwachten Zeitbewußtseins mit Erfolg entfaltet hätte. Hier rufen mir einige leicht entzündliche Enthusiasten den Namen Bauernfeld mahnend zu. Nun ja, Bauernfeld schrieb den „deutschen Krieger." Er erwähnte auf den Brettern des Burgtheaters die doch auch die Welt bedeuten sollen — der deutschen Einheit. Aber eben der Lärm der darüber entstand, das von der Bühne zu hören was man bis zum Überdruß täglich in allen Zeitungen liest, die deutsche Titelsucht die doch schon in den deutschen Kleinstädtern und andern Producten gegeißelt war, hier wieder angegriffen zu sehen, hier und da einen wirksamen Hieb gegen Bureaugliedermänner zu erleben: der Lärm hierüber zeigte, wie geringe Ansprüche man an einen dramatischen Dichter mache, der nur leise an das Gebiet der dreimal heiligen Politik streift. Und man hat dabei nicht ganz Unrecht. Das Wiener Publikum erwägt die vielen Schwierigkeiten die unsere Theatercensur schon gegen einen leisen politischen Anhauch erhebt. Wenn man in der Lyrik ausgeprägte Entschiedenheit der Gesinnung, frankes freies Hervortreten auf den bewegten Schauplatz der Welt verlangt, so geschieht dies weil man auf diesem Gebiete wenn auch mit Gefahr und oft mit schweren Opfern sich Bahn brechen kann. Der Lyriker braucht die östreichische Censur nicht, wenn er vor einem freiwilligen traurigen Exil und andern Mühsalen nicht zurückbebt. Seine mit dem Banne der Staatspolizei belegten Worte finden durch alle Barrièren den Weg in die Heimath und erinnern an den in weiter Ferne irrenden Sänger. Der Bühnendichter dagegen, der seine Gebilde auch in der Heimath und ihrer Bestimmung nach auf der Bühne entfalten will, kann der gefährlichen Gedankendressur nicht entschlüpfen. Das brachte wohl das Publikum in Anschlag, als es den deutschen Krieger so enthusiastisch begrüßte. Es prüfte nicht die Schneide seines Schwertes, es war froh daß er gewaffnet erschien und einige Schlagwörter der Zeit seinen Landsleuten zurufen durfte. Überdies wußte das Publikum was es an dieser Arbeit hatte. Der Dichter führte nicht geharnischte Principien in den Kampf, er setzte seiner Intention keine Tarnkappe auf, er sagte frank was er dachte, und das ist es eben was wir lobenswerth finden, was uns diesen Krieger selbst werth machte, obgleich wir uns keineswegs einer leicht entzündlichen Überschätzung hingeben. Seit dieser Zeit hat Herr v. Bauernfeld zwei neue Stücke geschrieben, deren Gehalt und Richtung wir hier näher würdigen wollen. Der Held des ersten Stückes, „das Versprechen", Schauspiel in einem Acte, versprach seiner sterbenden Gattin, nach ihrem Tode nicht allein zu bleiben. Er will nun seiner Pflegetochter die Hand reichen, zu der er sich offenbar mehr durch sein Herz als durch sein Versprechen hingezogen fühlt. Da es sich aber zeigt daß die im Stillen erwählte Braut bereits seinen Gerichtsverwalter liebt, so reicht er mitten im herben Verdrusse über die getäuschte Hoffnung seine Hand der Schwester des Nebenbuhlers die ihn insgeheim liebt. — Diese Handlung hätte Raum in einem Kirschkern, das Stück ist weder ein Schau-, noch ein Lust-, noch ein Trauerspiel. Der Schluß — zwei Heirathen — ist trivial und verletzend, denn mit einem so raschen unzarten Tausche ist weder den Lebenden noch den Todten gedient. Aber der politische Gedanke der durch diese Arbeit sich hinzieht, verdient eine besondere Erwähnung, er gibt dem Ganzen den Charakter einer politischen Abhandlung. Der Held des Stückes — so wird nebenbei erwähnt — ist nämlich zum Deputirten gewählt worden. Sein Gerichtsverwalter erhält dadurch Gelegenheit einige der bekannten Phrasen gegen Repräsentativverfassungen aufs Tapet zu bringen. Die Deputirten, meint er, kosten dem Lande viel Geld, der Verständige verliere in ihrer Versammlung den Verstand, das Gute das man beschließe bleibe auf dem Papier u. s. w. Der Deputirte weiß dagegen nichts von Bedeutung einzuwenden, aber die neugewählte Braut (Genoveva) übernimmt die Vertheidigung

der constitutionellen Verfassungen. Sie erzählt im schwäbischen Dialekt, daß als ihr hochbetagter Vater Bäume pflanzte, seine Kinder darüber lachten, weil er ja keine Früchte von seiner Arbeit erleben könne. Als aber nach des Vaters Tode seine Kinder sich an Schatten und Früchten seiner Pflanzung erfreuten, erkannten sie wie weise der alte Mann für sie gesorgt. Aus diesem politischen haec fabula docet! erfährt das Publikum daß Repräsentativverfassungen, wenn auch doch spät Früchte tragen. Ob diese Früchte der Anstrengungen würdig, oder ob sie gar möglich seien, wird nicht klar, da die Einreden von den großen Kosten und der Verstandeseinbuße im Repräsentantensaale von der verliebten und doch so politischen Schwäbin nicht berücksichtigt werden. — Der Held des zweiten Stückes, „Großjährig", Lustspiel in zwei Aufzügen, der junge Hermann, wird von seinem Vormund, der zugleich seine Güter verwaltet und von seinem Erzieher Spitz systematisch zur Unselbständigkeit erzogen. Um seine Herrschaft über die nicht mehr ferne Großjährigkeit seines Mündels hinauszuspannen, beschließt Blase diesen mit einer jungen Anverwandten (Auguste) zu vermählen. Nebenbei faßt er den Beschluß, um die lästige Überwachung der Obervormundschaftsbehörde loszuwerden, seinen Mündel vor Erreichung des gesetzlichen Alters großjährig erklären zu lassen. Hermann, obgleich schon Beamter, wird von Blase und Spitz noch immer gegängelt und überwacht. Spitz fängt die an ihn gerichteten Briefe auf, Blase drückt die Unterthanen seines Mündels bis aufs Blut. Auguste neckt Hermann über die unwürdige Rolle die er spielt und wirft die Idee der Freiheit in seine lethargische Seele. Er überschüttet nun Vormund und Erzieher mit bittern Vorwürfen daß sie die Entwicklung seiner Kräfte behindert, seinen Geist in Fesseln geschlagen, seine Unterthanen gedrückt. Blase und Spitz fangen an für die Zukunft ihrer Herrschaft zu bangen. Als aber die Großjährigkeitserklärung Hermanns eintritt, dieser wie ein Schuljunge, der seine Freiheit nicht zu gebrauchen weiß, mit den Sesseln umherwirft und kindisch tobt, bis endlich seine Verlobung mit Augusten zu Stande kommt, umarmen sich seine Peiniger, aller Sorgen los und ledig, und schließen das Stück mit dem Jubelrufe: „es bleibt Alles bei'm Alten!" — Dies der Kern des Stückes. Sie sehen wohin der Dichter mit seinen Figuren zielt. Blase ist der Repräsentant der Conservativen, Spitz, sein Factotum, die allgegenwärtige sich in Alles mischende Polizei, Hermann stellt das unmündige Volk vor. — Mit diesen drei Personen hätte man sehr viel machen können, an diese bedeutungsvolle Gruppe hätte man eine wahrhaft bedeutende dramatische Handlung mit einem ergreifenden politischen Gehalt lehnen können. Ich will mich hierüber näher erklären, sei es auch blos um Herrn von B. den Beweis zu liefern, daß ich über sein Werk nachgedacht und seinen Liberalismus nicht ohne triftigen Grund bereits in einer frühern Nummer dieser Blätter getadelt habe. Wie, wenn der Mündel den man durch die systematische Entnervungstheorie für ganz willen- und kraftlos hält, nicht durch einen Dritten, wie hier durch Auguste, sondern durch sich selbst aus seinem bewußtlosen Hindämmern erweckt würde? Wie, wenn er in der Welt in die er bereits getreten ist, den Spiegel für seine Schwäche, für seine erbärmliche Lage, für seine Pflichten gegen sich selbst, seine Unterthanen, und die Mitwelt gefunden hätte? Wie, wenn er es wäre, der, beseelt von dem Wunsche, das Joch zu brechen in das man ihn spannte, den Vormund veranlaßte, ihn großjährig erklären zu lassen, um dann, wenn es gerade ein Lustspiel sein muß, mit etwas Humor seinen Zwingherren den Beweis zu liefern daß die Knechtung des Volkes das er repräsentirt, zwar durch List einige Zeit gelingen könne, daß aber zuletzt alle derlei Machiavellistischen Versuche Verderben über ihre Urheber bringen? Eine solche Lösung lag nahe, sie hätte dem charakterlosen Helden eine feste Haltung gegeben, sie hätte durch sein wirksames Eingreifen der dramatischen Handlung ein würdiges Leben gesichert, sie hätte endlich dem Stücke, das sich als Tendenzstück geberdet, einen wichtigen politischen Gehalt verliehen. — Doch der originelle Liberalismus Bauernfeld's ging eine ganz andere Straße. Er stellt zu den drei Ideenträgern Blase, Spitz und Hermann noch eine vierte Figur in dem Hausfreunde Schmerle, welcher die Opposition repräsentirt, die eigentlich, wie wir andeuteten, in dem unterdrückten Mündel ihren Vertreter finden sollte. Wie geberdet sich nun dieser ganz überflüssige Vierte? Nicht blos lächerlich und schlecht, wie seine Antagonisten, der conservative Blase, und sein Handlanger Spitz, sondern rein v e r ä c h t l i c h. Blase und Spitz wissen was sie thun, sie handeln mit Bewußtsein. Sie werden lächerlich, weil sie als Ultra auftreten. Blase will keinen Sumpf austrocknen, „weil Sümpfe in sein conservatives System gehören." Er bescheidet den Antrag das den Einsturz drohende Dach eines Wirthschaftsgebäudes herstellen zu lassen, mit den Worten: „man müsse abwarten!" Er tröstet sich mit der Beständigkeit seiner Stellung, weil sie eine Nothwendigkeit sei. Dagegen sagt Schmerle, er mache Opposition, blos um Opposition zu machen, und er opponirt in der That ohne Bewußtsein des Höheren, ohne Geist und Einsicht; er tritt noch dazu als eisgrauer Geck auf, so daß er selbst dem Antagonisten gegenüber ganz verächtlich wird. Die Principien liegen also im Kampfe mit einander, aber der Conservative und sein Trabant, der Polizist, kämpfen mit List, dem Oppositionsmanne dagegen steht nur Aberwitz zu Gebote. Hören wir im ersten Stücke von einem weiblichen Orakel, daß das liberale Streben doch in der Zukunft Früchte tragen könne, so bleibt uns im zweiten kaum die Hoffnung daß Auguste, deren Wahlspruch „nur praktisch!" lautet, den großjährigen, aber unmündig bleibenden Hermann unter ihrem Regimente vor Blase's und Spitzen's Tyrannei einigermaßen schützen dürfte!! Man sagt, Bauernfeld habe dem absoluten und liberalen Systeme in diesem Stücke g l e i c h m ä ß i g die Spitze geboten. Das wäre nun eine seltsame Gesinnungsmanifestation für einen Dichter der als freisinnig gelten, der politische Lehren von der Bühne geben will. In diesem Falle hätte die Arbeit des Dichters, die offenbar als Tendenzstück gelten will, die verwerfliche und ganz unwahre Tendenz daß politische Mündigkeit und Unmündigkeit gleich nichtig seien! Wenn der Verfasser einfacher Fabeln Thiere nur deshalb mit Sprache begabt, damit sie einen Satz der Moral oder Politik in's klare Licht setzen, so darf der Dichter eines politischen Tendenzstückes um so weniger uns in ein Labyrinth von Principienfragen verlocken, aus dem er keinen Ausweg eröffnen will. — Ich theile indessen keineswegs die Ansicht daß B. beide Systeme g l e i c h m ä ß i g lächerlich machen wollte, und die Polizei ist meiner Meinung, was mir höchst unangenehm ist. Nimmermehr hätte die kluge argusäugige Polizei jene deutungsfähigen und auch blitzschnell vom Publikum gedeuteten Schlagwörter geduldet,

wenn nicht die Opposition gar so kläglich, gar so verächtlich hingestellt wäre, daß neben ihr auch der lächerlichste Kampf für das Bestehende einigen Werth behielte. — Übrigens ersah ich hier wie bedeutend das Talent Bauernfeld's sei, und wieviel er leisten könnte. Es sind geniale Funken in diesem Stücke, die so munter herumsprühen daß man seine Freude daran hat, bis man entdeckt daß sie nicht bestimmt sind das erwünschte Licht zu geben. Blase, Spitz und Auguste sind gut gezeichnet, nur erscheint diese mit ihrem Wahlspruch: „Nur praktisch!" etwas zu weit zu gehen. An zündenden Schlagwörtern, an blitzschnellen überraschenden Wendungen des Dialogs ist kein Mangel, auch an Witz fehlt es nicht, nur ist er wie bei der Spielpartie, zu derb. Das Publikum rief den Dichter am Schlusse des zweiten Stücks. Hoffentlich wird er in einer folgenden Leistung, wenn er als Arzt unserer kranken Zeit den Puls fühlt, nicht im Schlechten wie im Guten das Übel finden. Dem politischen Dichter steht ein solches Verfahren schlecht; und wer im liberalen Sinne wirken will, der muß ein festes Gepräge zeigen, sich von allen Zweideutigkeiten frei halten, der darf ihr am wenigsten Waffen gegen das verleihen wofür er zu kämpfen scheint. — Gespielt wurde in beiden Stücken mit Meisterschaft. Besonders lieblich war Demoiselle Neumann im ersten Stücke als Schwäbin. •

Aus Berlin, d. 2. December.

[Musik.]

Que me veux-tu, musique? mußte ich diese Woche mit Fontenelle rufen, denn es wurde fast zu viel für einen beflissenen Correspondenten. Es fehlten blos noch musikalische Matineen um ganz des Teufels zu werden vor Genuß. Nachgerade ziehen die Virtuosenschwärme ein in unsere Winterquartiere und wir wüßten bis jetzt nicht daß wir uns über sie beklagen könnten, denn es läßt sich fast nur Günstiges berichten. — Fräulein Bochkolz, Schülerin des Herrn Manuel Garcia in Paris und Herr B. Goßmann, Cellist, Schüler des Pariser Conservatoire veranstalteten ein Concert. Erstere zeigte eine kräftige Stimme bei vortrefflicher Gesangsmethode, man sieht daß unseren einheimischen Gesangslehrern zum Trotz (Herrn Recensent Rellstab mit inbegriffen, der sich auch mit Bildung von Schülerinnen befaßt) im Auslande immer noch mehr Musik zu lernen und zu holen ist als in unserer nichts destoweniger sehr aufgeblasenen Heimath. Herr Goßmann bewährte sich als einer der besseren Virtuosen, die bei aller Eleganz und Fertigkeit doch nicht der elenden Effecthascherei zu sehr fröhnen, sein Spiel war sauber, edel und seelenvoll; nur hätten wir seinem Instrumente mehr Fülle gewünscht. — War dies Concert uns interessant, so mußte uns das erste von den durch Gebrüder Ganz und Herrn Kullak veranstalteten Abonnementsconcerten noch mehr Genuß gewähren. Wir hörten, ohne der bekannten Verdienste der beiden Concertmeister Ganz zu erwähnen, von Herrn Kullak mit meisterhafter Correctheit in Auffassung und Ausführung ein Clavierconcert von Hummel, sowie mehrere Stücke eigener Composition in modernem, der technischen Schwierigkeit huldigenden Style von großer Lieblichkeit. Der Domchor unter der Leitung des Kapellmeister Neithardt führte eine Motette von Lvof ohne Instrumentalmusik mit einer Schönheit aus welche wirklich bezaubernd wirkte. Weniger genügte uns die Hymne von Bartiniansky, die von demselben Chore gesungen wurde. Fräulein Bühring, auch Schülerin von Garcia in Paris, schien etwas befangen, was wohl ihren Stimmmitteln Eintrag thun mußte; auch wäre eine größere Sicherheit der Methode ihr noch zu wünschen, aber, denken wir, leicht erreichbar. — Herr Eduard Franz als Klaviervirtuose wie als tüchtiger Componist sich zeigend hätte vielleicht die Anordnung seines Concertes etwas mannigfaltiger einrichten können, dem der Gesang des Fräulein Auguste Löwe, für uns wenigstens, keinen größeren Reiz verleihen konnte. — Bedauern Sie mich, ich bin immer noch nicht fertig mit dem was ich diese Woche gehört: es kommt noch hinzu ein Wohlthätigkeitsconcert gegeben von Signora Feder (prima donna assoluta der Königl. Ital. Oper) und Herrn Gabecetta (primo tenore), ferner Fräulein Lise Christiani und Anderen. Herrn Gabecetta müssen wir viel Gutes in Bezug auf Stimme und Gesang nachrühmen. — Rechnen Sie nun noch eine Symphoniesoirée der königl. Kapelle und die Aufführung des Alexanderfestes von Händel durch die Gesellschaft der Singakademie und staunen Sie, wie es mir möglich geworden, mich durch alle diese Genüsse durchzuschlagen. — Mich zu kuriren von ästhetischem Enthusiasmus hat das Schicksal mich freilich in dieser selben Weise zu Anhörung von Tendenzmusik gezwungen und alle Eindrücke von Beethoven, Händel, Hummel, Mozart, Verdi, Donizetti sind durch die Radikalkur des Liedes: „Schleswig-Holstein stammverwandt" glücklich hinweggewischt werden, so daß ich, der ich mir erst vorkam wie Apollo, nun mich für einen geschundenen Marsyas halten möchte. +

[Schmidt von Lübeck.]

Der einundachtzigjährige Lübecker Schmidt hebt noch einmal in der Literatur sein schneeweißes Haupt empor und taucht mit einer neuen Sammlung seiner Lieder auf. Das älteste darunter ist beinahe sechzig Jahre alt, das jüngste nur einige Monate, denn er besang noch seinen achtzigsten Geburtstag und das so frisch und tapfer als stände er im besten Alter. Die erste Milch die ihm die Muse reichte, schmeckt nach der Zeit des Göttinger Dichterbundes und nach Gerstenberg der in Lübeck dänischer Resident war. Später verkehrte Schmidt in Jena viel mit Herder, Wieland, Goethe, Schiller. Seit lange lebt der alte Herr in Altona. Die frische Kraft die seine Lieder athmen, soll ihm auch persönlich eigen sein. Manche seiner sangbaren Gedichte sind ohne daß man an die Quelle denkt, seit einem Viertel-, andere seit einem halben Jahrhundert Eigenthum des Volkes. Wer hätte nicht sein „deutsches Lied" mitgesungen: Von allen Ländern in der Welt! Oder sein „Zitherbubens Morgenlied": Fröhlich und wohlgemuth, wandert das junge Blut! Mit der Musik des Wiener Franz Schubert ist auch das schwermüthige „Fremdlings Abendlied": Ich komme vom Gebirge her! aller Welt bekannt.

[Kaulbachs Reineke Fuchs.]

Von diesem Meisterwerke ist die erste Lieferung erschienen. Hier ist die ächte Poesie des Thierlebens in reiner Unmittelbarkeit geblieben. Kaulbach hat nicht, wie die Franzosen und Engländer bei ihren satyrischen Thierbildern thun, diese fast ganz vermenschlicht; Kaulbach's Fuchs, Löwe, Ochs sind noch ganz Thiere und doch werden sie unmittelbar zu Sinnbildern von Menschengattungen. Dieser illustrirte Reineke ist ein Werk dem bis jetzt kein zweites an die Seite zu stellen. — Eine Kleinigkeit ist uns aufgefallen im ersten Hefte. Der Schild an dem Throne auf welchem König Nobel sitzt, hatte früher als die Zeichnungen in Dresden ausgestellt wurden, eine heitere Inschrift. Jetzt ist's eine blanke Tafel geworden, in die man sich allerlei hinein denken kann. Hat wohl ein Censorenpinsel die Inschrift weggewischt? +.

[Charakteristik der Schwaben.]

Folgendes Urtheil fällt ein Franzose von heute, Hr. Thomas, über Schwaben: „Es gibt nur zwei Landstriche welche heutzutage noch einen Begriff von dem alten Deutschland zu geben vermögen: Schwaben, wo man glauben möchte daß die Seele der mittelalterlichen Helden den Nationalgeist noch immer durchdringt, und Westfalen, wo sich auf dem Lande seine ganze bäuerische Wildheit noch erhalten hat, welche das gebildete Frankreich des 17. Jahrhunderts so betroffen machte. Es gibt dort — in Schwaben — genug zugleich poetische und denkende Köpfe, ein eigenthümliches Gemisch von Kritik und Begeisterung, naiver Hingebung und rauher Kaltblütigkeit, eine große Vorliebe für Abenteuer, eine starke Neigung zur Keckheit, und nichtsdestoweniger eine Art zweifelnder Ironie, mißtrauischer Zurückhaltung in wichtigen Angelegenheiten, viel Klugheit und Feinheit, eine schreckliche Hitze bei der ersten besten Gelegenheit, eine offenherzige Heftigkeit, endlich jenen rohen Jähzorn, der Veranlassung zu dem Sprichworte gegeben hat: eine Schwabe müsse das vierzigste Jahr zurückgelegt haben, ehe er weise werde. Man füge diesen sich stets widersprechenden Zügen zwei andere noch schlagendere hinzu: das sichere Bewußtsein eigener persönlicher Tapferkeit und trotz einer gewissen natürlichen Ungeschicktheit das Bedürfniß, zu zeigen, was man ist; dann, um das Ganze zu krönen, jene Anlage zum Humor, die in der französischen Sprache kein Wort hat, weil sie nicht französisch ist — jene Stimmung, die weder genau die Gutmüthigkeit noch die Empfindsamkeit, weder die Einfalt noch die Salbung bezeichnet, obwohl sie von dem allen etwas enthält — ich meine die Gemüthlichkeit. Kurz, Schwaben ist ein eigenthümlicher Typus, der sich als solcher alle Zeitalter hindurch erhalten hat. Die berühmten Charaktere des Hohenstaufischen Hauses tragen dieses kräftige Gepräge, und es zeigt sich sogar in der halb italienischen, halb arabischen Erziehung Friedrichs II. Als der Sturz der Hohenstaufen Schwaben den bisher eingenommenen Rang im Reiche entzogen hatte, wurde der durch eine so großartige Ruine hinterlassene Platz eine Art Kampffeld, wo das Land sich tumultuarisch im politischen Leben herumtummelte; es wurde das thätigste unter allen und gab seinen Personen einen besseren Hintergrund als dies irgend wo anders der Fall war. Später als die Fortschritte der europäischen Ordnung die vorhandenen kleinen Nationalitäten auf Null herabgebracht hatten, da erlahmte dennoch die Fruchtbarkeit jenes begünstigten Landes keineswegs. Es gingen gleichzeitig drei Männer aus ihm hervor welche allein ein ganzes Volk unsterblich machen könnten: Schiller, Hegel, Schelling; und wenn es nach dieser glorreichen Generation erlaubt wäre, andere Namen anzuführen, die aber noch zu jung sind als daß sie die Ehre einer solchen Zusammenstellung verdienten, so würde man sehen daß die Ader noch nicht erschöpft ist, und daß man für die Zukunft noch viel von ihr erwarten darf."

[Eine Wiener Ästhetik.]

Clemens Simon heißt der Verfasser einer sehr heiteren „Allgemeinen Ästhetik" die in Wien erschien. Der Styl in dieser Schönheitslehre ist eben so originell wie der Gedankengang. Die Philosophie wird als eine Wissenschaft erklärt welche „durch bloße Bearbeitung von Begriffen zu Stande kommt," die Ästhetik „steht in Nebenordnung zur allgemeinen theoretischen Moral." „Das Kunstwerk", heißt es S. 14, „darf weder körperliche noch geistige Krankheiten erzeugen." „Wer Elsler im erhabenen Tanzschwung sah," heißt es an anderer Stelle, „und die psychologische Einwirkung hiebei beobachtete, wird bei mancher Haltung und Bewegung die Unendlichkeit sinnlicher und geistig moralischer Verhältnisse gefühlt haben. Wir wähnen, eine solche Linie müsse in ihrer Reinheit durch die Unendlichkeit fortgehen, ein solcher moralischer Ausdruck müsse die Unendlichkeit der Wesen beglücken." Der „Geräthschaftsbau" beschäftigt diesen Schönheitsphilosophen ganz vorzüglich. Eine Hauptfrage für ihn ist ob es „unmöglich sei beim schönen Möbelbau die sogenannte Liebesgrazie zu zeigen, die wir der deutlicheren Erklärung halber in drei Classen eintheilen: 1) die aglajische Grazie, 2) die thalische Grazie, 3) die euphrosynische Grazie." Zu einem „ästhetischen Armsessel" gehören sieben Eigenschaften; und beim Verein aller dieser sieben ist ein Fauteuil classisch schön, wie er sagt. Dies alles aber wird ohne Humor, mit pedantischem Ernst philosophirt.

[Modekupfer.]

Gleich mit Übernahme der „Europa" waren wir entschlossen die Modekupfer, als nicht zu den Interessen unseres Blattes gehörig, nur so lange zu liefern als wir dies den alten Abnehmern des laufenden Jahrganges schuldig waren. Diese sieben Kupfer für das letzte Vierteljahr hat Hr. Leopold Voß in Leipzig die Güte gehabt uns von den seinigen zu liefern. Auf dessen Blatt: Die Mode, Zeitung für die elegante Welt, verweisen wir jetzt um so mehr als die artistischen Leistungen desselben auf diesem Felde vorzüglich empfehlenswerth sind.

Herausgeber und Verleger.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 19. Decbr. | 2ter Band. 25. Lieferung.

Elbflorenz und die deutschen Toscaner.

1.

Eine Galerie deutscher Städte und Stadtmenschen die Sie bezwecken, wollen Sie mit der Hauptstadt des schönen Sachsenlandes eröffnen, versagen es sich aber, sich die Farben dazu selbst zu reiben, geschweige den Pinsel zu dem Bilde zu führen. Der eigentliche Genius dieser Stadt, sagen Sie mir, sei Ihnen fremd geblieben; gleichwohl wollen Sie keinem Eingebornen das Recht zusprechen Sitz und Stimme über seine eigne Scholle zu haben. Der deutsche cockney guckt allerdings noch heutzutage selten über seine Stadtmauer hinaus; entweder sitzt er sehr fest im Schlendrian der süßen Gewohnheit, oder er hat sich, vom Geist des Widerspruchs gepackt, gegen das Heimische um ihn her so verbissen daß er in seiner bittergalligen Laune selbst die Laren des Hauses nicht schont. Wenn wir dem geistvollen Bildhauer ***** die Feder in die Hand drücken wollten um den Zustand der Kunst in Dresden zu schildern, so würden wir wohl ein etwas düsteres Nachtstück erhalten, etwa so scharfkantig und schwarz, wenn auch transparent, wie ein bekannter Professor hier seine vielen unnatürlichen, von grellem Mondschein und schwarzer Tinte zusammengelaufenen Nachtbilder von Dresden lieferte. Hörten wir in früheren Jahren den heißblütigen Julius Mosen den sein Geschick nun weit ins Nordseeküstenland verschlug, über Dresden sprechen, dann gab es Epigramme als wenn man aus Stahl und Stein Funken schlägt. Sein afrikanisches Gesicht stand mit den glühenden Blitzen seines Auges in dunklen Flammen, wenn ihn über gewisse Schlaffheiten der Heimath der Zorn überkam. Es muß in den schroff abgesonderten Schichten der hiesigen Gesellschaft etwas Zwiespältiges liegen das eben mit dieser Vertheilung der Stoffe schnurstracks entgegengesetzt wirkt, den scharfen Geist zur Erbitterung treibt und den gemüthlichen Genius in ein allgemeines schlaffes Wohlbehagen auflöst.

Bin ich nun gleich ein unbetheiligter, ruhiger Zuschauer in Dresden gewesen, so haben Sie sich doch um deswillen nicht zu versprechen daß ich mein Thema richtig fassen werde. Meine Dresdner Erfahrungen sind freilich mannigfaltig, meine Erinnerungen reichen bis in die zwanziger Jahre hinauf, und war ich gleich zu verschiedenen Malen auf Jahre wieder abwesend, so hab' ich doch, wenn auch nicht gründlich und absichtlich, ein Vierteljahrhundert lang diese Stadt und ihre Menschen beobachtet. Dazu kommt jedoch daß meine stellvertretenden Geschäfte mich meist die Sommerzeit hier verleben hießen, wo das eigentliche Dresden, das bürgerliche und politische, vor dem romantischen Dresden, dem Elbflorenz der zahllosen Fremden in den Hintergrund tritt. Nur einige Male war ich angewiesen ganze Winter hier zuzubringen. Der Reiz der Landschaft ist dann erstorben, all der schöne lachende Schmelz den hier Kunst und Natur dem Leben verleihen, ist dann unerbittlich der Raub eines harten, stürmischen Klimas geworden, wie es die Nähe der Berge und der Luftzug des breiten Stromes mitsichbringt. Dann ganz und gar auf die Gesellschaft und die geistigen Quellen des lebendigen Augenblicks verwiesen, machte ich mir wie anderwärts so auch hier gern die verschiedensten bürgerlichen Kreise zugänglich,

und da gestehe ich denn allerdings ein ganz anderes Dresden gefunden zu haben als es der heitere Verkehr des Sommers mit all den Zugvögeln aus verschiedenen Ländern und Zonen uns bietet. Ich weiß nicht, es war dann als seien dem schönen bunten Phantasievogel die Schwingen abgewischt, als hätte der romantische Schmetterling sein Entwickelungsleben rückwärts zur Raupe angetreten und wäre vor der Hand wieder zur eingesponnenen Puppe geworden. Bald kroch hier bald dort aus dem Winkel des nordisch deutschen Winters allerlei langsames, vielgebeintes Ungethüm hervor, saß rechts oder links mit zu Tische und krächzte singend sein schlechtes Deutsch. All die Krüppel, Zwerggestalten und Verwahrlosungen in der Physis des Landstrichs, die uns der schöne Sommer übersehen läßt, fallen dann auch auf geistigem Boden über uns her, erscheinen in der Gesellschaft als enges, vermickertes Kleinleben, als Herzensenge und Geistesdürre, und verleiden uns den schönen Sommertraum eines ästhetisch freien und genußreichen Lebens. Man hält den Schooß des bürgerlichen Dresdens für einen gesegneten Sitz des deutschen Philisterthums. Ich habe jedoch die Wahrnehmung gemacht, daß ein bornirter Ständezwang, steife Etiquette bei unterthänigsten Stiefelputzermaximen mich hier selbst bis in die Sphären der gebildeten Gesellschaft verfolgten. Die Bildung sollte wohl das Element sein in welchem Rang und bevorzugte Stellung aufhören sich zu brüsten, da der Geist der da hebt und in die Höhe bringt, auch wieder nivellirend und ausgleichend wirkt. Ich erinnere mich der Zeit noch wo in der hiesigen Gesellschaft Albina bei der Abendtafel ein absonderlicher Tisch angeordnet war, an dem nur Hofräthe sitzen durften. In dem gemüthlichen Schlendrian der Vergnüglichkeit nahm man das so hin ohne Arges dabei zu denken; mir aber, da ich aus dem Süden kam, wo der Adel in seinen Vorrechten noch weit fester steht und doch im geselligen Verkehr nie und nirgend weder Junkerthum, noch exclusiven Dünkel zur Schau legt, mir war das eine Entdeckung die alles Menschenrecht aufhebt, alle Bildung verspottet, wenigstens alle gemüthliche Harmlosigkeit tödtet. Ein gewisser Schleim von Freundlichkeit kann Mißstände solcher Art nicht überdecken; der Rangunterschied in der Dresdner Gesellschaft blieb für mich verletzend; ich vermißte die schöne Offenheit, die geschmeidige Hingebung, die galante Freundlichkeit, jene Humanität und Milde die sonst den sächsischen Nationalcharakter bezeichnet. Ich fürchte, diese sächsischen Nationaltugenden sind im Laufe der Zeiten wie das ganze Land vielmals gequält, eingeengt und beschnitten so daß sie den freien offenen Charakter mannichfach eingebüßt haben. Der Geist der Galanterie hat nach dem weiland alten Kammerkriecher Hrn. v. Pölnitz hier ihre geschichtlichen königlichen und aristokratischen Thatsachen aufzuweisen und läßt sich in der Vergangenheit Sachsens nicht ableugnen. Die angeborene Grazie im sächsischen Naturell hat aber vielleicht im Mißgeschick trüber Zeiten ihre Herzlichkeit und Wärme verloren. In Leipzig, der beweglichen Meß- und Weltstadt, ist diese gewandte Leichtigkeit des Sachsen modern geworden; sie hat sich dort im fortgesetzten offenen Verkehr mit aller Welt zu einer gewissen Bequemlichkeit in den Umgangsformen umgesetzt wie sie der Handel und die dienstfertige Geschäftigkeit nöthig macht. In Dresden, das weniger reiche Quellen in seiner Thätigkeit findet, ist die Höflichkeit der Umgangsformen peinlicher; der Dresdner ist nicht so sicher, hat in seiner Bürgerlichkeit nicht diesen Hinterhalt der ihm das Gefühl einflößt, er sei der Welt sehr nöthig. Leipzigs Geltung liegt im großen Weltverkehr; diese Stadt ist für viele tausend Geschäftige eine Nothwendigkeit. Dresden ist nur für eben so viel hundert bevorzugte Müßiggänger, nur für die Vergnügungs- und geistige Erholungslust ein Asyl. Der Dresdner Bürger ist nicht so wohlhabend, muß es den Fremden recht machen und hat es nur mit vornehmen Fremden zu thun. Die eigenen Erwerbsquellen sind hier nicht so reich und wo hundert hungerige Augen nach kleinen Ämtern und »Pensiönchen« schielen, da wird es erklärlich wenn die angeborene Höflichkeit den Anstrich einer Unterthänigkeit annimmt die Adel und Bürger noch immer wie Herren und Diener zu unterscheiden beliebt. Es ist wohl nur zufällig daß gegenwärtig in Sachsen der Adel die höchsten Stellen einnimmt. Lindenau's ächter Bürgersinn und des bürgerlichen Ministers Dr. Müller's liberales Wirken kann nicht ohne dauernde Früchte geblieben sein. Nicht in den Regierungsmaximen, vielmehr in den Ansichten der Gesellschaft selber herrschen noch die Gesetze und Sitten einer ausschließlichen Bevorzugung die der gebildete Mann von Adel für sich selbst längst beseitigte. Wo Druck und Gêne im Leben vorkommt, da liegt die Schuld immer auf Seiten dessen der sich drücken läßt. Daß hier noch strenger Kastengeist und Ständeunterschiede fühlbar werden, liegt in der That mehr in der Gewohnheit Derer die sich durch Bildung nicht für emancipirt halten. Talent, Wissen und Begabung sind so sehr die Quellen der Gesellschaft, so sehr die Factoren der modernen Staatswirthschaft geworden daß kein

adeliger Minister dies verkennen kann. Bei alle dem trug man sich hier mit der Mythe daß Braun, der Präsident der zweiten Ständekammer, der als solcher hoffähig ist, von einem hochgestellten adeligen Beamten auf einer brieflichen Adresse das altmodische Hochedelgeboren zum Epitheton ornans erhielt. Sollte es in der That möglich sein daß der Bürgerliche heutzutage eher hoffähig als in der sogenannten crême der Gesellschaft zulässig und ebenbürtig wäre, dann müßten Thron und Bürgerthum nur um so fester ihren Bund schließen. Ereignisse wie sie uns die Augusttage des vorigen Jahres in Leipzig brachten, dienen nur dazu Thron und Bürgerthum zu trennen und die dazwischenliegenden Schichten der Gesellschaft übermächtig werden zu lassen. Dem Bürgerthum selber muß daran gelegen sein, Scenen solcher Art, auf welche dann in ihrer Rathlosigkeit die rohe Gewalt einschreitet, unmöglich zu machen.

Das sommerliche Elbflorenz weiß wenig von Politik, lebt in Kunst- und Naturerzeugnissen und scheint nur dazu da zu sein den Fremden aller Nationen die Saison angenehm zu machen. Engländer, Polen und Russen machen Dresden im Sommer zur Fremdenstadt, und ich kenne in Deutschland keinen Ort der sich besser dazu eingerichtet hätte. Ich kenne auch unter den deutschen Residenzen keine einzige die beim ersten und fortgesetzt neuen Besuche uns gleich sehr zum Gefühl eines ästhetischen Wohllebens und zur Empfindung eines geistigen Genießens aufforderte. Deutschland hat weit schönere Ströme als diese Elbe. Mainz mit seiner Brücke bietet ein weit reicheres Panorama als hier die vielbelobte und nun so desolate Elbbrücke; aber es ist eben nicht dies und jenes, es ist der glückliche Verein von Kunst und Natur der Dresden so reizend macht. Auf den vielen anmuthigen Punkten der Elblandschaft, auf den gemächlichen Höhen der Weinberge, in den Schluchten der gemüthlich zwischen Gebüsch versteckten Dörfchen athmet man jene schmeichlerische Luft die zum poetischen dolce far niente noth thut, und wenn im Frühling der Dresdner Bürger zur Landschaft die Staffage macht und »Registratersch« und »Calculatersch« mit Sack und Pack in »de Boombluht machen,« sich freundselig im Grünen lagern nnd in ihrem Jargon mit den Vögeln um die Wette singen, dann möchte man hier mit Marquis Posa auch um die Wette ausrufen: »Mein Herr Jeeses, das Leben ist doch sehre scheene!«

Wie ganz Sachsen, so hat auch Dresden den Vorzug Theil zu haben am deutschen Norden und am deutschen Süden. Wer aus dem slawischen Osten kommt, der ist entzückt hier einen Mittelpunkt deutscher Humanität und Idealität zu finden. Wer von Böhmen aus das Gebirge überstieg, dem wehet hier die Luft der sächsischen Heiterkeit, Freundlichkeit, Zierlichkeit und Anmuth, eine Luft behaglicher Freiheit und humaner Milde entgegen. Der deutsche Südländer findet hier zuerst jene feinere Gesellschaftssitte, jene rationelle Klugheit des gewandten Verstandes, von der er als einer Bevorzugung des deutschen Nordens daheim gehört. Und in der That gegen Östreich, Baiern und Schwaben genommen, tyrannisirt hier beinahe schon die Etiquette des Anstandes; man wagt es hier nicht, an öffentlichen Orten laut zu sprechen, alles flüstert, ist geschniegelt und gebügelt, bückt sich nach rechts und links, ehe ein Ausspruch gewagt wird, als wenn geheime Horcher darauf lauerten. Ist nun in der Begegnung der Menschen schon nordisches Klima fühlbar, so findet, wer aus dem preußischen Norden kommt, hier bereits den deutschen Süden mit warmer Luft und Behaglichkeit. Aus der Welt des Verstandes glaubt man sich, betritt man von Berlin aus die sächsische Hauptstadt, in die Sphäre romantischer Empfindungen versetzt. Man lacht wohl über den singenden Ton der schlaffen Mundart, fühlt sich aber von der leutseligen Freundlichkeit des Naturells angenehm berührt und hält gern sächsische Höflichkeit schon für süddeutsches Gemüth. Die Bauart der Stadt hat gegen Berlin einen mittelalterlichen Charakter, der vom Kohlendampf geschwärzte Sandstein der Häuser gibt ihnen den Anstrich eines katholischen Alterthums. Dies schreckt den Protestanten nicht, dies reizt ihn vielmehr, die Phantasie fühlt sich zur Üppigkeit angeregt, wo wirklich soviel Schätze der Kunst sich uns erschließen die nur der katholische Genius schuf. Nur ein sehr kleiner Theil der Bewohner ist mit dem Hofe römisch, aber diesem südlichen Dienste glaubt man fast die ganze Stadt hingegeben, hört man, welch Gewicht hier auf den Besuch der Hofkirche am Sonntage gelegt wird, wobei denn doch dem Fremdling wohlmeinend von der guten Hauswirthin empfohlen wird im Gedränge beim musikalischen Hochamt seine Taschen zu wahren. In den Hotels wird sogar schriftlich in jedem Zimmer vor Dieben in der Kirche gewarnt. Womit uns denn gleich die Weisung gegeben wird daß der Tempel Gottes zugleich ein fremder Schauplatz fremder Neugier ist. An der heiligen Stätte wo wir die Künste im Dienste der Kirche zu finden hoffen, harret unser jedoch manche Enttäuschung. Vergeblich sehnt man sich hier nach

einer Musik von Pergolese oder anderen altitalischen oder deutschen Meistern deren Töne uns die katholische Weltanschauung, die Hingebung der Erde an den Himmel, begreiflich machen. Die vortreffliche Kapelle, deren Künste sehr in Anspruch genommen werden, greift am liebsten zu den frivolen, oberflächlichen, aber bequem gesetzten Musiken der neuesten Italiener. Einen ganzen Winter hindurch hoffte ich vergeblich sogar auf ein Stück von Reissiger der die Kapelle leitet. Auch an Bildern hat die Hofkirche keine katholischen Schätze aufzuweisen. Die Himmelfahrt am Hochaltar wie zwei andere Altarblätter sind von Raffael Mengs, dem sächsischen pictor philosophus; die Bilder in den beiden Seitenkirchen und an sechs andern Altären sammt Deckengemälden sind ebenfalls von modernen Künstlern, von Rotari und andern Zeitgenossen des Stifters, König August's des Dritten. Der ganze Styl des Gebäudes ist, dem entsprechend, neuitalienisch. Nur das Material der Kirche ist vaterländisch, Sandstein aus Pirna; der Marmor des Hochaltars ist aus den Brüchen bei Maren. Im Äußern hat die zierliche Schönheit des Gebäudes den Fehler einer zu kurzen Fußung, so daß das höhere Schiff nicht harmonisch vom äußeren, niedrigeren Seitenschiff getragen wird. Der feine Thurm der Kirche wird pyramidenförmig von Säulen getragen. Am doppelten Geländer des oberen und unteren Daches stehen 64 Heiligenbilder, Meisterwerke eines Italieners in deutschem Sandstein. Die Bomben des preußischen Friedrich haben dies schöne Kunstwerk nicht zerstören können, denn es war noch nicht vollendet und sein Ausbau unterblieb während der traurigen Zeit des siebenjährigen Krieges. Wenn uns der Kustode die vielen Namen italienischer Künstler aufzählt die an diesem Baue thätig waren, oder wenn man die noch übrig gebliebenen Paradesänger in der Messe hört und sich aus den Resten der unsern liegenden Häuschen das italienische Dörfchen wo die Wälschen ihr Wesen getrieben, aus der Vergangenheit vergegenwärtigt und jenes ganze, in weichlichen Genüssen erschlaffte Zeitalter eines deutschen Versailles sich heraufbeschwört, dann freut sich daß ein patriotisches Herz daß es preußische Kanonenkugeln in der Welt gab. Friedrich war freilich nicht weniger französirt, aber er hatte von Frankreich nur den Esprit, nicht auch die weichlichen Gelüste eines Versailles nach Deutschland verpflanzt. In Dresden aber war zur polnischen Zeit ein kleines Versailles in voller Blüthe.

Dieser schlanke zierliche Thurm der Schloßkirche, welcher der Brücke so scharf entgegenspringt, beschäftigte mich um deswillen immer so lebhaft weil er wie ein Signal des Zeitalters der Auguste dasteht und zu einem ganzen System von Bauten entweder den Anfangs- oder den Schlußpunkt abgibt. Die kleinen Säulenhallen und Paläste die den Zwinger umschließen, sind nur die Vor- und Hofräume zu einem großen königlichen Schloß das sich als der Mittelpunkt dieses ganzen architektonischen Cyclus von Gebäuden erheben sollte. Die Noth der Zeiten und die Erschöpfung der Kassen verbot die Ausführung des Schlosses und so fehlt den im reichen Styl von Versailles entworfenen Bauplänen der sächsischen Auguste die Hauptsache, während der Hof nach wie vor das Haus der alten Kurfürsten bewohnt. In der Mitte des Zwingers, der sich im Sommer mit der Orangerie der königlichen Gärten schmückt, steht oder sitzt vielmehr die bronzene Gestalt des letzten Kurfürsten und ersten Königs von Sachsen. Macht Friedrich August den Abschluß der alten Zeit, so ist August der Zweite, der erste der beiden Sachsenfürsten welche die polnische Krone trugen, derjenige der seinem Hause die Epoche eines trügerischen Glanzes eröffnete. August des Zweiten erzene, stark vergüldete Reitergestalt mit dem gebäumten Galopp des Rosses, hält, der Neustadt zugewendet, in römischer Imperatorentracht auf dem jenseitigen Ufer der Elbe. Die Brücke — wie die Brücke der dazwischenliegenden Zeit — verbindet die beiden Fürstengestalten, den Beginner und den Vollender einer großen aber schweren, verhängnißvollen Epoche der sächsischen Geschichte. Zwischen beiden liegt die Regierungszeit des dritten August, des zweiten polnischen Königs aus dem sächsischen Stamme. Dieser führte nur fort was sein starker Vorgänger begonnen, vollendete das Ceremoniell des auf europäischem Fuße eingerichteten Hofes, war nicht der Held der Galanterie wie sein Vater, aber vermehrte den Glanz seines Hauses, erstieg durch seine Verbindungen mit den ersten Höfen der Welt den Gipfel äußerer Hoheit, bis mit dem Ruin des erschöpften Landes während des siebenjährigen Krieges diese erkünstelte Höhe unter den Schlägen des Schicksals zusammenstürzte. Dieser falsche Glanz beruhte in dem Schimmer einer illusorischen Königskrone, stützte sich trügerisch auf das unglückselige Wagniß, das angeerbte deutsche Stammland zu einer Provinz herabzusetzen und auszubeuten. Von diesem dritten August rühren die meisten Kunstschätze Dresdens her, die Erwerbungen der Modenesischen Galerie mit den sechs Bildern Correggio's, der Ankauf der Sistina, die man für 18,000 Dukaten an sich brachte, die Herbeischaffung der größ-

ten bekannten Onyxplatte, deren Werth auf 48,000 Thlr. geschätzt wurde, sowie vieler andern Wunderwerke des grünen Gewölbes. Im Ganzen systematisirte jedoch August der Dritte nur den Styl eines verschwenderischen Lebens, den sein Vorgänger als üppiger Kraftmensch in der Laune eines genialen Übermuthes für sich und sein Behagen entworfen hatte. Um diesen Styl festzuhalten gehörte aber auch die Stärke die ihn erfand, ich meine nicht die physische Stärke des zweiten August, sondern die frische, naturwüchsige Entschlossenheit, die das Auftreten dieses Fürsten bezeichnet und dem kühnen Plane, sein Haus zu einem europäisch mächtigen zu erheben, zu Grunde lag. Er ließ sich in seiner ausgelassenen Lebenslust von Weibern, die sein schwelgerisches Herz liebte, aber nicht wie sein Nachfolger von einem Brühl beherrschen der, ein Diener und Beamter, zu den Launen eines Herrschers sich berechtigt glaubte und den Übermuth der Hoheit dadurch erst zum Verbrechen stempelte.

Auf den zweiten August, den königlichen Herkules von Sachsen, weist der ganze zum Theil nur später fortgeführte aber unvollendet gebliebene architektonische Glanz des früheren Dresdens zurück. Im Vollgefühl seiner Kraft lag für König August auch zum Theil eine Berechtigung zum Unmaß, das sich wenigstens, wo nicht entschuldigt, doch erklärlich macht in einem Zeitalter das nur Selbstherrscher kannte, in einer Epoche, wo Deutschland überall wälsche Bildung zugleich mit wälscher Sittenlosigkeit gierig in sich schlürfte. Wo das meiste Talent dazu da war, fand sich auch am vollkommensten ein deutsches Versailles zusammen. Dresden war damals eine Hochschule fürstlicher Üppigkeiten, Sachsen, mit der falschen Folie des Polenthums umgeben, ließ das harte, steife, orthodoxe und geistig karge Preußen damals weit hinter sich. Am Hofe dieses August war es wo Friedrich Wilhelm der Erste, der königliche Korporal von Preußen, mit der ganzen engen Beschränktheit seiner Begriffe erschien und seinem jungen Kronprinzen vor den lüsternen Schauspielen die man ihnen vorzauberte, schnell den Hut über die Augen stülpte. Er hatte nicht ahnen können was für lüsterne Schauspiele seiner im Schlosse zu Dresden harrten; er hatte seinen Kronprinzen mitgenommen, einen jungen Menschen den auch sehr stark nach allerlei wälscher Üppigkeit gelüstete. König August im Gefühl seiner gebildeten Überlegenheit führte die preußischen Gäste beim Abendfest von Saal zu Saal. Eine Herrlichkeit, ein Sinnengenuß verdrängte den andern. Endlich war ihnen am Ende der Galerie, im Helldunkel einer Rotunde das feinste Schauspiel vorbehalten. Ich weiß nicht war es die Orselska die vor den königlichen Herrschaften in phantastischer Beleuchtung plötzlich als unverhüllte Venusgestalt erschien und dem tugendhaften Brandenburger einen Schauer einflößte wie ihn der Mensch vom Lande noch heute fühlt, wenn man ihn plötzlich vor Tizians Göttin der Liebe stellt. Friedrich Wilhelm war ganz verdutzt; er drückte stumm und entsetzt seinem jungen Kronprinzen schnell den Hut vor die Augen und machte mit ihm Kehrt. Am andern Morgen schrieb er in seiner Ehrbarkeit dem Herrn Bruder Majestät eine beklommene Bitte, derlei für einen Christenmenschen Unerhörtes doch sein zu lassen. Dazu kam daß man damals nicht recht wußte ob die Orselska eine königliche Geliebte oder eine königliche Tochter war. Der junge preußische Friedrich war von ihrem Anblick ganz bezaubert; die polnische Gräfin, sagt man, wurde seine erste, leider auch seine letzte Liebe.

Eine Galerie jener Damen zu liefern, die das galante Sachsen von damals aufzuweisen hat, würde für den Psychologen vielleicht werthvoll, dem Vaterlandsfreunde vielleicht zu schmerzlich sein. Deutsche, polnische, auch türkische Namen drängen sich in dieser Reihe mit rascher Folge; die Damen Kessel, Königsmark, Esterle, Fatime, Lubomirska, Teschen, Dönhof, Dieskau, Hoymb-Cosel könnten selbst einen Antiquar wie dem Greifswalder Professor Barthold, der Casanova's Lüsternheiten so gründlich durchforscht und geschichtlich kritisch abgewogen hat, nicht geringeren Anreiz zu wissenschaftlich tiefsinnigen Studien bieten. Eine Dame wie die Gräfin Cosel müßte auch dem Politiker von Interesse sein. Auf sie weist auch noch manche Architektur Dresdens hin. Ein Palast an der rechten Elbseite führt noch den Namen der Gräfin Cosel, und das Schloß im großen Garten ist nicht zufällig in der Form eines H erbaut; der galante König feierte damit den Anfangsbuchstaben des Namens den sie als Frau des Ministers Hoymb führte, bevor sie zur freien Gräfin erhoben wurde. Sie stürzte alle ihre Genossinnen, hob und setzte die Minister ab, beherrschte den König und Sachsen ein volles Jahrzehen hindurch. Alle ihre Launen wurden von der Majestät besiegelt, gegen ihre tyrannischen Gelüste wurde keine Stimme laut, wagte kein Mann sich zu erheben. Endlich, im elften Jahre ihrer Wirthschaft, unternahm es der alte Feldmarschall Flemming den verblendeten König über die ganz Sachsen verwirrende Helena die Augen zu öffnen. Es war bei seiner Anwesenheit in Warschau.

Sie hörte in Dresden davon; denn ihre Creaturen bewachten den König. Sie machte sich, trotzdem sie krank war, nach Polen auf; sie kannte ihre Macht über August's Herz und diese Macht war nur Aug' in Auge unfehlbar. Das Schicksal des Vaterlandes war von neuem bedroht, wenn sie Warschau erreichte. Der alte Flemming rettete Sachsen, rettete den König; auf geheimen Kabinettsbefehl wurde sie auf der schlesischen Grenze festgenommen und von Husaren nach Dresden zurückgeführt. Sie schützte, um freie Hand zu haben, die Nöthigung einer Reise in's Ausland für ihre Gesundheit vor. Man ließ sie ziehen. Sie ging nach Berlin, kehrte aber plötzlich zurück. In Halle wurde sie von neuem verhaftet und nach der alten Bergfeste Stolpen gebracht, wo sie 43 Jahre lang saß. Der König, ihren Zauber fürchtend, beschloß sie nie wieder zu sehen; ihre zahllosen Briefe aus dem Gefängniß ließ er ungelesen verbrennen. Die Reize ihrer Schönheit waren bis in ihr hohes Alter unverwüstlich. 1716 war das Jahr ihres Sturzes, 1759 ihr Todesjahr.

In einer melancholisch humoristischen Anwandlung hab' ich einmal von Meißen aus Schloß Stolpen besucht wo die deutsche Maintenon so lange saß und Muße hatte über den Wandel der irdischen Herrlichkeit nachzudenken. Daß sie ihren Sturz so lange überlebte, ließe entweder auf beneidenswerthe robuste Nerven, oder auf eine empörende Gefühllosigkeit schließen. Inzwischen will die geheime Historie doch wissen daß sie im Kerker Anwandlungen von Wahnsinn hatte. Ob Gewissensbisse sie quälten, das Herz eines Fürsten so lange mißhandelt, das Mark eines Landes so lange ausgesogen zu haben, das hätte ein Seelenkundiger zu untersuchen. Sie spielte auf Burg Stolpen noch immer die Hoheit, nannte jedermann Du und ließ vornehmen Reisenden ihre Gnade vermelden. Als der preußische Friedrich im siebenjährigen Kriege Sachsen besetzt hielt, ließ er der hochbetagten Matrone die Pension nach wie vor auszahlen, allein in jenen schlechten Thalern die der Jude Ephraim auf sein Geheiß in Leipzig auf der Pleißenburg prägen mußte. Die Gräfin Cosel dankte ihm höflich für die Galanterie und ließ mit den Ephraimiten die Wände ihrer Zimmer tapeziren. Diese preußischen Friedrichstapeten zeigte sie den Fremden und machte über die Politik der Könige sehr bitter beißende Glossen. Sie unterhielt mit den bedeutendsten Zeitgenossen den lebhaftesten Briefwechsel und schrieb auf Burg Stolpen ihre Memoiren. Den König hat sie nur zufällig, nur einmal wieder gesehen. Er gerieth auf der Jagd in die Nähe der Feste und ritt dicht an den Mauern vorüber. Sie hatte ihn erblickt; sie redete ihn vom Altan herab an. König August grüßte verlegen mit dem Hute und gab seinem Pferde die Sporen um rasch dem alten Zauberbann zu entfliehen. — Auf einer Fensterscheibe in einem der Zimmer auf Stolpen fand man vor Jahren noch einige melancholische Verse eingekritzelt, angeblich von der Hand der Gräfin Cosel.

„Voll Bedeutung schaut aus blauen Lüften
In des Thales frohbelebte Triften
Stolpens Zinne schwermuthsvoll hinab,
Wo gedankenvoll in sich versunken
Die verlaßne Liebe schauertrunken
Einem Kön'ge flucht' und sich in's Grab!"

Diese Verse sind doch wohl zu modern für die Gräfin Cosel; sie rühren vielleicht von einem sentimentalen Schüler aus Meißen her, der hier ein Gemisch von Wehmuth und Zorn loswurde. Geflucht mag die alte Schöne ihrem königlichen Geliebten haben, vielleicht auch sich selber. Daß sie ihn haßte, würde nur beweisen daß sie ihn früher wirklich geliebt. Und in der That, vor August's Tode soll sie das Geständniß gemacht haben, ihr Zorn gegen ihn sei nur eine verkohlte Liebe gewesen. Der neue Herrscher bot ihr die Freiheit an, aber sie verschmähte das Geschenk aus s e i n e r Hand. Sie starb als Gefangene, achtzig Jahre alt. Bei ihrem Tode wurden ihre Memoiren unter Siegel gelegt und deren Veröffentlichung, die sie angeordnet hatte, verboten. Schade daß kein Dorow da war. Schade auch daß Hr. v. Sternberg der in einer seiner Novellen Dresden zur Zeit des siebenjährigen Krieges, freilich sehr oberflächlich schilderte, sich nicht die Gräfin Cosel zur Heldin erwählt. Sie wäre für seine Muse wie gemacht. Und unsere Poeten irren sich, wenn sie meinen ihre Erfindungen wären interessanter als unsere Historien.

Mit größerem Recht wie König August der Zweite, sagen einige tugendhafte Leute, hat Friedrich August in Dresden sein ehernes Standbild. Aber Beide sind gleich sehr die Vertreter ihres Volkes in zwei abgeschlossenen Epochen. Ein nachgeborenes Geschlecht das sich gegen die romantischen Sünden des ancien régime sehr rein dünkt, sollte doch nicht allzu prüde gegen die Vergangenheit eifern! Gut für Euch von heute wenn Ihr tugendhafter seid! Vielleicht wird sogar einmal die Frömmigkeit zur Mode, wie früher in einem vollblütigeren Zeitalter die Ausgelassenheit der Sitten Mode war. So ein Herrscher von ehedem ist nur der Ausdruck seiner Zeit; das ganze Zeitalter, nicht ihn zieht vor Gericht! In den Herrschern seh' ich

noch immer nur das potenzirte Volk und der alte Satz: Qualis rex talis grex! ist noch allezeit gültig. Jene zwei Fürsten ergänzen einander und zu August dem Starken, der lieber der Galante heißen sollte, gehört Friedrich August der Gerechte, den man eben so gut den Gelehrten nennen könnte. In beiden Fürsten hat sich das sächsische Naturell mit ihren Gegensätzen beinahe vollständig erschöpft; den graziösen, sanguinischen Leichtsinn des Einen ergänzt das gelehrte, aus Gewissenhaftigkeit schwerfällige Phlegma des Andern. Beider Eigenthümlichkeiten stoßen sich polartig ab und heben sich gegenseitig auf. Verschmolzen und wechselweise sich ausgleichend, würden sie das Musterbild eines nach außen hin glänzenden und nach innen hin gesicherten Regenten hervorrufen wie es die deutsche Geschichte nicht gleich trefflich aufzuweisen hat.

An König August's Bildsäule, die ihrer Zeit ein Augsburger Kupferschmied goß, rühmt man die Porträtähnlichkeit. Auch Rietschel's Friedrich August hat unbedingt diesen Vorzug. Verweilen wir noch vor seinem ehrwürdig stillen Angesicht. Der Monarch des achtzehnten Jahrhunderts galoppirt zu Pferde. Diese Zeiten sind für Sachsen vorüber. Der Fürst der den Wendepunkt zweier Zeitalter erlebte und das neunzehnte Jahrhundert eröffnete, sitzt ruhig auf dem Stuhle. Aber diese sella curulis ist der Sitz der sinnenden Weisheit, der gewissenhaften Bedächtigkeit. Leider hatte freilich die Gewissenhaftigkeit dieses Fürsten die scrupelvolle Schwerfälligkeit die den rechten Augenblick der raschen Entscheidung nicht wahrnimmt. Hatte August zuviel vom Cavalier, so hatte Friedrich August zuviel vom deutschen Gelehrten. Während ihn die Geschichte den Gerechten nennt, führt er im Munde des Volks einen Beinamen der an den Zopf, den er und sein Zeitalter trugen, erinnert. Ich glaube nicht daß vox populi die vox Dei sei; weit eher ist die Stimme des Volkes dem Ausspruch des advocatus diaboli ähnlich der in Rom bei einem Heiligen aufgerufen wurde um die Schwächen der hingeschiedenen Persönlichkeit an's Licht zu ziehen. Der greise Friedrich August der nach einem langen Regiment von 59 Jahren 1827 zu seinen Vätern in die Grube stieg, hat für mich etwas ehrwürdig Rührendes; er hat für die Sünden Anderer gebüßt. Sehr jung schon, achtzehn Jahre alt, war er Herrscher, nach den Gesetzen der Zeit völlig unumschränkt. Die angewälzten Lasten zweier Auguste und eines Brühl nahm er auf seine Schultern; polnische Wirthschaft hatte er durch deutsche Redlichkeit auszugleichen. Er heilte die Wunden die der siebenjährige Krieg geschlagen, er tilgte eine Schuldenlast von vierzig Millionen bis auf zehn. Er hatte verständige Einsicht genug, 1791 die polnische Krone auszuschlagen. Mich dünkt, schon umdeswillen gebührt ihm das eherne Denkmal im Zwinger. Nun sagt man freilich, wenn er das glänzende Elend polnischerseits vom Lande abgehalten, so habe er um so eifriger zu dem französischen Bündniß die Hand geboten und die Krone die ihm Frankreich gab, sei noch verderbnißvoller für Sachsen geworden als ehedem die polnische. Man darf niemals den Ereignissen Muthmaßungen unterschieben, nur aus der Stellung der zwingenden Verhältnisse ist der Charakter der Personen zu deuten. Friedrich August hatte zur Revolutionszeit an dem Bunde gegen Frankreich redlich Theil genommen. An dem Bündniß zu Pillnitz, wo Kaiser Leopold und der preußische Friedrich Wilhelm in allerhöchst beschränktem Eifer und aller Staatsklugheit baar und blank, sich die Hände boten, an diesem für ganz Deutschland unheilvollen Bündniß trägt Friedrich August keine Schuld. Als Napoleon in Pillnitz war, sprach er das treffende Wort: Meine Herren, hier bin ich geboren! Der Pillnitzer Bund und der fahrlose Dünkel der ihn schloß, hat über das alte Europa die Weltstürme gebracht. Friedrich August war daran so unschuldig wie an dem Schicksal, wonach später für die Entscheidung der Welthändel wiederum Sachsens Ebenen auserlesen wurden und die Heermassen Europa's sich über das friedfertige Land ergossen. Friedrich August's wackere Schaaren kämpften noch 1796 an der Lahn und in der Wetzlarer Schlacht in den Reihen der Deutschen als Preußen schon längst die Sache des Vaterlandes vereinzelt aufgegeben hatte. Die alten Bande Deutschlands lösten sich damals schmählich; sauve qui peut! war allerorts der Wahlspruch der die eine Schmach mit einer andern decken sollte. Die Schlacht von Jena und Auerstädt wurde geschlagen. Preußen legte die Hohlheit seines prahlerischen Dünkels der Welt an den Tag; es büßte freilich auch durch die Mitschuld seines alten Nebenbuhlers Sachsen. Seit dem siebenjährigen Kriege und seinen Demüthigungen wollte kein Sachse mehr mit Preußen gemeinsame Sache machen. Man kennt die Geständnisse des Generals v. Funk aus dem vereinzelten Bruchstück seiner Denkwürdigkeiten, die in Beschlag genommen wurden. Die Officiere der sächsischen Regimenter auf der Wahlstatt zu Jena hatten sich das Wort gegeben keinen Schuß fallen zu lassen, blos aus Haß gegen den Todfeind Preußen. Nach der Schlacht rühmte sich Funk dessen gegen den Kaiser der Franzosen,

und dieser gewann damit einen guten Einblick in die Zustände deutscher Nation, einen Einblick auf den er selbst dann noch rechnete als sich die vereinzelten Völkerstämme gegen das Joch der Fremdherrschaft massenweise erhoben. Funk wurde von Jena nach Dresden geschickt mit der Forderung des Kaisers, der Kurfürst solle sich für neutral erklären. Friedrich August, der Mann der großen und kleinen Scrupel, konnte sich bei dem ceremonienreichen Usus seines kurfürstlichen Hofes nicht sofort entschließen den Herrn von Funk, weil selbiger ein bloßer Rittmeister sei, zu empfangen; sich in offener Audienz bis zu einem Hauptmann herabzulassen war damalen für eine souveräne Hoheit unerhört. Die kaiserlichen Schaaren rückten mit Siegesgeschrei heran, der Donner der fränkischen Kanonen weckte noch immer nicht das alte Deutschland aus seinem höchst förmlich eingeordneten, ceremoniell gewissenhaften Schlaf. Der Kurfürst von Sachsen saß und überlegte den unerhörten Fall. Er berief erst seinen Staatsrath, nicht um sich sofort über des Landes Heil zu entschließen, sondern zuvörderst um darüber entscheiden zu lassen ob er dem Herrn von Funk in eigner Person Gehör gewähren solle, sintemal und alldieweil selbiger ein purer Rittmeister sei. Damit verlief dann viel Zeit und nur ein glückliches Ungefähr schützte Sachsen damals vor dem Untergang. Sachsen hob sich nun, während Preußen zerschmettert am Boden lag; es hob sich mit Hülfe des französischen Bündnisses, es hob sich 1806 auf Kosten seines deutschen Nebenbuhlers, den es zur Zeit der Reformation durch Cultur, zur Zeit der Auguste durch Glanz und Üppigkeit weit übertroffen, der aber zur Zeit seiner kriegerischen Thatlust unter Friedrich Sachsen mit Füßen trat. Die preußische Schaale sank, die sächsische stieg. Das Kurfürstenthum wurde Königreich, der Cotbuser Kreis vergrößerte das Land, das Herzogthum Warschau wurde ihm zuerkannt. Die polnische Königskrone hatte Friedrich August mit Recht abgewiesen, nicht die sächsische, denn mit ihr war Sachsen als das Hauptland, das Stück Polen das von der preußischen Hand in die sächsische überging, als bloße Provinz anerkannt. Dies alles ist menschlich und sachlich gerechtfertigt. Und wenn Friedrich August später den Lauf der Dinge nicht durchschaute, so erscheinen Andere uns klüger weil der Zufall sie unterstützte. Wenn er dem Kaiser treuer war als Andere, die ihm gleich sehr die selbständige Erhebung verdankten, wenn er als Mensch gewissenhafter war als es der Fürst auf dem Thron, der im Drange der Noth über seines Volkes Schicksal entscheidet, es zu sein sich gestatten darf, so hat auch darüber die Geschichte als Nemesis zu Gericht gesessen und der Mensch in Friedrich August steht in diesem Falle nicht kleiner da weil der Herrscher in ihm nicht die glücklichere Wendung fand. Ihr könnt nicht einmal sagen, in solchem Falle hätte die Stimme des Volkes das Rechte getroffen! Ein Fürst wenn er kein Genie, sondern ein gewöhnlicher Sterblicher ist, thut in allen Fällen besser das Volk sich selbst regieren, über sich selbst entscheiden zu lassen. Aber es war keine Form da, das Volk zu hören. Außerdem steht noch sehr zu bezweifeln ob die allgemeine Stimme in Sachsen sich damals zu Preußen gestellt hätte, als es galt mit Beiseitesetzung aller besonderen Kränkung und Ehrverletzung nur den Einen allgemeinen Feind zu treffen. Man kennt ja die Empörung der sächsischen Regimenter im Blücherschen Hauptquartier. Sie hatten Fug und Recht sich gegen die Barbarei zu erklären die ihren Fürsten in Friedrichsfelde gefangen hielt; allein das besondere Recht wird immer unterdrückt in Zeiten der allgemeinen Noth.

Ein Vertreter des glänzenden und galanten Sachsens wie er in König August erschienen war, wird der Nation nicht wiedergegeben werden. Mögen ihr die Tugenden Friedrich August's bleiben, denn Sachsen ist auf die innere Arbeit des Friedens, auf den Bürgerfleiß, auf den Ausgleich alter Überlieferungen, auf Harmonie seiner nicht starken, aber glücklichen Kräfte angewiesen. Der Nationalgeist Sachsens geht innerlich nicht nach der Tiefe, äußerlich nicht nach der Entwickelung großer entschiedener Kraft. Dieser Volksstamm sieht sich mit der Erbschaft eines großen Namens auf einen kleinen, schmahlen Landstrich zurückgedrängt. Ihm ist eine gewisse industrielle Rührigkeit, auch im Gebiete des Geistes eigen, er hat die Aufgabe, die Schätze des Wissens für den allgemeinen Gewinn gleichsam in laufende Münze umzusetzen. Sachsen hat bei dem glücklichen Mittelschlag seiner Bildung und Begabung, bei durchgängiger Empfänglichkeit für das Licht liberaler Aufklärung in Dingen des Staats und der Religion durchaus friedfertige Aufgaben sich zu stellen und zu lösen; und die schönste unter diesen Aufgaben wird der Sieg des bürgerlichen Fleißes, der Triumph eines geistigen und physischen Wohlbehagens sein. Wer Kämpfe aufruft die auf dieser enggezogenen Scholle Landes nicht auszufechten sind, verkennt Sachsens Beruf. Jenes bis in das Herz Thüringens und bis über die Altmark hinaus erstreckte Sachsen, das Sachsen der Reformationszeit, das einen Luther aufstellte, existirt nicht mehr. Und über die Fluren des

jetzigen Königreichs hat ohnedies der herbe Drang der Zeiten Kämpfe genug heraufgeführt zu deren Entscheidung Sachsen nicht mehr berufen war und die Europa auf Kosten dieses Landes hier erledigte. Sachsen hat, was es nicht mehr durch die Ausweitung seiner Kräfte erreichen kann, durch deren Harmonie zu gewinnen. Seine Entwicklung ist eine bürgerlich friedfertige. Auf kleinem Raume stark zu sein durch wohlthuende Eintracht, das ist, der wüsten Ungewißheit in der Entwikkelung vielfach zusammengetragener Staatenmassen gegenüber, sogar ein beneidenswerthes Loos. Man nennt den Geist der sächsischen Bevölkerung proceßsüchtig; auch staatliche Differenzen liebt der Sachse dialektisch auszufechten. Mit der verfassungsmäßigen Form sind ihm dafür die Bahnen Rechtens angewiesen. Was darüber ist, ist vom Übel. Und welche Zukunft sich Sachsen auch gestalten mag; sie wird ihm ohne die Tugenden seines alten Friedrich August nicht erreichbar sein. Die Tugenden dieses Fürsten heißen: Sittenstrenge, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Gelehrsamkeit, Gerechtigkeit und versöhnliche Milde.

Mich dünkt, der Künstler Rietschel habe in dem Kopfe seines friedlichen Helden auf dem Thronsessel diese Züge seines Wesens sehr gut herausgearbeitet. Je mehr man dies Antlitz im Erzguß betrachtet, desto mehr entdeckt man in ihm die besten Grundzüge des sächsischen Naturells. In der starken Nasenwurzel die von der Stirn herab gleich zwischen den Brauen entschieden hervortritt, will man eine besondere Familieneigenthümlichkeit des regierenden Hauses erkennen. Wer Physiognom genug ist, wird für diesen Theil der Gesichtsbildung den bezeichnenden Ausdruck finden: er deutet auf Beharrlichkeit.

Bis in's Jahr 1830 hin trug, wie mich dünkt, ganz Sachsen auch nach der Seite seiner menschlichen Schwächen hin den Typus seines Friedrich August an sich. Mit jenem Jahre erst datirt die moderne Epoche und Derjenige der von da ab an die Spitze der Geschäfte trat, hat sehr wohl bewiesen daß er den Geist eines neuen Zeitalters nicht verkannte. Bis zu jener Zeit hatte ganz Dresden in seinen Einrichtungen, Gewohnheiten, Sitten und Formen einen Anstrich von der Eigenthümlichkeit jenes Monarchen; es war nicht anders als hätte Friedrich August den Dresdnern für ihr ganzes Leben den Zuschnitt gemacht. Qualis rex talis grex. Und die deutsche grex übertreibt nicht selten, weil sie oft blos nachahmt wo die Hoheit originell ist. Von den Kammerjunkern ging's auf die Hofräthe über und die Hofräthe brachten's überall unter die Leute. So kam es daß eine Zeit lang das ganze Leben in Dresden von schön lackirtem aber doch von wirklichem Leder, die förmliche Höflichkeit der Leute aber von Meißner Porzellan zu sein schien. Bei Hofe war zur Zeit Friedrich August's Alles Methode, hatte Sinn und System; die Nachahmung dieser ceremoniellen Umständlichkeit in der Beamtenwelt und in der Gesellschaft wurde unerquicklich. Der alte König war so recht was man sagt ein Mann nach der Uhr. Nirgends in Europa, selbst kaum nach der Etiquette im Escurial, war der Dienst bei Hofe geregelter. Von einem Fürsten, pflegte der alte Herr zu sagen, müsse alle Welt in jeder Minute wissen was er vorhat, was er thut und nicht thut! Dabei war sein Hof höchst ausschließlich, die Schranken gegen die Öffentlichkeit waren steil und unübersteiglich. Der nächste Dienst um seine Person war äußerst bequem, eben weil der ganze Verlauf des Tages der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks gleich kam; Stunde für Stunde waren Arbeit und Erholung pünktlich vorgeschrieben, pünktlich vollzogen. Jedes Jahr mit dem ersten Mai, es mochte schneien und hageln oder schon im April der volle Frühling in Blüthe stehen, eröffnete der König in Pillnitz seine Sommersaison. Im Winter durfte das Theater nie beginnen bevor er erschien. Sein Empfang von Seiten des Publikums, seine Begrüßung der versammelten Menge war ein Ceremoniell im auserlesensten Rococo. Aber er ließ nie auf sich warten; er trat mit dem Schlage an die Brüstung der Loge, Populus erhob sich und die Hoheit verneigte sich, nachdem die Etiquette unter der Familie selbst erledigt war. Die gute alte Zeit mit ihren orthodoxen Formen und ihrer grandiosen Ehrbarkeit blieb vielleicht nirgends länger als in Dresden bestehen, der Haarbeutel ist wohl schwerlich irgendwo länger gehegt und gepflegt. Bei soviel gewissenhafter Pünktlichkeit wurde aber auch der Schlendrian der sich einschlich pünktlich festgehalten. Die Hofräthe allhier erzählen sich noch immer von manchen Mißbräuchen der damaligen Dienerschaft bei Hofe. Der alte Herr ließ sich in Kleinigkeiten systematisch betrügen; er wußte darum, aber er hielt es der Würde eines Fürsten für angemessen sich betrügen zu lassen, falls das Decorum nicht gestört wurde. Er trank jeden Morgen zum zweiten Frühstück eine einzige Tasse Cacao und viele Hofräthe wissen noch genau, welche enorme Quantität Chocolade für den täglichen Gebrauch angerechnet wurde. An einem Könige mag es großartig sein ein Auge zuzudrücken; wenn aber der Hofrath wieder seinem Subalternen und der Subalterne seinem Schreiber und

dieser wieder seinem Bedienten, falls dieser nur den Anstand festhält, huldreich durch die Finger sieht, so gibt das rechts und links, von unten bis oben eine Kette von treulosen Bücklingen, ein Gewebe von feinen Formen und schlechter, schlaffer Wirthschaft. — Im Jahre 1820, kurze Zeit vorher als ich zum ersten Male nach Dresden kam, war der Schwager des Königs, König Max von Baiern, zum Besuch hier. Dieser war schier eine entgegengesetzte Natur. König Max mischte sich auch daheim gern unter's Volk, setzte sich zu den Leuten in die Schenke und lachte mit ihnen. Der Bauer in Baiern war sein cordiales Incognito so gewohnt daß er ihn überall duzte. Es wird begreiflich daß der baiersche Besuch mit seiner jovialen Hinwegsetzung über alle Etiquette in Dresden Staunen erregte und Epoche machte. Publicus Dresdensis war ganz außer sich; die Leute belustigte diese Art sich zu geben, aber sie lästerten doch noch Jahre lang darüber.

Briefe aus Preußen.

3.

[Die Journalistik Berlins in alter Zeit.]

Man hat die Gründung der »Deutschen Zeitung« in Berlin mit den Maurerlogen in Verbindung bringen wollen. Pietistische Blätter und Adelszeitungen haben wir schon aus exclusiven Vereinigungen entstehen sehen und es wäre erklärlich, wenn die Freimaurerei, an der das vorige Jahrhundert einen Heerd der Aufklärung und des Fortschrittes hatte, sich jetzt als Trägerin des Conservatismus erwiese. Die christliche Ausschließlichkeit haben bekanntlich die preußischen Logen erst neulich den englischen gegenüber zum Grundsatz erhoben und wenn der Versuch, den Kölner Dombau zur Sache der Freimaurerei zu machen, auch nicht, wie man gehofft, den unbedingten Anklang fand, so ließe sich doch vermuthen daß diese geschlossene Vereinigung, an deren Spitze sich abermals ein Prinz des königlichen Hauses stellte, ganz geneigt und geeignet wäre, einem auch in religiöser Beziehung conservativen Unternehmen ihre Kräfte zu leihen. In den heutigen Logen ist der Deismus von ehedem nicht mehr zu finden, kaum noch ein schwacher Nachhall eines christlichen Rationalismus der sich in politischen Dingen noch immer vor Verfassungsformen sträubt. Die Durchschnittsbildung die sich unter altem Ceremoniell in den Logen zusammenfindet, hat gewisse humane Zwecke die sich auf Wohlthätigkeit beschränken, will wesentlich Ruhe und Ordnung und hält den Respect vor religiösem und politischem Herkommen fest. Diese Richtung in wissenschaftlicher Journalistik vertreten zu sehen, muß durchaus wünschenswerth erscheinen. Findet dieser Conservatismus in der öffentlichen Meinung zu jeder Zeit auch seine Wächter, so hält er sich fern von pietistischen Seitenwegen. Als einen solchen Wächter begrüßte die öffentliche Meinung Dahlmann. Ein freies, ehrlich offenes Wort findet in Deutschland noch immer eine gute Statt; nur findet sich selten Einer der es spricht. Wir haben im Geheimen und unter vier Augen so unendlich viel freisinnige Männer in Preußen daß es eine Wohlthat ist auch einmal draußen auf dem Forum der Öffentlichkeit wieder einen mehr zu finden. Von ihrem Grundprincip können die Männer der Berliner »Deutschen Zeitung« sich nicht fortdrängen lassen, diese Zeitung wird Dahlmann's Rationalismus in religiösen Dingen nicht theilen, seinem Constitutionalismus nicht unumwunden das Wort reden; aber man wird die Warnungstafel die ihr gleich am Beginn gestellt ist, nicht unbeachtet am Wege stehen lassen. Von Vortheil würde das Erscheinen der »Deutschen Zeitung« schon um deswillen sein um den theoretischen Radicalismus in Berlin zu beschämen der solange feiern will bis die Welt besser geworden*).

Von Dr. E. Meyen lesen wir im neuen Jahrgang des von Prutz herausgegebenen literargeschichtlichen Taschenbuchs einen Artikel über die Publicistik und den Journalismus Berlins in einer frühern Epoche der preußischen Hauptstadt. Es ist die Berliner Monatsschrift die in den letzten Jahrzehenten des vorigen Zeitalters das Organ der sogenannten Aufklärung war. Sie trat freilich etwas spät, erst drei Jahre vor Friedrich's des Zweiten Tode, in's Leben, hat sich also vom Zeitgeist mehr in's Schlepptau nehmen lassen als daß sie ihm vorarbeitete oder Hand in Hand mit ihm die Wehen der Entwickelung durchlebte. Bei alle dem und vielleicht nur um so mehr trug sie die Nachwirkungen von Fried-

*) Wie wir hören ist auf Verwenden des Bibliothekars Pertz Wolfgang Menzel zur Leitung des Blattes nach Berlin berufen. D. Herausg.

rich's Zeitalter in das spätere Regiment hinüber, bekämpfte zwar nicht entschieden die Wöllnersche Richtung unter dem zweiten Friedrich Wilhelm, hielt aber doch im Ganzen Stand und rettete manche Strömungen des freiern Geistes hinüber in's neue Jahrhundert. Bis 1796 war sie jedenfalls in bester Blüthe; sie kränkelte dann auch in ihrem Bestehen, erschien zwei Jahre lang versuchsweise als Wochenschrift und trat dann wieder bis 1811 in monatlichen Lieferungen in's Leben. Biester überlebte nicht blos den Mitbegründer der Zeitschrift, Gedike, sondern auch alle die alten Kumpane der Aufklärungsperiode und stand mit seiner Richtung auch schon dem Ausbruch des französischen Umsturzes ziemlich rathlos gegenüber. Biester suchte den Leuten einzureden daß die Deutschen, wenigstens die Berliner, die Revolution besser und solider gemacht haben würden. Und in welchem Rufe die preußische Preßfreiheit und Toleranz damals stand, war bewunderungswürdig genug. Stattler, ein baierscher Jesuit, sagte geradezu, die französische Revolution sei aus Berlin nach Paris gekommen; die Grundsätze der französischen Constitution seien aus der Berliner Aufklärungsschmiede. — Meyen begleitet den Gang der Zeitschrift mit seinen Bemerkungen; der mißvergnügte Stolz von heute thut sich unverholen etwas zu gute daß Berlin doch wenigstens in Einer Epoche seiner Entwickelung einen denkwürdigen Ausdruck seiner Stimmungen erlebte. Preußen hatte in der That an der Monatsschrift einen bedeutenden Journalismus; nur irrt man sich, will man die Freiheit die demselben gestattet war, allzu hoch anschlagen, um die heutige Entwickelung um so mehr herabsetzen zu können. Friedrich der Zweite war Skeptiker genug um dem religiösen Rationalismus den freien Ausspruch zu lassen wenn derselbe sich allgemein hielt und die absolute Praxis nicht störte. Aus Reiz zum Gegensatz gegen das orthodoxe Lutherthum im Regiment seines Vaters war Friedrich französischer Deist geworden, und der Freigeisterei, wenn sie sich in gelehrten Aufsätzen abstract hielt, that er Vorschub, während seine Censur der deutschen theologischen Forschung eines praktischen und populären Kopfes unüberwindliche Schranken setzte, Broschüren vertilgte, Theaterstücke verfolgte und selbst die Aufführung von Lessings Minna mit dem brutalen Edict verbot daß über Staatssachen nicht dramatisirt werden dürfe. Nur die gelehrte Abhandlung hatte Freiheit und konnte zu Athem kommen, und in den achtziger Jahren finden wir eben die Berliner Monatsschrift in Blüthe. Zimmermann, der höfische Verfasser der Einsamkeit, wurde bekanntlich als Arzt an des Königs Krankenlager nach Potsdam berufen und hatte damit Gelegenheit sich in Berlin umzusehen. Er war außer sich über die Aufklärerclique mit ihrer Jesuitenriecherei. Biester feierte aber damals gerade den großen Triumph, an einem hochgestellten protestantischen Theologen, dem Oberhofprediger Starck in Darmstadt, den Kryptokatholicismus und eine geheime jesuitische Propaganda entlarvt zu haben. In der Monatsschrift von damals finden wir auch mit politischer Färbung Aufsätze, über deren Freisinnigkeit man staunen könnte. »Neuer Weg zur Unsterblichkeit für Fürsten!« heißt da ein Artikel. Hier wird geradezu der Vorschlag gemacht den Staat in eine Republik zu verwandeln, in welcher das Haupt der regierenden Familie nur den Vorsitz habe. Dem Volke müsse die Wahl seiner Vorgesetzten überlassen bleiben und eine Vertretung des Volkes thue noth. Bis jetzt, sagt der Mann der Aufklärung wörtlich, bis jetzt haben die Fürsten nur über die Leiber geherrscht; künftig werden sie auf diese Weise, eben durch den Geist und ohne Zwang, auch über die Geister regieren können. — Sollte man nicht glauben, ruft E. Meyen aus, schon das Jahr 1791 zu hören? Selbst die kühnsten Sprecher der französischen Revolution, sagt er, waren nicht kühner als die Journalistik Berlins in den achtziger Jahren! — Verwechseln wir doch nicht die Freiheit die uns Voltaire brachte, mit der Freiheit die sich im Schooß des Volkes und aus dessen eignen Bedürfnissen erzeugt. Die Freiheit des Religionsspötters der sich auch in politische Dinge jählings einen hellen Blick verschafft, theilte Friedrich der Große; für die Freiheit die ein aus dem Schlaf der Knechtschaft erwachendes Volk sich nehmen wollte, hätte er ganz einfach seine Bajonette gehabt. Die Freiheit der achtziger Jahre in Preußen bestand blos in einigen Aufklärungen die man der Bildung gestattete. Der gelehrte Aufsatz war frei; aber die Predigt, das Theaterstück, weil man deren Wirkungen auf die Menge berechnete, blieben unter starker Controle. Was der gelehrte Kopf in seinem Gehirn ausbrütete, das verfing nicht; deshalb ließ man den Denkern die Freiheit zu denken. Mögen sie denken was sie wollen! sagte Friedrich, wenn sie nur zahlen was sie sollen! Dieser Reim klappte gut. Hätte aber einer sein Denken auf dies Zahlen und Zahlensollen erstreckt: man hätte ihm bald auf den Schädel, wenigstens auf die Finger geklopft. Man verirre sich in der Anpreisung der deutschen Vergangenheiten doch nicht so weit uns glauben machen zu wollen, unser Zustand von heute sei weniger frei

als der von ehedem!“ Man gestattete damals der Aufklärung die Freiheit des Ausspruchs solange sie ihr Dasein innerhalb der Gelehrtenstube hatte und die Monatsschrift ging von einer gelehrten Hand in die andere; der ungeheure Einfluß des freien Wortes auf die Massen kam damals noch gar nicht in Erwägung, die ungemessene Macht des Wortes konnte damals noch nicht beunruhigen, denn die Menge war taub und stumpf während die Bildung wie die Freimaurerei ihre geschloßne Loge hielt. Anstandshalber gab Friedrich im Instinct seiner Voltaireschen Bildung Akademikern und Professoren das Wort frei. Die Wirkungen der deutschen Presse kannte man noch nicht, deshalb und zum Theil aus Gleichgültigkeit gegen die Entwickelung im heimischen Schooße der Nation, ließ man die Presse in ihrer abstracten Thätigkeit frei. Der Grad unserer heutigen Unfreiheit wird damit nicht bezeichnet. Jetzt sind die Wechselwirkungen zwischen Wort und That erkannt; jetzt beanstandet man die Presse, weil man um ihre Macht weiß, und wenn man leidenschaftlich dabei verfährt, so ist die Leidenschaft auf beiden Seiten ausgebrochen, auf beiden Seiten aber gleich tadelnswerth, sowohl die Leidenschaft der Presse die herausfordert, als die Leidenschaft der Regierung die diese Herausforderung annimmt, indem sie die Presse verfolgt. Daß die Regierung augenblicklich dabei gewinnt, ist gewiß; daß Opfer fallen, natürlich; bedenklich aber bleibt es daß man die Krone des Märtyrerthums so wohlfeil werden läßt. Von einer Sklaverei kann aber nicht die Rede sein wo der offene Kampf ausgebrochen ist. Lange Zeit hat sich Deutschland über seine thatsächliche Unfreiheit nicht einmal beklagt. Jetzt, nachdem die Macht des Wortes in ihren Wirkungen nicht mehr zu verkennen ist, quält es sich damit ab über seine eingebildete Unfreiheit zu klagen. Unsere Unpraxis liegt damit sehr am Tage; auch unser bequemer Dünkel, uns mit der Abstraction begnügen und das wirkliche Leben in den Phasen seiner Entwickelung nicht eher anfassen zu wollen als bis es sich unseren eingedünkelten Begriffen schnurstracks fügt. Der Franzose opfert seine Grundsätze den Nöthigungen und Nüancen der Wirklichkeit, und der Deutsche krankt an dem umgekehrten Übel, die wirkliche Welt seinen theoretischen Einbildungen hinzuschlachten. Kann er es nicht, so überläßt er die Welt sich selbst, setzt sich in den Winkel und raucht erbittert seine Pfeife mit Dampfwolken weiter.

Meyen knüpft an seine Freude über die Monatsschrift mit Recht sein Bedauern daß Berlin seitdem nie wieder eine entsprechende Journalistik aufzuweisen hatte, die zugleich für den Ausdruck seiner Stimmungen in der Menge gelten könnte. In der Zeit der vaterländischen Aufregung gegen Frankreich wäre Fichte, der philosophische Mann der freien That, recht eigentlich im Stande gewesen eine deutsche Zeitung zu führen. Er, der das Ich und die Entschlossenheit des subjectiven Bewußtseins zum Factor der Weltgestaltung machte, hatte auch die entschiedenste Befähigung, Wissenschaft und Leben in ihrer nothwendigen Durchdringung zu erfassen. Allein er starb schon während der Kriegsjahre, und von seinen Schülern ersetzte ihn keiner in seiner Wirksamkeit auf Staat und Volk. Hegel brachte es blos zu einem philosophischen Schulblatt. Er hatte Sinn für ein populäres Wirken der Presse; knüpfte er doch seiner Zeit sogar an Saphir's Narretheien Hoffnungen und unterstützte dessen Schnellpost, was ihm der Wiener Hanswurst und Sprachjongleur noch heute nicht in gerührtem Dank vergessen kann. Hegel hatte Sinn, aber kein Talent für populäre Wirkungen der Presse und seine nächsten Schüler waren lediglich Männer der Schule, Eduard Gans ausgenommen der im akademischen Hörsaal mit glänzender Beredsamkeit ein Mann der Tribüne war. Die zweite Schicht der Hegelschen Schule die in der Theologie stark aufräumte, kam erst auf, sagt Meyen, als der Staat bereits die Gefahr inne geworden die ihm von der freien Philosophie droht. Daß der Staat im Stande der Knechtschaft und die Philosophie im Stande der Freiheit sei, gehört auch so zu dem Dünkel der deutschen Abstraction. Vom abstracten Dünkel wird die deutsche Philosophie weit mehr geknechtet als der Staat von seinen Bedürfnissen. Der Staat steht allerdings unter Nothwendigkeiten, nicht blos geschichtlich gegebenen, sondern absolut gültigen, die das nationale Dasein wie die gesunde Vernunft gleich stark fordern, und jene Philosophie die sich die absolute nannte, sah doch wohl eben so gut ihre wesentliche Aufgabe darin, den objectiven Nothwendigkeiten im Leben, nicht der subjectiven Willkür zu ihrem Recht zu verhelfen. Die jüngere Genossenschaft der Hegelschen Schule ging allerdings damit um, uns eine Aufklärung hervorzuconstruiren gegen welche die Biester-Nicolaische Epoche Berlins nur ein schwaches Vorspiel gewesen wäre. Bruno Bauer der mit dem Christenthum fertig zu sein glaubte und jetzt mit soviel Anmaßung als etwas ganz Neues die Anfangsgründe seiner politisch historischen Studien der Welt vorträgt, hatte ja bereits mit einer großen Anzahl junger Namen und Köpfe den Versuch

zu einer Berliner Monatsschrift gemacht. — Er hatte damit nur den Beweis geliefert, wie wenig Boden eine Opposition gewinnt, die sich damit begnügt in der Luft zu fechten. Der philosophische Radicalismus von heute unterscheidet sich eben dadurch ganz wesentlich daß er seine Aufklärung construirt, während der Biester-Nicolaische Rationalismus seine Aufklärung aus der Stimmung des Zeitalters schöpfte, sie diesem nicht aufnöthigte, sondern sie nur naturgemäß zum Ausdruck brachte. Statt also jetzt in Preußen an der organischen Entwickelung der Zeit Theil zu nehmen, will die philosophische Jugend die Hände in den Schooß legen und feiern. Meyen tröstet sich damit, die Zeit müsse ja kommen, in der die Presse ihre volle Bedeutung auf die Gestaltung des Staates geltend machen könne. Die Presse thut das bereits in der verschiedensten Weise auf allen Seiten; nur fehlt noch viel daß aus dem Guerillakrieg ein Kampf in offenen Colonnen wird. Geschieht das künftig mit geordnetem Tact und in geregeltem Maße, so wird sich gar sehr noch die Frage stellen, ob Berlin in erster Reihe den Beruf dazu haben kann. Nicht blos der cockney von Berlin, dem durchaus nicht Geist abzusprechen ist, auch der dorthin verpflanzte Genius opfert gar zu leicht Leben und Poesie der bloßen Abstraction. Die metaphysische Speculation mußte um deswillen in Berlin verwahrlosen weil sie auf das geschichtlich Gegebene nicht einging und ihr gegenüber eine historische Rechtsschule nöthig wurde. Und der Witz ist eben auch nur der Geist der die Sache aufgibt, und er gibt sie am schnödesten auf wenn er sie seinem Gelüste opfert. Wie man in Berlin nach den Acten regiert und das Leben in den Provinzen zu wenig kennt, so fühlt sich dort Bildung und Wissenschaft noch immer dem Leben und seinen Bedürfnissen gegenüber. Das ist auch der Grund warum Berlin es nie zu einer Pflanzschule von Talenten bringen konnte. Auch das poetische Talent fühlt sich dort dem Leben gegenüber. Berlin ist eben deshalb arm an schöpferischen Kräften. Man weise nicht auf Ludwig Tieck, auf Alexander v. Humboldt hin, um zu bestätigen daß Berlin im Reiche des Geistes Potenzen ersten Ranges aufzeigen könne. Sie haben Beide dort nicht ihre geistige Geburtsstätte, nicht ihre Entwickelung gehabt, weder Tieck der in der mittelalterlichen Romantik des deutschen Südens seine Schule machte, noch Humboldt der in den Anschauungen beider Welten erwuchs und als Schriftsteller weit mehr in Paris als in Berlin seine Erziehung erhielt. Und selbst fremde poetische Talente werden in Berlin immer Gefahr laufen sich vom abstracten Localgeist soufflіren zu lassen.

Wollte Dr. Meyen die Berliner Journalistik in ihren verschiedenen Phasen vorführen; so konnte er auch von ehedem das von Jarcke gestiftete politische Wochenblatt und in der Gegenwart Hengstenberg's evangelische Kirchenzeitung anreihen. Beide sind starke Gegensätze zu der Berliner Aufklärung. Es liegt in der Natur der Dinge daß ein Äußerstes das Andere erzeugt und zum Gegengewicht nöthig hat. Aber es gibt auch gemachte Gegensätze, principiell erkünstelte Erscheinungen und Berlin ist der Treibhausgarten für solches Raffinement das nicht im Boden der lebendigen Bedürfnisse wurzelt.

Wollen wir abwarten in welcher Richtung sich die Berliner »Deutsche Zeitung« geltend macht.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Stuttgart.

[Buchhändlerisches; Dingelstedt; Mörike; Lindraintner.]

Wir lesen jetzt hier auf Büchertiteln und bei Anzeigen neuer buchhändlerischer Unternehmungen die Bemerkung: „Herausgegeben von der Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher." Wo ist diese Gesellschaft? Was ist sie? — Es wurde schon in öffentlichen Blättern bemerkt daß diese Gesellschaft weiter nichts ist als die Firma: Scheible, Rieger und Sattler, die zuletzt auch wohl im Stande ist ihre Verlagswerke Paul de Kock und Gilblas in ihre Vereinsschriften aufzunehmen. Wer kann sie hindern? Wir sind in Deutschland noch nicht gewohnt einen Unterschied zwischen Gesellschaft und Verein zu machen. Jetzt kündigt die Scheible'sche Compagnie unter gleichem Aushängeschild „Wochenbände" an. Jeder der diese Anzeigen liest ist im guten Glauben, ein Verein von Freunden der Volksbildung, der unter Controle seiner Mitglieder steht, habe diese Schriften veröffentlicht. Gibt es denn kein Mittel, diesem — industriellen Verfahren zu begegnen? Die Redactionen die die Ankündigungen dieser Gesellschaftsschriften aufnehmen, dürften wohl verpflichtet sein, dem Publikum dies zu erläutern. Die bestehenden Vereine für Volksschriften aber, in Berlin, Magdeburg, Dortmund, in Sachsen, Baden und Würtemberg, fordern wir hiermit auf öffentlich zu erklären daß die Veröffentlichungen der Herren Scheible, Rieger und Sattler blos von

dieser Firma ausgehen, denn sie lassen ohne solche Verwahrung die moralische Garantie ihrer eigenen Vereinsthätigkeit elendiglich vernichten. Oder sollte nicht vielleicht die gesammte Buchhändlerinnung sich gedrungen fühlen diesem Verfahren entgegenzutreten? —— Dingelstedt arbeitet an einem Roman der zu Cassel zur Zeit der sieben westfälischen Jahre König Jérome's seinen Spielraum hat. Dingelstedt hat zur Auffrischung seiner Ortskenntnisse vor kurzem einen Besuch in seiner Heimath Cassel gemacht. Der kosmopolitische Nachtwächter und Casseler Spaziergänger wurde dort als Würtembergischer Legationsrath zweifelsohne sehr gut aufgenommen, so bei Hofe wie in der Gesellschaft. Daß sich Dingelstedt in Weimar um die seit Riemer's Tode erledigte Bibliothekarstelle beworben, mithin Lust bezeigt habe seine hiesigen Verhältnisse aufzugeben, ist wohl nur Fabel, oder datirt vor der Zeit seiner jetzigen Betheiligung an der Leitung des Theaters. — Von unserem Mörike, Pastor in Clever-Sulzbach bei Heilbronn, ist hier in sieben Gesängen eine „Idylle vom Bodensee, oder Fischer Martin und die Glockendiebe" erschienen. Das Gedicht ist dem Kronprinzen des Königl. Hauses gewidmet; sonst fehlt ihm jeder Bezug zur Gegenwart; es versetzt uns in den schäferlichen Frieden einer ländlichen Abgeschiedenheit. Mit welcher behaglichen Ruhe sind die Hexameter ausgemeißelt! Welch' idyllisches Arkadien breitet sich hier im Schooß ländlicher Stille vor uns aus! Man kann hier den schwäbischen Tiefsinn in seiner Kindlichkeit belauschen. In derselben Handlung, der Schweizerbart'schen, erschien früher auch Eduard Mörike's Blumenlese aus den classischen Dichtern Griechenland's und Roms, ferner seine Iris, eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen, und sein zu wenig gekannter Roman Maler Nolten. Mörike hat in Deutschland vielleicht nur einen kleinen, aber um so getreueren Leserkreis. Wer in der Poesie eine Zufluchtsstätte sucht zur Erhebung für das verworrene Treiben des Augenblicks, findet in diesem Dichter seinen Priester und die Anhänglichkeit der Wenigen die sich zu ihm finden, ist um so wärmer und dauernder. — Lindpaintner's Winterconcerte wurden mit einem Wohlthätigkeitsact für Arme und Waisen eröffnet. Wir hörten in denselben unter anderem einen von der Kaiserl. Hoheit Olga componirten Parademarsch.

δ.

Aus Berlin, Mitte December.

[Handel, Fabriken, Zeitungen.]

Bei der Anwesenheit mehrerer diesseitiger und fremder Consuln wird der Hoffnung Raum gegeben, Preußen werde die in China eröffneten deutschen Handelsverbindungen zum Gegenstand seiner Sorgsamkeit machen und mit diesen hieher berufenen praktischen Diplomaten (denn dies sind die Handelsconsuln) darüber berathen wie sich in Canton ein gemeinschaftliches Generalconsulat für die deutschen Zollvereinsstaaten herstellen lasse. Was die Deutschen in China gewünscht, Deutschland möge insgesammt durch seinen Bund einen Consul senden, ist so lange es eben kein gesammtes Deutschland für die Welt gibt, unausführbar. Preußen wird an der Spitze der Zollvereinsstaaten am besten thun auf ein gesammtes Deutschland nicht zu warten um vaterländische Zwecke zu betreiben. Den freien Städten und den Küstenländern der Nordsee bleibt dann freilich die Herstellung eines Consuls ihrerseits für China überlassen. — In Sachen des Handels stehen noch immer hier die beiden Für und Wider in den Meinungen entgegen, auf der einen Seite Generalsteuerdirector Kühne mit freiem Handel, auf der andern Seite der Präsident des Handelsamtes von Rönne mit den Differenzzöllen. Der neue Finanzminister v. Düesberg ist nicht der Mann nach einer Seite hin, durch Einseitigkeit eben, den Ausschlag zu geben. Er wird die Gegensätze in den Meinungen sich vollständig entwickeln lassen und dann den Weg praktisch zu finden wissen auf dem sich beide ausgleichen und die Hand reichen. — Charlottenburg fängt an ein Fabrikstädtchen zu werden, nachdem es beinahe aufgehört hat ein Belustigungsort für die Berliner zu sein. Die Lustbarkeiten ziehen sich dem Hofe nach; Potsdam hat jetzt diesen Sommerreiz. Charlottenburg ist der einsame Sitz einer zurückgesetzten Philosophie die jetzt hier mit Cigarren handelt. Der Buchhandel mit der Firma Eckbert Bauer hat wenig glücken wollen, allein die Fabrik die jetzt, mit Erlaubniß zu sagen, aus Chausseekoth eine Schmelzmasse bereitet, die sich wegen ihrer Schmiegsamkeit und Schärfe zum Gießen sehr gut eignet, fängt an Geschäfte zu machen. Hr. Gramgow hatte vier aus dieser Masse in Lebensgröße gegossene Soldaten für die Kunstausstellung geliefert; die in Feuer gehärtete Masse soll gebranntem Thon vorzuziehen sein. Diese Fabrik des Hrn. March liefert zugleich den gegossenen Marmor von dem Sie gehört haben werden. Dieser gegossene Charlottenburger Marmor ist so klar und kernig daß man alle seine Gypsfiguren für Zimmerschmuck ferner in dieser Masse haben kann. Der Fuß gegossenen Marmor kostet 1 Thlr. — Das Leseinstitut des Hrn. Gustav Julius, die Zeitungshalle, erfreut sich eines so zahlreichen Besuches daß sein Bestehen nicht zu bezweifeln ist, obschon es nothwendig zu sein scheint daß die Frequenz in gleichem Maße andauert, soll der Unternehmer für seine glänzende Einrichtung auf die Kosten kommen. Berlin ist Hrn. Julius zu Dank verpflichtet, wenigstens das strebende Berlin und dessen junge Männerwelt. Berlin könnte aber bei seiner Weitläufigkeit in jedem seiner Stadttheile eine Lesehalle brauchen, wenn auch nicht eine so glänzende. — Die hiesige „Literarische Zeitung", ursprünglich die Schöpfung des verstorbenen Karl Büchner, geht aus dem Schröderschen Verlage in die neue Buchhandlung über, welche der bisherige Geschäftsführer jener Handlung unter den Linden gründete. Die Zeitung verspricht mit dem neuen Jahre ein neues Leben zu eröffnen. Die Spenersche Zeitung hat jetzt den Dr. Märcker, Privatdocent an der Universität und als Publicist in weitern Kreisen bekannt, an ihrer Redaction betheiligt. Die liberale Haltung die diese Zeitung seit einiger Zeit einnimmt, hat ihr im Publicum offenbar mehr Credit gegeben in politischen Angelegenheiten. Dagegen bedauern wir daß sie die Interessen der dramatischen Dichtung der schulmäßigen Strapaze des Bromberger Professors überliefert. In der Voß'schen Zeitung beherrscht der Eisenbahnactionär und Dichter Rellstab noch immer Frankreich's Politik und Deutschland's Musik. In Sachen des Theaters macht der alte Professor Gubitz dort noch immer seine altmodischen Pirouetten, während der jüngere Gubitz in dem selbständig erscheinenden Theaterblatt des Gesellschafters sich manchen Beifall erringt.

△.

Aus Berlin, d. 10. December.

[Verbrechen und Armuth; de Keyser.]

Ein Gendarm hat sich am Brandenburger Thore die Kehle abgeschnitten und da ihm dies nicht gänzlich gelungen, ist der Unglückliche noch bis zu den Zelten gerannt und hat sich dort in's Wasser gestürzt, um dem Tode nicht zu entgehen. Einige sagen, es sei aus Verzweiflung und Arbeitslosigkeit geschehen wegen der jetzigen Schwierigkeit beim Abfassen der Raucher. Stoffe für einen Boz und Sue häufen sich bei uns täglich. Nach außen haben wir die Herrschaft Hotzeplotze gewonnen; nach innen werden die Brote immer kleiner und das Geld immer seltener. Unsere Diebe machen denn auch fleißig Entdeckungsreisen nach den Cassetten von Damen, aber nicht um Papiere einzusehen, sondern in solideren, reelleren Absichten. Diese Woche ist ein solcher Fall hier vorgekommen. Es wurden einer Dame welche ihre Wohnung verlassen und Alles gut verschlossen hatte, ihre sämmtlichen Staatspapiere gestohlen; Cassel-Lippstädter Actien haben jedoch dem Gerüchte nach die Diebe zurückgelassen, um mit den Einzahlungen nicht genirt zu sein. — Der König der belgischen Maler, de Keyser, hat eines seiner Bilder hierher begleitet und erfreut sich der Triumphe die ihm hier mit Recht zu Theil werden. Das in Rede stehende Bild ist eine in ausgedehnterem Maße angelegte Wiederholung eines früheren Motives: Rubens in seinem Atelier. Der Maler sitzt vor seiner Staffelei, auf welcher das berühmte Bild im Besitz Peel's: Chapeau de paille, steht. Er wendet sich zu einer jungen Dame welche uns den schönen stolzen Nacken zeigt, während Vandyk, die Guitarre in der Hand, sie ansingt. Helene Forman's andere jungen Damen, der alte Lehrer und die Schüler von Rubens zeigen sich in lebendigen, ungezwungenen, dabei unendlich sauberen Gestaltungen. Ebenso tief in den Schatten wie stark in den Lichtern, ist dies Bild von so wunderbar poetischer Weichheit und bei aller Stattlichkeit in der Farbe, bei der höchsten Bestimmtheit der Einzelnheiten von so wohlthuender Harmonie daß es sich den berühmtesten Kunstschöpfungen an die Seite stellen darf. Das Bild bleibt hier in Berlin; es ist vom Könige bestellt worden. †.

[Musik in Leipzig.]

Frau Clara Schumann gab, bevor sie für diesen Winter von Dresden nach Wien ging, in Leipzig ein großes Concert; wir hörten von Robert Schumann seine beiden neuen Symphonien. Moscheles, für die hiesige Musikschule gewonnen, ist von London nach Leipzig übergesiedelt; er spielte kürzlich ein Concert von Beethoven. David's Quartette sind unter Mendelssohn's Mitwirkung eröffnet. Eine blinde Sängerin, Frln. Bruns aus Lübeck, ließ sich im Gewandhause und in der Kirche hören. Karl Mayer aus Petersburg, der neue Pianist, spielte im letzten Gewandhausconcerte. Nächstens erwartet man Dreyschock.

[Hebbel's Magdalene.]

Wir erfreuten uns wiederholt auch bei der dritten Aufführung der gelungenen Darstellung mit welcher Hebbel's Dichtung auf der Leipziger Bühne in's Leben getreten ist. Unter den Darstellern haben wir nachträglich noch Hrn. Wagner zu erwähnen der mit ganz glücklichem Griff den verwilderten Bruder Magdalenens auffaßt, so wenig sonst Gestalten dieser Art in sein Bereich gehören. Das Zusammenspiel war lobenswerth, während deutsche Schauspieler so leicht in den Wiederholungen neuer Stücke die Spannkraft verlieren, sobald sie nicht mehr die gereizte Aufmerksamkeit eines ersten, frischen Publikums sich gegenüber fühlen. Hebbel's Werk hat für Darsteller und Zuschauer eine zwingende Macht, nicht durch den prickelnden Reiz einer intriganten Composition, sondern durch die poetische Kernkraft und die Wahrhaftigkeit seiner in sich festen, nothgedrungenen Gliederung. Die Größe dieser Kraft, die Tiefe dieser Wahrheit zwingt uns sogar über die falsche Annahme in den Motiven hinweg die uns Magdalenens Fall erklären sollen. Hier bleibt für schwache Gemüther der Stein des Anstoßes im Wege, für dieselben schwachen Gemüther die die geschminkte und coquette Unsittlichkeit einer Demoiselle Belleisle für genießlicher halten. — Bei wiederholter Schau gibt man gern auch der Betrachtung der Einzelnheiten in Wendung und Ausdruck Raum. Hebbel's Drama ist auch in der Sprache wie ein Werk aus geschliffenem Granit.

[Jean Bart, Lustspiel von Berger.]

Louis Quatorze ist noch immer Schachkönig auf den deutschen Brettern, die glänzenden Misèren des Großtürken von Versailles halten für die deutschen Bühnendichter noch immer vor. In einem Stück von Zahlhaas passiren, glaub' ich, sämmtliche Courtisanen beider Ludwige, die Lavallière, Montespan, Maintenon, Pompadour, Dubarry, die Revue vor uns. Es wäre von Interesse auch dies Stück in Scene gehen zu sehen um die gesammte Versailles-Literatur der Deutschen überblicken zu können. Berger geht mit seinem Stoff so enthaltsam um daß er fast langweilig wird. Die Wittwe Scarron kommt nicht einmal zum Vorschein, der große Ludwig wird blos zum Thee bei ihr geladen. Ihr Geist soll wahrscheinlich im Hintergrunde schweben, denn Louis le Grand hat religiöse Scrupel. An ihrer Stelle fädelt ihre Nichte Demoiselle Scarron die Intrigue ein und der alberne große Kartenkönig haspelt fleißig mit. Ein derber Schiffshauptmann am Hofe, die ungeschminkte Seemannsnatur in den Fäden der Etiquette und Cabale, ist gewiß ein gutes Element zu einem Lustspiel. Allein im beliebten Styl des Intriguenspiels kommt es vor lauter kleinen Fäden zu keinem Hauptfaden, vor lauter Anekdoten zu keiner Geschichte. Berger nennt sein Stück Originallustspiel. Es ist originell genug, auf dem lüsternen Boden am Hofe Ludwigs moralisch discret und doch amüsant sein zu wollen. Originell ist sonst nichts am Stücke als die Unbehülflichkeit den französischen Esprit in Fluß zu bringen. — Wie mannigfaltig ist doch das deutsche Theater! Gestern Hebbel's Maria Magdalene, heute ein neues Intriguenspiel à la Scribe. Gestern fristete sich ein deutsches Dichtwerk nur mit Mühe sein Dasein, heute ist das Haus gedrängt voll, denn man hofft auf kitzliche Späße. Gestern runzelte man über dichterische Kühnheiten bedenklich die Stirn; heute läßt man sich abgetragene Einfälle noch einmal gutmüthig aufbürsten. Und welche Proteusnatur muß ein deutscher Schauspieler

haben! Gestern spielte er fast wider Willen hingerissen von der Gewalt der Wahrhaftigkeit; heute muß er eine Menge loser müßiger Worte charakterlos hinplaudern um das Ding in Gang zu bringen. Gestern faßte ihn die drastische Kraft wirklicher Menschengestalten; heute muß er zehnmal geschickt aus der Rolle fallen um das Stück zu halten. — Berger's Lustspiel wurde jedoch auf der Leipziger Bühne eben so zerstreut gespielt als es componirt ist.

[England und Frankreich.]

Die spanische Heirath hat das eben so oberflächliche als naturwidrige Verständniß Englands und Frankreichs wieder aufgehoben. Daß es ihnen naturgemäß ist ihren Gegensatz festzuhalten, beweist der Witz beider Völker der nirgend mehr in Blüthe kommt als wenn er sich auf Kosten ihrer nationalen Antipathie Luft machen kann. Im Punch und im Charivari ist seit einiger Zeit englischer Humor und französischer Esprit wieder in bestem Zuge, die spanische Heirath hat die Geister der Satyre flott gemacht, England und Frankreich führen in jenen Blättern in der That einen bittern Kampf mit einander. Louis Philipp und seine familienväterliche Versorgungsbeflissenheit ist für den derben Punch fortgesetzt Gegenstand der Caricatur. Der Charivari ist in seinem laufenden Artikel: Moeurs britaniques bei weitem nicht so treffend, weder neu noch glücklich. Frankreich ist überhaupt sehr matt geworden.

[Der Sultan der Ungläubigen.]

Diesen Titel erhielt Fürst Pückler im Orient, wie er uns in seinem neuen Buche „die Rückkehr" erzählt. Er macht kein Hehl daraus daß er auf seiner langen Reise im Orient allerlei muselmanische Ansichten und Gewohnheiten angenommen. Er erzählt von seinen Sklaven, von seinem Harem; seinen Führer der ihn aus Versehen irre geführt, ließ er aushauen, ganz ländlich, sittlich. — Interessant ist des Fürsten Mittheilung über die dongolesische Pferderace die den Übergang vom Dromedar zum Pferde zu bilden scheint. Schwanenhals, langgebogener Kopf, abschüssiges Kreuz, schwachbehaarter Schweif ist ihnen eigen; dabei sind sie trotz der Größe gewandt und von angenehmen Bewegungen, zu zierlichen Reiterkünsten geschickt, aber ohne Ausdauer und empfindlich gegen Klimawechsel. Des Fürsten Vorliebe für arabische Race ist nach wie vor stark geblieben. Auch rühmt er wieder die arabische Menschenrace; bleibt uns aber den Beweis schuldig wie es möglich daß von allen mohamedanischen Völkern dieser „rüstige, unternehmende" Stamm am tiefsten in Muth- und Kraftlosigkeit versinken konnte. Mit einem Paar europäischen Regimentern will er doch selbst ganz Ägypten erobern! Während hunderttausend Franzosen seit sechszehn Jahren vergeblich an Algerien erobern. Fürst Pückler will nicht gern sein Lob Mehemed Ali's umstoßen; aber dessen geldgierige Despotenlaune saugt Ägypten aus und entnervt das ganze Volk. Auf Kosten des Volks setzt er seine Werke wie ein alter Ägyptenkönig in's Werk. Für den Canal von Mahmudieh waren fünf Jahre veranschlagt. Mehemed Ali will das Werk in sechs Monaten hergestellt sehen, treibt hunderttausend Menschen heerdenweis zusammen, läßt Greise, Weiber, Kinder arbeiten und kommt ans Ziel, büßt aber dabei vierzigtausend Menschen ein. — Interessant ist die Anekdote von des Vicekönigs Vorstellungen über Deutschland. Der östreichische Consul wurde von ihm befragt ob alle die vielen deutschen Könige und Herzöge Östreichs Vasallen seien. Hr. Laurin erwiederte, alle deutschen Staaten, groß und klein, existirten souverän neben einander; doch sei das Verhältniß derselben unter einander nicht so leicht darstellbar. Haha! sagte Mehemed Ali, schwer zu verstehen? Dann taugt es gewiß nicht viel. — Welch' ein Barbar! fügt Fürst Pückler hinzu.

[Eine Feier Deutschlands.]

Tacitus war der Erste der germanische Kraft, Einfalt und Treue gefeiert. Jetzt, während wir über unsere Fehler und Gebrechen im Handgemenge mit einander sind, klingt vom Rhein herüber ein Gesang über unsere Tugenden, der uns fast wehmüthig lächeln macht. Nicht als ob wir diese Tugenden dem Nationalgeiste Deutschlands ableugnen wollten, sondern weil jetzt im schmerzlichen Übergang zu einer freieren Gestaltung unser Schatten schwer über unsere Lichtseiten herüberhängt. Wir meinen Nicolas Martin's Ode an Deutschland, mit der er sein biographisch-kritisches Buch und seine Übersetzungen deutscher Gedichte einleitet. Frau Louise von Ploennies gibt diese Ode deutsch wieder im „Magazin für die Literatur des Auslandes." Der schwärmerische Franzose sieht uns noch, wo nicht im Stande der Unschuld, doch im Paradies eines tiefen Friedens, nicht bedenkend daß es auch zur deutschen Tugend gehört vom Baume der Erkenntniß alle Frucht zu brechen. Mit solcher Aufgabe aber hört der stille Friede auf und es gibt schwerlich einen Volksgeist der gleich dem unserigen innerlich durchstürmt und durchwühlt wäre. Der gute Franzose Nicolas Martin singt sehr schäferlich:

O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, wie hängt mein Herz an dir!
Du Land der Treu, der Einfachheit,
Der sich des Wissens Ernst erschließet,
Das die Erinnerung umfließet,
Darin noch blüht die Gastlichkeit;
Wo wie im Duft die Blume der Au
In Keuschheit blüht die Seele der Frau;
Wo Herrscherin die Pflicht geblieben,
Fürstin die Kunst und hehr das Lieben;
Wo die Musik noch himmlisch klingt,
Um Jungfrauenstirnen Kränze schlingt!
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, wie hängt mein Herz an dir!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1846. 26. Decbr.	Inhalt: Zimmerspruch bei Errichtung der Friedenscaserne zu Rastatt. — Elbflorenz und die deutschen Toscaner. 2. — Hiobsposten. Von J. Nordmann. — Aus Dresden. — Aus Wien. — Aus Berlin. — Friedrich List.	2ter Band. 26. Lieferung.

Zimmerspruch

bei Errichtung der Friedenskaserne zu Rastatt.

Gesprochen den 26. Juli 1846.

Das Haus das hier errichtet ist,
Soll unterm Frieden, wie ihr wißt,
Zur Wohnung unsrem Kriegsvolk dienen
Drum wünsch' ich: Friede sei mit ihnen!
Geliebt's der Zeit, dem Himmel und
Dem hochgebietenden deutschen Bund,
So wird hier bald die Festung stehen,
Für jeden Kriegsfall wohl versehen,
Weit schimmernd in die Nachbargauen,
Dem Freund zum Schirm, dem Feind zum Grauen.
So lange zwar vom Frieden sich
Dies Haus benennet, dünkt es mich,
Wir könnten auch desgleichen thun
Und ließen heut den Nachbar ruh'n,
Zu dessen Abwehr diese Wacht
Seit dreißig Jahren ward erdacht.
Hätt' er inzwischen Ernst gemacht,
So wären wir ja nicht parat gewesen
Und lag ihm ohne Federlesen
Offen das Land entlang dem Rhein,
Fürwahr, er durft's nur nehmen ein,
Und von dem Rhein bis über'n Dobel —
Doch er kam nicht, und das war nobel!
Drum reichen wir ihm die Nachbarhand
Über das breite Silberband,
Das dort hin durch die Ebne zieht,
Verbindend friedliches Gebiet.
Soll aber der Friede sich fest erhalten,
Thut's eben Noth, Macht zu entfalten,
Macht in dem Bau der Festungswerke,
Macht in des Heeres Treu' und Stärke,
Macht in der Fürstenherzen Reinheit,
Macht in des Volkes deutscher Einheit!

Wenn stets gedenkt das Bürgerthum,
Wie es zu Deutschlands Heil und Ruhm
In jenen bangen Prüfungstagen
Die großen Schlachten hat mitgeschlagen, —
Wenn nie die Fürsten das vergessen,
Welch Gut sie dazumal besessen,
Als jede Kunst und Zuversicht
Am mächtigen Gegner ward zunicht,
Und nur des Volkes Kraft und Gluth,
Das edle treue deutsche Blut,
Die Dämme brach, aus Feindesketten
So Land als Fürsten zu erretten, —
Und wenn der Krieger ehrt den Stand,
Der ihn ernährt mit emsiger Hand,
Den Stand aus dem er selbst entstammt,
Der, wenn die Kriegesfackel flammt,
Als Schild und Schwert ihm tritt zur Seit'
Und Nachdruck seinen Streichen leiht, —
Ja, und wenn alle deutsche Provinzen,
Bürger, Soldaten, Minister und Prinzen,
Im Herzen wollen behalten fein,
Daß sie in allem sind gemein,
In Stamm und Sprache Ein Verein,
In Furcht und Hoffnung, ob bedroht
Ob drohend mit dem Machtgebot,
Ein Volk in Freud', Leid, Noth und Tod,
Daran kein Glied vom andern läßt, —
Wenn sie's zu Herzen nehmen fest:
Dann ist eine Festung aufgemauert,
Die Stein und Quader überdauert,
An deren Wällen, Thurm und Thor
So Freund als Feind sieht scheu empor;
Dann kommt zur Schlacht aus diesem Haus

In Ewigkeit kein Soldat heraus,
Dann wird, beim Scheine guter Sterne,
Dies ganze Werk zur Friedenskaserne!

Drum lebe hoch am heutigen Tag,
Was irgend dies Werk fördern mag,
Ob's badisch oder bündisch heißt,
Wenn nur beseelt vom rechten Geist.
Das erste Glas dem Großherzog:
Er lebe lange, lebe hoch!
Das zweite den Meistern und Gesellen,
So diesen Bau allhie aufstellen!
Das dritte: Heer und Bürgerstand!
Denn eins soll sein des andern Hand.
Das vierte schließet alles ein,
Was theuer muß dem Deutschen sein:
Der Fürsten und der Völker Bund,
Und was noch keimt in seinem Grund!
Die Weisheit, so die Staaten stützt!
Der Muth der die Verfassung schützt!
Die Treue, die dem Ganzen nützt!
Die Eintracht, die da fügt die Steine
Zum großen Werke das ich meine!
List und Gewalt soll drau zerprallen —
Drum sei der rechte Geist mit Allen!

Hermann Kurz.

Elbflorenz und die deutschen Toscaner.

2.

Ich erzähle alte Hofgeschichten und sollte lieber der Gegenwart gedenken, die bei sittlicher Intelligenz den heiteren Formen humaner Zugänglichkeit auch in den höchsten Kreisen ihren Spielraum eröffnet hat. Man kommt aber wie bei Menschen so bei Sachen nicht ganz über den ersten Eindruck hinaus. Diese ersten Eindrücke die mir Dresden gab, liegen schon in geraumer Vergangenheit hinter mir; aber sie haben bei alle dem einige Bedeutsamkeit für mich behalten.

Die deutschen Vertreter der romantischen Poesie waren damals neu und in Blüthe; sie faßten hier in der bevorzugten Gesellschaft Fuß. Es war zu Anfang der Zwanziger als Herr von der Malsburg als hessischer Gesandter in Dresden residirte. Dieser, dem Blumenduft der spanischen Poesie ganz hingegeben, war auch als Mensch in einer südlichen Auflösung begriffen. Er sprach sehr wohlgesetzt, seine ganze Erscheinung hatte etwas Harmonisches, er war ein ästhetischer Diplomat von dem man in jedem Augenblick ein Protocoll in wohlgefügten Sonetten erwartete. In seinen Sitten war er durch und durch verweichlicht, in seinem Wesen fast weibisch. Sein Wohnzimmer war wie das Boudoir einer coquetten Dame eingerichtet und während er in seiner behaglichen Schwelgerei das Weib spielte, trug seine Freundin einen Schnurrbart. Es war die Zeit wo der preußische Feldmarschall von Kalkreuth nebst Frau, zwei sehr steife Excellenzen, hier ein Haus machten. Ludwig Tieck war von München übergesiedelt und hatte sich aus dem baierischen Klima sein unheilvolles gichtisches Leiden mitgebracht. Trotzdem war er bald die belebende Seele des Kreises in welchem er heimisch wurde. Seine Phantasie beflügelte die Gemüther, sein im Süden tief und gründlich gehegter Kunstsinn weckte die Leidenschaften zum geistigen Genuß. Dresden kam durch ihn zum Begriff und zum Bewußtsein seiner romantischen Schätze; er brachte die hier aufgestapelten Herrlichkeiten südlicher Malerei zum sinnigen Verständniß. Er seinerseits feierte hier eine Wiedergeburt seines großen Talents. Er hatte lange geschwiegen; die Jahre der patriotischen Kämpfe waren spurlos an ihm vorübergegangen, hatten seine bisher ganz mittelalterliche Muse verstummen lassen. Aber in seiner Person trug er noch seinen sinnlich glühenden William Lovell mit sich, die Schwärmereien seines Franz Sternbald und seines Klosterbruders, die Mondscheinnächte seiner verzückten Muse und die wunderbaren Träume seiner Märchenwelt lebten in seinem Geist weiter. Seine schöpferische Natur hatte damals, wenn ich so sagen darf, ihre Mauserzeit zu überstehen und entwickelte sich nach reflexiösen Übergängen wie seine ersten Novellen sie bekundeten, erst allmälig in objectiven Dichtungen wie sie später im Aufruhr in den Cevennen, nach Wilhelm Meister dem größten deutschen Roman, ihre Triumphe feierten, Triumphe die so unsterblich sind wie der Geist der Romantik im deutschen Naturell. In damaliger Zeit war Tieck körperlich sehr leidend; ich erinnere mich daß im Kalkreuth'schen Kreise Holbergsche Komödien mit aller kecken Freiheit wörtlich zur Aufführung gebracht wurden, und der mitwirkende Tieck, von Schmerzen gelähmt, im Lehnstuhl saß und sitzend seine Rolle spielte. Man sprach damals von einem Bündniß zwischen dem jün-

gern Friedrich Kalkreuth und der Tochter Dorothea, die später der Greis so plötzlich verlor. Die Gräfin Finkenstein war wie in Italien so auch hier ihm zur Seite. Vom Übertritt seiner Gattin und der Tochter Dorothea zum Katholicismus hörte man damals viel munkeln; beide sollten während seiner Abwesenheit sich bekehrt haben, was ohne sein Wissen, aber doch in dem Sinne den er selber pflegte, geschehen sein konnte. Bei alle dem blieb man lange Zeit darüber im Ungewissen, bis beim Tode von Tieck's Frau zur Einsegnung die Geistlichen erschienen die weiter keinen Zweifel darüber zuließen. Mutter und Tochter wurden auf demselben Kirchhof in der Friedrichstadt beigesetzt, der auch Friedrich Schlegels Gebeine trägt. — Man hat neuerdings wieder das Gerede von einer jesuitischen Propaganda in Dresden aufgebracht und dies Gerücht der Leidenschaft der Parteien preisgegeben. Der Hang der Bekehrung zur alten Kirche liegt sicherlich mehr in den Bildungsstoffen unserer Romantik, als in den Bestrebungen einer Secte. Zur Zeit der polnischen Auguste brachte die Politik wider Willen den Bekehrungseifer einzelner Priester mit in's Land, obschon beide Könige ihrem Lutherischen Lande die sichersten Reservalien ausstellten. Die Italiener am Hofe hingen ihren eigenen Gelüsten nach und man weiß allerdings von den Intriguen eines Pater Guarini. Vincenz Caraffa, der siebente General der Gesellschaft Jesu, hatte seiner Zeit (1729) eine Brüderschaft der Todesangst Christi gestiftet, und man fand es glaublich daß auch in Dresden ein Zweigverein dieses Bundes fortwährend Verbreitung suchte. Es wäre von Interesse auszumitteln wie lange diese Propaganda in Dresden blieb. Friedrich Schlegel war 1829 ebenfalls in der Absicht hiehergekommen eine geheime Jesuitenschule zu stiften und Propaganda zu machen. Die Folgen einer Gänseleberpastete waren stärker als sein Plan.

Polen, Italiener, Franzosen haben in vergangenen Zeiten vielfach Sachsens Wohlfahrt gestört, während es sich mit den deutschen Nachbarn in Zwiespalt setzte. Das hat überall in deutschen Landen das Schicksal unserer zerquälten Entwickelung getrübt, und wo die meiste Cultur, die größte Elasticität und Geschmeidigkeit war, da mußte sich die Ausländerei am frühesten und am besten gebettet glauben. Sachsen ist, wie Deutschland überhaupt, sehr spät zu sich selbst gekommen. Möchte es seine innere Entfaltung ungestört und frei vollenden und sich in dieser Arbeit nicht von alten Gespenstern beirren lassen die längst ihre Wesenheit verloren und nur noch als Schatten, als Argwohn und Verdächtigung, wirken. Der Sachse ist bei aller seiner Heiterkeit sehr leicht zum Argwohn geneigt; es ist als hätte Sachsen unter den harten Schlägen seiner Schicksale das Zutrauen zu sich selbst verloren. Sein sanguinisches Temperament begütigt sich freilich auch eben so leicht als es aufgeregt wird; der Argwohn gegen falsche Leitung seines Geschickes sitzt ihm aber sehr tief im Blute und schwindet nur mit dem Maße der Offenheit und Öffentlichkeit aller Zustände die man dem Volke bietet. Man hat sich im Laufe der Jahrhunderte übermüthigen und glücklichen Nachbarn zu oft preisgegeben gesehen als daß man nicht bei jedem Anlaß um seine freie und ehrenhafte Selbständigkeit Sorge trüge. Selbst der Anschluß an den Zollverband gab Verdächtigungen Raum. Ich erinnere mich aber, wie man damals dem böswilligen Argwohn zu begegnen wußte. An den Dresdner Straßenecken las man eine Schmähschrift gegen den Finanzminister v. Z. Dieser wurde, um die Sache des Anschlusses als Verrätherei zu deuten, als ein ehemaliger preußischer Landrath bezeichnet der im Stande sei das Interesse des sächsischen Vaterlandes dem fremden aufzuopfern. Die Polizei entfernte den Anschlag. Der Finanzminister aber ließ ihn mit seinem Namenszeichen wörtlich im Anzeiger abdrucken und entkräftete damit die Verleumdung eben so entschieden wie der preußische Friedrich das Pasquill das er an den Straßenecken für die Leser bequemer herunterrücken ließ.

Außer italienischen, polnischen und französischen Eindrücken unter denen Dresden geseufzt, sind es doch immer noch preußische Erinnerungen welche im Nationalstolz lange Zeit bittere Wunden hinterließen. Friedrich der Zweite wohnte im verrufenen Brühl'schen Palast. In Folge seines Bombardements im J. 1760 hatte eine furchtbare Feuersbrunst die Stadt verheert; auch die Kreuzkirche, der ehedem ein Splitter vom heiligen Kreuze den Namen gab, war eingeäschert; nur die Frauenkirche, nach einem wächsernen Bilde unserer lieben Frauen benannt, hatte sich mit ihren Sandsteinquadern als bombenfest bewiesen. Alte Mütterchen auch Lutherischen Glaubens schlugen beim Namen des preußischen Antichrist noch lange Zeit ein Kreuz. — Im Brühl'schen Hause wohnte 1813 Kaiser Alexander, 1814 ein russischer General, der Sachsen regierte. Die Russen sind, wo es sich thun läßt, politisch; die Eindrücke die sie Dresden hinterließen, sind keineswegs feindlicher Art. Die Brühl'sche Terrasse gehörte bis zu jener Zeit zum Palais. Der russische Befehlshaber ließ sie öffnen und erbaute vorn die schöne große Treppe die

wir alle seitdem täglich mit Genuß besteigen, ohne daß wir ihres russischen Ursprungs gedenken. Davoust, der letzte französische Henker Deutschlands, dem namentlich Hamburg eine Schandsäule errichten könnte, hatte am 19. März 1813 nach Kriegsbrauch einen Pfeiler der Elbbrücke, den vierten vom linken Ufer aus, mit den beiden anliegenden Bogen sprengen lassen. Das Crucifix das bei der letzten Überschwemmung ein Raub der Wellen geworden ist, hatte man Tages zuvor abgenommen. Der russische Gouverneur ließ den Pfeiler wiederherstellen und benutzte zur Einweihung den Geburtstag seines Kaisers. So lautete denn die von einem sächsischen Hofrath verfaßte neue Inschrift auf der Marmortafel: Galli dejecerunt, Alexander I. restituit die natali XXIV. Dec. 1813. Man kennt den alten gelehrten Kriecher der sich dazu verstand.

Der alte Böttiger machte hier Zeit seines Lebens für alle literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten gewissermaßen den Kitt, den er mit unverwüstlichem Eifer immer wieder flickte so oft er auch riß. Wie in Weimar unter den Häuptern der classischen Zeit war er auch hier der Allerweltsfreund, horchte Alle aus und lächelte und lächelte, war aber mit ernsthaftester Devotion bemüht alle Schäden zu heilen, alle Feindseligkeiten auszugleichen. Er war bei jedem Handel, bei jedem Zerwürfniß ein eingefleischter Cartellträger. Seine Natur, aller Entschiedenheit abhold, konnte die Gegensätze und deren Nothwendigkeit in Kunst und Leben nicht aushalten. Seine Versöhnungsbeflissenheit war ein gelinder Fanatismus, eine stille Wuth. Wo er loben konnte, kniff er sich vor Freude in die Backen; er heulte vor Wonne wenn sich zwei Matadore ihm zu Gefallen einmal einen Bückling machten. Im Theater saß er links auf dem ersten Parquettplatz, streifte bei jedem künstlerischen Abgang die Manschetten zurück, streckte beide Hände kerzengerade in die Höhe und gab der Versammlung das Signal zum Beifallklatschen. Er machte gleichsam mit seinen Händen die kritische Lärmstange zum Enthusiasmus, pflanzte sie aber auch noch in letzter Zeit, heute der classischen Caroline Bauer, morgen der romantischen Schröder-Devrient mit gleichem Entzücken auf. Daß ihn Tieck schon von Alters her, schon von Jena aus, in einer seiner phantastischen Komödien parodirte, ihn selbst mit dem Knebel im Munde nicht zum Stillschweigen in seiner Lobsucht bringen konnte, hatte er eben so sehr vergessen wie später seine Caricatur als Magister Ubique in der Tieck'schen Vogelscheuche. Daß es dem Meister Phantasus nicht gelingen wollte dem deutschen Publikum die spanische Dame Kobold aufzunöthigen, beklagte der alte Kriticus laut und schmerzlich, und doch liefen Weinen und Lächeln bei ihm so in Eins daß es niemand zu sondern wußte. Mit seinem universalen Wissen sprang er jedem redlich zu Hülfe und wer Gelegenheit hatte, ihn unter den Mengs'schen Abgüssen der Antiken als Cicerone zu bewundern, mußte über die reiche Fülle seiner Belesenheit staunen. Vor fürstlichen und ausgezeichneten Personen machte er in dieser Galerie gern Abends bei Fackelbeleuchtung den Erklärer. Man mußte ihn liebgewinnen wenn er vor dem vaticanischen Apoll, vor Amor und Psyche, vor der mediceischen und der capitolinischen Venus oder vor dem Hermaphrodit seine schalkhaft in Bonbons eingewickelte Gelehrsamkeit verstreute. Polonius als Kritiker konnte nicht weisheitsvoller scherzen, konnte nicht amüsanter sein.

Je weniger sich in Dresden eine politische Betheiligung am Weltgeschick ausbildete, je mehr die schöne Elbstadt ein Eldorado für ästhetische Nobili und kunstliebende Gourmands war, desto mehr mußten sich hier feststehende literarische Kreise gestalten. Unter diesen Kreisen war derjenige sehr eigenthümlich welcher den greisen Sänger der Urania zum Mittelpunkt hatte. Der alte Canonicus bewohnte, als ich seine Bekanntschaft suchte, in der Neustadt das Haus das ihm seine unsterbliche Freundin Elisa v. d. Recke hinterließ. Die Zimmer des Hauses waren noch in derselben Ordnung wie Elisa sie bewohnt und der Alte der in seiner geistigen Verfassung etwas von Young, dem Poeten keuscher Nachtgedanken, und etwas vom Virgilischen Schäfer Mopsus hatte, lebte noch ganz sein abstractes Seelenleben mit der Verewigten weiter. Sie war ihm eine sehr prüde Muse gewesen und der Mensch in ihm war Kind geblieben. Man erzählte sich unpraktische Züge von ihm, die an kindische Unbehülflichkeit grenzten. Es war nicht genug daß er auf seinen Spaziergängen oft Börse, Hals- und Taschentuch an die Bettler auf der Landstraße verschenkte, er kam auch manchmal ohne Rock nach Hause. Eines Tages wollte er gar nicht aus seinem Zimmer zum Vorschein kommen. Es war Gesellschaft bei der Gräfin; man wartete, schickte, bat. Er ließ endlich anfragen ob er in Hemdsärmeln und in Unterhosen erscheinen dürfe. Abends zuvor war er wirklich ohne Rock und Beinkleider heimgekehrt, hatte sich still in sein Zimmer geschlichen und dem Kammerdiener befohlen nichts von seinem Zustande zu verrathen. Sein gutes weiches Herz hatte sich unterweges verausgabt und sein sonstiger Vorrath an Kleidern war schon seit längerer Zeit

heimlich an Bettler verschenkt. So stand denn der Sänger der Urania wirklich in Hemdsärmeln und Unterhosen auf der Schwelle des Salons der Frau Elisa von der Recke, geborenen Reichsgräfin von Medem. Elisa aber stürzte ihrem Sänger weinend um den Hals und pries seine sternbeglänzte, ätherreine Seele, umarmte ihn in Hemdsärmeln und übersah sein anderweitiges salonwidriges Unterparlament. Es war viel Selbstüberwindung, viel Abstraction, aber gewiß auch viel rührende Kindlichkeit in diesem platonischen Verhältniß. Dabei war Tiedge in seiner Persönlichkeit durchaus nicht weichlich, weder in seinen Stimmungen und Ausdrücken die naiv waren, noch in seinem kräftigen Knochenbau der den körnigen Magdeburger verrieth. Auf seinen breiten Dialekt that er sich viel zu gut, las gern vor mit nachdrücklichem Pathos und schalt auf die weiche Mundart der Sachsen. Ich fand ihn mehrmals lebhaft beschäftigt mit Reisebeschreibungen die ihn in den fernsten Zonen heimisch machten, während ihn die Gestaltung der deutschen Welt wenig kümmerte. In der fortgeschrittenen Literatur der Deutschen war er früh zurückgeblieben, nicht blos die Tieck'sche, schon die Goethesche Periode hielt er für eine Abirrung, weil er das sittlich Gute für höher achtete als das geistig Schöne. Er war beschränkt, aber er war naiv und ehrlich. Goethe nannte er einmal in meiner Gegenwart einen genialen Bonvivant; Zelter hatte ihn in einem Brief an Goethe hart beleidigt. Seine politischen Begriffe waren gesund; er hatte sich das Rechtsgefühl des Naturmenschen erhalten, das die höher Begabten in ihrem süßen Dünkel nicht selten verlieren. Manches kräftige Körnlein über deutsche Schwächen hatte er in seinem »Markt des Lebens,« hingestreut. Diese seine Art, frei und ungenirt zu denken, machte es erklärlich daß Maltitz, der Mann des alten Studenten und der Pfefferkörner, in den letzten Jahren täglich seinen Umgang festhielt.

Die Abendzeitung, damals in der deutschen Belletristik epochemachend, war recht eigentlich ein Ausdruck des modernen sächsischen Naturells. Wie sich nach den Aufregungen der schlesischen Kriege die Gellertsche Poesie von Leipzig aus über alle Gauen ergoß und für ein weichmüthiges, friedesüchtiges Deutschland ein Bedürfniß und der Ausdruck dafür wurde, so fand gleich nach den Befreiungskriegen der von den Weltstürmen ermüdete Hang der Deutschen zu gemüthlich bequemem Genuß in den Schöpfungen poesievergnügter Elbschäfer seine Erholung. Es war diesmal keine hervorragende Gestalt die wie Gellert die Epoche umfaßte, es war eine ganze Schaar freundseliger Geister die hier diese kleine poetische Schlemmerei trieben, und es wimmelte plötzlich im deutschen Florenz von einem ganzen Bienenschwarm arbeitslustiger Musensöhne. Diese Bienen hatten Honig, denn sie machten alle »süße« und hatten Wachs womit sie ihre Brüderschaft in Apollo cameradschaftlich verklebten; Stacheln hatten diese Elbschäfer weniger. »Guten Abend!« war die Devise im Redactionssiegel Theodor Hell's, und ein Knabe auf der Vignette des Blattes goß Öl auf die unsterbliche Lampe. Es schien im Schatten des Friedens ein außerordentlich glückseliges Deutschland herangebrochen zu sein, aller Harm der schweren Zeiten war vergessen, leider auch die großen Aufgaben Deutschlands, die fortgesetzte nothwendige Arbeit im Schooß des Friedens. Alle diese glücklichen Geister hatten ihren Sitz in Dresden; doch feierte auch die verwandte schlesische Novellistik mit Talenten wie van der Velde und Weisflog gleichzeitig ihre Blüthe, während Berlin als entsprechende »Literaturkraft« jener Epoche nur den Mimlifeligen, coquett gedrechselten und verwaschenen Clauren aufzuweisen hatte. Die Abendzeitung war das große Forum dieser scharmuzirenden Literatur, während tiefere Geister sich besannen und schwiegen. Das friedliche Ölblatt mit dem ewig triefenden Lampenknaben war wie selten oder nie ein anderes verbreitet. Ich weiß daß die Tertianer in der Schule sich die Abendzeitung hielten und die feuchten Druckbogen in den Zwischenstunden verschlangen. Es waren beredte Kräfte unter diesen Abendzeitlern, anmuthige Erzähler, geschmeidige Lyriker. Hätte der Nationalsinn der Deutschen mehr Halt gehabt in sich selber, er hätte wie so oft auch damals seine Apollosöhne nicht einer grenzenlosen Verweichlichung anheimfallen lassen. Gustav Schilling war damals schon alt, auch der musikbeflissene Borromäus von Miltitz. Von den vielen Genossen jener Epoche, Friedrich Kind, Friedrich Kuhn, Arthur vom Nordstern (Nostitz), Richard Roos, Karl Förster*), Eduard Gehe, Theodor Hell, leben nur noch die beiden Letzten, jener als Censor, dieser mit unermüdlicher Thätigkeit in der Obwaltung zahlreicher Ämter. Hofräthe waren diese Toscaner alle und wo sie es nicht waren, so verdienten sie es doch zu sein.

*) Karl Förster, Professor am Kadettencorps, der Übersetzer Petrarca's, Dante's, Tasso's, war eine der liebenswürdigsten Naturen, das Muster eines für alles Schöne empfänglichen und verständnißreichen Geistes. Er starb erst 1841. Seine Frau hat vor kurzem mit einem starken Bande in biographischen und literarischen Skizzen seine Papiere und sein Tagebuch veröffentlicht.

Nur mit der Zeit milderte sich der schroffe Gegensatz, den Ludwig Tieck gegen jene Poeten der Vespertina festhielt. Auch er war der deutschen Entwickelung in der Gegenwart abgewendet, der Nation fast eben so sehr entfremdet wie jene weichgemuthеten Abendzeitungsdichter; seine physische Kränklichkeit gebot ihm sogar sich in einem Salon abzuschließen der die freie Zugluft der frischen Bewegung von ihm fern hielt. In seinen Ansichten über die jüngeren Genossen entweder ganz theilnahmlos oder herbe und feindlich scharf, in seiner nächsten Umgebung von geistreichen Dilettanten behütet, gepflegt und gebettet, war er in seinen guten Stunden, in den Stunden der schöpferischen Weihe, mit all seinem schwelgerischen Tiefsinn den Geistern des katholischen Mittelalters hingegeben. Wo das Herz ankert, hat der Geist auch die geheimsten und besten Quellen seiner Nahrung. Tiecks Begeisterung war tief, innig, schwärmerisch und zart; aber auch in ihm feierte die deutsche Poesie keinen frischen freien Morgen mit neuer, belebender Kraft; auch in ihm stand die deutsche poetische Sonne im Niedergang und spiegelte sich im Purpursaum abendlicher Wolkenbilder. Nicht Shakspeare, der dichterische Mann des Mittelalters, so sehr Tieck ihn feierte, sich Zeit seines Lebens an ihm heraufarbeitete: Calderon, das poetische Weib des Mittelalters, war seine eigentliche Gottheit. Jenen sah er in den Anschauungen seines Geistes vor sich, diesen trug er ungesucht und unbewußt mit der ganzen Fülle seines warmen, weichen, dunkel glühenden Herzens in sich. Tieck bekleidete ein Theateramt in Dresden; er eiferte Anfangs als Dramaturg für seine Überzeugungen, aber diese Überzeugungen waren Theorien und Illusionen, da er der Nation die verheißenen Kaisertragödien schuldig blieb. Tieck entfaltete in Dresden den reichen Dichtergarten seiner Novellistik. Er war darauf angewiesen zu schreiben, deshalb fiel wohl manche Urania-Novelle flüchtig aus. Die Kränklichkeit der menschlichen Person ging auch wohl nicht selten in die Schöpfungen des Genius über; bei alledem lieferte er in seiner Dresdner Epoche eine Reihe von Dichtungen auf denen der Stolz der Nation beruht, weil sie in der ganzen Fülle großer Anschauungen und mit phantastischer Gestaltungskraft die Romantik der deutschen Natur zur glänzenden Erscheinung brachten. Am Spätabend seines Lebens berief ihn endlich ein König, den der Geist der Romantik erfüllt, an seinen Hof. Feiert dort die Romantik auf dem Throne mit Tieck als Dichter und mit Schelling als Philosophen ein Triumvirat, so dünkt mich, die Poesie habe daran ihren schönsten Theil, weil sie am meisten den Beruf hat das Bereich der Träume zu beherrschen. In Dresden wurde mit Tieck's Berufung ein auserlesener Kreis gesprengt der ein europäischer genannt werden konnte und in Europa seinesgleichen suchte. Der Dichter des Phantasus, innig vertraut mit den Schätzen der Poesie aller Zeiten und Zonen, las dramatische Dichtungen mit dem ganzen Zauber seiner Hingebung, mit der ganzen schöpferischen Kraft seiner gestaltenreichen Charakteristik. Unvergeßliche Stunden im rothen Eckhause auf dem Altmarkt! Er las fast täglich des Abends. Eine von den Damen des Hauses machte den Thee, die schönste von den Schönen putzte wie immer das Licht, die Gräfin Finkenstein saß in der Weihe ihrer Andacht da und beherrschte die Stille. Es war eine Tempelfeier in diesem Cirkel. Ein Schauer der Bewunderung fesselte Alle wenn der Greis mit der vollen Kraft der wunderbar tönenden Stimme ein Gebilde von Sophokles, von Shakspeare, heraufzauberte und die Muskelkraft des Antlitzes mit dem dunkelflammenden Auge die Gestalten der Dichtung auch mimisch zur Erscheinung brachte. Besonders hinreißend fand man in seinem Vortrag die groteske Gewalt der Shakspeare'schen Humoristik. Wie leichtsinnig sprudelte die Schalkhaftigkeit der Narren und Rüpel über seine Lippen! Wie Kinder der eignen Laune, wie Geburten seines eignen Augenblicks sprangen Shakspeare's wundersam barocke Gestalten ihm aus dem Herzen und in seinem Antlitz malte sich die ganze Regenbogenfarbenpracht jenes fast irländischen Humors den der britische Dichter von sich strömt. — Auch dieser Musendienst ist für Dresden begraben. In Berlin ist Tieck für eine aus allen Völkern gemischte Schaar begeisterter Hörer nicht mehr derselbe Mittelpunkt. In Dresden sprachen die Fremden von Tieck wie in Rom vom Papste; dort gewesen zu sein ohne Tieck lesen gehört zu haben, galt für eine verfehlte Pilgerfahrt.

Dresden ist jetzt arm an Poeten. Der künstlerische Sinn des jetzt regierenden Königs geht mehr auf Musik, Malerei, Architektur, und er pflegt diese Künste in ächt nationalem Sinne. Die Italiener sind endlich auch in der Musik ausgestorben; Reissiger und Wagner leiten die Kapelle; Hiller, Schumann mit seiner Frau und Bank privatisiren hier. In der Malerei hat die Düsseldorfer Schule mit Bendemann und Hübner hier einen Sitz gewonnen, und München hat Schnorr, den Maler der Nibelungengestalten, an seine eigentliche Heimath wieder abgetreten. Von Bendemann, dem Akademiedirector, und seinem Freunde Erhard

sind die Fresken im Thronsaale des Schlosses. Von diesem neuesten Schmuck der Residenz sei hier die Rede, denn er stellt sich als etwas Fertiges hin. Wer Gelegenheit nahm diese Arbeiten stufenweise in ihrem Werden zu verfolgen, bedauert gewiß daß sie jetzt nach der Vollendung des Saales von dem goldnen Prunk des architektonischen Schnitz- und Tafelwerkes beeinträchtigt werden. Die Malerei der Düsseldorfer ist zart und innig, sie hat eine elegische Schönheit; zu dieser Pracht des Saales gehörte vielleicht um sich nicht erdrücken und verschüchtern zu lassen, der Pinsel eines Rubens oder die Farbe eines Tizianisten. Eine verschämte Seele will in ihren leiseren Regungen aufgesucht sein, und wer die Empfänglichkeit hat, findet auch die eigenthümliche Schönheit aus den Fresken im Fries heraus. Die Helden und Gesetzgeber der Weltgeschichte von Moses bis zu Kaiser Max mit seinem jungen Freunde, dem sächsischen Albrecht dem Beherzten, umgeben in einzelnen hohen Standbildern den Thronsessel. Diesem gegenüber entfalten vier große Wandbilder in Gruppen aus dem Leben König Heinrich's des Ersten die Elemente des Krieges, der Christenbekehrung, des Landbaues und der Städtegründung. Im Felde über der Thür reichen sich die vier Stände des Reiches die Hände. Der gestaltenreiche Fries rings im ganzen Saal gibt in allegorischen Scenen von der Geburt bis zum Tode die Stufenfolge des Menschenlebens in allen seinen Gebieten. — Bendemann hat sich zuerst in diesen Arbeiten vom Ölbilde zum Fresco gewendet. Von der Ölmalerei zur Freske übergehen, heißt sich in seinen Mitteln beschränken. Jene hat gleichsam über vier, diese nur über zwei Octaven zu gebieten. Unter Bendemann's Pinsel hat aber die Freske, wie mich dünkt, gegen die Münchner Arbeiten von Cornelius eine neue Entwickelung gewonnen. Cornelius hat als Zeichner mehr Erfindung und Gestaltungskraft; Bendemann gibt aber der Freske einen tieferen, wärmeren Farbenton. Ich weiß nicht, fürchtete Meister Cornelius zu sehr die Nachdunkelung; seine Kalkbilder haben bei allem großen Schwung der Zeichnung im Colorit etwas Nüchternes, Schattenhaftes. Mit der tieferen Wärme gibt Bendemann der Freske diejenige Innigkeit die seiner Kunstrichtung überhaupt eignet. Köpfe wie sein Moses mit dem dunklen Prophetenblick, Salomo, Zoroaster, Numa Pompilius mit der sanften Carnation einer schwärmerischen stillen Größe, suchen in der neueren Malerei, geschweige in der Freske ihresgleichen. Die weltlichen Helden, Alexander, Karl der Große u. A. haben weniger Eigenthümlichkeit. In den vier großen Wandbildern aus Heinrich's Leben hat Bendemann bewiesen daß er über die ihm von der Kritik fast prädestinirten Schranken hinwegschreiten und in größerem Style historisch sein kann.

Von Dresdner Bildhauern nenne ich neben Rietschel besonders Hähnel. Von diesem der für Bonn den Beethoven, für Prag Kaiser Karl den Vierten arbeitete, hat Dresden unter anderm den Bacchuszug im Basrelief eines Giebelfeldes am Schauspielhause aufzuweisen. Auch die beiden vortrefflichen, in Sandstein ausgeführten Figuren Shakspeare's und Molière's am Theater sind von ihm. Schiller und Goethe, von Rietschel, treten gegen Hähnel's Figuren sehr zurück; aber diese haben eine unglückliche Stelle unter zwei Dachrinnen gefunden. Bei schlechtem Wetter kündigte der Dresdner Anzeiger vorigen Sommer an: Heute im Königl. Hoftheater: Molière unter der Regentraufe und Shakspeare im Fußbade.

Von diesem Bauwerk, dem Theater, sei denn zum Schluß noch die Rede. Von Semper besitzt Dresden den im orientalischen Styl erbauten Tempel der Juden und diesen Tempel der Musen. Die Structur des Theaters hat man mit dem unseligen Namen Rococo belegt. Dies Schreckwort nimmt gegen sich ein. Man nannte in Frankreich Renaissance die Verjüngung griechischer Stylarten im italienischen Geschmack, wie er unter der Regierung der beiden Königinnen aus dem florentinischen Geschlecht der Medici von wälschen Baumeistern über die Alpen gebracht wurde. In diesem Styl baute man eine Zeit lang in Frankreich Kirchen und Jagdschlösser. Unter dem dreizehnten und vierzehnten Louis wagte der Luxus und die Üppigkeit eine noch stärkere Umschmelzung antiker Verhältnisse. Man fing an alle geraden Linien zu hassen, schweifte noch mehr vom rechten Winkel ab in Schnörkel, Schneckenlinien und Muschelwindungen. Man prunkte mit gewundenen Säulen die nichts zu tragen hatten als steinerne Guirlanden, man erfand vielfach gekröpfte Gesimse und gebrochene Giebel die nichts zu decken hatten, man gefiel sich in schwerfälligen Spielereien und wie der Mensch von damals mit Manschette, Perrücke, Reifrock und Schönpflästerchen seine von Gott gegebene Gestalt nach allen Dimensionen ausweitete, so baute man auch und nannte das Rococo. — Semper's Bauten scheinen, gegen die von Schinkel und Klenze gehalten, solch Rococo zu sein. Ich sage, sie scheinen, und diesen Schein erweckte mir der Anblick der inwendigen Schmuckwerke des Dresdner Schauspielhauses. Allein es ist keine Verirrung des Allongenperückenstyls was hier geleistet

wurde, es ist nur die freieste, keckste Combination alles dessen was der antike Sinn jemals erdachte, gesondert ausarbeitete und nicht zu verbinden wagte. Die Muschelformation über den Logen ist das Äußerste und doch das Schönste zugleich was in dieser Weise zur Erscheinung kommen kann. Die vier Säulen auf dem Proscenium mit den reich verzierten Sockeln und Unterbrechungen hat kein griechischer Baumeister der alten Welt so zu raffiniren gewagt und doch sind alle ihre Verhältnisse classisch, nur ihre Zusammenstellung ist neu und modern. Was die Muscheln über den Logen betrifft, so hat sich die Besorgniß, sie würden den Schall brechen und abfangen, als eine voreilige erwiesen; die Schallbildung ist im Hause ausgezeichnet. Herrlich ist was Amphitheater heißt. Es sind Plätze unter der großen königlichen Loge, in aufsteigender Haltung, wie ein erweiterter Altan zwischen den Säulen hinabreichend bis zum Parterre. In französischen Theatern findet man hier und da etwas Ähnliches, in Deutschland war dies neu. Eben so prachtvoll und genial sind die beiden Hallen in den Vorräumen, die beiden Foyers in ihrem Reichthum und Geschmack. Die Besorgnisse wegen der zu tief gelegten Kellerräume sind am Gebäude gehoben. Man hat sie unterwärts mit cementirten Klinkern gewölbt, wie man auch in Holland Untergeschosse die rings im Wasser stehen, auf gleiche Weise trocken legt. Dagegen sind nach meinem Gefühl in der äußern Structur des Hauses ästhetische Mißverhältnisse, zu denen leider das Bedürfniß genöthigt hat. Daß der schöne Bau nach einer eigentlichen Hauptfaçade vergeblich suchen läßt, daß die zwischen den Pilastern und Säulen mit Glasfenstern geschlossenen Galerien eine solche abgeben sollen, während man sie eher für eine runde Rückseite hält, will ich als Eigenthümlichkeit gelten lassen. Einen entschiedenen Fehler entdeckt der besonnene Schauer in der unverhältnißmäßigen Schwere des innern Kastens gegen den Vorbau. Wie bei der katholischen Kirche erhebt sich eine innere Etage aus der untern und über diese hinaus. Diese innere Baumasse ist fast klumpig. Die zarten Pilaster an den Wänden gewähren nicht das Zutrauen sie zu tragen, die Wandfelder selbst sind zu breit und vast; auch die jetzt neu hinzugefügten Verzierungen gleichen dies Mißverhältniß nicht ganz aus. Dieser Eindruck wiederholte sich mir beim Anblick des Gebäudes von allen Standpunkten, auch aus der Ferne, von der Brühl'schen Terrasse her. Man hatte erst spät von Seiten der ökonomischen und technischen Bühnenverwaltung die Forderung gestellt die Vorhänge zu heben, nicht zu rollen. Somit mußten die Räume in's Dach hinaus um sechs Ellen erhöht werden. Die zarten Säulen wurden nun zu dünn, die Felder zwischen ihnen zu weit. Semper ist nicht ausführender Baumeister; sein Plan wurde hier vom Bedürfniß geändert und gekreuzt.

Der große Vorhang im Theater, von Hübner, stellt nach einem allegorischen Gedicht von Tieck den Geist der Romantik dar. Die romantische Muse sitzt auf einem Zelter, rückwärts gelehnt, den scheuen Dichter aus dem Dickicht des Waldes an der Hand in's Leben führend. Ja wohl scheint die Poesie hier verschüchtert! Wie können überhaupt die tieferen und innigeren Künste neben der Pracht bestehen welche jetzt die deutschen Theater entfalten! Die scheue Muse wagt sich nicht hervor oder erblaßt in diesem Glanzmeer von Licht und Gold. Das Dresdner Theater ist ein Opernhaus. Man hätte ein zweites, kleineres, nicht so stolzes und buntes nöthig für Schau- und Lustspiele, deren Harmlosigkeit eben so wenig wie ihr Gedankengehalt diesen strahlenden Schimmer erträgt. Ludwig Tieck hatte vielleicht doch Recht wenn er behauptete, die Schauspielkunst wie sie Shakspeare kannte und schuf, habe nur in naiveren Verhältnissen, nur in einem Zeitalter gedeihen können wo bei einer leichtern Befriedigung der Sinne die Nebenkünste nicht so eitel auf straffem Seile tanzten. Es ist aber unmöglich den Sinn eines Zeitalters zurückzunöthigen. — In Italien übrigens findet man das Mißverhältniß der fortgeschrittenen äußern Ansprüche gegen die geistige Haltung der Dichtkunst auf's beste ausgeglichen. Man hat dort große Opernhäuser, deren Luxus und Geräumigkeit an die antiken Amphitheater erinnert, und man hat ganz gemächliche, gutmüthig einfache, fast schwarzrußige Schauspielhäuser, in denen die Italiener ihren Alfieri mit all dem Feuer spielen und mit all dem Jubel sehen und hören wie er nur ihnen eigen ist. Wer den großen Mimen Gustavo Modena den Saul spielen sah, braucht in Italien als Freund der Dichtkunst nicht eifersüchtig auf den Glanz und die Üppigkeit der italienischen Oper zu sein. In Deutschland führt der coquette Wetteifer der dramatischen Muse mit den Künsten der Oper und des Balletts zu dem brillanten Virtuosenspiel Einzelner und verdrängt das ernst gehaltene, gedankenvolle Drama. Eduard Devrient hat in Dresden sein verdienstliches Bemühen, ein gehaltenes Ensemble im höheren Drama aufzustellen, alsbald wieder aufgegeben.

Doch ich vergesse über all den Künsten der Menschenwelt die Natur, das unverwüstliche Kunstwerk

Gottes. Ich sollte als Cicerone von Elbflorenz zu Ausflügen in die Gegend aufrufen. Aber der Sinn verliert sich auch dort immer wieder in das Streben des Menschengeistes und weilt auch dort gern auf den Spuren wo Heroen der Poesie und Kunst gewandelt. In der Nähe von Loschwitz schrieb Schiller 1786 seinen Carlos. Bei Hosterwitz, nahe am Wege rechts, steht ein Haus von welchem eine Pappelallee nach dem Dorfe führt. Hier dichtete in Tönen Karl Maria von Weber seinen Freischütz. Und so bleibt uns auf allen Wegen und Stegen dies Elbflorenz der schönste Sitz der deutschen Musen.

Hiobsposten.

Ein Bild aus dem östreichischen Volksleben.

Von **Johannes Nordmann.**

Sonntag ist ein freudenvoller sonniger Tag. Die Vögel jubiliren auf den Bäumen vor eitel Entzücken, rothwangige Kinder balgen sich im Gras und schreien dazu aus vollem Hals. Sie wirthschaften so lärmend daß man kaum die ziemlich laute Stimme des Buben vernimmt, der die gefallenen Kegel auf der Schiebstätte ausruft und wieder aufrichtet. Die Männer lassen sich durch das Spiel der Kinder in ihrem Spiel nicht beirren, das eben auch nur ein Kinderspiel ist, obgleich es mit dem größten Ernst betrieben wird.

Die Ältesten des Dorfes sitzen im Freien um einen großen Tisch und langen von Zeit zu Zeit den Spielern die vollen Weinkrüge in die Schiebstätte. Diese sind also auf ihr Spiel besessen, daß sie sich kaum Zeit nehmen einen tüchtigen Schluck zu thun. Ein leiser Windhauch der durch den uralten Obstbaum streift, kühlt ihre heißen Stirnen und streut Schneeblüthen auf die Sitzenden.

Das Spiel steht hoch, der Einsatz war nicht gering, und der Gewinnende kann heute eine reiche Zeche für sich und noch ein Paar Freunde machen. Der lange Hans, der die Kugel immer lang in der flachen Hand herumdreht und auf den Fingerspitzen schaukelt, ehe er sie losläßt, hat »Sechs vom Ersten« geschoben und betrachtet sich nun, scheinbar gleichgültig das Spiel seiner Hintermänner, dennoch aber zieht sich seine Stirn in Falten, wenn die Kugel einen geraden Lauf nimmt und glättet sich wieder wenn sie an den drei Mittelkegeln vorbei durch das Loch fährt. So war es eben jetzt — und der schiefe Mathes der diesen Schub gethan, dreht sich nach dem unglücklichen Ausgang mißmuthig auf dem Absatz herum, wirft sich auf die hölzerne Bank daß sie ächzt und erwiedert dem langen Hans, der ihm boshaft lächelnd den Weinkrug hinreicht: Ich mag nicht!

Dem Hans bleibt es! — Dahin lautet der Ausspruch der draußen Sitzenden — und Mancher von den Mitspielenden wendet sich mit der Frage an den langen Hans: Hab ich den Einsatz für die nächste Schnur? Er aber weist all diese Fragen verneinend zurück; er ist stolz auf seinen Sieg und will ihn auch ganz allein genießen. Jeder Spieler hat noch einen Schub und »es ist noch nicht aller Tage Abend!« glaubt nun Mancher bei sich, der durch das hochfahrende Wesen des Langen beleidigt wurde. Jeder dreht nun die Kugel lang in der Hand herum ehe er sie losläßt — doch umsonst; bei dem Einen streift sie nur die Ecke, bei dem Andern fährt sie an die Wände — und der lange Hans lacht sich heimlich in die Faust.

An dem Spenneder ist jetzt die Reihe!

Wie viel hast Du? — wendet er sich an den Langen.

Sechs vom Ersten! erwiedert dieser stolz.

Nur? — brauchst jeben nicht so zu lachen; das kann Jeder, wenn er mag und will.

Mach mir es nach, wenn Du kannst?

Ja! und noch besser!

Der Spenneder legt sich aus. Die Mitte scharf ins Auge gefaßt, schleudert er die Kugel von sich, sie hat einen guten Lauf und richtet eine wahre Niederlage unter den Kegeln an. Der Kegelbube macht einen Rundsprung und schreit aus vollem Hals: Acht vom Ersten!

Alle schwenken freudig die Hüte; so ist es recht! Dem Franz Spenneder vergönnt Jeder den Gewinnst. Der schiefe Mathes fragt spöttisch den langen Hans: Hab' ich den Einsatz für die nächste Schnur? Dieser wird über und über roth; die Stirnader schwillt ihm, er streift die Hemdärmel auf, ballt die Fäuste und will eben auf den Schiefen los, da fällt ihm Spenneder in den Arm und ruft: Ruhig sag ich! schämt Ihr

Euch nicht? — Der zuerst zuschlägt, der hat es mit mir zu thun — mit mir, hört Ihr!

Was geht es Dich an? schreit der Lange.

Du hast Recht — Nichts, gar Nichts; aber heute duld' ich keinen Raufhandel, heute nicht! Ein ander Mal mögt Ihr Euch die Zähne aus den Backen schlagen, was geht's mich an — aber heute dürft Ihr nicht: ich will Euch sagen warum!

Warum?

Darum und deshalb, und frag nicht viel! Ich bin heute so glücklich daß ich vor Freuden nicht ein und aus weiß, daß ich die grünen Bäume ausreißen könnte, um sie als Sträuße mir auf den Hut zu stecken und Du fragst noch, warum! Du hast kein Weib, ich aber habe Eins, Hans — ein Weib das mir mehr werth ist als die ganze Schnur, die ich mir nichts dir nichts gewonnen und wenn sie auch tausendmal so stark wäre als sie eben ist. Mein Weib hat mir gestern einen frischen Buben geboren; — Du weißt nicht was das heißt, sonst würdest Du Dich nicht so ärgern, daß Dir das Lumpengeld entgangen. — Wie viel ist es auch? — ich hab es nicht gezählt; das aber weiß ich daß es nicht hinreicht für den Wein, den wir Alle heute noch auf die Gesundheit meines Weibes und meines Buben vertrinken wollen. — Heda, Wein! — Musikanten spielt auf!

Das Kegelspiel wurde ausgesetzt; man schaarte sich sammt und sonders um die Tische außer der Schiebestätte, und die Musikanten bliesen so viel der Athem langte.

Mein Weib ist ein Weib wie es sein muß! jubelt der glückliche Spenneder, und nicht ein solches von dem man in einem Spottlied singt. Kennt Ihr das Lied?

Nein! — singt es Spenneder! rufen Alle.

Ihr aber sollt immer das Letzte mitsingen!

Er sang:

Weib, Weib, sollst heimgehn,
Dein Mann der ist krank!
Ist er krank?
Gott sei Dank!
Lieber Franz,
Nur noch einen Tanz,
Nachher will ich heimgehn,
Nachher will ich gehn.

Weib, Weib, sollst heimgehn,
Dein Mann ist recht schlecht!
Ist er schlecht?
G'schieht ihm recht!
Lieber Franz u. s. w.

Weib, Weib, sollst heimgehn,
Dein Mann liegt in Zügen!
Liegt er in Zügen?
Laßt ihn liegen!
Lieber Franz u. s. w.

Weib, Weib, sollst heimgehn,
Dein Mann der ist todt!
Ist er todt?
Tröst ihn Gott!
Lieber Franz u. s. w.

Weib, Weib, sollst heimgehn,
Dein Mann wird begraben!
Wird er begraben?
Braucht mir's nicht zu sagen!
Lieber Franz u. s. w.

Weib, Weib, sollst heimgehn,
Dein Freund ist im Haus!
Ist er im Haus?
Laßt ihn nicht aus!
Lieber Franz,
Jetzt keinen Tanz,
Da will ich gleich heimgehn,
Da will ich gleich gehn.

Ein weithinschallendes Gelächter bricht aus, nachdem der Spenneder das Lied zu Ende gesungen, und Mancher vermag sich nicht von der Melodie des Liedes loszumachen; obwohl sie schon längst verklungen, er brummt noch immer einzelne Worte daraus für sich hin. Alle sind seelenvergnügt und es ist ihnen so wohl wie es ihnen seit langem nicht geworden und sie lassen ein über das andere Mal des Spenneders »kreuzbraves Weib« leben und den Buben, den es ihm gestern geboren.

Die Männer unter dem grünen Obstbaume sind zu sehr mit sich und mit den Krügen auf dem Tisch beschäftigt als daß sie ein Häuflein Leute bemerken konnten, das etwa funfzig Schritte von ihnen entfernt sich im Kreis um des Spenneders Magd schließt, welche die Hände ringt und kreidebleich ist.

Jetzt darfst Du nicht zu ihm hin! Es würde ihn der Schlag über diese Nachricht treffen; jetzt darfst Du noch nicht hin, Anne! Hast Du auch recht gesehen und wie war es nur? Erzähle es noch einmal! so riefen die Weiber welche die händeringende Magd umstanden und verhinderten dem Spenneder eine Nachricht mitzutheilen, die ihm nach deren Meinung den Tod bringen mußte.

Die Magd erzählte stoßweis und mit unterdrücktem Weinen.

Unser Andres, des Spenneders Erstgeborner, spielte am Fensterbrette. Ich konnte nicht wissen, mit welchem Ding er spielte und konnte auch nicht genau darauf achten, denn ich badete im warmen Wasser das

neugeborne Kind, das arme Würmchen, das seine winzigen Füßchen unruhig anzog und ausschnellte und nicht wußte was mit ihm vorging. Die Mutter konnte auch auf den Buben nicht achten, denn sie lag noch schwach im Bette und stützte nur zeitweis sich im Bette auf, um nachzusehen wie ich das arme Würmchen behandle und wie es sich im Bade geberde. Der Bube hantierte mit einem Stück Papier und mit der Scheere — und obgleich er erst fünf Jahre alt, mag man ihm doch die Scheere lassen, denn er ist stets auf der Hut um sich nicht in die Finger zu schneiden und fürchtet sich weit mehr vor einem Tropfen Blut als vor Gespenstern. — Andres schnitt sich, glaube ich, einen Stern aus einem Stück Papier. — Wird auch was Sauberes werden das Du dort ausschneidest! rief ich ihm scherzhaft zu, und wußte nicht daß er einen Fünfguldenschein zerschnitt, den er für werthlos Papier hielt und den der Schwiegervater meines Herrn unvorsichtiger Weise draußen liegen ließ. Der kam eben nach Haus zurück, wild um sich schlagend wie er immer thut, wenn er zu viel Wein im Kopfe hat — und er hatte heute zu viel Wein im Kopfe, denn sonst hätte er es gewiß nicht so wild getrieben. Wie er den Buben den Fünfguldenschein ausschneiden sieht, reißt er ihm diesen aus der Hand, verdirbt ihm die Freude und schleudert den Buben mit seiner kräftigen Hand mitten in das Zimmer hin, daß er mit dem Kopfe an den Fuß des Bettes anschlug und das Blut stromweis über sein weinendes Gesicht schoß. — Ich aber — — ich kann es nicht weiter erzählen — es ist zu fürchterlich! —

Sie weinte und rang die Arme daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, und war kein Wort weiter aus ihr herauszubringen. — Ich muß zu meinem Herrn! rief sie nur, aber die Weiber hielten sie zurück und bildete sich ein immer weiterer Kreis um die Magd. Hier war es traurig, entsetzlich traurig.

Funfzig Schritte von dieser Gruppe herrschte wie vordem die ausgelassenste Freude, und Spenneder, dem die Trauer so nahe stand, war der freudevollste von Allen; er jauchzte und jubelte daß man weithin seine Stimme hören konnte. Wir wissen warum er so freudig war; er aber wußte nicht daß seine Freude zum Längsten mit dem Krug zum Brunnen gegangen und daß im eignen Hause das Unglück die Trauerfäden spann, in denen sein jubelndes Herz bald verkommen sollte.

Die Musikanten hatten heute ihre goldne Zeit, sie mußten dem Spenneder manchen Tusch aufspielen. Vor jedem Tusch sang er ein Lied, nach dem Lied stürzte er ein volles Glas aus, und nach dem Tusch warf er das Glas in die Höhe. Er wußte viele Lieder; die Alten und Jungen des Dorfes gingen ihn immer um ein neues an, denn er sang laut und schön, daß es eine Freude war ihm zuzuhören.

Sing' Eins für meinen Jakob, der immer kopfhängerisch herumlungert als ob ihm die Hühner das Brot gegessen; sing' Eins, das auf ihn paßt, sing' und thue mir den Gefallen und ihm den Ärger an! So sprach jetzt der Nachbar des Spenneder, der es mit seinem Spott eigentlich nicht so schlimm meinte und seinen Sohn nur aufgeräumt machen wollte.

Gut — er soll Eins haben, das so recht zu seinem Herzen stimmt wie der Dudelsack zur Baßgeige! Merke also auf, Jakob.

Sagst alleweil vom Scheiden,
Vom Nimmerkommen,
Und ich werd' einmal scheiden
Und nimmer kommen.

Und wenn ich werd' scheiden
Auf immer und immer,
Da werden deine Äuglein
Im Wasser schwimmen.

Werden im Wasser schwimmen,
Wirst sein so betrübt.
Und ich wünschte, ich hätt' dich
Mein Lebtag nicht geliebt.

Und ich wünschte ich hätt' dich
Mein Lebtag nicht g'sehn,
So weiß ich wohl gewiß,
Daß mir leichter wär' g'schehn!

Der Alte der dies Lied veranlaßte lachte daß ihm die Thränen über die Backen kugelten, und der Junge den das Lied anging mußte mitlachen, wenn sein Herz auch eben nicht zum Lachen stand.

Willst noch Eins, Jakob! — es kommt mir nicht darauf an, ich laß mich nicht spotten und ich beutle Dir die Lieder heraus wie die Bäuerin die Flaumfedern aus dem Kopfpolster! rief der lustige Spenneder und sang:

Ich weiß eine schöne Glocke,
Die hat einen schönen Klang,
Und ich weiß eine schöne Dirne,
Die hat einen schönen Gang.

Wie viel höher der Thurm ist,
So schöner das Geläut'
Wie weiter zur Dirne,
So größer ist die Freud'!

Oder noch Eins — Du darfst es nur bestellen, wie der Schullehrer die Birkenruthen; ich sing Dir bis zum morgigen Gebetläuten wenn Du willst.

Wenn er auch nicht will, sing nur! ruft der Alte.

Dein Alter will es, da muß ich wohl! Er sang:

Auf dem Anger bin ich gangen,
Ist ein Vöglein dort geflogen,
Hab geglaubt, ich will es fangen,
War aber erlogen.

So möcht ich gern wissen,
Wem das Vöglein zugehört:
Hat schwarzbraune Äuglein,
Wär' das Lieben wohl werth.

Und hätt' ich's auch gefangen,
Wär' doch es nicht mein —
Denn wie wollt halt dem Vöglein
Die Zeit so lang sein.

Alle lachten wieder; der lange Hans lachte diesmal am meisten, weil es auf den trübseligen Jakob zielte, mit dem er manchen Liebeshandel auszutragen hatte; er lachte so höhnisch daß es dem armen Burschen in's Herz schnitt. Das merkte auch der Spenneder, und er nahm nun den Langen auf das Korn.

Brauchst eben nicht so zu lachen, Hans! Du hast keine Ursache dazu! — Dir will ich nun ein Lied auf den Pelz singen, daß Dein Gesicht länger werden soll als die lange schwarze Tafel beim Gemeindewirth, die vollauf mit Deinen Schulden beschrieben steht.

Ein Saufbruder bin ich,
Ich trink' so gern Wein,
Bin überall schuldig,
Darf nirgend mehr hinein.

Beim Tannenwirth einen Gulden,
Beim Kurfürsten zween —
Wie wird's mir am Sonntag
Beim Hirschenwirth gehn?

Nun war es an dem Jakob nach Herzenslust zu lachen; und der lange Hans hatte den Schimpf und Spott; er ärgerte sich auch wieder daß ihm die Stirnader schwoll und schob nach seiner Gewohnheit die Hemdärmel auf um auf den Sänger loszugehn. Aber mindestens zwanzig Hände packten ihn zugleich; das wilde Gewirr der Schreienden und Tobenden wuchs von Augenblick zu Augenblick. —

Während hier Alles drunter und drüber ging, hatte sich dort eine noch größere Anzahl von Weibern um die Magd versammelt, die erst jetzt wieder, nachdem sie unaufhörlich und sprachlos geschluchzt, wieder zu Worte kommen konnte.

Anne, so erzähle doch was weiter geschehn!

Ich aber, sprach die Magd weinend, ließ vor Schrecken das arme Würmchen in die Wanne fallen um dem Buben beizuspringen, den der gottvergessene Alte an das Bett geschleudert, daß ihm das Blut durch die blonden Haare über das bleiche Gesicht schoß. Ich raffte ihn vom Boden auf, nahm ihn auf meinen Arm und eilte wieder zur Wanne zurück. Jesus Maria! Das arme Würmchen war untergesunken und jämmerlich zu Grunde gegangen. In meiner Verzweiflung schrie ich laut auf, und die Mutter die nach dem ersten Unglück besinnungslos in die Polster zurückgesunken war erwachte durch mein Schreien und sah das neue Unglück, denn sinnlos und in irrer Angst, wie ich war, streckt' ich ihr jetzt das todte Kind entgegen. — Ich glaube, das hat ihr den Rest gegeben, denn sie lag, als ich vom Hause weggeeilt um ihren Mann zu holen leichenbleich und die Rede erstarb auf ihren Lippen. — Nun aber laßt mich zu meinem Herrn, denn ihn betrifft ja das Unglück zumeist; haltet mich nicht länger — ich will zu ihm hin!

Dies war nicht mehr nothwendig; er kam selbst mit den andern Männern zu den klagenden Weibern heran. Die Männer hatten den langen Hans in die Mitte genommen, der heftig um sich schlug und sein großes Taschenmesser in der Hand hielt, mit dem er in der Wuth über das Lied auf den Sänger losgegangen war. Diesem stand aber nicht mehr die Lust zum Singen, er hatte plötzlich aus den abgebrochenen Reden der Weiber genug erfahren, so daß ihm das Herz im Leibe brechen wollte. Er wußte jetzt Alles und schrie laut auf daß seine Stimme, die kurz vorher so hell und rein geklungen, unheimlich, schrill und grell Jedem durch Mark und Gebein drang. Plötzlich aber entriß er dem Langen das Messer und stürzte mit diesem durch das Dorf in sein Haus hinein, wo er Alles so fand wie die Magd erzählte und noch in etwas schlimmer. Sein neugeboren Kindlein war todt — aber auch sein Weib hatte schon geendet und sein Andres ächzte schmerzvoll in seinem Bettchen.

Der Alte aber der all dies Unglück verschuldet, war auf und davon gegangen; es war die höchste Zeit, denn das Messer des Langen, das heute schon nach Blut verlangte, hätte sonst gewiß Blut gekostet. —

Also klangen die scherzhaften Lieder aus — und aus einem freudvollen kräftigen Mann wurde ein trauriger gebrechlicher Alter, dem die Lust zu einem thätigen Leben alsbald vergangen war und der auch nach und nach all seine Lieder verlernte. Andres aber, der, da er das Papiergeld nicht kannte, sich daraus einen Stern schneiden wollte, mußte sein Spiel mit einem verkrüppelten Leibe büßen und kann nun seinem alten Vater nicht thatkräftig bei der Arbeit zur Seite stehn, wie sehr ihn auch der Wille dazu treibt.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Dresden, d. 14. December.

[Uriel Acosta.]

Fanny Cerrito hatte einige Mal die Dresdner durch die geistvolle Mimik ihres Charaktertanzes entzückt. Einige unserer Dandies liefen sogar Gefahr ihr zu Liebe die gesellschaftliche Haltung zu verlieren und zum Ballett überzugehen wie der Gatte der Tänzerin, Hr. Lubin de Saint-Léon der ihr zu Liebe nicht blos Christ, sondern auch Tänzer wurde. Er war bekanntlich früher Concertmeister an dem Königstädter Theater in Berlin und als Violinist bekannt. Er macht jetzt lediglich für Fanny Musik und führt diese Musik im Pas de deux mit ihr aus. — Diese meine Mittheilung ist wenig geeignet auf den ernsten Inhalt von Gutzkow's Tragödie vorzubereiten die gestern mit großem Erfolge in Scene ging. Mag das beweisen wie buntscheckig es in Apollo's Tempel hergeht. Die freudige Aufnahme des Stückes, eben so freudig als die von Laube's Karlsschülern, mag bekunden wie sehr bei uns das Theater das Centrum unserer geistigen Genüsse ist. Wo kein geistreicher Pietismus sich in Theecirkeln abschließt, wo nicht die Doctrinen einer Hochschule die Bildung in Beschlag nehmen, muß das Theater der einzige Focus für Alt und Jung, für höhere und niedere Stände bleiben. Grund genug daß man diese Anstalt hier von oben herab in einer Weise pflegt die es ihr möglich macht hinter der Bildung nicht zurückzubleiben wie es in Berlin der Fall ist. Laube und Gutzkow haben von hier ihre besten Erfolge zu datiren und wenn jener der feineren Bildung und der strengeren Kritik oft genug leichtfertig, dieser geschmacklos und gesucht erschienen ist, so räumt man doch gern den Beruf Beider ein, die deutschen Bretter wie sie gegenwärtig sind, vorzugsweise mit ihren Gestalten zu bevölkern. Daß man in dem Gewinn Gutzkow's als Dramaturgen eine erfreuliche geistige Befruchtung unserer Bühne sieht, mag der dreimalige Hervorruf des Dichters am gestrigen Abend bekunden. Die ernste Tüchtigkeit seines Dramas befeuerte nicht wenig zu einer öffentlichen Begrüßung zu der sich der freundlich gastliche Sinn der Dresdner gern aufgelegt fühlt. — Es war zufällig daß ich meinerseits geschichtlich vorbereitet gestern das Schauspielhaus betrat. Gabriel Acosta war mir als der Vorläufer Spinoza's bekannt. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Oporto als Sohn eines katholischen Portugiesen geboren, dessen Vorfahren vom Judenthum zum Christenthum übergegangen waren, erlebte er schon früh in seinem Innern Zweifel gegen die Gültigkeit der christlichen Lehre; das Studium des alten Testamentes trieb ihn zum Judenthum zurück. Er ging nach Amsterdam, wurde Jude und nannte sich von da an Uriel. Allein sein grübelnder Geist fand sich auch bald gegen das mosaische Gesetz bis zur Verleugnung seiner Göttlichkeit in Opposition. Auf eine seiner Schriften hin verdammt, lebte er sieben Jahre lang von der jüdischen Gemeinschaft ausgeschlossen. Dann unterwarf er sich der Buße. Er mußte sich auf der Schwelle der Synagoge den Fußtritten der Gemeinde aussetzen. Einer seiner Gegner, Ben Jochai, rief durch freche Entehrung seiner Person den Zorn des Gedemüthigten hervor. In der Empörung schoß Uriel auf ihn, fehlte und erschoß sich dann selbst. — Gutzkow hat uns schon manche Grübelei seiner eigenen Skepsis in poetischem Gewande vorgeführt. Ein Acosta mit dem Tiefsinn solcher dialektischer Erlebnisse und Wandelungen mußte seine Natur ansprechen. Auch ist es ihm diesmal mehr geglückt uns für seinen Helden zu erwärmen, während uns sein Scharfsinn sonst häufig nur einen kalten kritischen Standpunkt anweist um seine seltsam gearteten Sonderlingsfiguren zu betrachten. Nicht weniger merkwürdig ist das kecke Wagstück uns ein ernstes Drama voll lauter Juden vorzuführen. Das Stück eröffnet sich uns natürlich gleich mitten in der Sache selber. Uriel, der Jude gewordene Portugiese, wird von der Tochter des reichen Manasse in Amsterdam geliebt. Ben Jochai, sein Feind, war früher schon mit ihr verlobt. Er will verzichten, er will ganz der Wissenschaft leben, nach Heidelberg in's Land der deutschen Denker gehen. Aber er hat ein Buch geschrieben über das die Rabbiner zu Gericht sitzen wollen. Er bleibt um sich zu vertheidigen. De Santos spricht den Fluch über ihn. Um ihn zu entschuldigen entdeckt ein Freund Uriel's Geheimniß; sein früheres Christenthum soll seine Irrthümer im Judenthum verzeihlich machen. Aber der Fluch der Fanatiker wird förmlich ausgesprochen. In diesem Moment, wo die Welt ihn von sich stößt, tritt Judith zu ihm und gelobt sich ihm. Dies der Gipfelpunkt der Dichtung der von der größten Wirkung ist. Manasse gewährt ihm die Tochter, allein Ben Jochai's Ränke stürzen diesen in's Verderben. Dem plötzlichen Untergang seines Glückes preisgegeben, rettet Manasse sich nur indem er Judith dem tückischen Jochai zuspricht. Sie willigt ein und rettet den Vater, nimmt aber Gift als der Myrthenkranz schon ihre Schläfe ziert. Acosta findet sie sterbend und weiht sich selbst dem Tode. Ein Schuß der hinter der Scene fällt, bestätigt seinen Entschluß. Die milde Weisheit des Arztes Silva, der den Fanatismus der Rabbiner vergeblich zu beschwichtigen gesucht, schließt mit einem Worte der Versöhnung. Frln. Bayer war als Judith eben so ausgezeichnet wie Emil Devrient in der Rolle des Uriel. Auch die andern Darsteller wetteiferten unter den Augen des Dichters. △.

Aus Dresden, d. 16. Decbr.

[Uriel Acosta.]

An Gutzkow's Drama verdient vor allem die Wahl des Stoffes eine ungetheilte Anerkennung, denn dieser ist so kühn als frei, so philosophisch als poetisch tief. Selten greift unsre industriell fabricirende Literatur nach einem dramatischen Verwurf welcher an und für sich als bedeutungsvoll dasteht und Nachdenken zu erwecken, Begeisterung zu entzünden vermag. Hier ist's geschehn. Nur erhabene Motive können der materiellen Geschmacksverflachung durch Veredlung des Interesses in unserer Theaterwelt Einhalt thun. Gutzkow's Drama theilt den Stoff mit einer seiner frühern Novellen: dem Sadducäer von Amsterdam. Wir sehen den Kampf der idealen reformatorischen Verstandesschwärmerei, der freien Forschung gegen das starre Dogma, gegen den traditionellen Glaubensconservatismus der Historie. Das jugendliche, freigeborene Element unterliegt, aber nicht dem feindlichen Princip, denn dies wird in der Idee moralisch vernichtet; die strebende Kraft geht an sich

selbst zu Grunde, denn die Allmacht des Irdischen, das Element der Familie, Liebe zu einem Mädchen, lähmt die stolzen Schwingen des Geistes. — Uriel Acosta, in Portugal als Christ unter der Inquisition erzogen und nun wieder freiwillig Jude, ist freisinniger Denker, Zweifler, Philosoph. Er liebt in Erwiederung der reinsten, idealsten Neigung ein Mädchen, das für ihn verloren und längst einem Andern verlobt ist. Schon hat er bei der Ankunft des reichen Bräutigams entsagt und will in die Ferne ziehn, als die Synagoge ein Buch von ihm der religiösen Prüfung übergibt. Dieser Umstand ändert seinen Entschluß und er bleibt um im Kampf des Geistes zu verharren. Das finstere, fanatische Gesetz des Glaubenszwanges verdammt ihn, und er wird feierlich verflucht. Obwohl er ein Recht hat sich Christ zu nennen, thut er es in stolzer Erhabenheit des Märtyrergefühls dennoch nicht, und die Geliebte bleibt ihm den Priestern gegenüber in großartigster Begeisterung und aufopfernder Liebe treu. Während der verschmähte Bräutigam Rache sinnt, wird Uriel endlich durch den im jüdischen Volke wurzelnden Einfluß der Familie, durch den Anblick und das Leid der blinden Mutter und die unglückliche Liebe Judith's, seiner Geliebten, zum Widerruf bewogen. Nun treibt sich die höchste tragische Wirkung auf die Spitze. Uriel's Mutter stirbt, doch er in der Synagoge vom Priesterbarbarismus abgesperrt, erfährt es zu spät; der wüthende Bräutigam hat Judith's Vater gestürzt, sein Vermögen an sich gerissen und das Mädchen muß ihm die Hand reichen um den Vater zu retten. — Uriel weiß davon nichts, und so widerruft er vergeblich um eine Todte, um eine Verlorene. Erst der Hohn des Nebenbuhlers schreit ihm nach vollendeter That seinen schrecklichen Irrthum in's Ohr. — So weit bis zum fünften Act welcher das Tragische kurz und entschieden löst. Der Aufbau der Handlung ist durchaus ein einiger, künstlerischer zu nennen. Die Steigerung der Effecte dürfte im dritten und vierten Act vielleicht zu heftig und zusammengedrängt sein. Sehr fein und gelungen ist die Zeichnung der entgegengesetzten Elemente und Charaktere, wenn auch die letztern nicht innerlich voll und warm vor uns emporwachsen und sich mehr in Handlungen und Endresultaten als in psychologischen Entwicklungen und Gefühlsklängen entfalten. Es fehlt die feine poetische Kraft welche die Übergänge der Seele belauscht und wiedergibt. Besonders vermissen wir dies bei Uriel der uns z. B. in einem Monolog durch ein allgemeineres Erschließen seiner philosophisch idealen Schwärmerei für sich erwärmt und nachhaltiger gewonnen haben würde. Ebenso wird uns der Charakter Judith's mehr in den Endmomenten und Resultaten als in ruhiger individueller Herzensentfaltung gezeigt. Die entgegengesetzten Elemente des Fanatismus und der vermittelnden Versöhnungslust sind in einzelnen Gestalten wirksam und geschickt gezeichnet. Der Verfasser hat mit scharfem Sinn in den Zweifeln und Philosophemen gegen das israelitische Dogma einen symbolischen Bezug für ähnliche reformatorische Bestrebungen in der christlichen Glaubenssatzung niedergelegt und der jüdische Apostat, ideal und allgemein gehalten, spiegelt sich in manchem unserer Denker frei und ergreifend wieder. Die Anspielungen auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse sind fein und natürlich, so wie sie ein historischer Stoff von selbst ergibt; nie verfallen sie dem gröblich Tendenziellen. Es ist vielleicht beeinträchtigend daß Acosta und Judith gleich mit einem gebrochenen Dasein und nicht mit einem blühend gesunden Lebensgenuß beginnen; erst inmitten des Stücks erheben sie sich wieder bei traumselig schwermüthiger Zerrissenheit zu halber Hoffnung und somit ist der abwärtsschreitende Schicksalsgang ein bedingter, in der innern Wandlung beschränkter zu nennen. Der Autor hat es aber so gewollt, und da er mehr Denker als Dichter ist, so leuchtet auch für diese Fassung aus dem Plan des Ganzen die klare Intention hervor. Die Bauart des Jambus ist keine ächt poetische zu nennen, in der sich Form und Inhalt organisch verbinden. Gutzkow's Sprache bekleidet nur den Gedanken dichterisch und ergreift nicht mit der primitiven Kraft blühenden Colorits, schwungreicher Rede magisch und fesselnd. Sie hat sich mehr durch den Verstand den Weg zum Gefühl des Herzens zu bahnen, als daß sie die allgemeine poetische Menschenseele wohl oder übel unmittelbar durchglühte. Wenn wir deshalb auch das Dargereichte mit warmer Anerkennung entgegennehmen, so mögen wir uns doch nicht verhehlen daß hier die Weihe der höchsten poetischen Begabung noch vermißt wird. — In der Darstellung war die Einwirkung des Verfassers ersichtlich. Die Hauptkräfte beeiferten sich in fleißigster Wechselwirkung und das ideale virtuose Spiel Emil Devrients that mit Begeisterung Alles für den Träger des Stücks. Ebenso Frln. Bayer die in der tragischen Schönheit ihres elegischen Spiels die Judith im Sinne des Dichters verwirklichte. — Man sieht der Wiederholung des Stücks mit Spannung entgegen; das Besorgniß und Mißbehagen verbreitende Gerücht wird sich hoffentlich als leer erweisen. **D. A. B.**

Aus Wien, Mitte December.

[Die Studenten; Deinhardstein; Frau Josepha Haas u. A.]

Kaum hat Franceseoni's mittelalterliche Barbarei jeden Aufgeklärten auf's empfindlichste verletzt, als wir auch hier in Wien ein Ereigniß hatten, das nicht minder zum Nachdenken über unser Unterrichtswesen drängt. Die Correspondenten eines Blattes das uns die ganze politische Presse ersetzen soll, sprechen von Straßenexcessen der Studenten, oder von Muthwillen dem bald die Universitätsbehörde, bald wieder die Polizei ein Ende gemacht haben soll. Die Sache verhält sich jedoch anders, und verdient mehr als eine flüchtige Beachtung. Derselbe Lehrzwang der in Prag die von Franceseoni so tief verletzten Studenten an die Lehrkanzel dieses Mannes schmiedet, wenn sie das erwählte Studium fortsetzen wollen, nöthigt auch den östreichischen Studenten andere Fächer der Wissenschaft bei Lehrern zu hören, die im Bewußtsein ihres ausschließlichen Lehrprivilegiums leicht vergessen, was sie den Jüngern der Wissenschaft um der Wissenschaft selbst willen schuldig sind. Dies war leider auch hier der Fall. Der Professor der Religionswissenschaft an der hiesigen Hochschule nahm in Folge seiner Beförderung Abschied von seinen Schülern, die ihm ein lautes und wiederholtes Hoch brachten. Nebenan fand sich der greise Lehrer der Mathematik dadurch gestört, stürzte aus dem Hörsaale hervor und gebot den jungen Leuten, die sich hier beim Nachhausegehen zusammengedrängt vorfanden, Ruhe zu halten. Als aber ein Student nochmals und zwar vor den Augen des Dictators Vivat rief, erhob jener die Hand und schlug ihn in's Gesicht. Über dieses faustrechtliche Verfahren gerieth die ganze akademische Jugend der

philosophischen Facultät in Aufregung. Man hob den geschlagenen Jüngling auf die Schultern, trug ihn unter lautem Lärm in den Hörsaal und verlangte von dem Professor, der alle Fassung verloren hatte, er solle dem Beleidigten Abbitte leisten. Einige versöhnende Worte hätten die gutmüthigen, nur leidenschaftlich erregten Jünglinge unfehlbar beruhigt; allein sie wurden nicht gesprochen. Der Professor wurde von einem seiner Collegen nach Hause begleitet, die aufgeregten Studenten folgten ihm nach, ihr Begehren laut wiederholend. Beim Eintritt in das Haus befahl der Professor dem Hausmeister das Thor zu sperren. Dadurch wurden einige der Studenten von ihren Genossen abgeschnitten, es entstand der Verdacht daß man sie der Polizei überliefern wolle, und nun suchten die Draußenstehenden mit Gewalt in das Haus zu dringen, um ihre Freunde zu befreien. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei Studenten verhaftet, was die Aufregung der übrigen noch mehr steigerte. Sie warfen einige Fensterscheiben ein und eilten dann nach der Universität zurück, wo sie wieder und zwar immer lauter Genugthuung verlangten. An Policisten und Vertrauten fehlte es nicht, sie richteten jedoch nichts aus. Nur ein Professor, Herr Hye, versuchte es die aufgeregte Menge zu beschwichtigen; da dieser Rechtslehrer aber den Studenten der Philosophie nicht bekannt war, so konnten seine wohlgemeinten Worte den Sturm nicht beschwören. Am folgenden Tage (den 5. Decbr.) wiederholten sich diese Scenen, und auch jetzt erschien kein Lehrer der philosophischen Fakultät um praktisch zu wirken. Es schien als ob sie alle den wirren Lärm des Lebens, das Brausen der leidenschaftlichen Stimmung für ihrer unwürdig hielten und sich in Diogenesfässer geflüchtet hätten. Am dritten Tage wurde ein Placat des Präsidenten der Regierung (nicht der Universitätsbehörde oder gar der Polizei) an allen Eingängen der Universität angeschlagen, und der wahrhaft väterliche Ton, in dem dies Actenstück gehalten ist, beruhigte sogleich die jugendlichen Gemüther, welchen man wohl eine hitzige Aufwallung des verletzten Ehrgefühls, keineswegs aber Muthwillen zur Last legen kann. — Im Burgtheater sahen wir ein neues Lustspiel in vier Aufzügen: „Verwirrungen der Liebe.“ Das Publikum hielt diese Verwirrungen der Liebe für Verwirrungen des Herrn Deinhardstein, und zischte sie in Gegenwart des Hofes unbarmherzig aus. Sonst finden Leichenredner leicht irgend einen Anhaltspunkt für ein wohlwollendes Wort, am Grabe dieser Novität kann man keines finden. Herr Deinhardstein hat als Censor schon vielen und bessern Werken das damnatur ertheilt. Das Publikum rächte heute ihre verbannten Geister, und sprach auch ein damnatur. — Im Theater an der Wien sahen wir den „Weiberfeind“ von Benedix, eine Bagatelle die aus den Pointen mehrerer Stücke zusammengesetzt ist und durch Gemeinplätze lachen machte. Eben daselbst erschien „Mademoiselle Colombe“, Lustspiel in zwei Acten von W. A. Gerle und Bernhard Frankl. Hier ward es wieder recht klar daß Theilung der Arbeit auf dem Gebiete des Drama's eine sehr schlechte Speculation bei uns Deutschen ist. Die Engländer haben ihren Beaumont und ihren Flescher, die Franzosen Scribe und Compagnie, und noch viele andere dramatische Compagnien, die wenigstens für den Augenblick mit Erfolg schaffen und weben. Bei den Deutschen will aber die Theilung der Arbeit nicht anschlagen. Die deutsche Muse will ein ganzes Herz haben, sie verschmäht ein speculatives Flickwerk. Wer in ihrem Tempel mit eigener Kraft nicht wirken kann, der sollte gar nicht an ihren Altar treten. — Wenn der eine Verfasser dieses Stückes noch eben so im rosigen Lichte wandelte, wie der zweite, so würde er gewiß nicht säumen in einem auswärtigen Blatte von Prag aus über die Darstellung seines halben Werkes in Wien gelind zu Felde zu ziehen, um es wieder in einem andern Organe in Schutz zu nehmen. — Eisele und Beisele, die bekannten witzigen Figuren, sind aus dem Rahmen der „fliegenden Blätter“ auf die Bretter an der Wien getreten, gefielen im ersten Acte so ziemlich, um in den folgenden am Mangel an Erfindungsgabe, Witz und andern nothwendigen Requisiten einer Burleske gänzlich zu scheitern. — Wir sind auch schon so glücklich ein Verbot des Verkaufs der Schießwolle zu besitzen. Wie rasch folgen doch die Verbote den Erfindungen, wenn diese etwas feurig sind! All die polizeilichen Rücksichten die bei uns und in allen deutschen Staaten eine geflügelte Intervention erfordern, kennt man nicht jenseits des Meeres. Selbst der Verkauf der chemischen Ingredienzien zur Verfertigung der so bescheiden oder gar nicht knallenden Schießwolle sind verboten. Gott gebe daß zuletzt nicht auch die Baumwolle selbst oder gar Holzspähne die sie ersetzen können, ein patriarchalisch germanisches Verbot ereile! — Wenn das Leben uns sonst nichts als ein tolles wüstes Treibjagen nach materiellen Gelüsten und nach dem Mammon, dem Götzen des laufenden Jahrhunderts zeigt, so tritt der Tod als Welttröster auf, und enthüllt uns ein Lebensbild das wir blos deshalb nicht namenlos groß nennen, weil es zu hoch über unserm Horizonte schwebt. In den letzten Tagen des Novembers starb in einer der hiesigen Vorstädte Josepha Haas von Längenfeld-Pfalzheim. Diese merkwürdige Frau führte ein Leben, wie es kaum eine Bettlerin führt. Sie verzehrte die ganze Woche hindurch blos ein Pfund Fleisch das sie bei einem Talglichte oder einem Holzspahn kochte, hatte weder einen ordentlichen Tisch noch anderes Hausgeräth, ja nicht einmal ein Bett; der Strohsack auf dem sie im 64. Jahre starb, war halb verfault. Und diese Frau hinterließ ein Vermögen von 400,000 Fl. C.-M. Des Tages saß sie auf einem Lehnstuhl dessen Polster statt mit Roßhaaren oder Moos mit Staatsobligationen gefüllt war. Neben ihr lehnte stets eine alte Degenklinge so daß sie einem weiblichen Don Quixote nicht unähnlich schien. Und was vermochte diese alte Frau sich freiwillig die Last eines so elenden Lebens aufzubürden? Nichts als die Hoffnung auf das Glück Fremder, das sie mit ihren Ersparnissen stiften wollte. Sie gründete mehrere Stiftungen, die eine im Jahre 1844 bei dem baierischen Landgericht Burglängenfeld, wonach jährlich zwölf Mädchen aus der Pfalz nach der Stifterin Tode mit 800 Fl. eine Heirathsausstattung erhalten. Eine zweite ähnliche Stiftung machte sie in ihrem letzten Willen für 27 arme gesittete pfälzische Jungfrauen, die jährlich diese Preise unter der Bedingung erhalten daß sie sich an Landleute aus Oberöstreich verehelichen. Eine dritte gründete sie in Niederöstreich. Um das Glück so vieler Paare zu stiften, darbte sich die Verewigte jeden Lebensgenuß ab. Das ist in der That so groß daß wir es kaum begreifen. Die Pfalz und Oberöstreich treten jetzt in ganz interessante Rapporte zu einander. Es muß ein sehr lebhafter Verkehr zwischen diesen Ländern eintreten, den Gott

Amor und sein Bruder Hymen vermitteln werden. Es wird eine interessante Wanderlust geben zwischen Jünglingen und Mädchen beider Landestheile. — Ein anderes Ereigniß macht ebenfalls Aufsehen. Ein Hausmeister in der Stadt gewann 80,000 Fl. C.-M. in der Güterlotterie, und vertheilte einige tausend Gulden an Arme. Das Haus in welchem der wohlthätige Mann wohnt, war wie belagert. Er will nach wie vor Hausmeister bleiben, ein Beispiel bescheidener Beschränkung, das die Wiener nicht begreifen. — Die Leiche der verewigten Großfürstin Maria Michailowna wurde am 9. des Abends nach St. Petersburg abgeführt. Der russische Generallieutenant von Bibikoff, der eigens nach Wien gesendet wurde, und die übrige russische Suite folgten dem Zuge. Der k. k. Feldmarschallieutenant Graf von Wimpffen und eine Abtheilung der k. k. Trabanten-Leibgarde begleiteten auf allerhöchsten Befehl die Leiche bis an die preußische Grenze zwischen Troppau und Ratibor. Bis Ollmütz geht der Trauerzug mit der Eisenbahn. — Die Nachricht des Tiroler Boten von Friedrich List's tragischem Ende in Kufstein hat hier nicht blos die Anhänger seines Systems sondern auch seine Gegner tief erschüttert. Wo werden die deutschen Kaufherren und Industriellen Ersatz für einen so unermüdlichen Schutzpatron erhalten? Welch ein Kontrast! Während Cobden in England nicht blos mit volltönenden Worten auf den Schild gehoben wird, endet in Deutschland ein Mann der für die materiellen Interessen seiner Landsleute so unermüdlich kämpfte, ein Raub düsterer Melancholie. Wenn es wahr wäre, der Himmel verhüte es! daß diese übermannende Melancholie aus der tiefen Mißstimmung über eine ohne Dank verwendete Lebensthätigkeit entsprang, so würde dieser Todesfall eine große Schuld auf das Gewissen der Deutschen wälzen. — Meyerbeer ist hier eingetroffen. Die „Sonntagsblätter" welche die Kunde von Bildung einer Akademie der Wissenschaften so finnig mit rothen Lettern mittheilten, begrüßen den berühmten Tonmeister eben so geistreich mit einem stattlich aus Druckerschwärze gebildeten Lorbeerkranz über welchem ein dicker, schwarzer Stern prangt. Auch Klara Schumann, die herrliche Künstlerin, ist mit ihrem Gatten hier eingetroffen, um in unser üppig wucherndes Concertwesen einen eigenthümlichen Reiz zu bringen. *

Aus Berlin, d. 17. December.

[Eine Verschwörung; Weihnachtsfreuden.]

Zu Anfang der Woche glaubte ich wahrhaftig wir lebten um's Jahr 1819 und Dambach stehe nebst Tschoppe vor unseren Thüren. Einige dreißig Personen wurden in einer Nacht arretirt. Stand der Staat in Gefahr? Ist er mit einem Netz von Hochverrath übersponnen? — Junge Leute haben, ohne viel Hehl daraus zu machen, verbotene Bücher gelesen und sich mitgetheilt. — Man frage jene Beamten welche die Maßregel befohlen und ausgeführt haben auf ihre Ehre, ob sie keine verbotenen Schriften lesen, besitzen, ja vielleicht bei sich führen, um sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit diesem oder jenem Freunde mitzutheilen, und händereibend ihm zuzuzischeln: gar nicht übel, nur etwas zu scharf! Daß Jedermann verbotene Bücher liest, sie leicht bekommen kann trotz aller Maßregeln, das ist ein sehr allgemein gewordenes Verbrechen. — Auf dem Gebiete der Religion bringen die Reactionen und Contrecoups nicht auf die Länge durch. Die Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins hat den Abgeordneten Königsbergs aus ihrer Mitte ausgestoßen, die einzelnen Vereine bestehen auf Rupp's Zulassung zur Mitglied- und Abgeordnetenschaft; so vor einigen Tagen auch der hiesige Verein mit so entschiedener Mehrheit daß es gar keiner Zählung beim Abstimmen bedurfte. — Auf den Straßen glitzert und flimmert Schnee und Eis so weihnachtlich traulich, wie es nur ein Nordländer verlangen kann. Das Stück Volksleben aber das sich sonst noch auf dem hiesigen Weihnachtsmarkte finden ließ, schwindet immer mehr. Liegt das an der zunehmenden Armuth oder hat es andere Gründe die mit der nivellirenden Entwickelung des Berlinerthums zusammenhängen? Wie dem auch sei, Rellstab, der Unverdrossene, steuert abermals auf die Klippe los, an welcher er alljährlich strandet. Er macht Weihnachtshumor! O ihr glücklichen Abonnenten der Vossischen! †.

[Friedrich List.]

In fast allen deutschen Blättern hat sich der Schmerz über den unglücklichen Hintritt dieses Mannes auf das ergreifendste ausgesprochen. Dieser Schmerz hat sich bis zu der Anklage gegen das Vaterland gesteigert, das jeder Zeit mit dem Vorwurf belastet wird nichts für das heimische Talent zu thun, wenn sich der Einzelne einer Selbstanklage entziehen möchte. Ich stelle nicht in Abrede daß Deutschland, immer bereit seine Todten zu ehren, sich gegen seine lebenden Kräfte allzu gleichgültig verhält. Aber wenn so viele Stimmführer der öffentlichen Meinung dem Tod jenes Mannes, einen Tod der Verzweiflung, beklagen, so könnte man die Frage aufwerfen, was sie abhielt den Lebenden als er noch voller genialer Entwürfe unter uns wandelte, ihre Theilnahme, ihre Begeisterung zu widmen? Was hat die ganze Schaar unserer politischen Zeitungen deren große Mehrheit fast lediglich vom Abklatsch aus der einen in die andere lebt, was hat sie gethan List's große Pläne zu unterstützen, Theilnahme im Volke für sie zu erwecken, sie dem großen Haufen zu erläutern? Die Theilnahmlosigkeit der großen Menge entspringt nur aus der Theilnahmlosigkeit unserer Blätter für nationales Wirken, für die Männer des lebendigen Gedankens und der möglichen That. Alle jene kühnen Sprecher die die Nation jetzt anklagen, haben wenig gethan um List's Nationalökonomie und seine Eisenbahnzeitung zu unterstützen. Auch an Gegnern hat es ihm gefehlt die ihm die Spitze boten wo er geirrt; die Gleichgültigkeit ist der stärkste Feind dem der Muthigste erliegt. In den großen Spalten unserer meisten politischen Blätter war oft jahrelang nichts von List zu lesen. Auch unsere Philosophen, unsere Dichter konnten ruhig zu Grunde gehen, ehe sich die Politik unserer Zeitungen mit ihnen beschäftigte um ihr nationales Wirken der Nation vorzuführen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

